Die Großen Deutschen

Fünfter Band

Die Großen Deutschen

Neue Deutsche Biographie

Herausgegeben von

Willy Andreas

und

Wilhelm von Scholz

Fünfter Band · Ergänzungsband

Mit 116 Bildern, 4 Farbentafeln und 3 Faksimiles

Im Propyläen-Verlag · Berlin

Einband und Umſchlag: F. H. Ehmcke
Copyright 1937 by Propyläen-Verlag G.m.b.H., Berlin
Printed in Germany

Vorwort

„Die Großen Deutschen" gehören schon heute zum festen Bestand wohl aller deutschen Büchereien; sie sind darüber hinaus zum allgemeinen lebendigen Besitz des deutschen Hauses geworden. Der Versuch, die Entwickelung unseres Volkes in Lebensbildern ihrer großen Gestalter darzustellen, hat seine Anziehungskraft also nicht verfehlt.

Das Werk, das eine sorgsam erwogene Auswahl der hervorragenden Persönlichkeiten unserer Geschichte enthält, mußte sich aus gewichtigen Gründen gewisse Grenzen stecken. Manche Gestalt, die uns Deutschen verehrungswürdig erscheint und gewiß den Bildnern deutschen Wesens zuzuzählen ist, mußten wir in den ersten vier Bänden in oft schmerzlichem Verzicht weglassen. Die starke Beachtung, die die Neue Deutsche Biographie in den Jahren ihres Erscheinens bei der Leserschaft und der öffentlichen Meinung gefunden hat, rechtfertigt es, nunmehr in einem fünften, abschließenden Bande noch einmal über fünfzig Persönlichkeiten auszuwählen und ihr Leben und Wirken darzustellen. Unter ihnen befinden sich einige besonders liebenswerte Erscheinungen, deren Anrecht auf einen Platz in diesem Werke vor allem in dem treuen Andenken liegt, das ihnen unser Volk bewahrt.

Möge auch dieser abschließende Band des Werkes seinen Weg zu den Herzen der Leser finden als Beitrag zum Verständnis und zur Erkenntnis deutscher Geschichte, als Quelle der Kraft für unseren Gang in die Zukunft, als Wegweiser für unser Handeln im Dienste unseres Volkes.

Im Herbst 1937

Inhalt des fünften Bandes

1. Heinrich der Erste. Von Willy Andreas 9
2. Rudolf von Habsburg. Von Friedrich Schoenstedt 24
3. Huldreich Zwingli. Von Gerhard Ritter 39
4. Albrecht Altdorfer und Wolfgang Huber. Von Adolf Jannasch 55
5. Fischer von Erlach — Hildebrandt — Prandtauer. Von Werner Hager. 70
6. Zinzendorf. Von Paul Alverdes 86
7. Johann Joachim Winckelmann. Von Ludwig Curtius 98
8. Friedrich Gottlieb Klopstock. Von Josef Nadler 110
9. Novalis. Von Wilhelm von Scholz. 118
10. Erzherzog Carl. Von Friedrich von Rabenau. 128
11. Schleiermacher. Von Georg Merz. 143
12. Schelling. Von Egon Pallon 153
13. Carl Gustav Carus. Von Julius Schuster 166
14. Abraham Gottlob Werner und Leopold von Buch. Von Hans Joachim Flechtner 172
15. Gottfried Schadow und Christian Rauch. Von Paul Ortwin Rave 182
16. Moritz von Schwind und Ludwig Richter. Von Fritz Hellwag . 195
17. Carl Spitzweg. Von Hans Wolff 212
18. Jeremias Gotthelf. Von Jakob Schaffner 221
19. Fraunhofer — Zeiß — Abbe. Von Paul Karlson 232
20. Robert Wilhelm Bunsen und Gustav Robert Kirchhoff. Von Hans Schimank 248
21. Ludwig Uhland. Von Otto Burger 265
22. Fritz Reuter. Von Gerhard Ringeling 275
23. Annette Freiin von Droste-Hülshoff. Von Hans Franck . . . 287
24. Hermann Fürst Pückler-Muskau und Peter Josef Lenné. Von Heinrich Fr. Wiepking-Jürgensen 303
25. Carl Schurz. Von Walter Manggold 312
26. Theodor Mommsen. Von Wilhelm Weber 326
27. Theodor Storm. Von Hermann Claudius 338
28. Anselm Feuerbach. Von Kurt Martin 347
29. Gustav Freytag. Von Ernst Moering 357

30. Rudolf Virchow. Von Robert Diepgen 368
31. Theodor Billroth. Von Hans von Haberer 376
32. Hermann Henrich Meier. Von Friedrich Lindemann 382
33. Adolf Lüderitz. Von Wilhelm Schüßler 395
34. Max Eyth. Von Walter Kiaulehn 406
35. Heinrich von Stephan. Von Oskar Grosse 418
36. Wilhelm Busch. Von Friedrich Castelle 428
37. Wilhelm Dilthey. Von Albert Dietrich 439
38. Hugo Wolf. Von Helmut Schultz 450
39. Ernst von Bergmann. Von Walter von Brunn 466
40. Ferdinand Freiherr von Richthofen. Von Georg Wegener. . . 478
41. Carl Weyprecht und Julius Payer. Von Johannes Georgi. . . 489
42. Conrad von Hötzendorf. Von Edmund Glaise von Horstenau. . . 504
43. Paul Ernst. Von Hellmuth Langenbucher 522
Register 531

*

Inhaltsübersicht der übrigen Bände des Werkes
am Schluß dieses Bandes.

Heinrich der Erste

876—936

Von

Willy Andreas

Heinrich der Erste gehört zu den mittelalterlichen Herrschern, die nicht unter Verkennung oder Trübung des geschichtlichen Urteils gelitten haben. Niemals ist seine Bedeutung ernstlich bezweifelt oder verkleinert worden. Trotzdem wird man sagen dürfen: der Zeitpunkt zur Beschwörung seiner Gestalt ist günstiger denn je. Zu Menschen, die sich ehrlich um germanische Vorzeit und deutsche Frühgeschichte mühen, spricht sein Bildnis unmittelbarer als zu solchen, die jener Vergangenheit sich fern oder gar fremd fühlen. So kommt die Gegenwart selbst der Neuerfassung der Persönlichkeit und ihres Werkes entgegen. Stärker noch als bisher wird die Erscheinung Heinrichs im Volksbewußtsein Grund fassen. Ihr historisches Gewicht wird wachsen, nicht abnehmen.

Mit ihm begann ein langsamer, aber stetiger Aufstieg deutscher Macht, und der Staat gewann Festigkeit im Innern. Siebzehn Jahre bloß hat Heinrich seines Königsamtes gewaltet. Was er aber in dieser kurzen Zeitspanne getan, hat ihn zum Neubegründer, zum Mehrer des Reiches gemacht, und auf dem tragfähigen Grunde dieses Reiches sollte sich fortan das deutsche Volk entwickeln.

Nur eine Rückschau auf die Wirrsal, der Konrad der Erste, sein Vorgänger, nicht zu steuern vermocht hatte, kann Heinrichs Leistungen ins richtige Licht setzen. Es schien, als lasse sich der Niedergang, der bald nach dem Tode Karls des Großen schon anhebt, nicht aufhalten. Auch diese Entwicklung bedarf eines Streifblicks, will man begreifen, welch glückliche Wendung König Heinrichs Regierung herbeigeführt hat.

Karls Imperium, das sich auch über Frankreich bis nach Spanien hinein und über den größeren Teil von Italien erstreckt hatte, war im Vertrag von Verdun (843) unter seine drei Enkel geteilt worden. Das eine dieser Teilreiche, das ostfränkische, zu dem ein Menschenalter später auch Lotharingien hinzukam, umspannte die Stammesgebiete der Sachsen, Thüringer, der Franken, Schwaben und Bayern. Trotzdem die Absonderung dieses eigenen Gebildes für das Entstehen eines deutschen Reiches grundlegend wichtig werden sollte, hatte man damit keineswegs an eine völlige Auflösung des karolingischen Imperiums gedacht; noch galt dieses ostfränkische Reich, obwohl die Volksentwicklung hier wie drüben im Westen seit langem ihre eigenen Wege ging, als Bestandteil des größeren Ganzen; seine Könige waren verpflichtet, mit den anderen Herrschern, die untereinander erbberechtigt waren, zusammenzuarbeiten; einer vollen Selbständigkeit und Hoheit

erfreute es sich nicht. Als die ostfränkische Linie des Karolingerhauses mit Ludwig dem Kinde ausstarb, hätte jetzt der westfränkische Zweig in Deutschland zur Regierung gelangen müssen. Daß jedoch der Frankenherzog Konrad zum König gewählt wurde, stieß die überkommene Anschauung um und bedeutete die endgültige Zerreißung des karolingischen Universalreiches. Es wurde damit die Selbständigkeit des ostfränkischen Teiles begründet.

Nicht, als ob sich damit bereits der Gedanke eines deutschen Nationalstaates durchgesetzt hätte! Diese frühmittelalterlichen Jahrhunderte lassen sich ja überhaupt nicht mit neuzeitlichen Maßstäben messen. Ein Volksbewußtsein im vollen Sinn kannte das zehnte Jahrhundert schon deshalb nicht, weil das Leben der Stämme noch in viel zu eigenwilligen Bahnen sich bewegte, und sie einander von Haus aus recht fern standen. Wie sollte auch der Sachse den Alemannen oder Bayern verstehen: eine ganze Welt lag zwischen ihnen!

Konrad selbst, aus der Reihe der Herzöge emporgestiegen zur obersten Würde, war nur von einem Teil der ostfränkischen Stämme zum König gewählt worden. Die Bayern und Schwaben erkannten ihn erst nachträglich an, gerieten aber bald in erbitterten Streit mit ihm. Die Lothringer hingegen hielten zum westfränkischen Herrscherhause, folgten also der karolingischen Reichsüberlieferung und dem Gebot der Legitimität.

Die Erfahrungen, die Konrad in seinem neubegründeten Regnum Francorum machte, waren traurig und zermürbend. Sieben Jahre des Unfriedens und der Kräftezersplitterung. Äußere und innere Feinde machten dem König das Leben sauer! Dänen und Wenden tummelten sich auf deutschem Boden, und in verheerenden Zügen rasten die Ungarn durchs Reich. Wilde Kämpfe zwischen weltlichem und geistlichem Adel! Die Krone in verzehrendem Ringen gegen die bodenständigen, aber ungebärdigen Sondergewalten der Stammesherzogtümer. In ihnen sammelte sich, während der Reichsgedanke zerfiel und die Führerkraft des Königstums erlahmte, fast ausschließlich das Gemeinschaftsgefühl und das Bedürfnis nach Zusammenschluß, soweit es im Volke lebendig war; sie wollten sich ihre Selbständigkeit nicht rauben lassen.

Um nicht selber zu versinken, klammerte sich der König wie die Spätlinge des karolingischen Hauses an die kirchliche Hierarchie, deren Herrschsucht daraus Vorteil zog. Ihr festgefügter Verband bot schier allein noch der wankenden Reichseinheit einen gewissen Halt. Aber auch sie schien das Schicksal des geschwächten Königtums teilen zu müssen und sah sich von dem Machthunger der Herzöge aufs schwerste bedroht.

Besonders schlimm, daß auch die Sachsen sich dem übrigen Deutschland wieder entfremdeten. Kein Stamm hat sich so stark wie sie dem Bannkreis der Königsgewalt entzogen.

Verglichen mit den anderen Stämmen waren sie ganz etwas für sich. Jene, ob Franken, Bayern oder Schwaben, hausten auf einem Boden, der einst vom

Römertum und seiner Kultur unmittelbar und tief beeinflußt worden war. Sachsen war davon vollkommen unberührt geblieben, und ebenso hatte es sich dem Christentum gegenüber später als sie und nur unter grimmigster Gegenwehr erschlossen. Ihre Unterwerfung durch Karl, den mächtigen Frankenherrscher, war mit Strömen von Blut erkauft worden. Der Geist des großen Widukind, der einem Weltenkaiser die Stirn geboten, lebte nach der Eingliederung ins Frankenreich auch im Heldenlied und der Erinnerung seines Volkes weiter, während die Kirche Sorge trug, sein Andenken in ihrem Sinne umzudeuten. Heidnischer Trotz und stämmische Eigenwilligkeit blieben nun einmal, auch nachdem das Christentum die Seelen dieser germanischen Menschen umzuformen begann, den Sachsen angeboren. Sie liebten es, ihre besonderen Wege zu gehen. Stark beansprucht durch Grenzlandkämpfe mit den Slawen und Dänen, standen sie den Vorgängen im Reich nur lau oder unbeteiligt gegenüber. Die Nachfahren Karls des Großen kamen ziemlich selten in diese Lande, während sie im mittleren und südlichen Deutschland sich häufiger sehen ließen. Der Niedergang des karolingischen Hauses und Reichs, sein Versagen im Innern und nach außen, lockerte den Zusammenhalt noch mehr: die Notwendigkeit der Selbsthilfe steigerte das natürliche Selbstgefühl der Sachsen.

Träger der Stammesgeschichte waren Heinrichs Ahnen, das mächtige, einflußreiche Geschlecht der Liudolfinger. Begütert war die Familie in Westfalen, in Engern und Ostfalen. An den Hängen und in den Tälern des Harz legte sie zahlreiche Wirtschaftshöfe an und trug so zur Besiedlung des schwachbevölkerten, unwirtlichen Gebirges bei. Der Großvater Liudolf hatte im östlichen Teile Sachsens herzogliche Gewalt ausgeübt; die Großmutter Oda, eine Edle fränkischen Geschlechts, hatte noch Kaiser Karl erlebt. Brun, der Oheim, war an der Spitze seiner Mannen im Kampfe gegen die Normannen auf der Walstatt geblieben (880). Otto, der Vater, hatte als Herzog über ganz Sachsen geschaltet, aber auch in Thüringen Macht gehabt, der Schlüsselstellung für eine wirksame Ostpolitik. Bis nach Lothringen hatte sich sein Einfluß und Besitz erstreckt. Die Mutter hieß Hadwich, vielleicht war sie eine Verwandte des königlichen Hauses. Über ihre Herkunft und Persönlichkeit gibt keine Überlieferung nähere Kunde.

Otto war lange im Kampfe gegen die Daleminzier gestanden, jenen Sorbenstamm, der um Lommatzsch und Meißen herum hauste; indem er seinem Sohn Heinrich ein Heer gegen sie anvertraute, trat der Erbe schon in jungen Jahren in den Bereich von Grenzmarkauseinandersetzungen, die später einen Teil seiner Lebensaufgabe bilden sollten. Wohlgerüstet nach den verschiedensten Seiten hin, hatte Otto den inneren Parteiungen im Reich gegenüber Zurückhaltung geübt. Dem Sohne sollte dieses Aufsparen der Stammeskraft, wie sich bald zeigte, zugute kommen.

In dieser geschlossenen, kernigen Welt seiner sächsischen Heimat war Heinrich aufgewachsen. Nach dem Tode des Vaters (912) wurde er, sechsunddreißigjährig, von den Großen zum Herzog erhoben. Als solcher stieß er bald mit König Konrad

zusammen, der auch dieses Herzogtum niederzuhalten suchte. Ein Unterfangen, das ihm ebensowenig glückte wie seine Kämpfe gegen die Schwaben und Bayern. So verschieden die Persönlichkeiten dieser drei Stammesherzöge unter sich waren, der Gegensatz entsprang der gleichen Wurzel, und die Regierungsproblematik von Konrads Herrschertum trat in Niedersachsen genau so zutage wie auf oberdeutschem Boden. Tat sich der König hier im Süden mit Bischof Salomon von Konstanz zusammen, um dem schwäbischen Herzogtum beizukommen, so verband er sich, um Sachsens Herr zu werden, mit Erzbischof Hatto von Mainz, dem Haupt der deutschen Reichskirche, der sich auch starken persönlichen Einfluß auf ihn sicherte. Da sich die Besitzungen von Mainz tief nach Thüringen hinein erstreckten, Heinrich aber dort die markgräfliche Gewalt und die Grenzwacht gegen die Ungarn ausübte, ging der Erzbischof mit König Konrad zusammen.

Heinrich blieb in der Oberhand: Eberhard, Konrads Bruder, erlitt vor der Eresburg eine Niederlage. Konrad selbst wurde vor Grone in der Nähe von Göttingen zum Abzug gezwungen (915). Immer wieder zeigte es sich in diesen Jahren, daß er seinem dornenvollen Amte nicht gewachsen war. Die Machtgrundlage seines fränkischen Herzogtums erwies sich, zumal es durch inneren Streit geschwächt war, als zu schmal, die Aufgabe zu meistern. Man kann es bezweifeln, ob selbst die vereinte Kraft des Herzogtums Sachsen und Thüringens, über die sein Nachfolger gebot, stark genug hierzu gewesen wäre, hätte nicht der neue König die Begabung des echten Herrschers mitgebracht. Dieser Nachfolger war Herzog Heinrich, Konrads sächsischer Gegner!

Heinrichs Berufung zum König ist von der Sage umwoben. Tief hat sich dem Gemüt jenes Bild von Herrn Heinrich am Vogelherd eingeprägt, dem unerwartet guter Fang gelungen: der Jäger, der im Harzwald den Finken nachstellt und in seiner Einsamkeit von Hufgeklapper aufgestört wird; statt der Jagdbeute empfängt er von Eberhard und seinen Franken die Huldigung als König.

Das vertraute Bild, in dem die Liebe des Volkes seinen Herrscher heiter verklärt hat, findet in der geschichtlichen Überlieferung keine Stütze. Doch klingt darin wohl die Überraschung der Zeitgenossen nach, daß die Krone des Reichs, das wie von altersher noch das fränkische geheißen wurde, plötzlich von dem führenden Stamm auf einen Sachsen übergegangen war. Ein Umschwung, der offenbar tief empfunden wurde. Aufgekommen ist die Sage erst zweihundert Jahre später. In Wahrheit spielten sich die Dinge anders ab.

Wohl hatte, wie der Geschichtsschreiber Widukind berichtet, der sterbende Konrad in der Erkenntnis, daß die Zeit der fränkischen Macht dahin sei, seinem Bruder Eberhard das Versprechen abgenommen, die Wahrzeichen des Königtums dem Gebieter der Sachsen zu überbringen. Es war die segensreichste Tat des unglücklichen Königs! Die Selbstüberwindung, die in dieser Überordnung des Reichsgedankens über das Stammesgefühl lag, zeigt einen großen Zug und hat in unserer mittelalterlichen Geschichte kaum ihresgleichen. Selbst

wenn man die Überlegung anstellt, daß das konradinische Haus vielleicht gut tat, lieber auf den zweiten Platz zurückzuweichen, als durch den Stärkeren ganz ausgelöscht zu werden, behält der Vorgang Einzigartigkeit und hohe Würde.

Eberhard, dem die Einwilligung schwer ward, hielt Wort. Er legte die Reichskleinodien, Krone, Schwert und Gürtel, den Mantel und die Armspangen selber in die Hand des Nebenbuhlers. Anscheinend bekam diese Übertragung dadurch, daß Eberhard auch den Reichshort übergab, erhöhten Nachdruck. Es mußte aber ein Akt von noch allgemeinerem Gewicht hinzutreten, dem letzten Willen des toten Königs volle Wirkung zu verleihen: es ist ein Hergang, den man nicht als Wahl Heinrichs, sondern eher als seine Erhebung oder Ausrufung zum König bezeichnen sollte.

An der Grenze ihrer Stammesgebiete, zu Fritzlar, an der uralten Thingstätte der Hessen, trafen sich Sachsen und Franken, die einen geführt von Heinrich, die andern von Eberhard. Auch Erzbischof Heriger von Mainz war mit etlichen Bischöfen erschienen. Es war im Mai des Jahres 919. Eberhard schritt in den Ring und erklärte vor allem Volk Heinrich als den König der Franken. Einstimmiger Zuruf begrüßte nach altgermanischer Sitte den Auserkorenen, und am lautesten erklangen die Stimmen der Sachsen, als ihrem Herzog diese Ehre widerfuhr.

Nicht minder eindrucksvoll das Nachspiel! Als nämlich Erzbischof Heriger nun hervortrat und sich erbot, den neuen Herrscher nach fränkischem Herkommen zu salben und zu krönen, hörte Heinrich, der darauf gefaßt sein mußte, den geistlichen Sprecher mit Achtung an, lehnte aber mit würdevollen Worten das Anerbieten ab. In diesem verbarg sich wohl der Anspruch des Erzbischofs und der hohen Geistlichkeit, durch die Weihehandlung sich politische Geltung zu sichern. Heinrich mag die gefährliche Tragweite, die in Herigers Ansinnen lag, herausgespürt haben. Ebenso ruhig wie bestimmt, alles Verletzende meidend, sprach er, es genüge ihm, zum König erkoren zu sein und den königlichen Namen zu führen, was keinem seiner Vorfahren beschieden gewesen sei. Gott gebühre für seine Liebe und Gnade Dank. Er selbst aber lasse sich daran genug sein. Salbung und Krönung möge ein Besserer als er empfangen. Er fühle sich solcher Ehre nicht würdig. Brausend antworteten die Heilrufe des versammelten Volkes auf dies Bekenntnis, das die Selbstherrlichkeit des königlichen Amtes und seine Unabhängigkeit von der Kirche so eindrucksvoll betonte.

Die Persönlichkeit Heinrichs wirkt auf uns nicht durch herrscherlichen Glanz und menschliche Fülle, sondern durch ihre Echtheit, ihren Geradsinn, ihre Einfachheit. Ein Mann von gehaltenem Ernst, zur rechten Zeit auch einmal fröhlich, aber von einer Zurückhaltung in der Art sich zu geben, die man als niederdeutsch empfindet! Die lebhafteren Herren aus dem Süden des Reiches mögen manchmal das Gefühl gehabt haben, von ihm durchschaut zu werden, ohne daß er ein Wort darüber verlor.

Ausdrücklich betont Widukind von Corvey, der westfälische Mönch, dessen Chronik den Stolz auf sein Sachsentum atmet, Heinrich sei darauf bedacht gewesen, seinen Stamm zu erheben, und so habe er viele in Sachsen durch Schenkungen, durch Verleihung eines Amtes oder Vertrauen gefördert. Wenn ihm die Überlieferung nachsagt, er habe eine offene Hand für die Seinen gehabt, Hausgesinde und Gefolgschaft seien ihm unbedingt ergeben gewesen, so deuten auch diese Züge auf patriarchalische Haltung und breiten niedersächsischen Lebenszuschnitt hin. Beim Mahle gesellig, vergab er doch nie etwas der königlichen Würde. Keiner seiner Krieger, fügt Widukind hinzu, habe sich Heinrich gegenüber eine Unschicklichkeit zuschulden kommen lassen, auch wenn er scherzte: solche Zuneigung und Ehrfurcht zugleich erweckte er in ihren Gemütern.

Im Kampfspiel überwand er alle, so daß er beinahe Furcht einflößte. Seine Überlegenheit im Reiter- und Schwertgefecht verführte ihn jedoch nicht dazu, damit zu prunken oder sich ruhmredig zu gebärden. Die Liebe zur Jagd paßte zu seiner mannhaft schlichten Art. Offenbar fand er in der freien, einsamen Natur auch etwas von der inneren Sammlung, die sein ganzes Wirken auszeichnet.

Von Heinrichs Familienleben wissen wir wenig. Ein erstes Mal war er vermählt gewesen mit Hatheburg, der Tochter des Grafen Erwin von Merseburg. Sie war, als Heinrich sie heiratete, bereits Witwe und hatte den Nonnenschleier genommen. Infolgedessen erhob die Kirche, vor allem der Bischof von Halberstadt, Einspruch. Schließlich ließ Heinrich, nachdem Hatheburg ihm bereits einen Sohn namens Thankmar geboren hatte, von ihr ab und vollzog die Trennung. Ihr stattliches Erbe allerdings behielt er ein. Hatte er durch diese Verbindung die Besitzungen seines Hauses an der Saale gen Thüringen zu gemehrt, so faßte er durch seine zweite Vermählung mit Mathilde, einer Urenkelin des alten Sachsenführers Widukind, die einem der edelsten Geschlechter Westfalens entstammte, dort noch festeren Fuß als seine Vorfahren. Auch die Ehe war schon vor der Thronerhebung geschlossen worden. Fünf Kinder hat Mathilde, die wesentlich jünger war als Heinrich, ihm geschenkt, drei Söhne und zwei Töchter. Sie selbst war von hoher, stolzer Sinnesart, hatte Freude an höfischem Prunk und königlicher Machtentfaltung. Eine Frau von tiefer Frömmigkeit, genoß sie als Wohltäterin der Kirche und der Armen viel Verehrung.

Des Königs äußere Erscheinung entsprach der herrscherhaften Überlegenheit seines Wesens. Breitschultrig und hochgewachsen, so wird er uns auf der Höhe seiner Regierung geschildert, alle anderen überragend, mit klaren blauen Augen und kurz gehaltenem blondem Bart.

Fern jeder Phantastik, ohne den leisesten Anflug zum Abenteuerlichen, aller Schwärmerei abhold, ein nüchterner Mensch, der auch der Kirche gegenüber wohlbedachten Abstand wahrte, stand Heinrich fest auf dieser Erde. Die Lieder, in denen die Sachsen ihre Helden besangen, feiern auch die Taten ihres Herzogs Heinrich. Widukind, dem wir so viel überzeugende Einzelheiten über sein Leben verdanken,

hat aus diesen Liedern seines Stammes geschöpft, um Lücken der verbürgten Überlieferung auszufüllen.

Es spricht für Heinrich, daß sein früherer Feind Eberhard, der dem König freilich eine Mehrung seiner Macht in Franken und Schwaben zu danken hatte, ihm zeitlebens ergeben blieb. Wenn Heinrich unter den starken Stammeshäuptern sich als König behaupten konnte, ja so eigenwillige Männer wie Hermann von Schwaben und Arnulf von Bayern zu Freunden gewann, so ist das ein Beweis für die innere Stärke seines Führertums, für seine staatsmännische Befähigung, aber auch für seine hohen menschlichen Eigenschaften. Insbesondere wurde ihm die Tugend der Gerechtigkeit auch von solchen Zeitgenossen nachgerühmt, die Heinrich weder stammesmäßig noch menschlich nahe standen. Niemand soll er Unrecht zugefügt, keinen gekränkt haben; obwohl für seine Person ganz im sächsischen Boden verwurzelt und hier auch innerlich zu Haus, setzte er doch keinen deutschen Stamm gegen den anderen zurück.

So ist es für Leistung und Inhalt dieser Regierung kennzeichnend, daß weder die neuere noch die ältere Geschichtsschreibung ihr einen Makel vorzuwerfen hat.

Wohl lassen sich die Grenzen von Heinrichs Wirksamkeit aufzeigen; aber er sah sich auch vor besonders schwere Aufgaben gestellt. Darum mußte er sich mitunter mit Teillösungen begnügen, und manches konnte er nicht mit einem beherzten Griff anpacken, sondern nur allmählich, Stück um Stück verwirklichen. Dann aber geschah es sehr beharrlich. Auch diese bedachtsame Zähigkeit ist niedersächsischen Gepräges.

Wenn Heinrichs Sohn Otto, dem die Geschichte den Beinamen des Großen beigelegt hat, über den Vater hinauswuchs durch die Weite des Gesichtsfeldes, die Hochgespanntheit des Wollens und den Schwung der Gesamtpersönlichkeit, so stand er doch in der sicheren Einschätzung des Erreichbaren hinter ihm zurück. Denn Heinrich war ein Meister politischer Taktik, die vor jedem Schritt die Festigkeit des Bodens prüfte und doch nicht in Bedenklichkeiten hängen blieb. Eine glückliche Verbindung von Kraft und Klugheit, von Willensstärke und Maß, von Wucht und Milde macht sein Walten aus.

Man versteht es, daß das Herrschertum eines solchen Mannes, der als Hüter von Friede und Recht empfunden wurde, in der Lohengrinsage fortlebt, die König Heinrich im fernen Brabant als Schirmherrn und Retter der Bedrängten auftreten läßt.

Während Heinrichs Vorgänger im Bunde mit der Kirche gegen die Herzöge regiert hatte, suchte er, indem er das Steuer entschlossen herumwarf, im Einvernehmen mit jenen widerspenstigen weltlichen Gewalten Deutschland zu lenken. Es gelang ihm, wenn auch nicht ohne Schwierigkeiten und Zugeständnisse. Denn Bayerns Herzog Arnulf hatte sich anfangs sogar zum Gegenkönig erheben lassen. Nur indem Heinrich sich mit einer losen Oberherrschaft über ihn begnügte, die Arnulf volle Kirchenfreiheit, die Einsetzung der Bischöfe und

Äbte seines Landes sowie das alleinige Münzrecht überließ, bewog er ihn dazu, sein Königtum anzuerkennen.

Wie die Bayern, so hatten auch die Schwaben der Versammlung in Fritzlar nicht beigewohnt. Auch sie mußten durch klug entgegenkommende Diplomatie gewonnen werden. Nur dadurch vermochte Heinrich Widerstände zu bannen; daß ein Sachse nun einmal die Königskrone trug und mit über Süddeutschland gebieten sollte, war allen Überlieferungen und ihrem Sinn zuwider. Herzog Burkhard, der zweite dieses Namens, ließ sich die Anerkennung Heinrichs mit weitreichender Einflußnahme auf die schwäbischen Kirchen bezahlen, mit denen der unbändige, beutehungrige Krieger rauh umsprang.

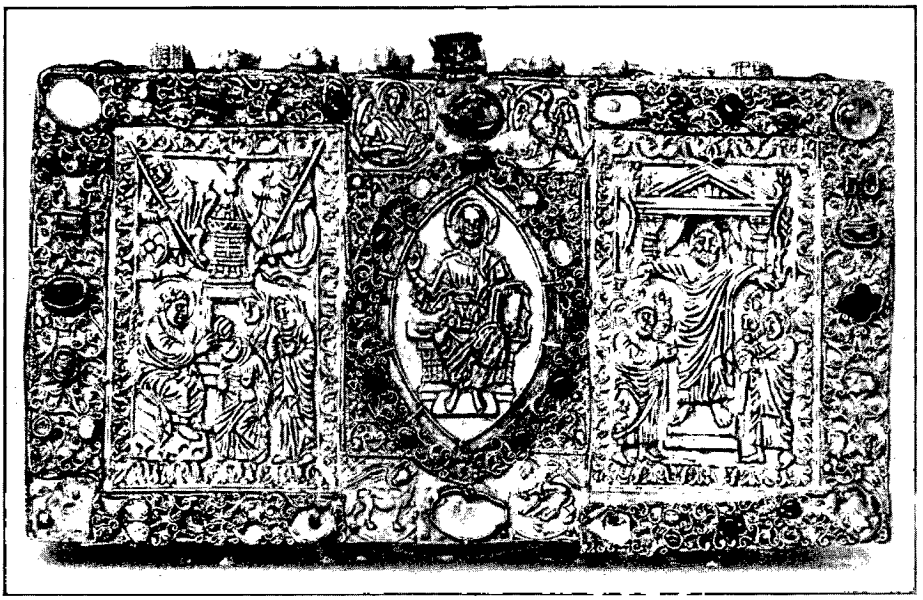
Eine vollkommen andere Stellung gegenüber dem Stammesherzogtum, als sie sein Vorgänger eingenommen hatte, drückte sich in Heinrichs Haltung aus. Jener hatte die urwüchsigen und lebensfähigen Gewalten niederhalten wollen, aber in fruchtlosem Ringen seine Kräfte verbraucht. Der Herrscher sächsischen Geblüts jedoch leistete sich nicht die Vermessenheit, aus dem bisherigen fränkischen Reich ein sächsisches machen zu wollen. Dazu hätten seine Machtmittel schwerlich ausgereicht, und schließlich boten ja auch diese geschichtlich gewordenen Kräfte Möglichkeiten des Reichsaufbaus: bluthaft stark und bodenverbunden wie sie waren, bedurften sie mehr der Einordnung und der Bändigung, nicht der Unterdrückung oder voller Einebnung. Heinrich achtete in jeder Hinsicht, verfassungsmäßig wie politisch die Befugnisse und Gefühle der Franken. Er richtete nach fränkischem Recht. Auf ihrem Stammesboden fanden auch in Zukunft die wichtigsten Reichsversammlungen und die Königswahlen statt. Seine Kanzlei betonte oft die fränkische Tradition.

In der Beschränkung zeigte er den Meister! Doch nahm Heinrich, wenn eine günstige Gelegenheit sich bot, sie wahr, um die königliche Macht auch im Bereich des Stammesherzogtums vorzuschieben. Schwaben gegenüber gelang ihm das, indem er nach dem Tode Burkhards das verwaiste Land einem Angehörigen des konradinischen Hauses anvertraute, der ihm treu ergeben war. Während bisher die Herzöge von den Stämmen kraft eigenen Rechts, oft gegen den Willen des Königs, zu ihrer Würde erhoben wurden, zog nun der stammesfremde Hermann, ein Vetter Eberhards von Franken, als Vertrauensmann des Königs dort ein. Die Zeiten, in denen der Schwabenherzog selbständig in die burgundischen Verhältnisse und die italienischen Wirren eingriff und etwas wie eine eigene auswärtige Politik hatte wagen können, waren vorüber. Schwabens Verhältnis zur obersten Reichsgewalt hat sich seitdem grundlegend geändert. Auch hier gebot nun der Wille des Königs, und er wußte sich fortan auch der schwäbischen Kirche gegenüber unmittelbar zur Geltung zu bringen.

Was Heinrichs allgemeine Haltung zur Kirche anlangt, so hat er sie gern gefördert, hat ihr Schenkungen und Gnade erwiesen; aber er blieb ihr Herr. Welche Wandlung auch da gegenüber dem Vorgänger! Die Vertreter des früheren



Siegel König Heinrichs I.



Der ſogenannte Reliquienſchrein Heinrichs I.
Domſchatz zu Quedlinburg. 10. und 13. Jahrhundert



Krypta des Domes zu Quedlinburg,
in der Heinrich I. und seine Gemahlin Mathilde beigesetzt sind

Systems starben allmählich aus. Auf die erledigten Stühle seines Machtbereichs brachte der König seine Anhänger. Nicht Roms Wille galt in Deutschland, sondern der seine. Allerdings hätte den Päpsten, bei der Versumpfung und Günstlingswirtschaft, die an ihrem Hofe herrschte, auch die Kraft gefehlt, sich zur Geltung zu bringen!

Einen vollen Erfolg erntete Heinrichs Politik schon in den ersten Jahren der Regierung im Westen. Hier erreichte er, indem er die Schwierigkeiten ausnutzte, mit denen sich der französische König im eigenen Lande herumzuschlagen hatte, die vertragliche Anerkennung des neuen deutschen Königtums (921). Die karolingische Dynastie entsagte damit endgültig dem Anspruch auf Deutschland. Karl der Einfältige, dem zu Unrecht dieser Beiname zuteil geworden ist, hielt freilich noch an Lothringen fest, auf dessen Boden ein wesentlicher Teil der innerfranzösischen Machtkämpfe sich abspielte. Eben diese Wirren Frankreichs und die Zwistigkeiten der lothringischen Großen untereinander erleichterten es bald darauf, Lothringen, das seit dem Tode Ludwigs des Kindes verloren gegangen war, in zwei Feldzügen wiederzugewinnen (925). Es geschah ohne starken kriegerischen Einsatz und so, daß Heinrich nicht auf die Hilfe der süddeutschen Herzöge zurückzugreifen brauchte.

Den unruhigen, raufluſtigen Herzog Giselbert beließ er in seiner Würde, und später gab er ihm seine Tochter Gerberga zur Frau. Großherzig zu sein und ihm einen ähnlichen Spielraum zu gönnen wie dem Schwaben und Bayern, erwies sich in diesem Falle auch als klug. Denn durch Lothringens Erwerbung vergrößerte sich das Reichsgebiet um etwa ein Drittel, und es befanden sich darunter so bedeutende Städte wie Utrecht, Kambryk, Toul und Verdun — Namen, die einen schicksalsvollen Klang für Deutschland gewinnen sollten. Das Reich aber erhielt dank dieser Tat die Westgrenze, die es im wesentlichen das ganze Mittelalter hindurch behauptet hat. Was König Heinrich mit der Eingliederung Lothringens vollbrachte, ist eine der größten Errungenschaften unserer Geschichte, hinleuchtend über tausend Jahre deutschen Lebens: denn erst der Besitz dieser wichtigen Kernlande des alten Reichs machte den Rheinstrom zur Herzader unseres Vaterlandes.

Mehr als seine anderen Erfolge sollten jedoch Heinrichs Abwehrmaßnahmen und Siege im Kampfe gegen Slaven und Ungarn, die untereinander in Verbindung standen, das Andenken des Königs in der Nachwelt lebendig erhalten. Unter den Beutezügen der Magyaren, die sich dabei aus den fremden Ländern auch ihre Sklaven holten, hatte ja nicht bloß Deutschland zu leiden; bis nach Frankreich, Burgund und Oberitalien stießen die wilden Scharen vor. Unheimliche Gesellen, diese Reiterhorden, wenn sie so, als wären sie verwachsen mit ihren struppigen Pferden, unter greulichem Geschrei heranbrausten und den Gegner mit einem Pfeilhagel überschütteten: eine wahre Gottesgeißel. Die überraschenden Vorstöße der Ungarn waren durch einen ausgezeichneten Nachrichtendienst ihrer Späher vorbereitet. Verwüstung und Entvölkerung bezeichneten ihre Spur. Heinrich verdient seinen

Nachruhm: Er hat freilich dem auswärtigen Hauptfeind des Reiches, der seine Einfälle fortsetzte und zeitweise zum verheerenden Sturm steigerte, nicht mit einem Schlage beikommen können. Zögernd und behutsam mußte er vorgehen. Die Streitkräfte, die ihm zur Verfügung standen, waren nicht stark genug, alles zu wagen. Auch war er noch durch andere Sorgen gebunden. So scheute er sich nicht, als ihm die Gefangennahme eines ungarischen Großen die Gelegenheit dazu bot, einen Waffenstillstand von neun Jahren einzugehen und den Ungarn dafür einen jährlichen Tribut zu zahlen. Die Bedingungen waren schwer, die Lösung unbefriedigend; denn sie bewahrte Deutschland nur vorübergehend vor den Überfällen der räuberischen Horden, und es spricht manches dafür, daß das Abkommen lediglich für einen Teil des Reiches, eben für Sachsen und Thüringen, Geltung gehabt hat. Das Ganze sah zunächst eher einer Niederlage als einem Erfolge ähnlich, und doch vollbrachte Heinrich hiermit eine Tat von gesamtdeutscher Tragweite.

Denn Heinrich nutzte den Zeitgewinn, auf den es zunächst einmal ankam, um Atem zu schöpfen und Kräfte zu sammeln. Das Reich dauernd ungeschützt zu lassen oder gar preiszugeben, war er nicht im geringsten gewillt. Er wartete nur die richtige Stunde ab und sorgte innerhalb jener Frist dafür, daß die Wehrordnung sich planmäßig kräftigte. Burgen wurden angelegt, vorhandene Wohnplätze ummauert, verfallene ältere Anlagen neu instand gesetzt. Kleinere und größere Orte, aber auch Klöster und Stifter erhielten Befestigungen. Das alte Volksaufgebot wurde erneuert, die Reiterei vermehrt und besser geschult; zur Bekämpfung der Ungarn und ihrer beweglichen, wendigen Taktik war ja gerade sie unentbehrlich.

Mit besonderer Tatkraft wurden diese Maßnahmen in Sachsen durchgeführt; es empfing eine umfassende Wehrorganisation, und ebenso nahm sich Heinrich Thüringens in dieser Weise an. Möglicherweise haben dabei als Vorbilder die angelsächsischen Ringwälle, die Boroughs, gewirkt, wie es ja auch sonst an Beziehungen zwischen diesen nah verwandten Stämmen nicht fehlte. In den sogenannten Burgwarden entstanden militärische Bezirke, die sich um einen befestigten Ort, um eine Wall- und Fluchtburg herum bildeten. Sie waren mit Vorräten ausgerüstet und erhielten wohl wechselnde Besatzung. Im Frieden schwächer, wurden sie im Ernstfall verstärkt; durch kluge Verteilung der Pflichten unter die Insassen der Burg wurde gleichzeitig für die Bestellung der Felder gesorgt. Es heißt bei Widukind, immer der neunte Mann dieser stets sattelbereiten ländlichen Krieger sei für den Burgdienst abgeordnet worden, die anderen acht ackerten auch für ihn. Landbau und Streitkraft, Bodenliebe und Reichsverteidigung, Nähr- und Wehrstand waren miteinander in Verbindung gebracht. Die königlichen Dienstmannen wurden zur Verteidigung dieser Plätze herangezogen, an denen später vielfach städtisches Leben mit Handel und Gewerbe sich entwickelte. Daher die übertriebene Vorstellung von Heinrich dem Städtegründer, während er hier

gewiß nur schlummernde Möglichkeiten gefördert hat. Gering anschlagen wird man dies trotzdem nicht, und die schon bestehenden Harzstädte wie Quedlinburg, Goslar oder Nordhausen, verdankten dem König sicherlich auch sonst nicht wenig. In die wichtigsten Festungen wurden stehende Soldtruppen hineingelegt. In der Vorstadt von Merseburg, einem der stärksten Bollwerke an der Ostgrenze, soll sogar, wie Widukind erzählt, eine verwegene Schar von Raufbolden und Verbrechern angesiedelt worden sein, eine Art Militärkolonie. Der König erließ ihnen die Strafe und ließ sie stattdessen in dauerndem Kriegsdienst gleichsam ihre Räubereien abbüßen.

Noch bevor er zum Entscheidungskampfe gegen die Ungarn vorging, nahm Heinrich die alte sächsische Grenzpolitik in großem Maßstabe auf, ein Beginnen, das für die Zukunft hohe Bedeutung haben sollte. Während der Jahre des Stillstandes nämlich bekriegte er mit seinem neugeübten Reiterheer die benachbarten Slaven oder Wenden zwischen Elbe, Saale und Oder.

Wie so oft in unserer Geschichte, so auch unter Heinrich fiel dem Ostland für Deutschlands Schicksal eine entscheidende Rolle zu: Wieder einmal maß sich das Germanentum mit dem Slaventum im Kampf, artverwandte, aus gemeinsamer Rassenwurzel entsprossene Völker von edlen Anlagen, beide kampferprobt und kulturell leistungsfähig, aber im tiefsten Fühlen bereits sich entfremdet.

Den Hevellern an der Havel nahm Heinrich im härtesten Winter die Brennaburg ab, die auf der heutigen Dominsel von Brandenburg lag und als uneinnehmbar galt. Die Daleminzier besiegte er im Raum von Meißen, wo auf seinen Befehl die unbedeutende slavische Wachanlage in eine stattliche deutsche Burgfeste umgebaut wurde, das heutige Meißen. Der Fall der daleminzischen Hauptfeste Jahna besiegelte die Niederlage dieses Stammes, im Endkampf von den Sachsen offenbar mit schonungsloser Erbitterung geführt. Gegen die Böhmen zog Heinrich im Verein mit dem unmittelbar benachbarten Bayernherzog zu Felde. Indem er mit Erfolg seinen Angriff gegen Prag, die Hauptfeste des Landes, richtete, erreichte er es, daß Böhmen den Ungarn nicht einfach mehr als Durchmarschraum gen Franken hin dienen konnte. In einem einzigen Jahr gelang es ihm, die ganze slavische Front aufzurollen und die deutsche Herrschaft über die fremden Stämme herzustellen. Denn auch die Wilzen, Redarier und Obotriten, die sich erhoben hatten, zwang er zum Gehorsam. Die Redarier, diese südlichen Nachbarn der Heveller, warf er aus den befestigten Lagern an der Löcknitz heraus, den Lausitzern nahm er ihre Volksburg Lebusa im südöstlichen Fläming ab. Sie alle wurden der deutschen Oberhoheit unterworfen und zur Zahlung jährlicher Tribute verpflichtet, wenn auch an eine Einverleibung und Besiedlung dieser Gebiete nicht zu denken war. Unter der Aufsicht der angrenzenden deutschen Grafen lebten sie dahin. Es ist eine Ordnung, die das Schutz- und Überwachungssystem der Grenzmarken in der Art Karls des Großen erneuerte: der Sachse trat mit dieser Sicherung der östlichen Lande in die Fußstapfen des Franken und wurde zugleich der

Vorläufer eines anderen bedeutenden Herrschers aus niedersächsischem Geblüt, Heinrichs des Löwen, der die Kolonisation des Ostens im großen Stil fortführte. Auch das neuchristliche böhmische Reich unter Wenzel, dem ersten dieses Herrschernamens, hat der König zur Anerkennung der deutschen Oberhoheit gezwungen (934), was freilich nach der Ermordung Wenzels unter dessen Bruder Boleslaw bald einen tschechisch-heidnischen Gegenschlag auslöste. Doch wagte der neue Gebieter der Tschechen zu Lebzeiten König Heinrichs nicht, die deutsche Lehenshoheit abzuschütteln.

Nicht minder bedeutungsvoll sind die Vorgänge im Norden, durch die Heinrich diese Flanke seines Reichs schützte und manches Versäumnis seiner Vorgänger auf dem Thron wieder gutmachte. Hier fanden die Dänen, die seit geraumer Zeit das Land nördlich der Elbe im heutigen Holstein überflutet hatten und die friesische Küste heimsuchten, ihren Meister. Heinrich brachte Gnupa, einem Teilkönig aus schwedischem Haus, der nördlich der Eider in der Gegend von Schleswig saß, eine Niederlage bei (934). Gnupa nahm die Taufe. Auch den mächtigen Dänenkönig Gorm, der von Seeland her seine Herrschaft in Jütland ausbreitete, beugte Heinrich unter seine Oberhoheit, ließ ihm aber die Herrschaft. Die Wiederherstellung der ehemaligen karolingischen Nordmark zwischen Eider und Schlei war das unmittelbare Ergebnis dieser Kämpfe, ein tieferes Verwachsen des Nordens mit der abendländischen Kultur und seine weitere Christianisierung war die Folge.

Es ist der Forschung nicht entgangen, daß ein Zusammenhang zwischen den Zügen Heinrichs gegen die Slaven und seinem Abwehrkampf gegen die Ungarn besteht. Fast könnte man jene eine Art Probemobilmachung nennen: der Angriff gegen die einen bereitete die Verteidigung gegen die anderen vor. Die Ungarn hatten an den Elbslaven, nachdem diese von dem deutschen König unterworfen waren, nicht mehr den früheren Halt als Verbündete; Böhmen lag ihnen jetzt nicht mehr so ohne weiteres offen, und bezeichnenderweise getrauten sich die Daleminzier, als nun aufs neue die Ungarn sich anschickten, über Ost- und Mitteldeutschland herzufallen, nicht, ihnen wie früher Hilfe zu leisten (932—933).

Heinrich selbst war es jetzt, der nach Ablauf des neunjährigen Waffenstillstands zum entscheidenden Schlag gegen die Ungarn ausholte; seine Vorbereitungen waren inzwischen weit genug gediehen, um dies wagen zu können! So wies er ihre Gesandten, die noch einmal den ausbedungenen Tribut erheben wollten, ab. Mit leeren Händen zogen sie von dannen. Ein blitzschneller Einbruch in Thüringen und Sachsen war die Antwort der Steppensöhne. Heinrich errang einen großen Sieg über ihr Hauptheer bei Riade an der Unstrut (933), worunter vielleicht das heutige Kalbsrieth am Ostrand der Goldenen Aue zu verstehen ist. Gleichgültig ob diese Waffentat hier oder, worauf andere Überlieferungsreste hindeuten, südlich von Merseburg bei Keuschberg stattgefunden hat: erfochten mit den Heereskräften des gesamten Reichs, darunter auch Bayern und Schwaben, war damit eines der machtvollsten nationalen Befreiungswerke unserer Geschichte vollbracht, das weithin in Europa Widerhall fand.

Drei Jahre waren dem König noch zu schaffen vergönnt. So wie in seinen Beziehungen zu den Nachbarländern ein Anstieg von nüchterner Bescheidung zu höheren Ansprüchen und Erfolgen zu beobachten ist, zeigt sich auch zu Ende seiner Regierung ein gewisser Drang ins Weite. Er verwirklichte sich zwar nicht mehr; aber es ist, als lasse er das große Thema der Ottonischen Zeit mit seinen gewaltigen geistigen und politischen Spannungen bereits anklingen: das Hinausstreben des deutschen Königtums über seine nationale Grundlage zur beherrschenden Vormacht des Abendlandes in Gestalt des Kaisertums — jener Entwicklung, die allen Glanz, aber auch alle Tragik unseres Mittelalters birgt! Denn an ihrem Ende steht dreihundert Jahre später der Untergang der Staufer, einer der furchtbarsten Zusammenbrüche deutscher Geschichte! Offenbar nämlich hat sich Heinrich noch zuletzt mit dem Plane getragen, seinem Sohne die Lombardenkrone zu erobern, in die italienischen Verhältnisse einzugreifen und vielleicht sogar die brachliegende Kaiserwürde zu erringen.

Die Nachricht stammt von Widukind von Corvey: entspricht sie der Wahrheit, dann dürfte sie vielleicht im Zusammenhang stehen mit einer Annäherung an die Kirche, wofür Anzeichen vorliegen. Es könnte sein, daß diese kirchenfreundlichere Haltung unter dem persönlichen Einfluß der Königin erfolgt ist, oder daß Heinrich die deutschen Bischöfe der Krone zu verbünden suchte in der Absicht, damit die Hierarchie in die Hand zu bekommen und sie dem Reichsgedanken dienstbar zu machen; dann wäre es denkbar, daß im Rahmen solcher Politik von einem Romzug und universalen Zielen eine stärkere Lockung ausging als bisher. Die heilige Konstantinslanze, die als Symbol des Anspruchs auf Italien und auf das Imperium galt, hatte Heinrich schon zehn Jahre zuvor von Rudolf von Burgund erworben und ihm sogar Basel dafür überlassen — eine Tatsache, die zu denken gibt! Möglich aber auch, daß den König die Schwerkraft der italienischen Verhältnisse aus anderen Gründen anzog. Denn längst blickten auch die Herren anderer deutscher Stämme dahin, und ein deutscher König konnte nicht dulden, daß sie dort Politik auf eigene Faust trieben. Burkhard von Schwaben war einst im Kampfe um Italien gefallen, und an Eberhard von Bayern, den Sohn Arnulfs, gelangte noch zu Lebzeiten Heinrichs der Ruf einer oberitalienischen Adelspartei, er möge helfend über die Alpen kommen. Mußte der König angesichts solcher über die Grenzen hinausgreifender reichssprengender Regungen nicht versuchen, sich hier selber mit eigenem Handeln einzuschalten? Auch diese Frage kann nur gestellt, nicht eindeutig beantwortet werden.

Wie dem auch sei: unsere Quellenzeugnisse sind nicht reichhaltig und zwingend genug, um einen sicheren Schluß zu erlauben, ob der König in der Tat am Abend seines Lebens eine neue Wendung vollziehen wollte und aus welchen Gründen es geschah. Eingetreten ist sie nicht mehr! Das Rätsel, mit welchen Gedanken er sich trug, wird wohl immer ungelöst bleiben. Die Fahrt über die Berge, von der Widukind spricht, der Römerzug unterblieb! Der Sohn erst sollte diese ganz

anderen Bahnen eröffnen. Unsterblichkeit gewonnen hat Heinrich als deutscher König, nicht als römischer Kaiser!

Der Schlaganfall, von dem Heinrich auf der Herbstjagd (935) im Harzgebirge getroffen wurde, hat ihn gehindert, jenen kühnen und gefährlichen Lockungen stattzugeben. Monatelang siechte er dahin. Aber in der Sorge fürs Reich erlahmte er nicht. Es gelang ihm noch, auf seinem letzten Hoftag zu Erfurt durch Designation seinem Erstgeborenen die Nachfolge zu sichern. Es geschah nicht in der Art des karolingischen Erbrechts mit seinen verhängnisvollen Reichsteilungen. Es setzte sich damit auch nicht die ganz freie Königswahl in Deutschland fest, sondern es drang das altgermanische Geblütsrecht durch, das die Wahl ans bestehende Herrscherhaus und an dessen tüchtigsten Sproß band.

In Memleben, wohin der König sich gleich nach der Erfurter Reichsversammlung begeben hatte, ereilte den Sechzigjährigen der Tod (936), nachdem er von seiner Gemahlin Abschied genommen und ihr für ihre Treue gedankt hatte. In der Peterskirche zu Quedlinburg, wo sich bald nachher die große Stiftskirche St. Servatii erhob, wurde er zu Grabe getragen.

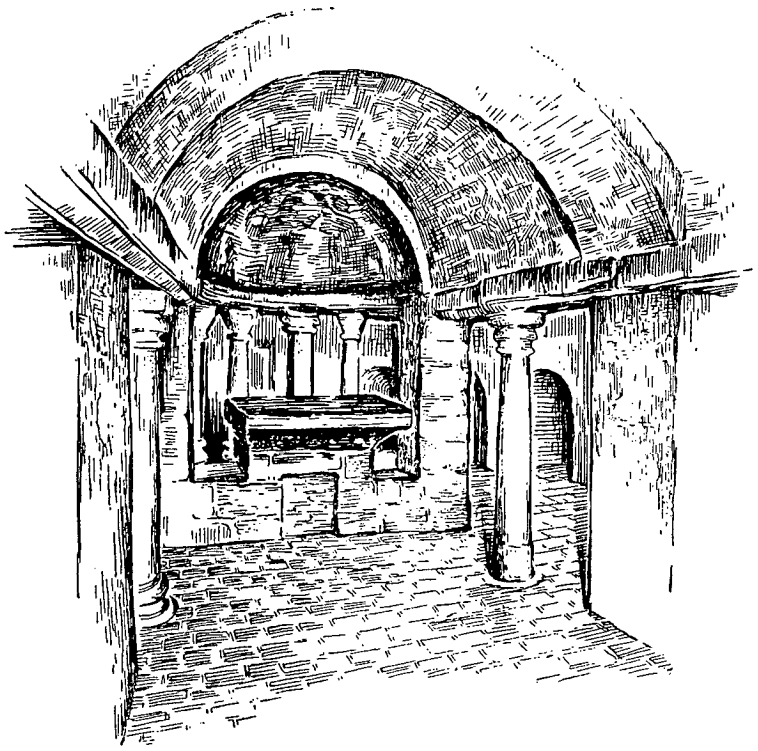
Als dauerndes Erbe König Heinrichs ging in die Geschichte der nächsten Jahrhunderte ein die Neubefestigung der königlichen Gewalt als Lebensform des Reichs und Grundlage weiteren Aufschwungs, ferner eine stärkere Geschlossenheit des Ganzen. War sie auch keineswegs schon endgültig gesichert, so hatte Deutschland doch eine festere Durchbildung durch ihn empfangen. Freilich, die verschiedenen Abstufungen des eigenen Herrschaftsgrades gegenüber den einzelnen Stammesgewalten im Süden und Westen deuten darauf hin, daß ihr gleichmäßigere Reichweite und tiefere Gesamtverwurzelung zu wünschen war.

Aber auch die Bande zwischen den Stämmen selbst mußten sich noch enger miteinander verknüpfen, wollte das Reich nicht Gefahr laufen, durch innere Gegensätze erneut zerwühlt zu werden. Noch trat das Gemeinsame nur in Fällen heftigster Bedrängnis durch auswärtige Feinde hervor, wie es die Ungarn waren, die allen zur Plage wurden oder es werden konnten. Von einem umfassenden, in Fleisch und Blut übergegangenen Staatsgefühl, von einer wahren als Schicksal empfundenen Volksgemeinschaft war Deutschland noch weit entfernt. Seine Daseinsformen waren erst im Werden, eine nationale Ordnung nur in den gröbsten, wenn auch verheißungsvollen Umrissen vorhanden. Noch gebrach es allenthalben an wirklicher und letzter Einheit. Die Rheinländer kümmerten sich nicht viel um die Nöte, mit denen die Stammesgenossen König Heinrichs im Kampf an der Ostgrenze zu ringen hatten, und die bayerischen oder schwäbischen Annalen melden bezeichnenderweise fast nichts von den Unternehmungen gegen die Slaven und Dänen. Die Sachsen wiederum unterhielten nähere Beziehungen fast mehr als zu den anderen Deutschen mit ihren angelsächsischen Verwandten, wie denn auch Heinrichs Sohn Otto die englische Königstochter Edith als Gemahlin heimführte.

Die Lothringer schauten hinüber nach Frankreich und Burgund, wo ihnen Ziele besonderer Art winkten. Die Bayern aber und die Schwaben, unter sich auf gespanntem Fuß lebend, liebäugelten damit, in Italien sich fremde Kronen zu holen.

Heinrichs feste Hand, seine klare Willensrichtung, seine Waffenerfolge haben die inneren Schwierigkeiten zu einem gewissen Ausgleich gebracht und die Sicherheit des Reiches gegen Slaven, Dänen und Ungarn erhöht. Daß der König insbesondere die Leitung im Kampfe gegen die gefährlichsten Reichsfeinde, die Ungarn, den Stammesgewalten, die hierin versagt hatten, abgenommen, sie um sich geschart und zum Siege geführt hat, bleibt sein größtes nationalpolitisches Verdienst. Es ist denn auch die Tat, die am stärksten in der lebendigen Erinnerung des Volkes gewirkt hat.

Indessen, für immer waren die inneren und äußeren Gefahren alle nicht gebannt. Heinrichs Nachfolgern, den Herrschern aus dem sächsischen Haus, den salischen und staufischen Kaisern, die dessen Vermächtnis übernahmen, blieb noch genug zu tun übrig, um dem vielgestaltigen Deutschland, dem allseits bedrohten Reich der Mitte und der offenen Grenzen, den gebührenden Platz unter den Völkern Europas zu erkämpfen und zu behaupten.



Wiperti-Krypta auf dem ehemaligen Königshof in Quedlinburg, Pfalzkapelle König Heinrichs I.

Rudolf von Habsburg

1218—1291

Von

Friedrich Schoenstedt

Der König, der im Sommer des Jahres 1291 in schlichter Todesgewißheit die Straße von Germersheim nach Speyer ritt, um in dieser Stadt, in der er vor achtzehn Jahren seinen ersten Hoftag abgehalten, inmitten von Königen und Kaisern die letzte Ruhe zu finden, stand am Ende eines großen Lebens. Nicht am Ziel; denn zeitlebens war Rudolf von Habsburg König geblieben, kein Papst hatte ihm die Kaiserkrone aufs Haupt gedrückt, und die bedeutungsvolle Geste, mit der er, der Emporkömmling, sich zwischen den Herrschern aus den ehrwürdigen Häusern der Salier und der Staufer begraben ließ, sprach mehr die Richtung als den Erfolg seines politischen Mühens aus. Salier, Staufer, Habsburger — so sollte die Nachwelt, die Gräber abschreitend, sagen; aber gerade dies, die Gründung eines Hauses Habsburg, die Sohnesfolge war ihm gescheitert.

Glückte ihm nicht alles, so doch immer noch genug. Seine Gedankenwelt war minder erhaben als die seiner großen Vorgänger, die Art Königtum, die er schuf, minder leuchtend und seine Politik begrenzter, handfester als die staufische. Sie mußte schon glücken um geschichtlich zu werden. Wie aber sah die Aufgabe aus, vor die im Jahre 1273 die deutschen Kurfürsten Rudolf IV. von Habsburg mit seiner Erhöhung zum deutschen König Rudolf I. stellten, und aus welcher Welt kam der damals fünfundfünfzigjährige Graf?

Der Kampf der Staufer war ausgekämpft. Die Absetzung Friedrichs II. auf dem Konzil zu Lyon im Jahre 1245 hatte dem Papsttum die ersehnte Freiheit gegeben. Innozenz IV. schwor, keinem Sproß des verhaßten Geschlechtes jemals wieder den Weg zum Throne freizugeben; selbst aus seinem angestammten Herzogtume Schwaben sollte es vertrieben sein. Ein Pfaffenkönig, der Thüringer Heinrich Raspe, wurde dem Reich, noch zu Friedrichs Lebzeiten, gesetzt; seinen Nachfolger Wilhelm von Holland wählte man schon kurzerhand auf einem vom päpstlichen Legaten einberufenen Konzile; plantula nostra, unseren Setzling, nannte die Kurie ihn unverhohlen. Kaum war Friedrichs Sohn Konrad IV., der sich in hoffnungslosem Kampf in Italien zerrieben hatte, gestorben (1254), da trat auch der junge Rheinische Städtebund zu Wilhelm über. Aber als der beste Hasser unter den Päpsten, als Innozenz IV. im gleichen Jahr wie Konrad starb, war dem Sieg über die Staufer noch immer keine wahrhafte Befriedung gefolgt, nicht einmal in der Kirche selbst. Der milde Barfüßerfreund Alexander IV. ließ die Dinge treiben. Die deutsche Königsfrage begann dem Papsttum zu entgleiten. Im Jahr 1257 kam es

vor lauter Unsicherheit zu einer Doppelwahl: Zwei Ausländer, Richard von Cornwallis und Alfons von Kastilien, wurden deutsche Könige. Der erste nahm gleich nach der Krönung Abschied von dem Königsmacher, dem Kölner Domerbauer Konrad von Hochstaden, kehrte selten zurück und blieb kurz; der zweite sah sein Land nie. Dem reformeifrigen Städtebund aber brach diese Doppelwahl das Genick.

Die kaiserlose, die schreckliche Zeit nennt Schillers Ballade vom Grafen von Habsburg jene verwirrten Jahrzehnte. Dabei war an Herrschern wahrhaftig kein Mangel. Noch lebten überdies Staufer. Aber Konrads tapferer Halbbruder Manfred fiel 1266 vor Benevent; sein Neffe, der edle Konradin, ward zwei Jahre darauf in Neapel schändlich enthauptet. Beides war das Werk des Mannes, mit dessen kalter Klugheit noch Rudolf von Habsburg sich zu messen hatte, Karls von Anjou, Ludwigs des Heiligen von Frankreich Bruder, der von seinem Landsmann Urban IV. im Jahre 1265 mit Neapel und Sizilien belehnt worden war. Frankreich und das Papsttum hatten sich gefunden.

Für das Reich aber geschah nichts. Die Doppelwahl von 1257 ward nicht bereinigt. Bis 1272 dauerte dieser Zustand der Ungewißheit; die deutschen Fürsten verdankten ihm unbestrittenen Gebietszuwachs, die durch den Leerlauf der kleinen Ritterschaft ständig sich mehrenden Raubburgen fette Fänge, das deutsche Volk unsägliches Elend. Das Reich war tatsächlich, so gestand selbst ein römisches Gutachten, zu einem Nichts zusammengeschrumpft.

Endlich, im Jahre 1272, starb einer der beiden Schattenkönige, Richard. Der Augenblick traf zum Glück keinen säumigen Papst auf dem Stuhle Petri. Gregor X. (1271—1276), kein Franzose, sondern ein Visconti, kein Jurist, sondern Theologe, unterschied sich nicht nur hierin von seinen Vorgängern. Es zeigte sich, was ein großer Gedanke vermag. Frankreichs Ausdehnungswünsche, Alfons' Drängen, der harte Ehrgeiz des Anjou hatten sein Ohr und seine Höflichkeit; er stand über den Parteien. Aber er wollte mehr. Er wollte wahrmachen, was er bei seiner Abfahrt von Akkon zur Papstkrönung den zurückbleibenden Glaubensgenossen noch vom Schiff aus zugelobt hatte: daß er bei seiner Seele niemals die Sache des Heiligen Landes vergessen werde. Die Wiedereroberung des seit 1244 verlorenen Jerusalem war das Ziel, das er mit unbeirrbarer Redlichkeit betrieb; der weitgereiste, kluge und klare Mann war weltfremd genug, es für erreichbar zu halten.

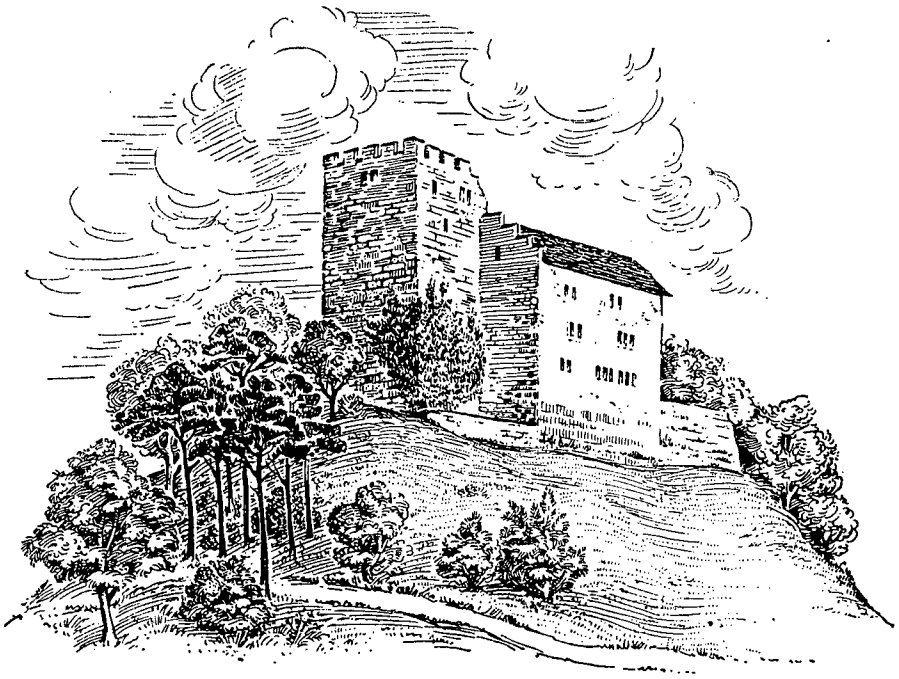
Gregor brauchte ein einiges Abendland, und das hieß immer noch: ein geordnetes Reich. Richards Tod rief Bewerber genug auf den Plan. Insbesondere Přemysl Ottokar II. von Böhmen aber lauerte schon zwanzig Jahre auf diesen Augenblick. Was den anderen an Macht fehlte, hatte er zuviel; die Kurfürsten rückten von dem Ausländer ab. Ein weiterer Kandidat war gefährlicher: Karls von Anjou Neffe und Werkzeug Philipp III., der junge König von Frankreich. Aber Franzosen in Frankreich, Sizilien und Deutschland — das bedeutete für den Kirchenstaat die Gefahr des Erstickungstodes, und Gregor hatte keine Lust, den staufisch-päpstlichen Waffengang mit den Capets zu wiederholen. Mit unerschütterlicher Korrektheit

wurden alle diese Ansprüche zur Ruhe komplimentiert. Die ordnungsgemäße Einrichtung, das im Interregnum entstandene Kurfürstenkolleg sollte entscheiden, dann würde man sehen. Doch als im August 1273 immer noch keine Entscheidung gefällt war, verließ ihn die Geduld; er drohte mit einem Machtspruch. Die Drohung genügte. Am 1. Oktober 1273 wählten die Kurfürsten „eintrechticlichin" den Grafen Rudolf von Habsburg zum deutschen König.

Rudolfs Name war spät aufgetaucht. Er kam verhältnismäßig leicht durch; er hatte die Chance des homo novus, der einer erstarrten politischen Gruppierung beitritt: seine Neuheit schon war ein Verdienst. Aber es war keineswegs dies allein, was ihn siegen ließ. Der Name Habsburg hatte schon damals seinen Klang.

Die Habsburger, weiß die Sage zu berichten, sind — Römer. Einst wurde ein römisches Brüderpaar der Stadt verwiesen und ging nach Schwaben. Der Ältere legte das väterliche Geld in vielen festen Burgen, der Jüngere dagegen unbekümmert in einem großen Heere an. Als der Vater die Flüchtlinge besuchte, lobte er des einen Verständigkeit; den jungen aber, der am Orte der späteren Habsburg sein Heer versammelt und, stolz auf es weisend, erklärt hatte, das sei seine Burg, beschenkte er voll Entzücken über soviel adelige Frische mit einem großen Schatz. Und von diesem Brüderpaar stammen die Habsburger ab. Die kleine genealogische Lügenmär versetzt nicht schlecht in die habsburgische Luft. Beide Brüder sind Ahnherren geworden, nicht nur der junge, wie man erwarten könnte, und beide leben sie in Rudolf fort: Bedächtigkeit und Ritterlichkeit, gemessenes Wesen und Übermut, beides war ihm eigen.

Er wurde am 1. Mai 1218 geboren. Sein Vater war Graf Albrecht IV., seine Mutter die Kiburgerin Heilwig. Graf — das hieß Landgraf, Landgraf im Oberelsaß, denn die Habsburger waren nicht Römer, sondern Elsässer aus dem alemannischen Hochadel. Keine Stadt war ihnen so zugetan wie Straßburg, wo man die Kriegstaten des Vaters noch besang, als bereits der Bürger Ellenhard, die Regierungszeit des königlichen Sohnes mit Stolz als Epoche verstehend, die Stadt- und die Reichsgeschichte unter Rudolf in einem dicken Pergamentbande aufzeichnen ließ; von Straßburg hat Rudolf vor seinem Tode denn auch in aller Form Abschied genommen wie von einem Freund. Der Straßburger Bischof Werner aber war es, der auf dem Wülpelsberg, einem südlich vom Zusammenfluß von Reuß und Aare sich hinziehenden Höhenrücken, um 1020 eine wuchtige Wohnburg, die „Habichtsburg" baute, die das in diesem natürlichen Dreieck liegende „Eigen" der Familie nebst den nahen Straßen beherrschte und dem Geschlechte den Namen gab. Das dreizehnte Jahrhundert brachte dem habsburgischen Besitz mit dem Aussterben der Zähringer und der Kiburger und durch Aneignung von Reichsgut und herrenlosem staufischem Hausgut gewichtigen Zuwachs. Ein breiter habsburgischer Gürtel zog sich das Elsaß hinauf über den Rhein zum Kaiserstuhl und den Breisgau wieder hinab zum Frickgau, Thurgau, Aargau und Zürichgau; Grafschaftsrechte, Vogteien, Lehen, Eigengut reihten sich in bunter Folge aneinander.



Die Habsburg, erbaut um 1020, Stammsitz der Habsburger im Kanton Aargau

Dies war die Welt, in die um 1240 der Jüngling Rudolf nach dem Tode seines Vaters sich als Herrn versetzt fand und die man kennen muß, um den König zu begreifen. Als er König wurde, hatte er schon ein Menschenalter Politik hinter sich.

Ein Urahn Rudolfs war mit Barbarossa nach Italien gezogen und dort gestorben; sein Großvater war ein enger Vertrauter Friedrichs II.; der Vater endete im Heiligen Land. Der Sohn sprang nicht aus der Tradition. Kaiser Friedrich II. war sein Taufpate; 1241 hat er in Faenza und vor Spoleto, in dem Schicksalsjahr 1245 in Verona bei ihm geweilt. Neben seiner Treue wird seine Herkunft den jungen Grafen dem Kaiser empfohlen haben; Friedrich mochte das Elsaß. Eine gemeinsame Vorliebe verband überdies die beiden. Wie Friedrich das alte Burgenelsaß zu einem Land der Städte machte, so tat es ihm Rudolf mit seiner bescheideneren, aber in Platzwahl und Grundriß sorgsam bedachten Gründung von Waldshut nach und hat als König manches Dorf zur Reichsstadt erhoben. Schon seine Eltern hatten es vorgezogen, den unwohnlichen Palas der Habsburg ihren Dienstmannen zu überlassen und unten im aargauischen Brugg ein Stadthaus zu beziehen. Rudolf aber verließ die altkönigliche Sphäre der halbbäurischen Pfalzen und der einsamen Klöster erst recht; als König hat er lebhaft für die Städte gesorgt — Kolmar erhielt von ihm sein überaus großzügiges Recht —, hat selbst vier Jahre lang in Wien gewohnt, war als gewählter Kriegsoberster der Stadt ein Kenner

Straßburgs, ritt überhaupt gern in den Straßen der Städte umher und spielte wohl zum Staunen der Erfurter nach rheinischer Art mit Laune den Bierrufer. Er wurde der erste deutsche Städtekönig. Es ist kein Zufall, daß der kräftigste und geschichtlich erfolgreichste Widerstand gegen ihn aus den noch fast rein bäuerlichen Talschaften der Schweiz, aus der werdenden Eidgenossenschaft kam.

Graf Rudolfs ghibellinischer Sinn trübte ihm nicht die Augen für die Heimat. Im Auskämpfen von Erb- und Grenzstreitigkeiten, im zähen Festhalten des Erworbenen und behenden Zupacken da, wo es etwas zu erwerben gab, zeigte er bald eine frühe, am ganzen Oberrhein alsbald berüchtigte Meisterschaft. Wohl mußte mancher verdrängte Nebenbuhler wie der Graf von Toggenburg sein Brot suchen gehen; aber daß Rudolf kein blinder Raffer war, zeigt seine Begehrtheit als sachlicher Schiedsrichter bei territorialen Zwistigkeiten. Rasch gewann der habsburgische Besitz eine immerhin ungewöhnliche, durch straffe, wohl von Friedrich II. erlernte Verwaltung gekräftigte Geschlossenheit; Rudolfs Stellung war im Grunde herzoglich. Um 1250 heiratete er Gertrud von Hohenberg, die ihm in glücklicher Ehe neun Kinder gebar. Der Witwer nahm dreißig Jahre später die blutjunge Isabella von Burgund zur zweiten Frau.

Im Kleinkrieg des Territorialherrn verging Rudolfs Jugend. Seit den sechziger Jahren wuchs seine betriebsame Tatkraft. Der Kampf der Straßburger Bürger gegen die bischöflichen Herrschaftsgelüste fand ihn auf dem Platz. Die kiburgische Erbschaft mußte vor dem nach Osten drängenden Peter von Savoyen, einem ebenbürtigen Gegner, gesichert werden. Dann rief Konradin zum Italienzug. Und kaum zurückgekehrt warf Rudolf sich in die Fehde mit dem Bischof von Basel, der, wie der Straßburger, nicht nur ein Kirchenamt, sondern auch ein Territorium haben wollte. Schon nahm man sich nicht mehr nur die Weinfässer weg und brannte hier und da ein Gehöft nieder, schon drohten die gesamten südwestdeutschen Verhältnisse zerrüttet zu werden, da erschien im September 1273 Burggraf Friedrich von Nürnberg im Grafenzelt vor Basel und bot Rudolf im Namen der Kurfürsten die deutsche Königskrone. Rudolf nahm sie an. Der Bischof von Basel aber rief auf diese Kunde, Gott möge fest sitzen, sonst erschleiche dieser Rudolf noch seinen Thron, kapitulierte und soll sich, sagte man, alsbald zu Tode gegiftet haben.

So war aus dem mächtigen Grafen ein ohnmächtiger König geworden. Denn über die Lage konnte Rudolf sich nicht täuschen. Wohl hatte ein Papst in strengem Wohlwollen seine Hand über die Wahl gehalten, wohl hatten ein so mächtiger Fürst wie der Mainzer Erzbischof Werner von Eppenstein und ein so treuer Freund wie der Zoller Friedrich von Nürnberg den Angsteifer der Fürsten dem Habsburger zulenken können; wohl war Rudolf nicht der Habenichts, nicht das „kleine Lichtlein aus Schwaben", als das ihn die Eifersucht des auf seinen böhmischen Silberminen sitzenden Ottokar abzutun versuchte. Aber sowenig seine Macht mit ihrer oberrheinischen Begrenztheit so ohne weiteres zur Grundlage eines Königtumes taugte, so unsicher war es, ob Gregor X. seinem allgemeinen Appell nun die

besondere Billigung gerade dieses Königs folgen lassen würde, der immerhin als Ghibelline kaum aus den Bannsprüchen herausgekommen war. Den Rückhalt bei Mainz und Nürnberg in Ehren: allzuviel bedeutete auch er wieder nicht. Zwar leisteten die Kurfürsten, deren drei überdies Rudolfs Schwiegersöhne zu werden im Begriffe standen, diesem beim Aachener Krönungsmahl willig die bedeutsamen Tischdienste; aber in ihren Taschen knisterten die königlichen Pergamente, die ihre Länder jedem Zugriff entzogen, und klirrten die Handsalben, die Rudolf nach der Zeitsitte ihnen hatte geben müssen. Er hatte versprochen, alles Reichsgut wieder ans Reich zu bringen, das seit Friedrichs Absetzung von den Fürsten geraubt worden war — nur die Kurfürsten sollten verschont sein. Der einzige, der eine solche Zusage nicht besaß, war Ottokar von Böhmen, der nicht mitgewählt hatte. Gegen Ottokar allein richteten sich die Bedingungen seiner Kurbrüder; ihre Annahme bedeutete für Rudolf den Entschluß zur Machtprobe. Unter diesem Zeichen standen die ersten und wichtigsten fünf Jahre seiner Regierung.

Doch zuvor mußte die königliche Stellung gefestigt, mußte womöglich die Kaiserkrone schon erworben sein. Die Kurfürsten hatten sie erbeten, allein Gregor zögerte. Daß Ottokar die Wahl Rudolfs anfocht und den Papst mit seiner lauten Bereitschaft zum Kreuzzuge für sich selbst einzunehmen gedachte, beeinflußte diesen weniger als Alfons' Weigerung, zurückzutreten. Überdies gab es noch einen heiklen Punkt. Der Kurie galt ein König erst dann als rechtmäßiger Herrscher, wenn er die päpstliche Bestätigung nachgesucht und erhalten hatte. Nach deutscher Überzeugung dagegen war der gewählte und gekrönte Fürst Rechtens König. Der alsbald einsetzende Schriftwechsel zwischen Königskanzlei und Kurie wurde zu einem Kunstwerk diplomatischer Behutsamkeit. Weder bat Rudolf um Bestätigung, noch ging Gregor davon ab, ihn den „Erwählten" zu nennen. Man sagte sich die Meinung durch Verschweigen und hütete sich zu brechen. Endlich trat Gregor mit genauen Forderungen hervor: Bestätigung aller jemals dem Papsttume gegebenen kaiserlichen Privilegien und Eide sowie Verbürgung der Unverletzlichkeit des Kirchenstaates. Rudolfs gedämpfte Einschränkung, er werde alles tun, was nicht gerade die Rechte des Reiches verkürze, wußte der Papst zu überhören. Auf dem großen Lyoner Konzil von 1274 leistete ein Gesandter Rudolfs die gewünschten Eide, die den Papst in Stand setzten, mit der salomonischen Formel „Wir nennen dich König" die Anerkennung zu vollziehen; im folgenden Jahr wiederholte der König in Lausanne die Eide in die Hand des Papstes und nahm mit Familie und Gefolge das Kreuz. Der Königstitel wurde ihm „verliehen" und von Rudolf nach den Spielregeln „angenommen", Alfons endlich zum Verzicht bewogen, die Kaiserkrönung auf Lichtmeß 1276 festgesetzt. Das Verhältnis zur Kurie konnte, nicht zuletzt dank der unbedingt sicheren Verhandlungsführung Rudolfs, die keinerlei Schlacken seiner gröberen politischen Herkunft aufwies, als bereinigt gelten.

Rudolfs glatte Zugeständnisse mögen sich auf den ersten Blick wie eine

Magna Charta des Italienverzichtes ausnehmen. In Wirklichkeit verzichtete er außer auf Ancona und Spoleto nur auf die Rückeroberung Siziliens, den Alpdruck der Päpste. Wie die Dinge lagen, war dieser Eid für den Papst von größtem Werte und für Rudolf kein Opfer. Einen Teil der alten Reichsrechte in Ober- und in Mittelitalien hat er darum später doch wieder geltend gemacht, so schon 1275 zum Verdruß Karls von Anjou in Toskana. Aber nähere, dringendere Aufgaben riefen ihn vorerst nach Osten. Mitten in der Vorbereitung traf ihn die Kunde von Gregors X. plötzlichem Tod. In seiner lauten Klage über den Unersetzlichen bekundete sich die Ahnung, daß ihm die Kaiserkrone unwiederbringlich verloren sei. Aber er hatte keine Zeit, ihr nachzuhängen. Wenigstens hatte er nun die Hände frei. Der Kampf mit Ottokar, der weltgeschichtliche Erwerb Österreichs durch die Habsburger nahm seinen Anfang.

Was war Ottokars Vergehen? Er hatte einmal für seine Länder Böhmen und Mähren die Lehnserneuerung von Rudolf einzuholen verabsäumt. Er hatte zum anderen sich widerrechtlich in den Besitz Österreichs, der Steiermark, Kärntens, Krains, der windischen Mark und des dem Nürnberger unterstehenden Reichslandes Eger gesetzt. Das war das Reichsgut, das der König einbringen sollte.

Nach bald dreihundertjähriger Herrschaft waren im Jahre 1246 die tüchtigen, lebensvollen Babenberger ausgestorben, die seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts auch mit der Steiermark belehnt waren. Friedrich II. wollte zugreifen und die Länder seinem Hause sichern — der staufische Versuch einer habsburgischen Lösung. Der Plan zerschlug sich an der Wachsamkeit der Kurie. Ungarn, Böhmen und Baiern, die drei Anrainer, rüsteten sich dem Kaiser zum Trotz und nicht zum Ärger des Papstes zur schleunigen Tilgung des Vakuums im Osten. Ottokar schoß den Vogel ab. Schon 1251 zog er in Wien ein, und neun Jahre später nahm er dem Ungarn die Steiermark. Durch Erbverabredung mit dem letzten Sponheimer fielen ihm wiederum nach neun Jahren Kärnten und Krain in den Schoß; nun herrschte er vom Erzgebirge bis zum Karst. Aber das war ihm nur ein Glied einer bedeutenderen politischen Konzeption seines plänereichen, vor Ehrgeiz berstenden Kopfes. Ein Reich von der Adria bis zur Ostsee, ein frühes Mitteleuropa schwebte ihm vor. Eine rührige, nach allen Himmelsrichtungen ausstrahlende Politik diente der Vorbereitung; der Anwesenheit des Königs von Böhmen zu Ehren haben die Deutschordensritter ihrer Burggründung von 1255 den Namen Königsberg gegeben. Unabsehbare Folgen mußte das Gelingen seiner Pläne für das ganze Abendland haben. War der Tscheche auch im allgemeinen durchaus kein Deutschenhasser, so bedeutete ein přemyslidisches Ostreich doch den volksmäßigen und geistigen Untergang der abgeschnittenen deutschen Donauländer und eine gewaltige Einbuße der Reichsmacht dazu.

Rudolf, nach seiner Art, handelte ebenso überlegt wie schnell, soweit die zeitraubende Beobachtung der Rechtsformen, der Zustand der Reichskriegsverfassung und schlimmer Geldmangel es erlaubten. Ottokar ward vor das Königsgericht

geladen und gegen den dreimal Säumigen der Reichskrieg beschlossen. Am 1. September 1276 setzte sich ein achtbares Heer von Nürnberg aus in Marsch. In Regensburg stieß Heinrich von Niederbaiern hinzu: ein unschätzbarer Erfolg, denn jetzt war der Weg nach Wien frei, während Ottokar einen böhmischen Einmarsch erwartete. Über Passau zog Rudolfs Heer nach Linz. Scharenweise kam von nun an der österreichische Adel ins Lager geritten und wollte mittun gegen den Böhmen, der den Herren zuviel Landschreiber und zu gut geführte Grundbücher besaß. Hätten sie gewußt, daß Rudolf seine rund 14000 Mark Silber, die er zu gleichen Teilen jährlich aus Hausgut und Reichsgut zog, mit Freuden um die etwa 18000 Mark vermehren würde, die die gesegneten österreichischen Länder hergaben, ja daß der harte Steuerherr nach dem Siege bald noch ein Übriges herauswirtschaften sollte, sie wären langsamer geritten.

Zwar blieb Wien vorderhand gut ottokarisch; aber die Treulosigkeit nun auch des eigenen böhmischen Adels unter Zawisch von Falkenstein und die Umsicht Rudolfs, der sich eines ungarischen Hilfsheeres versichert hatte, zwangen Ottokar zu kampflosem Verzicht auf alle seine Erwerbungen. Böhmen und Mähren nahm er nun zu Lehen; die Zeitgenossen erzählten sich noch lang von dem wunderlichen Schauspiel, wie Rudolf vor Wien im grauen Rock seines Schreibers von dem auch im Unglück noch prunksüchtigen Ottokar den Lehnseid nahm und doch der Knieende der Herr schien.

Daß Rudolf seinen Erfolg durch Ehen zwischen seinen und Ottokars Kindern zu sichern und damit eine enge politische Verbindung zwischen Österreich und Böhmen in neuer Form wiederzuerrichten unternahm, hätten ihm die deutschen Fürsten vielleicht noch verziehen; daß er einen Teil der zurückeroberten Länder selbst verwalten wollte, weckte auf das lebhafteste ihre Mißgunst. Man hatte schließlich keine „Revindikationen" veranstaltet, damit das wiedergewonnene Reichsgut Hausgut werde. Rudolf bekam den seither nicht mehr verstummten Vorwurf, er treibe eigensüchtige Hauspolitik, statt des Reiches zu warten. Aber was hieß im spätmittelalterlichen Deutschland „das Reich"? Ohne ein starkes Hausgut des Königs gab es keine Herrschaft über die Fürsten, ohne Herrschaft über die Fürsten keine Macht des Reichs. Die Instinktsicherheit des ergrauten Territorialpolitikers fand die verzichtvolle, aber erlösende Gleichung von Reichspolitik und Hauspolitik, nach der die kommenden Jahrhunderte lebten, in Österreich in alsbald verzerrter, bei aller Reichsmäßigkeit des Denkens tatsächlich ins nur Dynastische gefährlich verstrickten Form, in Brandenburg-Preußen nüchtern zu Ende gedacht und mit dem Gelingen dieses wieder dem Reiche zuschreitenden Staates ihre ethische Gleichberechtigung erweisend.

Ottokar gab, allen Abmachungen zum Trotz, keine Ruhe. Er fand neue Freunde und alte, wie die Wetterfahne Heinrich von Baiern, wieder; bei Brünn sammelte er im Juli 1278 ein Heer und schickte sich an, sein vermeintliches Recht zu erkämpfen. Aber wieder hatte Rudolf vorgesorgt, wieder setzten die beutelustigen Ungarn zu

Tausenden über Donau und March und stießen zu seinen geringen Truppen. Auf dem Marchfelde bei Dürnkrut, nur durch den Weidenbach getrennt, lagerten die Heere. Am 26. August, einem Freitag — Rudolfs Lieblingsschlachttag — begann in der Frühe der Kampf. Rudolf hatte, was ihm an Zahl fehlte, durch Sorgsamkeit der Aufstellung ersetzt: weniger der ritterlich regellose Kampf Mann gegen Mann als das Neben- und Nacheinander kleiner Einheiten sollte die Schlacht tragen. Die Entscheidung fällte ein halbes Hundert schwerer Reiter unter dem langen Kapeller, die Rudolf im entscheidenden Augenblick in das Treffen warf: der Gedanke der Reserve, ein Gedanke erst des dreizehnten Jahrhunderts, brachte den Sieg; es zeugt für die Disziplin von Rudolfs Mannen, daß sie sich zu dieser Unritterlichkeit, derentwegen man sich bei den Standesgenossen zu entschuldigen hatte, hergaben. Ottokar soll 14000 Mann verloren haben, der Rest ward von den leichten ungarischen Reitern verfolgt und niedergemacht; noch lange fischten die Bauern die Leichen aus der March. Ottokar selbst fiel von der Hand eigener ungetreuer Ritter.

Die Schlacht war ganz und gar die persönliche Leistung Rudolfs, sowohl in der politischen Vorbereitung wie in der strategischen Durchführung. Sein Kriegsruhm, der schon groß genug war, wuchs ins Ungemessene; mit abergläubischem Respekt sprach man von dem Sieger, und mit rittermäßigem Befremden ward bei einer späteren Schlacht vermerkt, dieser Habsburger scheue kein Gelände, er komme und wenn er kriechen müsse. Mit 4000 Rittern und 40000 deutschen Fußknechten wolle er, so meinte er selbst, wohl die Welt bezwingen. Nun aber war die Schlacht seines Lebens geschlagen, Österreich dem Deutschtum gerettet. Nun wollte Rudolf kein Kriegsmann mehr, sondern „ein gut fridemacher" sein.

Aber sein frommer Wunsch tauchte im Leben unter. Der Sieg von Dürnkrut wollte befestigt sein; da ging es nicht ohne Zwistigkeiten ab. Ottokars Sohn zwar, den jungen Wenzel, ließ der Sieger in kluger Mäßigung seinen Sturz nicht zu sehr fühlen; er durfte Böhmen behalten, und die drei Jahre zuvor abgesprochene Doppelhochzeit wurde jetzt wirklich gefeiert. Streit gab es mit den deutschen Fürsten. Rudolf brauchte Jahre, bis er ihrem Argwohn die „Willebriefe" abrang, ohne die er gemäß seinen Wahlbedingungen keinerlei Verfügungen über Reichsgut treffen durfte. Endlich erhielt er ihre grämliche Zustimmung zu der 1282 erfolgenden Belehnung seiner Söhne Albrecht und Rudolf mit Österreich und Steiermark. Die Rheinfeldner Hausordnung gab im folgenden Jahr die Länder auf die Vorstellungen der Stände hin in die Hand Albrechts allein. Kärnten bekam, endgültig 1286, der alte Waffengenosse Meinhard von Tirol, der auf das zunächst ebenfalls beanspruchte Krain verzichtete — so blieb der 1382 mit der Erwerbung Triests dann vollends geebnete Weg zur Adria in der Hand des neuen Geschlechtes.

Österreich war habsburgisch. Rudolfs Königtum wuchs an Macht und Ansehen. Aber schon riefen ihn neue Aufgaben wieder nach Westen. Einmal noch, 1290, spürte der Osten seine Hand, als er das Fürstentum Breslau der zersplitterten



Grabmal Rudolfs von Habsburg in der Krypta des Domes zu Speyer



Huldreich Zwingli
Gemälde von Hans Asper. Zürich, Zentralbibliothek

Krone Polen kurzerhand abgliederte und seinem Schwiegersohne Wenzel gab. Die eigentliche Tat der Deutschen seiner Zeit aber, die große Ostsiedelung, geschah, als eine eigenen Gesetzen gehorchende Volksbewegung, im Grunde ohne Rudolf und ohne das Reich, dessen Herzkraft dem dreizehnten Jahrhundert immer noch wie einst Otto von Freising am Rheine lag.

Die Oberrheinlande, den anderen Flügel des habsburgischen Adlers, hatte Rudolf keinen Augenblick aus den Augen gelassen. So ritt der König, kaum daß Albrechts österreichische Stellung halbwegs gefestigt war, wieder aus den Toren Wiens. Die Plackerei im kleinen, das zähe, lautlose Erringen von Fetzen Landes hier, von einer Vogtei und einer Dreiviertelserbschaft dort nahm seinen Fortgang; Sankt Gallen ward bedrängt, die Erbschaft der Rapperswiler Grafen erworben, Luzern gekauft, die Gebiete um den erst ein halbes Jahrhundert alten Gotthardpaß in Besitz gebracht. Minder erfolgreich war Rudolf nördlich des Rheins. Sein Plan, das alte Herzogtum Schwaben wiederherzustellen und es seinem aus Österreich gewiesenen Sohne Rudolf zu geben, fand den erbitterten Widerstand insbesondere Graf Eberhards des Erlauchten von Württemberg.

Eher horchte die Welt schon auf, als sie von dem Vorgehen des Königs gegen Savoyen und Burgund vernahm. Dem Savoyer nahm er Peterlingen, Gümminen und Murten. An das Pulverfaß Burgund wagte er sich nur in Gestalt zweier Angriffe auf einen Rest des alten Königreiches, die „Freigrafschaft" unter Pfalzgraf Otto. Den ersten führte er für das ehemals feindliche Basel, dessen neuer Bischof ihm eng verbunden war, und eroberte dem Basler Territorium seinen Hauptort Pruntrut zurück. Der zweite ging um mehr: um die Anerkennung der Lehnshoheit des Reiches und um die alte Reichsstadt Besançon. Nicht nur der Savoyer, sondern viele französische Ritter zogen von weither dem Pfalzgrafen zu Hilfe; es hieß nicht, aber es war im Grunde ein deutsch-französischer Krieg; die Freundschaft mit Frankreich, die Rudolf in voller Einsicht der Aussichtslosigkeit eines kriegerischen Austrages durch die Altersheirat mit Isabella hatte befestigen wollen, bestand die Probe nicht, wenn der französische König selbst auch sich im Hintergrund hielt. Aber Rudolf siegte doch; 1290 war Besançon wieder beim Reich.

Nirgendwo schimmert Rudolfs Hauspolitik deutlicher durch die Reichspolitik durch als in diesen Kriegen. Er kämpfte immer nur um das Erreichbare, auch räumlich verstanden; die verlorenen Reichsgebiete hatte er mit der echten Sorge des Königs um seine Grenzen ebenso wie mit der landesherrlichen Leidenschaft zum Abrunden erstritten. Mit dem Arelat, dem alten Königreich Burgund, sprang er ganz anders um; das war nun einmal verloren, seit die Provence 1246 von dem Anjou genommen worden und angesichts des angiovinisch-päpstlichen Bundes und den Folgen einer Verstimmung für die Kaiserkrönungsfrage schlechterdings nicht der Revindikation zuzuführen war; es wurde ebenso unbedenklich einer Eheverabredung mit England zugrunde gelegt wie es nach deren Scheitern eine

Tochter Rudolfs, die um des Friedens mit Karl von Anjou willen dessen Enkel heiratete, zur Mitgift bekam; nur der Schlag, den die angiovinische Macht durch die Sizilianische Vesper von 1282 erlitt und der die Hoffnung Karls auf eine frühe Einigung Italiens durch seine Hand zunichte machte, ließ aus einem Anjou-Arelat nichts werden. Verloren ging es Stück für Stück dank der französischen Ausdehnungspolitik darum doch. Ähnlich, wenn auch undurchsichtiger, schaltete Rudolf in Italien; er wahrte, was zu wahren war, erwirkte den Verzicht Karls auf das toskanische Reichsvikariat und ließ die Städte der Romagna Treue schwören; aber als der Papst auf der Zurücknahme der Eide bestand, gehorchte er ohne Kampf.

Der Vorfall beleuchtet die lähmende Macht, die das Problem des Erwerbes der Kaiserkrone für Rudolf besaß. Er hat lange für einen Italienverächter gegolten, der sich aus der Kaiserkrone im Grunde nichts gemacht habe. Bereits um 1300 erzählt ein Chronist, man habe nach dem Sieg über Ottokar den König gedrängt, „daz er ze Rom fûre und kaiser wurde". Der König aber habe mit einer Fabel geantwortet: „Es waren einmal viele Tiere geladen, in einen hohlen Berg zu gehen. Alle Tiere taten wie geheißen, nur der Fuchs wollte erst sehen, ob sie auch wiederkämen. Keines kam wieder, da blieb der kluge Fuchs lieber draußen ..." Aber war Rudolf wirklich um soviel schlauer als seine Vorgänger, die es allesamt nicht lassen konnten, über die Berge zu ziehen? Auf Reichsitalien konnte er allenfalls verzichten; niemals aber auf die Kaiserkrone. Das eben war ja die neue Erfahrung seiner Zeit, daß eins ohne das andere möglich war. Die Kaiserkrone aber brauchte er, um die Sohnesfolge zu sichern. Denn nach dem geltenden Reichsrecht durfte allein ein gekrönter Kaiser seinen Sohn zum König, also zum Nachfolger wählen lassen; dem bloßen König war das versagt, zwei Könige durften nicht sein. Ohne Kaiserkrone keine Sohnesfolge: wer wollte da den deutschen Hausmachtpolitiker bewundern und im selben Atemzug den Italienverächter preisen?

Aber nicht nur der König wollte Kaiser sein, auch das Volk wollte seinen Kaiser. Freilich, ein Staufer, auch wenn er falsch war, war ihm doch lieber als der glanzlose Habsburger. Im Jahre 1284 ging ein alter Mann, den man auf dem Kölner Markt, einem heißen Boden für Phantasten, mit Blechkrone und ausgerupftem Bart verspottet hatte, nach Neuß, hielt sich Hofstaat, Siegel und Kanzlei, sandte und empfing allerlei Boten, mischte sich in den Kampf der Friesen gegen Floris von Holland, zog dann zur Reichsstadt Wetzlar, wurde dort an einem Julitag des Jahres 1285 vom Marschall von Pappenheim am Sattelriemen seines Pferdes vors Tor geführt und soll gestanden haben, er heiße Tile Kolup; dann ward er, „der auf fremdem Acker hatte mähen wollen", auf einen Wagen gefesselt und verbrannt. Rudolf hatte lange zugesehen und schließlich die Stadt Wetzlar durch wie beiläufige Zuvorkommenheit zurückgewonnen. Aber Dietrich Holzschuhs Asche glomm noch, da kamen neue Friedriche. Den einen ereilte der

Utrechter Galgen, den andern ertränkten die Lübecker wie einen tollen Hund, den dritten hat man in Eßlingen verbrannt. Und es dauerte noch seine Zeit, daß „nimant wuste, ab keiser Frederich tot was adder nicht".

Während der rätselhafte Mann, an dem die Kaisersehnsucht des Volkes sich entflammt hatte, schon seinem Ende entgegenging, rückte Rudolf der Kaiserkrone näher als seit langem. Von den acht Päpsten seiner Regierungszeit waren nur drei seinem Vorhaben geneigt. Der erste war Gregor X., der zur Unzeit starb. Der andere, Nikolaus III., schuf mit der habsburgisch-angiovinischen Versöhnung die Voraussetzung zur Kaiserkrönung — wie weit er sich auf jene damals umlaufenden Erbreichspläne einließ, die dem deutschen König als Preis für einen Verzicht aufs Kaisertum die Erblichkeit der Königskrone geben wollten, steht dahin; und mag Rudolf selbst auch nicht das solche Pläne entrüstet verwerfende Reichspathos des damals von dem Weltamt des Kaisers schreibenden Kölners Alexander von Roes geteilt haben: So lediglich dem Nutzen zugewandt war sein überlieferungswilliger Sinn nun auch wieder nicht, daß er hier mittat. Genug, Nikolaus wollte ihm die Krone geben; da starb im Jahre 1280 auch er, und alle Opfer waren umsonst gebracht. Der dritte Papst war der 1285 zur Herrschaft gelangende Honorius IV.; er lenkte wieder in Nikolaus' Bahnen ein. Ein Legat, Johannes von Tusculum, wurde auf Rudolfs Bitten nach Deutschland entsandt — ein verhängnisvoller Wunsch. Ein mit einem Nationalkonzil verbundener Reichstag eröffnete 1287 zu Würzburg die Verhandlungen über den Romzug. Aber es wurde ein Skandal daraus. Der Zorn der deutschen Bischöfe über die in die Millionen gehenden und nicht eben fromm verwendeten Kreuzzugszehnten fiel über den hochfahrenden Legaten her, den Drachen mit dem giftigen Schweif, der sich statt vom Quell der Wahrheit vom Quell Moneta speise und besser bei seinem lombardischen Kohl geblieben wäre. Ihr Sprecher dämpfte seinen furor teutonicus trotz Rudolfs Dazwischentreten um so weniger, als die leidige Sorge des Kurfürstenkollegs um seinen Bestand, die erst die Goldene Bulle von ihm nahm, in der unverhinderten Abkanzelung des Sendlings nicht nur den Papst, sondern auch den König zu treffen hoffen durfte: man wußte sehr wohl, daß hinter der Kaiserkrone die verhaßte Sohnesfolge hervorluge, die die Kurfürsten um Macht, Einfluß und zuträgliche Wahlverhandlungen gebracht hätte.

Als kurz darauf Honorius starb und sein Nachfolger abwinkte, war die Kaiserkrone so gut wie entschwunden. Rudolfs verzweifelter Versuch, sein Ziel unter Verzicht auf sie durch unmittelbare Abmachungen mit den Kurfürsten zu erreichen, scheiterte am Widerstand Böhmens, und als der angeblich untragbare Albrecht durch seinen Bruder Rudolf ersetzt wurde, an dessen plötzlichem Tod. Nicht Albrecht, sondern der mittelmäßige Graf Adolf von Nassau wurde Rudolfs Nachfolger, und als Albrecht sich bei Göllheim dennoch das Reich erstritt, setzte die Mörderhand seines Neffen dem Leben des schroffen, aber weit-

blickenden und tatkräftigen Herrschers schon bald ein verhängnisvoll frühes Ziel. Erst 1438 mit Albrecht II. erhob sich das Geschlecht zur Dynastie, die den reinen Ansatz Rudolfs und seines Sohnes schicksalhaft verderben mußte.

Konnte Rudolf die Kaiserkrone auch nicht erringen: zur Ordnung von Recht und Frieden in seinem Reich konnte er ihrer entraten. Er hat Erstaunliches geleistet. Immer wieder erneuerte er den Landfrieden; die Raubzölle wurden beseitigt, die Burgen der ihr Fehderecht nur noch als Vorwand benutzenden Raubritter gebrochen; allein der denkwürdige Erfurter Hoftag von 1289/90 brachte die Zerstörung von wohl 66 solcher „schädlichen Häuser", und an 29 um Ilmenau ihr Unwesen treibenden Räubern statuierte Rudolf vor Erfurts Toren ein strenges Exempel. „Heimliche", fest besoldete Räte wurden zur Wahrung der landesherrlichen wie der königlichen Rechte und bald auch, als Ergänzung des an der Zufälligkeit seiner Zusammensetzung krankenden Hofgerichtes, zur Wahrung des Rechtes eingesetzt. Aber so sehr die landesherrliche Praxis in die Reichsverwaltung hinübergriff: grundsätzlich waren seit Rudolf von Habsburg Reichsgut und Hausgut geschieden. Das strenge System der kurfürstlichen Willebriefe für jede Veräußerung von Reichsgut sorgte dafür, daß der König, schon um sich nicht ins eigne Fleisch zu schneiden, Friedrichs II. bewußtem Zusammenwerfen von Reichs- und Hausbesitz keine Folge gab; das Wahlreich trug seine Früchte. Reichslandvogteien im Elsaß, in Schwaben und in Franken mit absetzbaren Vögten, unverbindlichere Reichsverweserschaften insbesondere für Thüringen und für den Norden versuchten, durch eine Burgenkette von der Pfalz bis Wimpfen gesichert, das auseinanderstiebende Reichsgut wieder einzufangen. Von dem Kraut und den Hühnern freilich, die die Güter lieferten, konnte der König vielleicht satt werden, aber keine Kriege führen — da mußten die Städte helfen, denen Rudolf, um sie doch zum Zahlen zu bringen, durch Burgenbau bis in die Mauern nachlief. Städtische Jahressteuern, Sonderumlagen, ja Vermögenssteuern mußten die italienischen Einkünfte und die längst vergessenen Abgaben der Fürsten ersetzen. So kam es, daß Rudolf zwar volkstümlich, aber nie recht beliebt wurde. Nicht alle seine Maßnahmen hatten Erfolg; doch daß das Reich überhaupt erst wieder einmal verwaltet wurde, war ganz und gar sein Verdienst.

Überhaupt war er zwar leutselig, aber nicht bieder. Galt seine Zuverlässigkeit auch selbst an der Kurie als sprichwörtlich, so hat er sich doch oft von dunkleren Kräften tragen lassen als von Vernünftigkeit und gelassenem Planen. Schon als Graf scheute er sich nicht, das Reuerinnenkloster bei Basel in jähem Überfall nächtlich zu verbrennen. Dem Streit mit Sankt Gallen machte er einmal ein Ende, indem er einfach zum Kloster ritt und sich an die Tafel des Abtes setzte — männlich geradheraus gehandelt und doch hintergründiger: wer drei Fehden habe, sagte er, solle eine davon beilegen; beilegen aber, wußte er, war nicht vergessen. Ein junger Ritter, dessen Burg er haben wollte, bekam es zu spüren: erst vergebliche Fehde, dann ein Scheinfrieden, schließlich ein Mord aus dem Hinterhalt. Einen Ver-

schwörer lud er zu sich, trank mit ihm und ließ ihn hinterdrein unterm Eis ertränken. So war er, offen und verschlagen zugleich; war er aber böse, so war er es doch immer unter persönlichem Einsatz und verschanzte sich nicht hinter seinem Pult.

Er war ein großer, schlanker, fast hagerer Mann von dennoch ebenmäßigem Wuchs; einmütig reden die Quellen von seiner gracilis statura; feingebildete Hände, ein schmaler bartloser Kopf mit langem braunem Haar, eine große Adlernase gaben seiner Gestalt edle Art. Unvergleichlich zeigt den Greis das nach dem Lebenden geschaffene, runzelgetreue Grabdenkmal aus rotem Sandstein im Speyerer Dom, ein Abbild auch des neuen Königstypus, den Rudolf schuf: bewegter, gespannter als etwa Barbarossas feste Heiterkeit, schmallippig, immer vor dem Zugriff und immer in Anstrengung, die Zeit in die Fugen zu bringen.

Gegen sich selbst war er hart. Leckerei, Prunksucht, Aufwand aller Art waren ihm ein Greuel. Daß der Graf von Hachberg so gern Kapaune aß, reizte seine Spottlust. Er kleidete sich schlicht, ja ärmlich; bei Dürnkrut siegte er in rostiger Rüstung. Als er einmal in Ensisheim dringend benötigte Soldknechte angeworben hatte und diese bei Tische, unzufrieden mit dem vorgesetzten Brot und dem sauren Wein, sich bessere Sorten kaufen gingen, hob er die Tafel kurzerhand auf und entließ die Leute; er sei zufrieden, so könnten auch sie es sein. Vor Besançon klaubte er sich Rüben aus dem Feld und flickte selbst sein Wams, in Mainz konnte man ihn sich in der nächsten Backstube die Hände wärmen sehen. An die fünfzig Anekdoten gingen schon zu Lebzeiten von ihm um; um 1320 hat man sie bereits gesammelt. Das Volk hatte seinen Spaß an der Geschichte, wie Rudolf einen Wirt, der ein Darlehen nicht zurückzahlen will und von dem Gläubiger beim König verklagt wird, bei einem Empfang launig um seine schöne Mütze bittet, insgeheim einen Boten zur Frau des Halunken sendet, dem durch die Mütze Beglaubigten das Geld auszahlen läßt, es dem Gläubiger zurückerstattet und den Schuldigen verprügelt. Eine volkstümliche Justiz. Man bestaunte den klugen König, der mit einem reichen Fernhändler Halbpart macht, ihn seinen Hering ausnahmsweise statt in Straßburg in Köln, seinen Wein statt in Köln in Straßburg verkaufen heißt und viel dabei gewinnt. Und Rudolf selbst erzählte gern, wie er in Zürich auf der Brücke einem Greis mit schönem weißem Haar begegnete und zu seinem Begleiter meinte, der habe sein Leben wohl angenehmer verbracht als er, worauf der Alte sich einmischte und widersprach; in seiner Jugend hatte er eine alte, im Alter eine junge Frau; für die Häßlichkeit der einen war er zu jung gewesen, der Schönheit der anderen zu alt geworden — so ging es ihm nie nach Wunsch. Daß ihr König sich über solche Geschichte hellauf vergnügen konnte, machte ihn seinen Städtern so vertraut.

Er war fromm, aber weder Fanatiker noch bigott. Am liebsten mochte er noch die Barfüßer; die Abneigung gegen die Weltgeistlichkeit teilte er mit seinem Schützling und Freund Heinrich Knoderer aus Isny, den er aus einem Bäckerssohn und Mainzer Klosterlektor zum Bischof von Basel machte und endlich zum

höchsten Reichsamt, zum Reichskanzler und Mainzer Erzbischof berief — ein merkwürdiger, hitziger Mann, dem man nachsagte, er habe bei einem Gastmahl Pfaffen als Stühle verlangt. Offenbar hat er bedeutenden Anteil an Rudolfs Politik gehabt. Er war nicht der einzige Vertraute, den Rudolf auf einen hohen Posten brachte — der Einfluß des Königs auf die Vergebung geistlicher Stellen hat sich als recht beachtlich herausgestellt — doch war er der treueste.

Wie weit Rudolf dem geistigen Leben der Nation verbunden war, ist ungewiß. Wenn sein Landsmann Albert der Große sich beim Papst für seine Wahl verwandte, so geschah es schwerlich seiner philosophischen Bildung wegen. Friedrich II. und ihn trennt auch hier eine Welt. Gern litt er Dichter um sich, ob er sie auch knapp hielt; der Thurgauer Ritter Steinmar zog mit ihm und trug ihm seine handfesten Herbstlieder vor, und kurz vor der Schlacht auf dem Marchfelde durfte Heinrich Frauenlob von Meißen nach seiner Preisliedermanier einen Ritterschlag besingen. Aber das war alles nicht Kunst — die Kunst wohnte damals in jener Bauhütte zu Straßburg, wo man über den Plänen zum Wunderwerke des Münsters sann; schon rechts des Rheines aber zeigten Starre und krisenhafte Überladenheit, daß zuweilen auch die bildende Kunst dem Tiefstand der Dichtung nicht mehr ferne war. Die höfische Welt versank; die Töne, die sie noch eingab, waren schon dem lehrhaft scholastischen Meistersang nahe oder wurden laut und falsch. Die Stimmen aber, die aus dem Munde einer Mechthild von Magdeburg sprachen und ihre machtvolle Gestaltung durch Meister Eckhart finden sollten — der zu Rudolfs Zeit Student war —, die mystischen Stimmen einer gewaltig anhebenden Epoche der religiösen Lebensdurchdringung, die Vorzeichen einer neuen, bürgerlichen Kultur, all das, was für Goethe „das historisch Interessante" erst mit Rudolf von Habsburg beginnen ließ, es erreichte sicherlich nicht des Königs Ohr.

Das war auch nicht sein Amt. Zu anderem war er berufen, und das hat er vernommen. Ein bedeutendes Territorium ward im Südwesten des Reiches aufgebaut, die Gefahr der savoyischen Verwelschung der Schweiz gebannt, das Deutschtum der Donaulande dem Reiche gerettet, das Verhältnis zum Papsttume wieder erträglich gemacht, Verwaltung, Recht und Frieden wiederhergestellt. Rudolf rettete das Reich, das schon beinahe keines mehr gewesen war, und in seiner Bescheidung ist dieses Werk groß. Dem Fegfeuer, in das ihn Dante um seiner Saumseligkeit in Italien willen getan hat, hat die Geschichte ihn längst entführt.

„Zu den anderen hin will ich", sagte der König, als er mit dreiundsiebzig Jahren in Germersheim den Tod nahen fühlte, „hin nach Speyer, wo viele meiner Vorgänger liegen, die auch Könige waren; und daß man mich nicht hinbringen muß, will ich selber zu ihnen geritten kommen." So ritt er aufrecht nach Speyer. Dort ist er am 15. Juli 1291 gestorben.

Huldreich Zwingli

1484—1531

Von

Gerhard Ritter

Unter den „Großen Deutschen" hat Huldreich Zwingli seinen Platz als Inbegriff und höchste geschichtliche Steigerung alles dessen, was wir als kernig deutsche Stammesart an unserem deutschschweizerischen Brudervolk jenseits der Reichsgrenzen wiedererkennen und lieben. Seine Gestalt steht genau auf der Grenze jenes Zeitabschnitts, in dem sich die schweizerische Eidgenossenschaft als politisches Ganzes mit eigenem Selbstbewußtsein und eigener politisch-historischer Mission vom Staatsverband des alten deutschen Reiches loslöste; sein Wirken als Reformator und Staatsmann war in diesen Loslösungsprozeß ganz unmittelbar und sehr folgenreich verflochten. Dennoch war er in jedem Zuge seines Wesens ein Deutscher — freilich in jener scharf ausgeprägten und ihrer selbst sehr bewußten Eigenart, wie sie eine mehrhundertjährige Geschichte schweizerischen Volk- und Staat-Werdens schon am Ende des Mittelalters zuwege gebracht hatte.

Was die Schweizer am auffallendsten von den Deutschen des eigentlichen Reichsgebiets, zumal von den Untertanen fürstlicher Landesherrschaften, unterschied, war der Stolz auf ihre althergebrachte, in vielen glorreichen Kämpfen eroberte „Freiheit". Als ein Stück schweizerischen Freiheitskampfes (gegen Rom und römisches Kaisertum) hat auch Zwingli sein ganzes Lebenswerk aufgefaßt.

Die Freiheit der eidgenössischen „Landsgemeinden" und Stadtrepubliken war zwar nicht altgermanischen Ursprungs, sondern erst das Ergebnis hartnäckiger Befreiungskämpfe des Spätmittelalters gegen feudale Herrschaften. Aber altgermanisch war der Freiheitstrotz dieser Alpenbauern, ihr Kampf um das „gute alte Recht". Altdeutsch war der bürgerliche Freiheitsdrang der Schweizerstädte, ihre Verfassung überall dieselbe wie in Oberdeutschland. Als ein Landfriedensbündnis altdeutschen Stils, zur Ausrottung des feudalen Fehdewesens, war die älteste Eidgenossenschaft gegründet; die Freiheit sollte zugleich den Frieden ins Land bringen. Aber der kriegerische Mut und Stolz des Schweizervolkes, in vielen Schlachtensiegen gegen die stolzesten Ritterheere Europas gestählt und bewährt, begnügte sich nicht mit der Abwehr fremder Tyrannen. Schon das fünfzehnte Jahrhundert war erfüllt mit Eroberungszügen zur Gewinnung natürlicher Grenzen, eines abgerundeten Staatsgebietes für den Schweizerbund. Und seit der Jahrhundertmitte quoll die überschüssige Kraft dieses wehrhaften Volkstums, dem der Nahrungsspielraum seiner Täler zu eng wurde, nach allen Seiten gleichsam über. Das Reislaufen der jungen Mannschaft in fremder Herren

Dienst begann: ein unbändig wildes Treiben, ohne bestimmte politische Ziele, allein von roher Beutegier und Raufluſt gelenkt. Der Schweizer wurde zum meistbegehrten Soldknecht der europäischen Großmächte in ihrem ersten großen Machtkampf um das italienische und burgundische Erbe. Bald drängten sich die Unterhändler aller Mächte auf den Tagsatzungen der Eidgenossenschaft, Kriegsvölker heischend. Vergebens suchte sich die eidgenössische Politik gegen ihre Bündniserbietungen neutral und friedlich zu behaupten. Allzu groß war die Versuchung fürstlicher Jahreszahlungen an die Orte, offener oder heimlicher Pensionen für die Häupter der Landsgemeinden und städtischen Magistrate, die dem Auslande Kriegsknechte zulaufen ließen. Bald war die schweizerische Neutralität nichts weiter als ein gleichzeitiges Sichverdingen an die entgegengesetzten Mächtegruppen — mit der Gefahr gegenseitigen Abschlachtens schweizerischer Landeskinder auf ausländischen Schlachtfeldern, einer politisch sinnlosen Verschleuderung wertvoller Volkskraft im Dienst der Fremden. Das Bemühen, diesem wilden Treiben zu steuern, der sittlichen Verrohung der Massen durch den Krieg, der Bestechlichkeit und Habgier der Behörden zu wehren, der kriegerischen Kraft seines Volkes höhere, eigene Ziele zu setzen, dem schweizerischen Freiheitsideal einen neuen geistig-politischen Inhalt zu geben, macht einen wesentlichen Teil der Lebensarbeit Ulrich Zwinglis aus.

Er selbst war ein echter Sohn dieses heroischen Zeitalters und dieses urkräftigen Volkstums. Eine stattliche äußere Erscheinung von Achtung gebietendem sicherem Auftreten, mit jener Mischung von sachlichem Ernst und trocken-jovialem Scherz, von kühler, kluger Zurückhaltung und verblüffender Offenheit, von Vorsicht und Kühnheit, die den geborenen Politiker kennzeichnet. Der Schädel eckig-gedrungen, mit hoher, gerader Stirn, mächtigem Nacken und starkem Kinn, die Unterlippe weit vorgeschoben, die Gesichtsfarbe auffallend rot — ein rechter Bauernkopf, aber viel weniger massiv als der Luthers; die spitze Nase und der lebhaft geschwungene Mund erwecken eher die Vorstellung des Weltklugen, ja Schlauen als des Willensmächtigen; dazu ein klar und sicher blickendes Auge, das einen ebenso lebhaften wie selbstbewußten Geist verrät. Was seinen Zeitgenossen an seiner Unterhaltung am meisten auffiel und was denn auch am kräftigsten aus seinem schriftlichen Nachlaß zu uns spricht, ist der Grundzug einer tapfer-fröhlichen Männlichkeit, die, ihres Zieles und ihrer Kraft gewiß, von keiner Widerwärtigkeit sich schrecken läßt, sondern unbeirrt ihren Weg geht, anderen tröstlich, erhebend, mitreißend in ihrer Zuversicht. Die „Mannliche“ (Männlichkeit) und ein „fruotiger Mut“ — das sind Lieblingsausdrücke des zwinglischen Schrifttums; mit ihnen glaubt er das Idealbild des echten alt-schweizerischen Kämpfertums am treffendsten zu bezeichnen. Neben der Sprache Luthers wirkt seine Rede eher nüchtern, herb, ohne den überströmenden Reichtum der Phantasie, ohne den Nachhall tiefster seelischer Erregung, ohne den urwüchsigen Humor, aber auch ohne die maßlose, sich selbst überschlagende Heftigkeit des Thüringer Bauernsohnes. Seine Empfin-

dungen verschließt er lieber in sich selbst, statt sie blindlings und unbedacht auszuströmen vor der Menge. Dabei bleibt Zwingli von trockener Verständigkeit des Schreibstubenmenschen weit entfernt. Auch seine Sprache ist durchblutet von herzhafter, ja derber Volkstümlichkeit. Überall spürt man den Sohn alemannischer Erde, der mit weltoffenen Augen um sich blickt: dem die Schneeblindheit des Bergsteigers zum Sinnbild geistiger Verblendung wird, der die Verwüstung täuferischer Predigt mit dem tosenden Sturz der „Bergrüfe" vergleicht und das Ideal schweizerischer Neutralität im Bilde einer wohlumzäunten Almweide schaut. Unzählige volkstümliche Redensarten und Sprichwörter, lebhaft geschaute Szenen aus dem Alltag bilden die Würze seiner deutschen Schriften. Wer sich in ihr altertümliches Hochalemannisch hineinliest, erquickt sich an einer Farbigkeit der bildlichen Wendungen, von der unser modernes Hochdeutsch nichts mehr weiß. Was die lateinische Prosa Zwinglis, des Humanisten, oft ungelenk erscheinen läßt, die unbekümmerte, ungefeilte Sachlichkeit, erscheint hier als gedrungene Kraft.

Der Sohn eines bäuerlichen Geschlechts, in dem hochgelegenen Dörfchen Wildhaus am Fuße des Säntis am 1. Januar 1484 geboren, trägt die Erbschaft schweizerischen Freiheitsstrebens tief im Blute. Schon der Vater und Großvater hatten mit den Toggenburger Bauern gegen die geistliche Landesherrschaft, den Abt von St. Gallen, gekämpft. Ganz anders als etwa unter den thüringischen Bauern war die vaterländische Geschichte in diesen Familien lebendig. Von Kindheit an, bekennt der Reformator, habe er die „fromme Eidgenossenschaft" mit Leidenschaft geliebt, sei stolz gewesen auf die ruhmreichen Taten eines Wilhelm Tell, auf die Siege der Väter bei Morgarten und Näfels, habe es nicht leiden können, daß man über das Vaterland übel redete. Es gehört zu diesem Stolz gemeinschaftlichen Erlebens, daß der Schweizer Bauer sich nicht wie der deutsche als der „arme Mann" fühlt, den Adel und Bürgertum gleichmäßig verachten und hassen, sondern als vollbürtiger Volksgenosse. Zwinglis Brüder sind Bauern geblieben; ihr berühmter Bruder hat ihnen eine seiner Schriften gewidmet und dauernd gute Freundschaft mit ihnen gehalten. Daß er selbst die geistliche Laufbahn einschlug, entsprach wiederum einer Familienüberlieferung; eine ganze Reihe nächster Verwandter gehörte zum geistlichen Stand. Einer von ihnen, Dekan in Weesen, übernahm den ersten Schulunterricht des Knaben. Danach wurden Lateinschulen in Basel und Bern, später auch die Universitäten zu Wien und Basel (vielleicht auch noch andere?) besucht. Ein auffallend langes Universitätsstudium (1498 bis 1506), von dessen Inhalt wir fast gar nichts wissen. Da Zwingli erst 1504 den niedersten akademischen Grad erwarb (den der Student sonst meist in drei bis vier Halbjahren erreichte) kann die Mehrzahl der Jahre unmöglich in scholastischen Studien verbracht sein; sie wird vorzugsweise dem Studium klassischer Sprachen und der Lektüre jener weltlichen antiken Autoren gegolten haben, die sich später so zahlreich in seiner Bibliothek vorfanden. Gleich nach dem Erwerb der philosophischen Magisterwürde verließ er, wie damals die Mehrzahl der Weltkleriker,

die Universität, ohne das teure, vieljährige theologische Studium überhaupt zu beginnen. Es hat darum auch wenig Sinn, nach der Schulrichtung seiner akademischen Lehrer zu fragen: der Unterricht der artistischen Fakultät bewegte sich damals so gänzlich im Elementaren aristotelischer Wissenschaftslehre, daß auch der Graduierte in die eigentlichen Geheimnisse scholastischer Weisheit nicht eindrang. Im Unterschied zu Luther ist Zwingli gar kein schulmäßig gelernter Theologe im Sinn der Zeit gewesen, sondern ein formal-logisch geschulter Kopf, vielseitig belesen in den altrömischen Lieblingsschriftstellern des Humanismus, der sich erst im praktischen Beruf des Klerikers, auf außerzünftigen Wegen, mit gelehrt-theologischen Fragen zu beschäftigen anfing. Den spannungsreichen Problemen der spätscholastischen Theologie, die Luther so schwer gequält und zum Reformator vorgeschult haben, ist Zwingli überhaupt niemals nähergetreten. Er hat dafür zeitlebens ebensowenig Verständnis aufgebracht wie die Mehrzahl der Humanisten.

Sein Leben als junger Pfarrer in Glarus (1506—1516) läßt denn auch wenig genug von geistlichen Interessen erkennen, sondern weist durchaus auf den Typus des humanistischen Literaten: mit vielen Bücherfreuden, allerhand Sprachstudien, die sich allmählich auf das Griechische und Hebräische ausdehnen, zierlichem Briefwechsel mit gelehrten Freunden, viel Lautenmusik und Gesang nach echter Schweizerart, mancherlei unbefangenem Lebensgenuß, nicht ohne Beimischung bedenklicher erotischer Genüsse, wie sie dem Klerus jener Tage noch fast selbstverständlich erschienen. Ein Hauptinteresse galt der vaterländischen Geschichte. Seine ersten literarischen Erzeugnisse sind patriotische Lehrgedichte in allegorischer Form; ihr Ziel ist schon jetzt, seine Landsleute vor fremden Kriegsdiensten und das schweizerische Patriziat vor der Annahme politischer Bestechungsgelder, der sogenannten „Pensionen" fremder Herren, zu warnen. Das hinderte nicht, daß er selber jahrelang eine päpstliche Pension empfing und zeitweise im Dienste der päpstlichen Partei gegen die Anhänger Frankreichs tätig war. Als Feldprediger ist er zweimal mit nach Italien gezogen, hat die Waffentaten der Schweizer bei Pavia (1515) mit Begeisterung geschildert und seinen Leuten auf dem Marktplatz von Monza kurz vor der Schlacht eine flammende Kriegspredigt gehalten. Offenbar erschienen ihm (mit Recht) die italienischen Feldzüge gegen Frankreich, im Bunde mit dem Papsttum, nicht als bloße Raubzüge im Dienste fremder Herren, sondern als erste Versuche einer selbständigen schweizerischen Großmachtpolitik, die er voll Stolz miterlebte. Auch nach dem blutigen Zusammenbruch dieser Politik bei Marignano (1515), bei dem er als Augenzeuge zugegen war, zeigte er sich als Gegner eines schwächlichen Verzichtfriedens um jeden Preis, vor allem als Gegner eines Rückfalls in die frühere Abhängigkeit von französischem Geld. Diese politische Haltung, die ihn in Gegensatz zu den Glarnern brachte, hat seine Übersiedlung als Leutpriester von Glarus nach der Wallfahrtsstätte Einsiedeln zur Folge gehabt, später (1519) seine Berufung an das Großmünster von Zürich bewirken helfen.

Die Hoffnung der päpstlichen Kurie, ihn auch weiterhin als Wortführer der franzosenfeindlichen Partei ausnutzen zu können, hat die Anfänge seines Reformationswerkes in Zürich wesentlich erleichtert.

Freilich wurde diese Hoffnung schon bald nach 1516 mehr oder weniger zur Illusion (die aber Zwingli vorzeitig zu zerstören sich hütete). In diesem Jahr trat eine erste Wendung seines inneren Lebens ein. Sie geht aus von der persönlichen Berührung mit Erasmus, dem Fürsten der Humanisten, zu Basel. Eben damals begann der große Niederländer, eine erste Atempause der großen europäischen Kriegspolitik ausnutzend, seine großangelegte Propaganda für den Völkerfrieden; ihr Ziel war, die Liebesethik der Bergpredigt Jesu und die Humanitätsideale der römischen Stoa zugleich zu erneuern, um ein neues Reich des Friedens, der öffentlichen Wohlfahrt und der Menschheitsbildung heraufzuführen; dahinter stand, halb unbewußt, das Interesse seiner niederländischen Heimat an der Befriedung Westeuropas. Zwingli, aus ähnlichen Verhältnissen und Erfahrungen der Schweiz heraus, ergriff diese Bestrebungen mit kongenialem Instinkt. Schon damals nahm er eine sehr ansehnliche Stellung unter den wenigen humanistisch Gebildeten ein, die seine Heimat außerhalb Basels besaß. Sie alle bemühten sich jetzt, mit literarischen Kundgebungen im Stil des Erasmus den Frieden und die Neutralität der Schweiz in den großen Welthändeln zu predigen. Die schönste Frucht dieser Bestrebungen ist Zwinglis „Göttliche Vermahnung an die ehrsamen Eidgenossen zu Schwyz, daß sie sich vor fremden Herren hüten" (1522). Ihr Grundgedanke ist ein christlicher Pazifismus. Aber wie weit steht er ab von den abstrakten, weltfremden Gedankengängen des Kosmopoliten Erasmus! Nicht eine utopische Geistesrepublik friedseliger Literaten schwebt dem Schweizer vor Augen, sondern ein verklärtes Idealbild der „biderben" frommen alten Eidgenossen, die noch nichts wußten von Raub und roher Gewalttat im Dienst fremder Herren; als ein rechtes Volk Gottes haben sie sich gehütet vor Ungerechtigkeit, prahlerischem Stolz, roher Gewalttat, haben ehrbar und in frommer Einfalt ihr Land gebaut, zugleich aber widerstanden den fremden Tyrannen. Darum hat ihnen auch Gott immer wieder den Sieg verliehen und ihnen reiches Glück geschenkt in ihrem Land, das „fruchtbarer, schöner, reicher an mannhaften Leuten ist als irgendein Land auf dem Erdboden und fruchtbar genug, uns zu ernähren, so wir uns nur an ihm genügen ließen."

Jedoch die Wirkung des Erasmus auf Zwingli reichte viel tiefer und weiter. Vom Geist erasmischer Schriften entzündet, versenkt sich der Leutpriester von Einsiedeln in ein gründliches Studium der ältesten Quellen christlicher Überlieferung. Er arbeitet das Neue Testament in der griechischen Ursprache durch, ja er schreibt sich die paulinischen Briefe eigenhändig ab. Neben der heiligen Schrift wurden die ältesten Kirchenväter, wie sie Erasmus eben erneuerte, zur Quelle seiner theologischen Bildung. Die christliche Antike trat neben die altrömische, vorchristliche als Vorbild einer neuen Humanität. Und damit begann auch schon

die Kritik an dem überkommenen mittelalterlichen Kirchenwesen sich zu regen. Wieder unter Führung des Erasmus. Sie ging nicht, wie bei Luther, vom Kern der christlichen Heilslehre aus, um von deren neuem Verständnis her allmählich die ganze innere und äußere Gestalt der Kirche zu überprüfen, sondern legte einerseits den historischen Maßstab des Alten, Echten, Ursprünglichen, Einfachen an die vielfach verwickelten und durch fremdartige Elemente entstellten Lehren und Zeremonien der Papstkirche, stellte anderseits die Einsichten eines nüchtern rationalen Verstandes dem Mirakelwesen und Aberglauben des populären Katholizismus gegenüber. Die Heilstat Christi wurde nicht als das Gnadenwunder göttlicher Erlösung des Sünders verstanden, sondern als Predigt einer Moralphilosophie von höchstem, aber nicht absolutem Rang: als Verkündigung einer unbedingten Liebesethik, für die man schon in der Antike „Vorstufen" suchte. Das Christentum sollte vereinfacht, als schlichte Nachfolge seines Stifters verstanden werden. Von da aus kam es zu Zweifeln, zu mehr oder minder heftiger Kritik an der Heiligenverehrung, den Mißständen des Klosterlebens, dem Ablaß, dem Aberglauben der Menge, an tausend sittlichen Schäden klerikalen Lebens, an der Herrschsucht der Hierarchie, an ihren historischen Fälschungen u. dgl. m. — aber nicht zur reformatorischen Tat. Die Predigt Zwinglis begann sich seit 1516 strenger als früher auf die Auslegung der Heiligen Schrift zu richten unter Vermeidung scholastischen Nebenwerks, die Heilslehre Christi in den Mittelpunkt zu rücken, den Bibeltext fortlaufend zu behandeln; sie sparte nicht mit Angriffen auf den Ablaßunfug und andere Verfallserscheinungen des geistlichen Lebens, aber auch auf politische Mißstände, auf das Pensionswesen und Reislaufen, auf öffentliche Laster wie Üppigkeit und Müßiggang, Unterdrückung der Armen u. dgl. m. Seine frisch zupackende, lebendige, stets improvisierte, durchaus unscholastische Redeweise, sein unerschrockener Mut verschafften ihm bald in Zürich und über Zürich hinaus einen bedeutenden Ruf. Zum Reformator wäre er doch niemals geworden ohne Luthers Tat.

Er selbst hat jederzeit, auch in den Jahren bitterster Entfremdung, rückhaltlos anerkannt, daß Luther allein und zuerst den entscheidenden Durchbruch gewagt hat. „Du allein bist der Herkules gewesen, der Du Dich, wo nur etwas Gefahr war, entgegenwarfst. Du hast den römischen Eber getötet." In der Tat läßt sich bis ins einzelne nachweisen (insbesondere an seinen handschriftlichen Bemerkungen zum Text der paulinischen Briefe), wie ihm die eigentlich reformatorische Erkenntnis erst von Wittenberg her vermittelt worden ist. In den ersten Jahren glaubte er in dem kühnen Augustinermönch einfach einen Kampfgenossen auf gleicher Streitebene zu erblicken, half eifrig zur Verbreitung seiner Schriften in der Schweiz und wurde besonders von dem Ergebnis der Leipziger Disputation (1519) stark ergriffen. Aber noch im selben Jahr setzte ein tieferer Wandel ein. Über die humanistische Kritik wurde auch er jetzt hinweggeführt zur eigentlich religiösen. Die zentrale Bedeutung des neuen Verständnisses göttlicher Gnade ging ihm an Luthers

Schriften auf. Das erschütternde Erlebnis einer Pesterkrankung, die hart an den Rand des Todes führte, scheint dabei eine auslösende, freilich wohl vielfach überschätzte Rolle gespielt zu haben. Zum bloßen Schüler Luthers wurde er aber auch jetzt nicht. Es gibt eine Stelle in seiner „Auslegung der Schlußreden", in der man seinen klaren und tapferen Geist mit soviel rücksichtsloser Ehrlichkeit gegen sich selbst ringen sieht um die Echtheit seines religiösen Bekennens, daß jeder Gedanke an bloße Nachahmung eines Größeren, an bloßes Nachempfinden schwindet. Auch Zwingli hat das lutherische Kernproblem, den Kampf menschlichen Selbstbewußtseins mit der überwältigenden Erfahrung der Größe und Furchtbarkeit Gottes, in letzter Tiefe durchlebt. Ja man darf sagen, daß seine stolze, selbstsichere Männlichkeit besonders hart hat kämpfen müssen, um ihr menschliches Selbstbewußtsein untergehen zu lassen und zu läutern im religiösen des begnadeten Christenmenschen. Er selbst hat es immer abgelehnt, als bloßer „Lutheraner" betrachtet zu werden. Indem er die geistige Eigenart seines Reformationswerkes möglichst scharf gegen das Luthertum abzugrenzen suchte, hat er nicht selten die Tragweite seiner eigenen vorreformatorischen Einsichten überschätzt. Aber darin hatte er Recht: daß sein Verständnis des Christentums selbsterlebt war und daß es überdies nicht bloß von Luther, sondern immer auch gleichzeitig von der erasmischen Humanitätsphilosophie her bestimmt wurde. Indem er beides miteinander zu verschmelzen suchte, gelang ihm ein durchaus eigenartiger Neubau christlicher Theologie.

Geistes- und kirchengeschichtlich hat das sehr weittragende Folgen gehabt. Zunächst eine viel größere Rücksichtslosigkeit in der Zerstörung des Überlieferten, von der äußeren Form des Kultus angefangen bis zur Lehre von den Sakramenten. Vor dem nüchtern-rationalen Denken Zwinglis verlor aller bildliche Schmuck des Gotteshauses, verloren Altar, Gesang und Orgelspiel, alle altehrwürdigen Formen des kultischen Gebets ihren Wert; der Gottesdienst seiner reformierten Gemeinde wurde zur bloßen Predigtstunde in kahlem Versammlungsraum. Das Geheimnis der sinnlichen Heilsvermittlung im Sakrament verschwand völlig; an die Stelle trat eine bloße Erinnerungsfeier an den Stifter der christlichen Religion, ein symbolischer Akt zur Bestätigung christlicher Liebes- und Glaubensgemeinschaft. Aber darüber hinaus durchdrang seine ganze Theologie ein anderer Geist als der Luthers. Das Wesen dieses Geistes ist in wenigen Worten zu fassen nicht möglich. Will man es auf eine kurze Formel bringen, so läßt sich etwa sagen, daß die Rolle der menschlichen Vernunft und ihrer natürlichen Einsichten bei Zwingli weit größer ist als bei Luther — nicht eigentlich die Rolle des menschlichen Willens; denn dessen Unfähigkeit zur Selbsterlösung steht auch für Zwingli fest: das verbindet ihn mit Luther und trennt ihn von Erasmus und allem späterem „Rationalismus". Aber das Bedürfnis der Theodizee, die von Gott geschaffene Welt, ja Gott selbst als vernünftig (von menschlicher Vernunft her betrachtet) zu verstehen, die Gerechtigkeit göttlicher Weltregierung unserem Denken einleuchtend

zu machen, den Bereich des Irrationalen, Unverstehbaren, im Glauben einfach Hinzunehmenden möglichst eng einzuschränken — dieses Bedürfnis, das Luther gänzlich fehlte, hat Zwingli sehr lebendig empfunden. Seine Dämpfung der paulinisch-augustinischen Erbsündenlehre, seine positive Einschätzung der vorchristlichen und außerchristlichen Geisteswelt, seine philosophierende Deutung der Prädestination und viele andere Züge seiner Theologie zeigen es aufs deutlichste. An allen diesen Punkten hat er der „aufgeklärten" Theologie späterer Jahrhunderte vorgearbeitet. Unmittelbar wirksam wurde noch eine andere Folge: die zuversichtliche Haltung des Reformators gegenüber den Aufgaben praktischer Lebensgestaltung.

Man weiß, wie ungeheuer schwer es Luther geworden ist, mit den praktischen Aufgaben fertig zu werden, vor die ihn der jähe Zusammensturz des mittelalterlichen Kirchengebäudes stellte. Luthers Predigt war reine Gesinnungspredigt; am liebsten hätte er sich gänzlich auf die Verkündigung des „Wortes" beschränkt, die praktische Organisation der Volkskirche gar nicht erst angerührt, in der Vorstellung, daß aus der neuen evangelischen Gesinnung, wenn sie nur echt war, die Praxis von selbst folgen müsse. Seine Forderung bedingungslosen Gehorsams gegen weltliche Oberkeit, selbst gegen eine tyrannisch entartete, verstärkte noch diese Scheu vor politischer Aktivität.

Von einer solchen Scheu hat Zwingli nichts gewußt. Kirchenpolitisches Handeln war ihm eine Selbstverständlichkeit. Seine nüchtern-helle Verständigkeit war sich keinen Augenblick darüber im unklaren, daß auf dem Wege der bloßen Gesinnungspredigt, ohne Ausnutzung politischer Möglichkeiten, ein Sieg der reformatorischen Idee niemals zu erhoffen war, daß die neue Kirche praktisch nicht ohne Schutz und Hilfe politischer Mächte gebaut werden konnte. Von übertriebenem Respekt vor weltlichen Oberkeiten war der schweizerische Republikaner ganz frei. Er selber war ja Mitglied der städtischen Obrigkeit und konnte hoffen, sie nach seinem Sinn zu lenken. Mehr noch: es kam ihm gar nicht bloß darauf an, eine neue religiöse Gesinnung entzünden zu helfen — er zielte von vornherein auf eine praktische Neugestaltung des öffentlichen Wesens überhaupt. Sittliches Leben des ganzen Volkes, politische Zustände, wirtschaftlich-soziale Verfassung, nicht zuletzt die weltliche Bildung, Schulwesen und Wissenschaft — alles zugleich sollte gründlich erneuert werden. Sein Glaube an die Fähigkeit menschlicher Vernunft, das praktisch Notwendige zu erkennen, eine neue bessere Ordnung auch des irdischen Daseins gestalten zu helfen, war von keinem religiösen Mißtrauen oder Zweifel getrübt. Gewiß war die irdische Welt eine Welt der Sünde, des allgemein menschlichen „Gebrestens" sittlicher Unzulänglichkeit; das Idealbild „göttlicher Gerechtigkeit", einer wahren Liebesgemeinschaft im Sinn der Bergpredigt, ließ sich praktisch nicht verwirklichen. Aber auch innerhalb dieses Rahmens menschlicher Unzulänglichkeit gab es genug und übergenug zu verbessern zur höheren Ehre Gottes. Und rührig legte der Reformator Hand ans Werk. „Ein Christenmensch", schrieb er einmal,

„soll nicht große Worte machen über die Lehren, sondern mit Gott Großes und Schwieriges tun."

Wir verfolgen nicht die einzelnen Etappen seiner Züricher Kirchenreform. Sehr zögernd zunächst, mit viel politischer Klugheit, aber plan- und kraftvoll schritt sie voran. Seit päpstlicher Bann und Acht des Reichs Luther verfolgten, war Zwingli zur Vorsicht genötigt; so weit als irgend möglich rückte er seine Predigt von der Luthers ab. Jeder einzelne Schritt wurde lange überlegt, in der öffentlichen Meinung durch Predigten und Schriften gründlich vorbereitet, öffentlich begründet, disputiert, schließlich durch Ratsbeschluß ins Werk gesetzt. Mit dem Alleräußerlichsten fing man an: eine Durchbrechung des Fastenzwanges (durch das berühmte Wurstessen des Buchdruckers Froschauer und seiner Gesellen 1522) wurde der äußere Anlaß zur Lossagung von der geistlichen Gerichtsbarkeit des Konstanzer Bischofs. Es folgte ein langer Kampf um die Freigabe der Priesterehe. Zwingli brachte ihn zur Entscheidung, als er 1524 seine zwei Jahre zuvor heimlich geschlossene Ehe öffentlich machte. Eine große Disputation, die vor dem Züricher Rat als Schiedsrichter am 29. Januar 1523 gehalten wurde, gab ihm Gelegenheit, in 67 Thesen sein neues Glaubensbekenntnis und das Programm seiner Kirchenreform ausführlich zu entwickeln. Nunmehr ging es in stürmischem Tempo vorwärts: Ausleerung der Klöster, nicht ohne obrigkeitlichen Zwang, Verwendung ihres Klostergutes zur Armen- und Krankenpflege, Säkularisation der meisten geistlichen Stifter, Umwandlung der Chorherrenstifte am Großmünster und Frauenmünster zu einer Art von Predigerseminar (der sogenannten Prophezey), an dem Zwingli, aber auch andere bedeutende Theologen wie Leo Jud, Pellikan und Mykonius als Dozenten wirkten, Einrichtung einer neuen Armenordnung, Abschaffung der Messe, Umgestaltung des gesamten Kultus, einschließlich der Sakramente, Ausräumung der Kirchen (nicht in wildem Bildersturm, sondern durch obrigkeitliche Mandate), Schaffung eines städtischen „Ehegerichtes" aus einem Laien und zwei Geistlichen als oberster Kirchenbehörde, zugleich als Organ der städtischen Sittlichkeitspolizei, Erlaß scharfer Sittenmandate, um „christliche Ehrbarkeit" aller Stände zu erzwingen, Verpflichtung aller Einwohner zu regelmäßigem Besuch der Gottesdienste. Das so reformierte Staatswesen war keine Theokratie im herkömmlichen Sinn; man könnte es aber eine Bibliokratie nennen; „nach der Schnur des Bibelwortes" sollte alles Leben neu geregelt werden, und der Ausleger dieses Wortes war Zwingli, der „Prophet", von dessen Meinung und Ratschlag zuletzt alles abhing. Seine Stellung wuchs rasch über die des Predigers zu der eines leitenden Staatsmannes hinaus.

Es war ein gewaltiger politischer Vorteil für ihn, daß er nicht in einem halbfeudalen fürstlichen Staatswesen, sondern im Machtbereich einer städtischen Obrigkeit wirkte, die seit mehreren Generationen gewohnt war, das religiöse und sittliche Leben ihrer Untertanen ebenso zu betreuen wie ihr wirtschaftliches Wohlergehen und die dabei niemals Scheu getragen hatte, die Grenze geistlicher und

weltlicher Rechtszuständigkeit zu überschreiten. Einen weiteren Vorteil bot seine politische Parteistellung: als Gegner des Reislaufens und des Pensionswesens war er zuerst bekanntgeworden, als Gegner der franzosenfreundlichen Partei nach Zürich berufen. Auch weiterhin führte er diesen Kampf, den er als ein unabdingbares Stück seines Reformationswerkes betrachtete, unablässig fort: zur sittlichen und politischen Erneuerung der Eidgenossenschaft. Das verschaffte ihm von vornherein die Sympathie der kleinen Leute, die seit langem mit Erbitterung auf das Wohlleben und die politische Macht der Adligen und Patrizier blickten: aus dem Schacher um das Blut des Volkes, so grollten sie, zog der Reiche die Mittel zu üppigem Wohlleben. Diese Sympathie vor allem hat Zwingli seinen politischen Einfluß verschafft. Grundsätzlich war er nicht Demokrat, sondern hielt die kunstvolle Mischung aus adelig-patrizischen, aristokratischen und demokratischen Elementen, wie sie die Züricher Stadtverfassung aufwies, für die Idealverfassung schlechthin. Aber seine eigentliche Stütze fand er doch immer in den populären Elementen des sogenanten Großen Rats der Zweihundert, mit deren Hilfe sich mancherlei Widerstände in dem engeren Regierungskollegium, dem „Kleinen Rat", brechen ließen. Er hat diese Machtstellung nach Kräften und mit großer Rücksichtslosigkeit (darin Calvin ähnlich) zur Niederwerfung seiner inneren Gegner ausgenutzt. Der von ihm angestiftete Prozeß gegen die Häupter einer unzufriedenen Aristokratenpartei, die über die neuen strengen Sittenmandate einer puritanisch gewordenen Obrigkeit und über die radikale Kirchenreform heimlich murrte (unter Führung des greisen Ratsherrn Jakob Grebel) grenzte hart an Justizmord. Schließlich ging es doch nicht ohne Verfassungsänderung ab: der Anteil der Aristokratie an der Bildung des Kleinen Rates wurde enger begrenzt; die oberste politische Führung aber lag in den entscheidenden Jahren bei einem allerengsten Kollegium, dem „Heimlichen Rat", aus drei oder vier Stadthäuptern bestehend, unter denen Zwingli saß und in allen wichtigeren Fragen den Ausschlag gab. Durch lange Jahre hat er die auswärtige Politik des Züricher Gemeinwesens recht eigentlich selbst geführt.

In einem Staatswesen von dem politischen Schwergewicht Zürichs bedeutete das nicht nur die Beherrschung einer großen Stadt und Landschaft, sondern Einflußnahme auf die Politik der ganzen Eidgenossenschaft, ja zuletzt ein Hineingreifen in die Händel der großen Mächte. Vor Zwinglis Augen erhob sich die verlockende Aussicht, Zürich zum Mittelpunkt einer großen, die protestantische Schweiz und Süddeutschland umfassenden politisch-kirchlichen Verbindung zu machen. An ihre Verwirklichung hat er einen glühenden, sich selbst verzehrenden Eifer, die ganze gewaltige Energie seiner besten Mannesjahre, zuletzt sein Leben gesetzt. Er wurde zum geistigen und politischen Mittelpunkt eines weit verzweigten Kreises schweizerisch-süddeutscher Stadt-Reformatoren, von Bern und Genf über Basel bis nach Straßburg, Konstanz, Memmingen und Ulm, die alle auf sein Wort hörten, bei ihm sich Trost und politische Hilfe holten, an ihn als den unerschütterten Fels im

Strudel einer wilderregten Zeit sich klammerten. Er erhob sich zum Rang einer weltgeschichtlichen Gestalt.

Aber ihm blieb auch die bittere Erfahrung nicht erspart, daß eine solche halb geistliche, halb weltliche Machtstellung ihre ganz besonderen Gefahren hat. Schon innerhalb seines engeren Kreises. Theoretisch mochte er fein säuberlich unterscheiden zwischen einer Obrigkeit, die nur als vornehmstes Glied der christlichen Gemeinde, der „Kilchhöri", ihre Christenpflicht tut, und der weltlichen Macht als solcher — praktisch blieben es doch dieselben Machthaber; und wie hätte es anders sein können, als daß sie Autorität und weltliches Gut der Kirche zugleich für ihre rein säkularen Machtzwecke gebrauchten? Obrigkeitliche, polizeiliche Strafgewalt trat an die Stelle des geistlichen Kirchenbannes. Die Unselbständigkeit der zwinglischen Kirche dem Staat gegenüber wurde eine ihrer größten Schwächen. Noch unmittelbarer spürbar war die Gefahr, die von den religiös Unbedingten, den schwärmerisch Radikalen, von der Gruppe der Wiedertäufer drohte. Ihr radikaler Flügel wollte die Liebesgemeinschaft der Gotteskinder ganz unmittelbar an die Stelle der bestehenden Gesellschaftsordnung mit ihrer ungleichen Eigentumsverteilung, ihrer Zwangsgewalt, ihren tausend Menschlichkeiten setzen; sie alle wollten nichts hören von menschlicher, sondern nur von göttlicher Gerechtigkeit, nichts von irgendwelcher Anpassung an die Welt, wie sie einmal ist. Für den Reformator, der sie selbst gelehrt hatte, keinen anderen Maßstab sittlichen Verhaltens anzuerkennen als das Zeugnis der Bibel, war es schwer, ja unmöglich, sie mit religiösen Argumenten zu überzeugen. Wohl gelang es ihm, einen hinter den Täufern drohenden Bauernaufruhr zu beschwichtigen: durch eine kluge Verbindung von Festigkeit und Entgegenkommen, Widerstand gegen Gewalttat und praktischen Reformen (oder doch Reformversprechungen) wirtschaftlich-sozialer Art, zu denen er den Züricher Rat zu bestimmen wußte. Aber gegen die religiöse Predigt der Täufer half zuletzt kein anderes Mittel als die nackte Gewalt: die Führer der Sekte wurden gefangen gelegt, des Landes verwiesen, in Fällen grober Widersätzlichkeit ertränkt. So wurde die Einheitlichkeit der Landeskirche mit Gewalt gesichert; auch die Fortdauer katholischer Gottesdienste wurde in der ganzen Landschaft zwangsweise verhindert.

Galt es gegen die Schwärmer und ihre Utopie der reinen Geistesgemeinschaft das Lebensrecht einer Sozialordnung zu verfechten, die den Wirklichkeiten des irdischen Daseins angepaßt war, so hing sich auf der anderen Seite das Bleigewicht irdisch-zeitlicher Realitäten an den kühnen Flug der zwinglischen Reformideen. Für den Züricher Rat war die Ausbreitung der reinen Lehre über die ganze Nordschweiz ebenso sehr eine Sache politischen Machtinteresses wie geistlichen Eifers. Und wenn die Gemeinden der Nordostschweiz, zumal in den sogenannten Untertanenländern, sich in so großer Zahl und mit solchem Eifer der Reformation zuwandten, so hatte die Aussicht, unter dem Protektorat von Zürich ihre Rechtsstellung zu verbessern, politische Vorteile gegen ihre bisherigen Herren

zu gewinnen, daran einen sehr beträchtlichen Anteil. Politische Sympathien mit den Eidgenossen spielten auch in den süddeutschen Städten, die Anschluß an das zwinglische Reformationswerk suchten (am greifbarsten in Konstanz), eine bedeutende Rolle. Der Übertritt Berns zur Reformation führte 1528 zum Abschluß eines „christlichen Burgrechts" mit Zürich, in dem diese beiden weitaus mächtigsten Orte der Schweiz sich verpflichteten, die neue Lehre mit Waffengewalt zu schützen. Seitdem griff diese immer rascher um sich. Einer der nordschweizerischen Stadtkantone nach dem andern trat dem Bündnis bei. Aber nun wurde auch der Widerstand der katholisch gebliebenen Kantone der Innerschweiz (Luzern, Zug, Uri, Schwyz und Unterwalden) zu äußerster Erbitterung angetrieben. Ihr Kampf gegen das Züricher Reformationswerk war von Anfang an nicht bloß von konfessionellen Beweggründen bestimmt gewesen. Immer war es zugleich um die Herrschaft über die „Untertanenlande" gegangen. Zugleich um die schweizerische Außenpolitik. Die Tatsache, daß Zürich als einziger der Orte sich dem Bündnis mit Frankreich entzog und das Verbot des Reislaufens und Pensionswesens nicht nur in seinem eigenenGebiet rücksichtslos durchführte, sondern für die ganze Eidgenossenschaft durchsetzen wollte, hatte jahrelang seine politische Isolierung, ja seinen Ausschluß von den gemeinsamen Tagsatzungen zur Folge gehabt. Jetzt war es das heimliche (aber den vertrautesten Freunden in einem Gutachten klar entwickelte) Ziel des Reformators, die Verfassung der Schweiz dahin umzuändern, daß die Verteilung der Stimmen auf der Tagsatzung den wirklichen Machtverhältnissen entsprach, d. h. er wollte den protestantischen Orten die Möglichkeit verschaffen, die katholischen zu majorisieren. Er lehnte das Recht der Tagsatzung ab, in die kirchlichen Verhältnisse der Einzelkantone hineinzureden, aber er verlangte gleichzeitig von den katholisch gebliebenen Orten, daß sie die freie Predigt der evangelischen Lehre in ihrem Bereich zuließen — ohne seinerseits diese Freiheit den Katholiken im Züricher Staatsgebiet zu gewähren. Daß es darüber eines Tages zum Bürgerkrieg kommen müsse, war ihm von Anfang an klar. Schon 1524 hatte er einen Feldzugsplan zur Abwehr feindlicher Angriffe ausgearbeitet, der durch die Vielseitigkeit und Genauigkeit der darin entwickelten diplomatischen und militärtechnischen Sachkenntnisse (bis auf die Geschützarten, die Hornsignale und die Taktik der Nachtangriffe!) von jeher Staunen erweckt hat. Später ging er noch weiter. Er scheute nicht den Angriffs-, ja den Präventivkrieg. Längst war der innere Zusammenhalt der Eidgenossenschaft über dem konfessionellen Gegensatz zerbrochen. Beide Religionsparteien suchten ausländische Hilfe: die altgläubige bei Ferdinand von Österreich und den süddeutschen katholischen Mächten, die evangelische bei den protestantischen Reichsstädten Süddeutschlands und (merkwürdigerweise) beim König von Frankreich, dessen protestantische Neigungen Zwingli stark überschätzt hat.

Seit der Gründung des „christlichen Burgrechts" 1528 wurden Zwinglis Pläne immer aggressiver. Auf ein gewaltsam-kriegerisches Vorgehen Zürichs in der Ost-

schweiz, insbesondere gegen das Kloster St. Gallen, folgte 1529 überraschend der Angriffskrieg gegen die katholischen Orte. Militärisch war der Sieg der Züricher von vornherein sicher. Aber der Verlauf des Unternehmens zeigte, daß der gegenseitige Haß der Konfessionen doch noch nicht groß genug war, um das Bewußtsein der alten eidgenössischen Gemeinschaft zu zerstören. Schon ehe man zum Schlagen kam, setzten Ausgleichsverhandlungen von beiden Seiten ein. Die Berner, längst eifersüchtig auf die Machtstellung Zürichs und mißtrauisch gegen seinen stürmischen Eroberungsdrang, verweigerten im letzten Augenblick die Teilnahme an einer militärischen Invasion. So ging der Krieg mit einem lahmen Frieden aus, der eine weitere Ausdehnung der evangelischen Predigt in den Untertanenländern ermöglichte, aber keines der großen Kriegsziele Zwinglis verwirklichte. Sogleich spannte er seine diplomatischen Netze weiter. Durch Vermittlung des vertriebenen, evangelisch gewordenen Herzogs Ulrich von Württemberg trat er mit Landgraf Philipp von Hessen, dem aktivsten und politisch begabtesten der lutherischen deutschen Fürsten, in Verbindung. Es war die Zeit, in der Kaiser Karl V. seine italienischen Kriege zu einem glücklichen Ende gebracht hatte und sich nun nach Deutschland wandte, um dort die Einheitlichkeit der Reichskirche wieder herzustellen. Die evangelischen Reichsstände erwarteten schwere Stürme. Landgraf Philipp und die evangelischen Reichsstädte Süddeutschlands unter Führung von Straßburg drängten auf ein Bündnis aller protestantischen Stände unter Beiziehung der Schweizer. Aus dieser Lage ging die Einladung zu dem berühmten Marburger Religionsgespräch zwischen Zwingli und Luther hervor (1. bis 3. Oktober 1529), das den Ausgleich ihrer Lehrunterschiede zum Ziel hatte, um so den politischen Zusammenschluß der Protestanten aller Richtungen zu ermöglichen.

Nach der gangbaren Geschichtsüberlieferung ist der Ausgleich am dogmatischen Starrsinn Luthers, der auf seiner Deutung des Altarsakraments unnachgiebig beharrte und die brüderlichen Erbietungen Zwinglis in politischer Verblendung von sich wies, gescheitert. Heute wissen wir, daß Luther schon gebunden war, ehe er in Marburg erschien: durch ein geheimes Bündnis lutherischer Fürsten, die sich gegenseitig auf ein streng wittenbergisches Bekenntnis (die sogenannten Schwabacher Artikel) festgelegt hatten. Der Grund dieser Festlegung war zuletzt ein politischer: man hoffte, auf dem bevorstehenden Reichstag vor Kaiser und Reich die volle Rechtgläubigkeit der lutherischen Lehre im Sinn ältester kirchlicher Überlieferung zu erweisen und wollte sich deshalb gerade jetzt nicht durch ein Bündnis mit den schweizerischen Radikalen, den „Sakramentierern", belasten. Insbesondere die radikale Leugnung des Mysteriums im Abendmahl erschien von da aus untragbar. Immerhin ergab die Unterredung, daß man sich doch gegenseitig näherstand, als Luther erwartet hatte. Über vierzehn Glaubensartikel wurde man einig, nur in der Abendmahlsfrage nicht. Indessen auf Drängen Landgraf Philipps haben die lutherischen Theologen sich nach dem Abschluß der eigentlichen Verhandlungen doch noch zu einer Vermittlungsformel auch in dieser Frage entschlossen, die

allenfalls Raum für Zwinglis Auffassung bot. Aber jetzt war es Zwingli, der (im Gegensatz zu seinem Straßburger Freund Butzer) ablehnte. Durch diese (früher kaum beachtete) Tatsache ist sein Verhalten in neue Beleuchtung gerückt. Weshalb lehnte er ab?

Zunächst wohl deshalb, weil er besorgen mußte, durch Nachgiebigkeit in der wichtigen Abendmahlsfrage den Züricher Radikalen gegenüber in eine schiefe Lage zu geraten: man hätte ihn dort des Rückfalls in katholische Auffassungen geziehen, und das hätte seine ohnedies schwierige Lage noch mehr gefährdet. Darüber hinaus kämpfte er ganz einfach um seine theologische Selbständigkeit. Tatsächlich hat Zwingli auch später dunkle und mehrdeutige Kompromißformeln in der Abendmahlsfrage, wie die Lutheraner sie noch mehrfach (unter Vermittlung Butzers) anboten, jedesmal schroff abgelehnt. Auch dann, als die Lutheraner mit dem Versuch, dem Kaiser ihre Rechtgläubigkeit darzutun, auf dem Augsburger Reichstage gescheitert waren und nun in höchster Besorgnis vor drohenden Kriegsgefahren weit ernsthafter als früher zum Zusammengehen mit den Schweizern bereit schienen. Zwingli berief sich dabei auf die Gefahr, der gemeine Mann könne solche Kompromißformeln im Sinn des katholischen Herkommens mißverstehen, vor allem aber darauf, daß ein Zusammenschluß des Protestantismus, der auf absichtlicher Unklarheit in der dogmatischen Kernfrage beruhe, eine „jämmerlich erfochtene Einigung" sei, die auf die Dauer nicht bestehen könne und bald zu neuem Zwist führen werde. Statt dessen war er (schon in Marburg) bereit, ein rein politisches Bündnis mit den lutherischen Ständen abzuschließen, das die Gemeinsamkeiten, aber auch die Unterschiede der Lehre klar herausstellte. Da eine solche rein politische Haltung den lutherischen Theologen undenkbar schien, ist die Trennung beider Teile unvermeidlich geworden.

Das sind Vorgänge von größtem allgemein-geschichtlichem Interesse. Hinter dem Streit um das Dogma erhebt sich zuletzt der Streit um die Führung des deutschen Protestantismus. Was Zwingli unter keinen Umständen wollte, war die einfache Unterwerfung unter den Willen Luthers. In Straßburg, auf dem Wege nach Marburg, hatte er die ganze Größe der dem Protestantismus drohenden Gefahr kennengelernt. Ihr wollte er ein Bündnis aller dem Kaiser feindlichen Mächte, von Dänemark über Niederdeutschland, Hessen, den schwäbisch-alemannischen Raum einschließlich der Schweiz bis nach Venedig entgegenstellen. Auch Frankreich sollte wieder beteiligt werden. Mit glühendem Eifer gingen Zwingli und Landgraf Philipp an die Verwirklichung dieses beinahe abenteuerlichen Planes. Sollte er gelingen, so waren die lutherischen Fürsten zwar als Bundesgenossen neben den oberdeutschen Städten hochwillkommen; unter keinen Umständen aber durften die Wittenberger Theologen mit ihren ewigen politischen Bedenklichkeiten die theologische Führung erhalten. Für die altertümliche Reichs- und Kaisertreue der deutschen Stände hat Zwingli nie das geringste Verständnis besessen. Ihm, dem schweizerischen Republikaner, erschien das „römische Kaisertum"

längst nur noch als eine tote Form, ja als ein Teilstück jenes römischen Systems, von dem es doch Deutschland zu befreien galt. „Was hat Deutschland mit Rom zu schaffen?" Von hier aus enthüllt uns das Marburger Religionsgespräch noch andere Gegensätze, als die Abendmahlsfrage. Schweizer und Deutsche verstanden sich auch deshalb nicht mehr, weil der Loslösungsprozeß der Eidgenossenschaft vom Reich schon zu weit fortgeschritten war.

Jener kühne europäische Bündnisplan Zwinglis ist sehr bald gescheitert. Venedig hatte längst seinen Frieden mit dem Kaiser gemacht, Frankreich verfolgte ganz andere Interessen als den Schutz des schweizerischen Protestantismus. Die lutherischen Fürsten schlossen untereinander ein eigenes Bündnis zu Schmalkalden ab, die oberdeutschen Städte wurden nachträglich wieder ängstlich und unsicher; sie sind zuletzt zu den Schmalkaldenern abgeschwenkt und haben später auch in der Glaubensfrage mit dem Luthertum ihren Kompromiß geschlossen. Was von dem großen Allianzplan allein übrig blieb, war ein Bündnis zwischen dem hessischen Landgrafen und Zürich, dem von den Schweizerstädten nur Basel sich anschloß. Die Schweizer Protestanten standen wieder außerhalb des Reiches. Als in dem bald darauf ausbrechenden neuen schweizerischen Bürgerkrieg Landgraf Philipp den Zürichern militärische Hilfe anbot, hat die Stadt (nach Zwinglis Tode) nicht einmal eine Antwort gegeben, weil sie „nicht gewohnt sei, fremde Knechte ins Land zu berufen". So fochten die Schweizer ihre politisch-kirchlichen Gegensätze zuletzt doch allein unter sich aus, ohne ausländische Hilfe. Auch so hätten die evangelischen Orte, wenn sie nur fest zusammenstanden, dennoch den Sieg über die katholische Partei gewinnen können. Zwinglis Zukunftsbild einer evangelischen, politisch und geistig neu geeinigten, unter Züricher und Berner Vorherrschaft stehenden Eidgenossenschaft hätte so am Ende doch noch verwirklicht werden können — freilich nur unter Anwendung rohester Gewalt. Aber schon vor Beginn des Krieges war seine politische Stellung in Zürich ins Wanken geraten. Die Härte seines persönlichen Regiments war den freiheitsgewohnten Bürgern auf die Dauer schwer erträglich; man begann die einseitige Festlegung der Außenpolitik auf kirchliche Interessen als Überspannung, als gewagtes Abenteuer zu empfinden; man scheute den Bruderkrieg unter Eidgenossen. Jäher Wechsel der Volksgunst gehört zum Wesen städtischer Demokratien. Als Zwingli in dieser Lage seinen Abschied aus allen Ämtern forderte, hielt man doch wieder an ihm fest; man bat ihn zu bleiben. Aber die gestraffte Energie der Züricher Politik von ehedem war dahin. Mit düsteren Ahnungen sah der Reformator, wie Ungeschicklichkeit und Zerfahrenheit der politischen Leitung, wie gleichzeitig die Eifersucht Berns alles entschlossene Handeln lähmten. Statt rechtzeitig den Krieg zu erklären, reizte man die katholischen Orte durch eine nutzlose Proviantsperre zu äußerster Erbitterung. Als sie endlich ihrerseits losschlugen, fanden sie Stadt und Landschaft ungerüstet. In völliger Kopflosigkeit und Verwirrung trat ihnen eine eilig zusammengeraffte Schar Züricher Bürger entgegen. Zwingli selbst wollte in der Stunde

äußerster Gefahr unter den Seinen nicht fehlen. Mit Helm und Harnisch, Schwert und Hellebarde gerüstet zog er mit ihnen hinaus. Noch am selben Tage, dem 11. Oktober 1531, ist er in einem Vorhutgefecht bei Kappel, in den vordersten Reihen stehend, gefallen. „Sind mannlich und frölich, lieben Zürcher" waren seine letzten Worte, „müssend wir schon hie einen schweiß lyden, so werden wir doch mit Gott blyben".

Militärisch betrachtet war das Gefecht bei Kappel unbedeutend; aber es war die erste Niederlage des Protestantismus im offenen Felde und wurde deshalb in ganz Europa als ein großes Ereignis empfunden. Vor allem: der Tod Zwinglis, seiner nächsten Freunde und entschlossensten Parteigänger lähmte die Energie der zürcherischen Kriegsführung vollends. Führerlos, ja zuchtlos taumelte das Heer der protestantischen Städte — trotz großer zahlenmäßiger Überlegenheit — von einer Niederlage zur anderen. Ein übereilter Friedensschluß brachte zwar nicht die Vernichtung, aber den Stillstand, in dem umstrittenen Gebiet der Nordostschweiz einen starken Rückgang des reformatorischen Bekenntnisses. Politisch bedeutete das die dauernde Zerreißung der Schweiz in zwei feindliche konfessionelle Lager, zugleich die Erstarrung ihrer Bundesverfassung für Jahrhunderte. In Zürich wurde beschlossen, fortan keinen Theologen mehr zu politischer Macht kommen zu lassen. Die Geschichte der deutschen Reformation schritt von nun an fast achtlos über die schweizerische Sonderkirche hinweg.

Dennoch ist das Lebenswerk des Züricher Reformators nicht ohne weitreichende geschichtliche Folgen geblieben. Zunächst: das zürcherische Geistesleben, eigentlich von ihm erst entzündet, und die Geistesart der ganzen deutschreformierten Schweiz trägt bis heute deutlich die Spuren seines Wirkens. Der Typus einer reformierten Theologie, wie er sie geschaffen hat, in der sich eine weltoffene Bildung antikischen Ursprungs mit den Kerngedanken christlicher Predigt zu verbinden und zu versöhnen trachtet, hat eine selbständige und bedeutende Rolle im deutschen Geistesleben gespielt. Wohl blieb diese Theologie zunächst, in den großen geistigen Entscheidungskämpfen des 16. Jahrhunderts, in den Winkel gedrängt. Aber sie hat später noch eine große Zukunft gehabt. Bis nach Holland und England, in die Ursprungsländer also der späteren Aufklärung, reichen die Spuren unmittelbarer Einwirkung zwinglischen Geistes. Ähnliches gilt von dem neuen Typus einer kampfbereiten, auch politisch wohlgerüsteten evangelischen Kirche, wie sie in Zürich vorgebildet war. Auf dem Weg über Straßburg und Bern hat zwinglisches Kirchentum dem großen Reformator der Westschweiz die Wege geebnet, ja in vielen praktischen Fragen bereits die Richtung gewiesen. Calvin als Reformator steht nicht nur auf den Schultern Luthers; seine Genfer Kirche ist nicht denkbar ohne die Vorarbeit des Zürichers. Und damit eröffnet sich der Ausblick auf weltweite Wirkungen des schweizerischen Protestantismus. Nur von ihnen her gesehen rückt die Lebenstat Zwinglis, des tapferen Anhebers und Vorkämpfers, ins rechte Licht.

Albrecht Altdorfer und Wolfgang Huber

Etwa 1480—1538 Etwa 1490—1553

Von

Adolf Jannasch

Um 1500 geht eine tiefe Bewegung durch die deutsche Kunst. Die mittelalterliche Werkstatt mit ihrer namenlosen Gemeinschaft und dem Glanz einer geheiligten Kunst wird zur Arbeitsstätte einzelner, sich frei entwickelnder Persönlichkeiten. Bürgertum und Fürstentum treten gleichberechtigt als Auftraggeber neben die Kirche. Der Umkreis der Ideen weitet sich mit dem Auftauchen eines neuen Weltbildes. Zum ersten Male sieht der Künstler die Natur frei vor sich ausgebreitet. Der neuen Zeit gibt die Gotik ihre besten Kräfte als spätes Erbe mit. Italienische Formenschönheit dringt über die Alpen vor und wird in ein neues nordisches Renaissanceideal umgegossen. Mit gesammelter Kraft tritt Dürer wie ein Lehrer vor diese neue Generation. Seine Holzschnitte und Stiche wandern von Hand zu Hand. Aus ihnen spricht die ausgereifte Menschengestalt ihre eindringliche Sprache zum Volk. Von allen Seiten dringen neue Probleme auf den Künstler ein. Grünewald läßt noch einmal mit magischer Gewalt mittelalterliche Mystik aufleuchten. Der junge Cranach malt auf seiner Reise nach Wien 1500 bis 1503 Altarbilder und geniale Bildnisse mit wilden Felslandschaften als Umgebung. Auf dem großen Tafelbild der „Kreuzigung" stehen die drei Kreuze in kühner Überschneidung schräg im Raum vor düsterer Berglandschaft, während winterlich kahle Äste in trostloser Wirrnis gegen den Himmel starren. Donautal und Alpen sind für ihn die großen Eindrücke dieser Reise. Die Landschaftsmalerei, der Spätgotik schon lange vertraut in den Hintergründen der Bilder, in den Baumkulissen der Altäre oder den Monatsdarstellungen der Kalender, schien endlich ihren Entdecker gefunden zu haben. Aber Cranach wendet schon 1504 Süddeutschland den Rücken, und mit dem Verlassen der großen Natur der Berge verliert seine Landschaft ihre Kraft. So bleibt es Altdorfer und Huber vorbehalten, an diesen Landschaftsstil, den „Donaustil", anzuknüpfen und die ersten großen Gestalter deutscher Landschaft zu werden.

Albrecht Altdorfer erwirbt 1505 das Bürgerrecht in Regensburg und macht sich damit in der bedeutenden freien Reichsstadt ansässig: so lautet die erste Nachricht, durch die wir von seinem Leben erfahren. Da man in Regensburg mindestens fünfundzwanzig Jahre alt sein mußte, um Bürger werden zu können, wird Altdorfer um 1480 oder zumindest kurz vorher geboren sein. Vermuten können wir, daß der Regensburger Maler Ulrich Altdorfer sein Vater war, bei dem er wahrscheinlich den ersten Unterricht erhielt. Auch die Namen seiner drei Geschwister: Erhard, Magdalena, Aurelia, weisen mit Sicherheit auf Regensburg als Vaterstadt

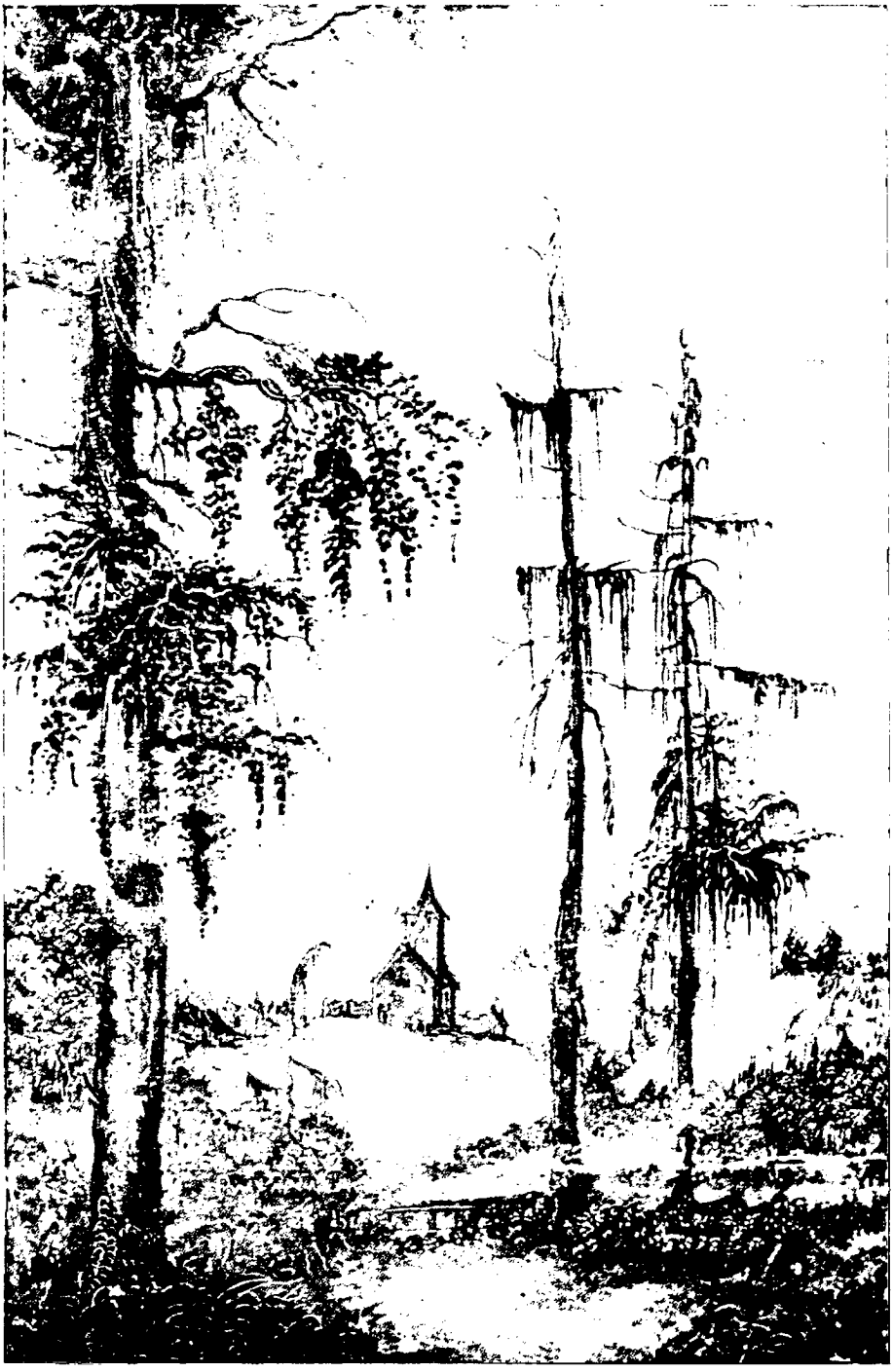
hin. Altdorfer ist also ein richtiges Kind dieser Stadt, und die tiefen Höfe, die dunklen Straßen, die Kirchen waren ihm seit seiner Kindheit vertraut.

Wir wissen nicht, wohin sich Altdorfer auf Wanderschaft begab, und kennen auch nicht seinen Lehrer. Vielleicht war er einige Zeit bei dem Innsbrucker Meister Jörg Kölderer tätig, an dessen Miniaturstil Altdorfers Werke mitunter erinnern. Seine ersten Kupferstiche und Zeichnungen aus dem Jahre 1506 stehen in entzückender Unbeholfenheit und höchst persönlicher Auffassung vor uns. Diese Blätter tragen als Monogramm zwei übereinandergesetzte große A, Dürers bekanntem Zeichen nachgebildet, und legen damit Zeugnis ab von der großen Verehrung, die Altdorfer als junger Mensch für Dürer empfand. Er übernimmt auch einzelne Figuren des Nürnberger Meisters, ahmt ihn jedoch nie nach. Seine Menschen sind von anderem Wuchs: hochaufragende Figuren mit kleinen Köpfen und strähnigen Haaren, in sackartige Gewänder gehüllt, mit krausen Linien spielerisch hingeworfen. Nackte Frauenkörper stehen fast unwirklich wie Gestalten aus einem Mythos in zaghaftem Licht.

Altdorfer erschließt sich schon in dieser Frühzeit die Zeichnung als eigenstes Gebiet. Meist nimmt er getöntes Papier, bevorzugt braun-rote und grau-blaue Töne, um in emsiger Stricharbeit mit weißen Lichtern malerische Hell-Dunkelwirkung zu erzielen. Während man noch um die Jahrhundertwende die Zeichnung fast ausschließlich als Vorstudie und Skizze betrachtete, reift bei Altdorfer die Handzeichnung zum bildmäßigen Werk. Diese Blätter, die bei Liebhabern großen Anklang fanden und auch zum Verkauf bestimmt waren, sind deshalb von großer Bedeutung für die Geschichte der Zeichnung. Hier konnte sich auch seine Neigung zum kleinen Bildformat, die einen besonderen Wesenszug seiner Kunst bildet, voll auswirken. So ziehen glückliche Schilderungen des Landknechtslebens, vornehme Leute in phantastischen Kostümen an uns vorüber, wir sehen Liebespaare im hochaufragenden Kornfeld, Hexen bei ihrem dunklen Werk, den heiligen Christophorus, mit vom Sturmwind aufgeblähtem Mantel mühsam durch das Wasser watend. Frei entfaltet sich hier das Erzählertalent Altdorfers, der mit unermüdlicher Phantasie genrehafte Szenen vor uns hinzaubert. Nie ist er um eine Geste, um ein Motiv verlegen.

Die Landschaft hat an diesen Blättern stärksten Anteil. Da stapft ein Riese mit nacktem, breitem Körper durch einen Wald voll mächtiger Stämme und trägt einen klotzigen Baum, dessen Zweige schwer nach unten hängen. In wiegendem Gang stützt er seine Last. Eine urtümliche und wilde Landschaft wächst empor. Knorrige Äste, abgerissene Stümpfe erzählen vom Schicksal des Waldes.

Auch die ersten Gemälde beherrscht die Landschaft. Auf dem Bild „Satyrfamilie im Walde" — der echt nordischen Umgestaltung eines antiken Vorwurfs — ragen über den Figuren dunkle Tannen auf, während sich der Blick in der Mitte bis zu fernen Bergzügen weitet. Mensch und Landschaft gehen ineinander auf.



Albrecht Altdorfer: Landschaft
Aquarellierte Federzeichnung, 1522. Wien, Albertina



Liebespaar. Holzschnitt von Albrecht Altdorfer

Im Jahre 1510, als Wolfgang Huber in Österreich seine erste kühne Skizze nach der Natur zeichnet, erreicht Altdorfer den Höhepunkt seiner Frühzeit in der „Landschaft mit dem heiligen Georg" (München, Pinakothek). Eine breite Wand von Bäumen steht vor uns. Mit spitzen Pinselstrichen sind Zweige und Laubwerk in dichter Undurchdringlichkeit gemalt. Es ist kein Blick in einen Wald, sondern auf ein sich emportürmendes Bollwerk von Baumriesen. Unten, ganz klein, zierlich wie ein Spielzeug, reitet der heilige Georg auf hellem Schimmel gegen einen Drachen an, vor dem man kaum Angst empfindet, so zahm liegt er am Boden.

Dieser Wald hat etwas Heiliges, er wirkt wie ein Altarbild, wie Orgelklang. Nicht für eine Kirche bestimmt, überträgt dieses erste große Landschaftsbild unserer Kunst die Religiosität des Mittelalters gläubig auf die neuentdeckte Natur.

Die schwierige Aufgabe eines Nachtbildes mußte Altdorfer bei seiner Begabung für malerische Probleme besonders anziehen. So entsteht schon 1507 das Gemälde der „Geburt Christi" mit den noch unbeholfen gezeichneten Gestalten der Heiligen Familie (Bremen, Kunsthalle). Engel verwandeln die Ruinen in einen Spielplatz, einige sitzen auf der Leiter, die zu freiem Sparrenwerk hinaufführt. Joseph hält eine Stallaterne, deren Licht mit dem Mond wetteifert. Fahler Glanz strahlt von dem Schnee, der den Boden bedeckt, aus: ein Hell-Dunkelbild mit bizarren Lichteffekten, das zu den frühesten dieser Art gehört.

Volle Reife und unbekümmerte Jugendfrische vereinigt eines der glücklichsten Bilder Altdorfers, die „Ruhe auf der Flucht" aus dem Jahre 1510 (Berlin, Deutsches Museum). An einem Renaissancebrunnen sitzt Maria im Lehnstuhl. Weit über den Rand des Brunnenbeckens streckt das Kind einem der vielen kleinen Engel, die die weite Schale als Tummelplatz benutzen, seine Händchen entgegen, um mit ihm zu spielen. Die biblische Geschichte wird hier zu einem bürgerlich-bäuerlichen Familienbild voll köstlicher menschlicher Züge. Im Hintergrund dehnt sich eine echte Altdorfer-Landschaft mit felsigen Uferbuchten und tief-dunkelblauen Bergzügen. Satte Harmonie der Farben begleitet das aus reicher und wahrhaft poetischer Phantasie gestaltete Spiel der Figuren. Heilige Gestalten verlassen die Strenge kirchlicher Tradition und die himmlische Sphäre des Goldgrundes und steigen zu den Hütten und Häusern der Menschen herab. Diese Vermenschlichung des Heiligen, die von der Renaissance zur frischen Schilderung täglichen Lebens genutzt wurde, gelingt Altdorfer in höchstem Maße.

Das Jahr 1511 bringt einen plötzlichen Einschnitt und eröffnet eine neue Epoche in Altdorfers Schaffen. Eine Reise führt ihn donauabwärts und weitet seinen Blick. Größere Reisen waren damals immer noch sehr umständlich. Man verließ auf längere Zeit eine vertraute Umgebung und konnte sich, losgelöst von gewohnten Aufgaben, der Fülle neuer Gesichte frei hingeben. Denken wir nur an Dürer, der auf seiner Reise nach Venedig 1506 aufs heftigste von den Problemen der Proportion und der zarten Gewalt südlicher Farben ergriffen wurde, dann verstehen wir auch, daß dieses Donautal mit den hart aus dem Strom aufsteigenden Felspartien in unmittelbarer Stärke auf Altdorfer wirkte. Zwei nach der Natur gezeichnete Blätter sind Niederschlag dieser Erlebnisse. Das eine zeigt den mit Mauern, Burg und Tor wehrhaft ausgestatteten Ort Sarmingstein, hinter dem sich das Donautal bedrohlich verengt. Felsen ragen düster in die Höhe und hängen so stark über, daß man Furcht hat, der Ort könnte im nächsten Augenblick verschüttet werden. Mit nervösen, spitzen Strichen und erregtem Zittern der Linien sind Berge und Bäume hingeworfen. Das andere Blatt stellt eine wilde Gebirgslandschaft dar. Hohe Felsen türmen sich in steilen Graten. Baumreihen klammern

sich an die Vorsprünge, die bandartig zwischen den Abstürzen liegen. Zwei alte Weidenstämme ragen wie Ungetüme auf; der eine, geborsten, vom Sturm heruntergedrückt, steht da wie ein Berggeist, ein Riesengewächs aus mythischer Zeit. Die tiefe Dämonie der Berge dringt mit ungestümer Gewalt auf Altdorfer ein, der wie ein Grünewald der Landschaft vor uns steht.

An dem berühmten Altar von Sankt Wolfgang, in dessen Tafeln der Spätgotiker Michael Pacher sich um die Gesetze der Perspektive bemüht, holte sich Altdorfer ebenso wie später Wolfgang Huber neue Anregungen, denn gerade jetzt beschäftigte ihn das Problem der Tiefenwirkung. Riesige Vordergrundgestalten tauchen von nun an in seinen Werken auf und lassen den Abstand von den kleineren Figuren des Mittel- und Hintergrundes mit Deutlichkeit ablesen. Um diese Raumprobleme zu verwirklichen, schien ihm der Holzschnitt, der ja immer auf große Wirkungen abzielt, besonders geeignet. Mit der Sprunghaftigkeit, die für Altdorfer so charakteristisch ist, läßt er plötzlich vom Kupferstich ab und zeichnet für den Holzschnitt reich belebte Szenen mit eigenartigen Lösungen des Raumproblems. Eine Holzschnittpassion in ganz kleinem, für den Holzschneider höchst anstrengendem Format zeigt eindringliche Raumgruppierungen weniger Figuren auf kleinster Bühne wie Variationen eines schlichten und unerschöpflichen Themas.

Reiche Ernte bringen die Jahre nach der Donaureise für seine Zeichnungen. Nie strömten ihm so leicht die Anregungen zu. Mit wenigen Strichen erhebt sich geisterhaft vor uns eine Episode aus der Antike, oder es erscheinen die Heiligen Drei Könige in phantastischer Gewandung vor Maria mit dem Kind. Jetzt hat Altdorfer auch das Nachtbild zu souveräner Meisterschaft gesteigert und mit dem Gemälde des Deutschen Museums zu Berlin „Geburt Christi" das Unbeholfene seiner Frühzeit überwunden. Ängstlich birgt sich die kleine Gruppe von Maria, Joseph und dem Kind in dem zerfallenen Mauerwerk. Hell auf den Grund gezeichnete Gräser und Blumen, das Spiel des Mondlichts auf den Ziegeln, die Arabeske der in der Höhe schwebenden Engelgruppe lassen die Innigkeit einer stillen und zarten Freude spüren.

Altdorfer hatte sich in Regensburg als Künstler durchgesetzt. 1513 erwirbt er mit seiner Frau Anna ein stattliches Haus, eine „eigene Behausung sammt Thurm und Hofstatt am Sankt-Veitsbach bei den Augustinern in Regensburg". Auch über die Grenzen seiner Heimatstadt hinaus dringt sein Name. Er wurde herangezogen von Kaiser Maximilian I., der in großzügig angelegten Holzschnittwerken Kunst und Macht zu verbinden suchte und in einer Art Gemeinschaftsarbeit die Künstler nach einem festen Plan vereinen ließ. Holzschnitte mit Szenen aus dem Leben des Kaisers von der großen, unter Dürers Leitung entstandenen „Triumphpforte" darf man ihm wohl zuschreiben. Er erhält mehrere große Altaraufträge, die ihn zu breiterer Malart und größerem Format einfach zwingen. Nicht immer gelingt ihm dieser Schritt zur Großkomposition, denn nur ungern gibt er die sorgfältig ziselierte Feinarbeit auf. Aber erstaunlich ist es, wie in den Bildern der

Passion Christi oder den Darstellungen aus dem Leben des heiligen Florian, die für das Stift Sankt Florian in Österreich bestimmt waren, einige Szenen in monumentaler Rhythmik dastehen. Ein Nachtstück bildet den Höhepunkt dieser Reihe: in einer echten „Donaustil"-Landschaft mit finsteren Weiden wird die Leiche des heiligen Florian von Frauen und Männern aus dem Fluß geborgen und auf einen Wagen gehoben. Im Hintergrund bricht die Sonnenscheibe mit blutrotem Schein wie eine Anklage aus dem düsteren Himmel hervor. Leider sind im Kaiserbad des Bischofshofs von Regensburg kulturhistorisch höchst amüsante Wandmalereien mit badenden Männern und Frauen untergegangen.

Am Abschluß dieser mittleren Periode steht das Gemälde der „Geburt Marias" (München, Pinakothek). Altdorfer verlegt die häusliche Szene in einen weitaufragenden Kirchenraum, in dessen Innern ein Kranz von tanzenden Engeln wie ein lebendiger Kronleuchter schwebt, weit ausholend in seiner Rundung bis in die tiefste Tiefe des Kirchenschiffs. Als Vorstudie hatte Altdorfer eine Skizze des Kirchenraums in planmäßiger Konstruktion der schwierigen Überschneidungen sorgfältig gezeichnet. Diese Zeichnung ist so baumeisterlich sicher und treffend, daß wir hier den ersten Einblick in seine spätere Tätigkeit als Architekt gewinnen.

Mit dem Jahre 1519 brachen für Regensburg Tage gewaltsamer Erschütterungen an. Kaiser Maximilian war gestorben. Seine zentrale Politik hatte auch in den freien Städten für Ordnung und Festigkeit gesorgt. Jetzt benutzte man die Gelegenheit seines Ablebens, um die Juden aus Regensburg auszutreiben, die sich sonst mit Erfolg an Maximilian hätten wenden können. Jahrelang schon lagen Geistlichkeit und Judentum in Regensburg im Kampf. Religiöse Erregung und das energische Auftreten der Handwerker, die sich von den Juden bedrängt fühlten, brachten den Rat der Stadt dahin, die Ausweisung der Juden binnen acht Tagen zu beschließen. Altdorfer gehörte als Mitglied des sogenannten Äußeren Rats der Abordnung der Stadt an, die den Juden diesen Ausweisungsbefehl mitzuteilen hatte. Unbeschreibliche Erregung bemächtigte sich der ganzen Bevölkerung. In kurzer Zeit wurde die Synagoge eingerissen, bald darauf auch das ganze Judenviertel. Altdorfer selbst hat das Innere der Synagoge kurz vor ihrer Zerstörung noch in zwei Radierungen von kühler topographischer Treue festgehalten. Auf den Trümmern der Synagoge errichtete man eine hölzerne Kapelle für das wundertätige Bild der „schönen Maria". Das Volk strömte zu dieser neuen Stätte, und Wallfahrten kündeten von der religiösen Volksbewegung, die damals große Teile Deutschlands ergriff. In ekstatischer Begeisterung rissen sich einzelne Gläubige sogar die Kleider vom Leib und widmeten sie dem Wunderbild. Religiöser Taumel ergriff das Volk. Altdorfer hatte an dieser inneren Bewegung der Stadt stärksten Anteil. Er war mitbestimmend bei der Wahl des Baumeisters, der für die „schöne Maria" einen neuen stattlichen Renaissancebau errichten sollte. Er malte eine Kirchenfahne für die berühmte kleine Kapelle, und auf einem alten Holzschnitt sehen wir sie breit und schwer aus dem Turmfenster

hängen: zwischen den gekreuzten Schlüsseln, dem Wappen der Stadt, steht die „schöne Maria", das Kind im Arm, und blickt ruhig auf die Gläubigen herab. Altdorfer lieferte auch den Entwurf für die Ablaßmedaille, die in Zehntausenden von Exemplaren Geld für den Neubau zusammentragen half.

Mit innerlicher Ergriffenheit erlebt Altdorfer diese religiöse Wende. Nie knieten Menschen vor seinen Werken so versunken in Gläubigkeit, wie wir es auf dem Holzschnitt mit der thronenden „schönen Maria" sehen, vor der in weiter Halle ein Mann andächtig betet, während ein Engel neben dem Thron leise die Laute spielt. Altdorfer gestaltet überhaupt erst den neuen Typus der „schönen Maria", der bald zu größter Volkstümlichkeit gelangt: die schönen, fast bäuerlich-breiten Züge des vollen Gesichts werden von einem tief in die Stirn fallenden Kopftuch gerahmt, dessen breiter, reich verzierter Rand wie ein Heiligenschein wirkt. Hier verwirklicht Altdorfer in den ebenmäßigen Zügen und den tiefblickenden Augen der „schönen Maria" ein Gesicht aus dem Volk voller Leben und Wärme, die erste und innigste Verbindung von Heiligem und Schönem, wie es die Romantiker später mit tiefer Dankbarkeit empfanden. In einem von sechs Platten gedruckten Farbholzschnitt, der Wallfahrern und Andächtigen als bunte Erinnerungsgabe dienen sollte, steht die „schöne Maria" in ruhiger Renaissanceumrahmung hinter einer Brüstung. Unter das Bild schreibt Altdorfer in dreifacher Wiederholung: „Gantz schön bistu mein freundin und ein makel ist nit in dir. Ave Maria." In diesen Worten drängt sich die ganze Süße der religiösen Empfindungen dieser Zeit zusammen. Das reifste Bild der „schönen Maria" gelingt Altdorfer mit dem Holzschnitt „Ruhe auf der Flucht". Unter dem Sterngewölbe einer Kapelle erhebt sich ein Renaissancebrunnen, wie ihn Altdorfer so sehr liebt. Maria beugt sich mit dem Kind über den Rand der runden Schale; Joseph tritt in Reisekleidung hinzu. Stille liegt über dem harmonischen Raum, der von Engelsgestalten belebt wird. Die Bewegtheit der früheren Zeit weicht einer fast klassischen Ruhe.

Zu dieser harmonischen Haltung kommt Altdorfer auch in den Landschaften, deren Blicke sich langsam beruhigen, in unendliche Weiten dehnen. Die Berge, die Felszacken, die wilden Bäume haben nichts Bedrängendes, nichts Wüstes mehr, sie werden ihm vertraut. Er sieht einen einzelnen Baum vor sich und versenkt sich ruhig und gelassen in seine Gestalt. Tief hängt das Moos von den Zweigen, Laub zittert im Wind, die Rinde sieht in ihrer zerfressenen Rauheit wie ein verrunzeltes Gesicht aus. Silhouetten dunkler Bäume stehen gleich beseelten Gestalten vor dem rot aufglühenden Abendhimmel. In sparsamer Farbtechnik entstehen in den zwanziger Jahren die ersten Landschaftsaquarelle der deutschen Kunst, die eine geschlossene Bildwirkung vermitteln und nicht wie die früherliegenden kühnen Aquarelle Dürers persönliche Studien und Skizzen sind, die zum Teil unvollendet hingeworfen wurden.

Den Aquarellen und Zeichnungen schließen sich die Radierungen an, in denen Altdorfer diese noch junge Technik mit feinster Ausnutzung der weichen

Strichbildung zur Landschaftsdarstellung heranzieht. Weite Ausblicke, gestaffelte Bergzüge ergeben eine ruhige, klassische Landschaft, die durch einzelne monumentale, in den Vordergrund gerückte Bäume noch mehr an Tiefenraum gewinnt. Diese Deutung der Natur verdankt Altdorfer der vielseitigen mit landschaftlichen Schönheiten gesättigten Gegend, in der er lebte. Sein Werk ist ganz auf dem Boden der bayrischen Heimat gewachsen. Die kraftvollen Bergzüge des Bayrischen Waldes, die wilden Vorberge der Alpen und das Donautal selbst wurden seine Vorbilder, aus denen er immer wieder neue Kräfte schöpft. Wenn wir heute durch die Regensburger Gegend wandern, begegnet uns an vielen Stellen in kaum veränderter Gestalt die vertraute Altdorfersche Landschaft. In dieser Periode der Landschaftsbildung führt die Nähe von Wolfgang Huber in Passau zu gegenseitigem Austausch und innerer Annäherung der beiden Donaumeister. Aus dieser Vorbereitung wächst wie ein selbstverständliches Geschenk als erstes Landschaftsgemälde der deutschen Kunst die „Waldlandschaft" der Münchener Pinakothek. Zwischen zwei mächtigen Randbäumen dehnt sich der Blick weit hinüber zu einem großen, bewaldeten Abhang, um dann mit einer Burg und felsigen Höhenzügen in die Ferne überzuleiten. Unendlich viel Raum durchmißt unser Blick, ehe er an der zarten Bläue des Himmels haltmacht. Welch ein Weg im Werk Altdorfers, wenn wir an die geschlossene Baumwand der „Landschaft mit dem heiligen Georg" denken, die etwa zwanzig Jahre früher entstand! Fast zu sehr hat sich das Temperament Altdorfers gemildert, so klar gleitet das Auge über die in emsiger Kleinarbeit gezeichneten Bäume. Der ruhige Atem des Alters liegt über diesem Bild.

In sicherem Aufstieg arbeitet sich Altdorfer als echter Bürger der Stadt Regensburg empor. Er wird 1526 in den Inneren Rat gewählt. Auf einer leider dürftigen Miniatur, in der uns das einzige Bildnis des Künstlers erhalten blieb, sehen wir ihn, im Kreise des Rats in feierlicher Kleidung einer Festsitzung beiwohnen. Seit 1526 bekleidet er auch das Amt eines städtischen Baumeisters. Seine Vielseitigkeit findet hier ein neues Betätigungsfeld, und es ist kein Zufall, daß nicht nur Altdorfer, sondern auch Huber zugleich als Baumeister und Maler tätig waren. Hier tritt uns ebenso wie bei Dürer die typische Begabung des Renaissancemenschen entgegen, sich viele Künste dienstbar zu machen, sich den weiten Umkreis einer Materie zu erschließen, so wie man die ganze Natur in einem wahrhaftigen Siegeszug erobert hatte. Als Baumeister hatte Altdorfer zwar viele praktische Bauvorhaben zur Ausführung zu bringen, aber bedeutendere Werke von seiner Hand haben sich nicht erhalten. Wir gewinnen jedoch ein lebendiges Bild seiner Tätigkeit, wenn wir hören, daß er den Weinstadel, das Fleischhaus und das Schlachthaus von Regensburg baute, daß der Marktturm nach seinen Plänen errichtet wurde. Noch heute steht das Schlachthaus, ein kunstloser Nutzbau, der wenig über Altdorfers Baugesinnung aussagt. Von größter Verantworlichkeit ist seine Tätigkeit zur Zeit der Türkengefahr. Als Sultan Soliman II. 1529

in überraschendem Siegeszug bis nach Wien vordringt, sieht sich auch Regensburg gezwungen, starke Befestigungen zu errichten. So baut Altdorfer in den Jahren 1529 bis 1530 die „Osten-Pastey", die „Kreuz-Pastey" und die „Eisengred". Wie sehr Altdorfer als Ratsmann beschäftigt ist, zeigt uns ein Ratsbeschluß aus dem Jahr 1533, ihm jährlich „zwei Schaff Hafer" für sein Reitpferd zu bewilligen, da er sehr oft auswärts tätig sei.

Das einzige Bauwerk, das uns von Altdorfers Bauplänen eine lebendige Vorstellung vermittelt, ist der große, mit weiten Renaissancehallen ausgestattete, palastartige Bau auf dem Gemälde mit der Darstellung der Susanna im Bade. Hier konnte Altdorfer das verwirklichen, was er nie bauen durfte. Dieser Palast, in vielen Geschossen aufsteigend und mit zahlreichen Türmchen bekrönt, zeigt zwar die Form der Renaissance, aber so ins Nordische gewandelt, mit lustiger Unregelmäßigkeit und bunter Phantasie gestaltet, daß er mehr einem Märchenschloß als einem klassischen Renaissancegebäude gleicht. Auch hier legt Altdorfer ebenso wie bei dem Gemälde der „Geburt Marias" in einer Vorzeichnung die Struktur seines Baues aufs ernsthafteste fest. Sicher hätte er auch als Architekt einen eigenen Stil entwickelt, wenn ihm ein großer Auftrag zuteil geworden wäre.

Eine ehrenvolle Bestellung erhält Altdorfer 1528 von Herzog Wilhelm von Bayern, der ein Gemälde der Niederlage des Perserkönigs Darius bei Arbela als Gegenstück zu verschiedenen anderen Schlachtenbildern in Auftrag gibt. Altdorfer geht mit größter Sorgfalt zu Werke und malt auf kleinem Raum in mühseliger Kleinarbeit ein Schlachtgetümmel mit Tausenden von Kriegern in Renaissancerüstung, mit wehenden Federbüschen. Wir sehen hoch von oben auf diese weite Schlachtebene, auf der unzählbare Heerhaufen gegeneinanderrücken und die im Hintergrund in einer wahrhaft grandiosen Landschaft von Gebirgszügen, Seenketten und Wolkenbänken endet. Die Sonne bricht durch das Gewölk in roter Abendglut, die den Untergang des persischen Reichs verkündet. Die Abstufungen des Lichts sind mit größer Virtuosität gemalt, düsteres Dunkelblau liegt wie Gewitter unheimlich über dem Schlachtfeld. Altdorfer war innerlich so beschäftigt mit dieser „Alexanderschlacht" (München, Pinakothek), daß er den Vorschlag des Rats, ihn zum Bürgermeister zu wählen, ablehnte, weil er erst sein Bild fertigstellen wollte. Mit dieser gewaltigen Raumphantasie, in die Altdorfer das unmittelbare Erlebnis der Türkengefahr hineinmalte, schuf er nicht nur das erste bedeutende Schlachtgemälde der deutschen Kunst, sondern auch eine seiner stärksten Landschaften.

Die Liebe zur Kleinarbeit treibt Altdorfer in der Spätzeit auch wieder zum Kupferstich. Mit zierlichen Blättern reiht er sich unter die sogenannten „Kleinmeister", eine Nürnberger Gruppe von Stechern, ein, die in kleinstem Format mythologische, allegorische Szenen und Ornamentvorlagen in Kupfer stachen. Auf kleinstem Raum glücken ihm in exakter Grabstichelarbeit Bilder von intimer Raumwirkung, die zu den Kostbarkeiten der Kupferstichkabinette gehören.

Aus den letzten Jahren sind nur wenige Werke Altdorfers erhalten. Er ist als Ratsherr jetzt so in Anspruch genommen, daß er seltener zum Malen kommt. Eine kleine Landschaft mit der Darstellung des Sprichworts „Der Hoffahrt sitzt der Bettel auf der Schleppe" zeigt noch einmal die ganze Erzählerkunst Altdorfers. In weichen Farbtönen läßt das Bild die weit geschichtete Landschaft der Niederländer des siebzehnten Jahrhunderts vorahnen. Der silbrige Dunst der Atmosphäre, das Zittern der Luft ist hier schon leise aufgespürt.

In Regensburg dringt 1533 die Reformation ein, und so wie sich Altdorfer leidenschaftlich für die „schöne Maria" eingesetzt hatte, so wird er jetzt einer der ersten Parteigänger der Lehre Luthers, als man daranging, die Kirche der „schönen Maria" zur protestantischen Kirche umzugestalten. Lebendige Anteilnahme trieb ihn immer von neuem zur Auseinandersetzung mit den religiösen Problemen seiner Zeit. Ein Jahr später wird er zum Pfleger des Augustinerklosters ernannt, 1538 stirbt Altdorfer als einer der angesehensten Bürger seiner Heimatstadt. Seine Ruhestätte findet er in der Augustinerkirche neben seiner Frau Anna, die sechs Jahre vor ihm gestorben war. Die deutsche Kunst hatte ihren ersten großen Landschafter verloren.

*

Während das Werk Altdorfers nie ganz unterging und besonders in Regensburg immer gehütet wurde, verschwindet der Name Wolfgang Hubers, des zweiten großen Landschafters des Donautals, schon bald nach seinem Tod aus dem Gedächtnis der Menschen. Für Generationen geht die Erinnerung an sein Werk verloren, bis es 1838 einem Forscher gelingt, das Monogramm W. H. auf einigen Holzschnitten als Wolf Huber aufzulösen. Aber erst seit dem Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts erschloß sich uns das Werk Hubers wie eine Neuentdeckung. Jetzt wird es möglich, die beiden nebeneinander wirkenden und gleichen Zielen zustrebenden Meister Huber und Altdorfer in die Entwicklung der deutschen Kunst einzureihen, ihre Bedeutung für die Entstehung der Landschaftsmalerei zu erkennen.

Ein sicheres Geburtsdatum kennen wir für Huber ebensowenig wie für Altdorfer. Wir können nur aus der frühesten gesicherten Zeichnung Hubers, die 1510 entstand, schließen, daß er etwa 1490 oder wenig früher geboren wurde. Als Geburtsort kommt entweder Passau oder mit etwas größerer Wahrscheinlichkeit der Vorarlberger Ort Feldkirch in Frage, denn in dem ersten größeren Altarauftrag für die Annenbruderschaft in Feldkirch wird Huber als „Wolfgang Hueber von Veldtkürch, jetzt wohnhaft zu Passau" genannt, eine andere Urkunde aus dem Jahre 1529 bezeichnet ihn als „Maler von Veldtkirchen". Da jedoch bei ähnlichen Angaben der letzte Aufenthaltsort häufig vorkommt, braucht Feldkirch nicht der Geburtsort zu sein. Dunkel liegt auch über der Lehrzeit Hubers. Vermuten können wir vorläufig nur, daß er seine Jugend in der Nähe der Alpengegenden verbringt und von früh an in den Landschaftsstil des Donaugebiets



Albrecht Altdorfer: Ruhe auf der Flucht nach Ägypten, 1510
Berlin, Deutſches Muſeum



Wolfgang Huber: Blick ins Tal
Federzeichnung. Berlin, Kupferstichkabinett

und der Salzburger Gegend hineinwächst. Vielleicht lernte er einige Zeit in Salzburg selbst, vielleicht traf auch er mit Jörg Kölderer in Innsbruck zusammen. Aber das sind nur Vermutungen. Auch ist kein gesichertes Bildnis Hubers nachzuweisen.

Schon früh, sicher vor 1515, kommt Huber nach Passau, und diese beherrschend gelegene und an landschaftlichen Schönheiten überreiche Stadt wurde von nun an seine Heimat. Hier arbeitet er von 1517 bis 1540 als Hofmaler des Passauer Bischofs, des Herzogs Ernst von Bayern, eines strengen Katholiken, der mit äußerster Schärfe gegen Wiedertäufer und Luthertum vorging. In Passau waren die Elemente des „Donaustils" schon vor Huber wirksam. Hans Pruckendorffer als älterer Meister zeigt Ansätze zu einem kernigen Landschaftshintergrund. Cranachs bedeutsame Reise nach Wien hatte auch hier Spuren hinterlassen. Daneben wirkte immer noch der strenge Einfluß Michael Pachers nach. Aus dieser Umgebung ragt ganz plötzlich Huber mit seinem Erstlingswerk, einer Landschaftszeichnung des Jahres 1510, als genialer Neuerer hervor. Mit strengen, klaren Federstrichen zeichnet er in kühlen Umrissen den Mondsee im Salzkammergut, während im Hintergrund die Silhouette des Schafsbergs aufsteigt. Die feinen Linien des fernen Seeufers werden von einem Steg im Vordergrund wie von einer unerbittlichen Barriere überschnitten. Mit schärfster Beobachtungsgabe ist dieser Naturausschnitt treu und zuverlässig festgehalten. Ein geborener Landschafter steht plötzlich vor uns. Wenn wir bedenken, wie selten damals die Landschaftszeichnung nach der Natur geübt wurde — erst allmählich rückte ja die Schilderung der Natur zu den Aufgaben der Kunst empor —, dann verstehen wir die Kühnheit Hubers. Ohne jede Anknüpfung an das Vorhergehende entstand dieses kostbare Blatt, das Werk eines Frühreifen. Huber besuchte damals sicher den nahegelegenen Ort Sankt Wolfgang mit dem berühmten Altar Pachers, dessen Herbheit dem Charakter dieser Landschaft noch am ehesten verwandt ist.

In Huber steigt in Vergleich zu Altdorfer etwas von der nächsten Generation auf: noch sicherer empfängt er als ein Fertiges den Dürerschen Stil und den freien Blick der Renaissance. Er kämpft nicht mehr um die Eroberung der Landschaft, er findet sie von früh an. Für ihn ist sie Selbstverständlichkeit. Viel unmittelbarer, realistischer steht er deshalb der Natur gegenüber. Er hält sich nicht bei der wilden Waldlandschaft auf, in die Altdorfer sich versenkt, er phantasiert nicht, sondern wählt mit scharfem Auge Ausschnitte aus der Natur. Diese ungewöhnliche Begabung erklärt, daß ihm die Figurengestaltung, die innere Komposition schwerfällt, daß ihm die Fülle der Ideen Altdorfers, des großen Erzählers, fehlt. Seine Menschen stehen hinter den Landschaften weit zurück. In Hubers frühen Zeichnungen tauchen wilde Landknechtsfiguren auf, selbst der heilige Christophorus wird in ein geschlitztes Wams und geschlitzte Hosen gesteckt; die ersten Holzschnitte in derben, krausen Linien entstehen. Einzelne Anregungen des großen Regensburgers gehen auch zu Huber hinüber. In einer Engelsgestalt,

die etwas unbeholfen mit rührend bäurischer Gebärde sich zu einem Heiligen herunterwendet, ahnt man die Nähe Altdorfers.

So wie für Altdorfer die Donaureise steht in Hubers Entwicklung das Jahr 1514 als neuer Anstieg vor uns. Zwei Landschaftszeichnungen werden zu Symbolen einer Sturm- und Drangperiode: Zeichnungen mit Weiden, die ihre Zweige wie spitze, lange Stacheln gegen den Himmel strecken. Knorrig dastehend, in festen, metallischen Federstrichen umrissen, bilden die Weiden eine seltsame Versammlung von drohenden, in ekstatischer Erregung sich aufreckenden Gestalten. In dieser Landschaft ist kein Raum für einen Menschen. Leere rinnt zwischen den schwarzen Strichen des Blattes. Mit zeichnerischen Mitteln sich ganz auszusprechen, diese echt deutsche Fähigkeit, ist hier in höchstem Maße Form geworden.

Der nächste Schritt, den Huber in seiner Landschaftsgestaltung geht, führt ihn zur Eroberung der Raumtiefe. Schwere Baumkulissen, deren Zweige in geschwungenen Rundkonturen fast schematisch gezeichnet werden, stehen stämmig im Vordergrund. Schräg in das Bild hinein dehnt sich eine Brücke, ein Fluß oder eine Küstenlinie, die kräftig in die Tiefe führt. In allmählichem Vordringen durchmißt der Blick die Weite der Landschaft, die mit sparsamen Strichen äußerste Klarheit erreicht. Köstlich ist die Zeichnung der Stadt Feldkirch, deren Umgebung ja Huber so vertraut war. Häuser drängen sich hintereinander, von Berghöhen überragt. Im Vordergrund steigt ein riesiger Baum auf, der mit tief herabhängenden Zweigen sich über das Tal mit weit ausladender Gebärde breitet. Mit dieser Form der Landschaftskomposition wendet sich Huber von der zarten Realistik seiner Frühzeit nahe hin zu Altdorfer, auch wenn er in der sicheren Führung seines Strichs ganz er selbst bleibt. Hier berühren sich die Bahnen der beiden Großen so stark, daß Huber fast seinen Stil aufzugeben scheint, bis er wieder auf eigenen Wegen weiterzieht, um sich schließlich von Altdorfers Landschaftsgestaltung ganz zu entfernen. Auch in seinem Streben, Mensch und Landschaft zu verbinden, nähert er sich dem Regensburger. Einzelne Gemälde, zum Beispiel der „Abschied Christi von den Frauen", wirken wie die Umdeutung einer Altdorferschen Idee.

In diese Zeit fallen auch die wenigen Holzschnitte Hubers. Mit energischen Strichen sind sie gearbeitet und sprechen eine volkhafte, einfältige Sprache. „Christus am Kreuz", frei vor die Lichtglorie der Sonne in eine Berglandschaft gestellt, und die kräftige Gestalt des „heiligen Christophorus", einen knorrigen Baumstamm in der Hand, mit den ungelenken Bewegungen eines Riesen, sind besonders einprägsam. Huber hat nie zum Grabstichel gegriffen. Altdorfers Feinarbeit des Kupferstichs lag seinem Wesen ganz fern.

Wie ernsthaft er seine Aufgabe, ein großes Gemälde der „Kreuzaufrichtung" zu malen, nimmt, beweisen die physiognomisch höchst eigenartigen, fratzenhaften Köpfe, die Huber als Vorstudien zu den rohen Schergen zeichnet, die sich in dem Gemälde an Bösartigkeit zu überbieten trachten — ein Zurückgreifen auf die



Landschaft mit Weiden. Federzeichnung von Wolfgang Huber, 1514.
Budapest, Kupferstichkabinett

spätgotischen Henker- und Martyriumsbilder. Daß die Verzerrtheit der Gestalten eine echte Ader in Hubers Schaffen aufdeckt, zeigt die Altartafel der „Gefangennahme Christi", auf der sich wüste Menschenmassen zu einem dämonischen Inferno versammelt haben, während das Gegenstück, der „Ölberg", das von Leid zerquälte Profil Christi in den Mittelpunkt stellt. Das Grausame in diesen Werken erklärt sich aber auch aus der allgemeinen Härte der Zeit. Folter und Scheiterhaufen traten nur allzu häufig in Tätigkeit.

Glücklicher erscheinen daneben die Tafeln eines Marienaltars, von dem sich die „Heimsuchung" und die fast klassisch komponierte Gruppe der „Ruhe auf der Flucht" erhalten haben. Eine Berglandschaft dient als ruhiger Rahmen. Dürers Holzschnitt aus dem „Marienleben" stand dabei Pate und verpflichtete zu klarem Bildaufbau.

Die große Leistung Hubers liegt fast ausschließlich in der Landschaftsgestaltung, soviel Gutes seine Altargemälde und seine eigenartigen Vorstudien auch enthalten mögen. Um 1530 steht Huber in voller, ruhiger Reife da. Er zeichnet das Donautal bei Krems hoch oben von einem Berge aus. Unten schlängelt sich der Strom um die Anhöhen, man sieht weit in das Tal, bis die Donau in der Ferne der Ebene sich verliert. Die Sonne bildet einen weiten Strahlenkranz. Das Laub einer Birke im Vordergrund rinnt in leiser Musik hernieder. Reife

und Ruhe, die wir auch bei Altdorfer in den späten Landschaften kennenlernen, strömen aus diesem Blatt wie aus zahlreichen anderen derselben Zeit. Huber steht auf der Höhe seines Schaffens. Die Natur scheint unhörbar und still zu atmen. Der Mensch tritt zurück: er würde den geheimnisvollen, geschlossenen Ring dieses Seins durchbrechen. Im Grunde seines Wesens wendet sich Huber gegen den Persönlichkeitskult der Renaissance, so wie er aus seinen Landschaften die Figur des Menschen gänzlich verbannt, um sich dem innersten Kern der Natur zu nähern. Während bei Altdorfer sich das Menschliche und Naturhafte die Waage halten und durchdringen, strebt Huber unmittelbar zu reiner Naturbeobachtung. Aber beide Wege führen zur Entdeckung der beseelten Landschaft, zur Gestaltung der tiefen Hintergründe naturhaften Seins, zu dem, was die Romantiker in ihrer symbolhaften Sprache „Erdleben" nannten. Das Zittern des Waldes, das ruhige Schwingen der Zweige, hängende Moose, verschleierte Fernblicke, die weite Unendlichkeit des Naturraums werden zu Elementen seiner Landschaft. Hier erreicht er die gleiche Höhe wie Altdorfer.

Huber erlebt in Passau einen ruhigen und gleichmäßigen Aufstieg. 1539 erwirbt er ein Haus und erhält erst damals das Bürgerrecht, da er als Hofmaler der Zunft bis dahin nicht anzugehören brauchte. Von 1540 bis zu seinem Tode ist er in Diensten des Bischofs Grafen Wolfgang von Salm, der im Gegensatz zu Herzog Ernst frei und offen nach Bildung strebt und einen Kreis humanistischer Gelehrter um sich versammelt. Zu diesen zählt auch der berühmte Humanist Jakob Ziegler, dessen Züge Huber in einem auf einsamer Höhe stehenden Bildnis festhält. Streng und aszetisch im Aufbau, rein frontal gemalt, Auge in Auge, steht ein ausdrucksvolles Greisengesicht vor uns, in seiner weisen Ruhe ergreifend. Es bleibt der einzige große Wurf unter den wenigen Gemälden der Spätzeit Hubers, denn das große Bild der „Kreuzesallegorie" wirkt durch die theologischen Vorschriften des Bischofs, seines Bestellers, überladen und wirr. Es trägt schon ganz die Züge der dürren allegorischen Malerei der Spätrenaissance und zugleich einen unfruchtbaren Manierismus in sich, durch den sich der tragische Niedergang der deutschen Malerei in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts nur noch beschleunigte.

Den Wechsel im Bischofsamt benutzt 1540 die Malerzunft, um den ihr verhaßten „Hofmaler" in einer großen Beschwerdeschrift anzuklagen. Aber Huber wird von seinem neuen Herrn als Hofmaler bestätigt und untersteht damit nicht mehr der Gerichtsbarkeit der Stadt. Aufschlußreich ist diese Urkunde, weil wir aus ihr erfahren, daß Huber damals mit sieben Gesellen und Lehrknaben arbeitete, also einen recht umfangreichen Aufgabenkreis auszufüllen hatte. Huber betätigt sich in dieser Zeit auch als Baumeister und Innenarchitekt, aber — ebenso wie Altdorfer — gleichsam im Nebenberuf. Es beweist seine Vielseitigkeit, wenn er in Schloß Neuburg am Inn, oberhalb Passau, zu Umbauten herangezogen wird und mehrere Prunksäle, so das „Weißmarmelsteinerne und Roth-

marmelsteinerne Zimmer", sowie die „gemahlte Camer" als Innenarchitekt ausstattet. Solche Aufträge führt er natürlich mit zahlreichen Gesellen aus.

Huber greift nur selten zum Aquarell. Erst sehr spät fängt er an, seine Federzeichnungen zu lavieren, das heißt mit Pinselstrichen zu tönen, um auf diese Weise dramatische Lichtgegensätze und Hell-Dunkelwirkungen zu erreichen, die schon zum Barock überleiten. In die Täler der Gebirgslandschaften senken sich tiefe Schatten, die Bäume, mit schwarzen Flecken übermalt, wiegen sich im Raum. Einer großen und phantastisch gesteigerten Ansicht der Stadt Passau gibt Huber durch leicht hingehauchte Schattenpartien fast impressionistischen Charakter. Die Auflösung der strengen Zeichnung beginnt. Vielleicht verliert Huber damit den festen Boden unter den Füßen, obwohl er zugleich auch die großen Schattentiefen des Barocks, wie sie später Rembrandt aus der Federzeichnung herausholte, zu ahnen beginnt. Es ist ein letzter Anstieg, der aber auch Ende bedeutet. Altdorfer war schon 1538 gestorben, Huber verwaltet also gleichsam als letzter bis zu seinem Tode im Jahre 1553 das große Erbe des Donaustils. Huber ist kein Maler der Landschaft, er ist der große Zeichner. Diese gezeichnete Landschaft mußte mit dem Eindringen des Barocks untergehen. Tragisch für die deutsche Kunst war es nur, daß ein Meister fehlte, der wie Breughel in den Niederlanden Brücke zu der neuen Zeit wurde.

Die glückliche Epoche einer deutschen Landschaftsmalerei bricht ohne Nachfolge ab. Was die beiden „Kleinmeister" Augustin Hirschvogel und Sebald Lautensack im Sinne der Donauschule noch weiterzuführen versuchen, sinkt im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts herab zu einem kalten topographischen Stil, der dann bis zu den realistischen Stadtansichten der Merians führt. Auch Elsheimer gelingt es nicht, eine neue Gestaltung der deutschen Landschaft herbeizuführen. Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert bemühen sich einzelne Begabte um die Landschaft, aber ohne tiefere Wirkung und ohne die Höhe der Donauschule zu erreichen. Es bedurfte erst der Erweckung eines neuen Naturgefühls durch die Sturm- und Drangperiode und die Romantik, um wieder eine lebendige deutsche Landschaftsmalerei hervorzubringen. Erst in den verinnerlichten Werken Caspar David Friedrichs und der anderen Romantiker erleben wir eine Auferstehung der großen Zeit Altdorfers und Hubers.

Ein riesiger Bogen spannt sich über Generationen hinweg von der beseelten Landschaft der deutschen Renaissance hinüber zu den verträumten Fernblicken, den glasklaren Gebirgsbildern und den einsamen Bäumen der Romantik. Aus der Natur selbst strömen die Kräfte diesen beiden großen Epochen zu, weil sie mit gläubiger Kühnheit in ihre Geheimnisse und Schönheiten einzudringen vermochten. Durch die tiefe Schau der Natur erhält das Werk der beiden Donaumaler überpersönliche Geschlossenheit. Ihr gemeinsamer Weg führt zum ersten Höhepunkt deutscher Landschaftskunst, und die Namen Altdorfer und Huber verschmelzen zu einer Einheit, zu einem einzigen Klang.

Fischer von Erlach — Hildebrandt — Prandtauer

1656—1723 1668—1745 1660—1726

Von

Werner Hager

Die deutsche Barockbaukunst verwirklicht, zusammen mit der Musik des Zeitalters, zuerst wieder die Selbstbehauptung und Erneuerung Deutschlands nach seinem Zusammenbruch im Dreißigjährigen Kriege. Wohnt die Musik im Norden, so heißt der Boden, auf dem sich diese Schicksalswende in Gestalt der Architektur entscheidend vollzieht, Österreich.

Während alle Ansätze und Pläne, dem Reiche politisch noch einmal eine festere Form zu geben, zum Scheitern verurteilt sind, sieht das spätere siebzehnte und das achtzehnte Jahrhundert das beständige Wachstum einer innerlichen Neugestalt des deutschen Volkes. Die Sprache, zu der auch die Sprache der Kunst zu rechnen ist, nimmt das deutsche Schicksal auf ihre Schultern, schenkt in ihrem Erblühen der Nation ein neues Selbstgefühl und trägt ihre Einheit als geistig-seelische Macht hindurch in kommende Zeiten. Zuerst erhebt sich die Baukunst. Vorbereitende Bewegungen verdichten sich seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts; dann, in dem Menschenalter von 1690 bis 1740, entfaltet sich eine strömende Fülle des Schaffens, die in gestalteten Räumen das innere Reich erbaut, in unendlicher Bewegung sich zu den ewigen Gedanken der deutschen Seele aufschwingt. Als diese große Epoche abklingt, ist schon Goethe geboren.

Die Künste sind untereinander verschieden alt, der Reihe nach werden sie reif und treten an zur Darstellung völkischer Wesensgestalt. Wenn nun irgendein Zeitalter der deutschen Geschichte von sich sagen darf, daß in ihm die bildende Kunst fähig war, das Leben durchaus zu durchdringen und von Grund auf zu formen, so ist es der Barock. Den zusammenfassenden Abschluß des geformten Lebensstils bildet damals die Baukunst. Eine Welle der Bauleidenschaft geht über das Land. Zusammen mit der Spätgotik hat der Barock unserer Heimat das Gesicht gegeben, das uns heute vertraut ist und mit dem wir, ohne es immer recht zu wissen, leben. Ohne den Barock wäre die süddeutsche Landschaft in ihrer durchgliederten sanften Schönheit nicht zu denken; aber auch im herberen Norden zeugen Residenz, Kirche, Gutshaus und Dorf noch heute von der formenden Hand dieses mächtigen Stils. Bis an die Schwelle der Gegenwart blieb der Barock die letzte Baukunst von hoher Haltung, die wir besessen haben. Seine Meisterwerke gehören zu den höchsten Selbstverwirklichungen deutschen Wesens überhaupt.

Spät kehrt Deutschland also mit einer eigenen Architektur in die Reihe der Völker zurück. Es hatte die Schule des Bauens, die Italien im sechzehnten

Jahrhundert nach dem Ermatten der Gotik für alle unwidersprochen verbindlich begründete, nur zögernd und stoßweise angenommen. Die fremden Formen hängen in der sogenannten deutschen Renaissance wie eine Verkleidung an dem Kern der Gebäude, erst zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts vollzieht ein Meister wie Elias Holl eine ernsthafte Aufnahme der inneren Grundsätze des neuen Bauens, wie sie sich in der Raumbildung und den Verhältnissen der Teile zueinander auswirken. Nach dem großen Kriege ist dann das lange noch insgeheim geliebte Gotische endgültig unzeitgemäß geworden. Rings herrschen die klassischen „Großen Ordnungen" Palladios; will Deutschland die Bevormundung durch fremde Lehren überwinden, so muß es zunächst deren vollkommene Beherrschung erlernen. Nur durch das Gemeineuropäische hindurch geht hier der Weg zum Eigenen. Das ist eine der geschichtlichen Grundwahrheiten, die den deutschen Barock schaffen.

Im Lande haben indes Fremde das Bauwesen völlig in die Hand genommen. Im Süden kommen die Italiener mit der Gegenreformation herein, sie werden aber auch sehr geschätzt als Festungsbauer gegen die Türken. Nach dem Kriege haben sich die Welschen zu ganzen Dynastien von Baumeistern ausgewachsen. Die dell'Allio, Solari, Carloni bringen nun den Barock auf der zweiten Stufe seiner italienischen Entwicklung, als reichen mächtigen Massenbau, als Lehre der weit ausgreifenden Planungen, wovon die Gesamtanlage von Residenz, Dom und Platz in Salzburg ein weit beachtetes Beispiel aufstellt. Auch außerhalb der habsburgischen Lande sind Fremde maßgebend, Petrini in Würzburg, Barelli in München, im Norden dagegen französische Hugenotten und Holländer mit ihrem kühlen Klassizismus. Im Schwäbischen hat sich eine deutsche Schule, die der Vorarlberger, entwickelt.

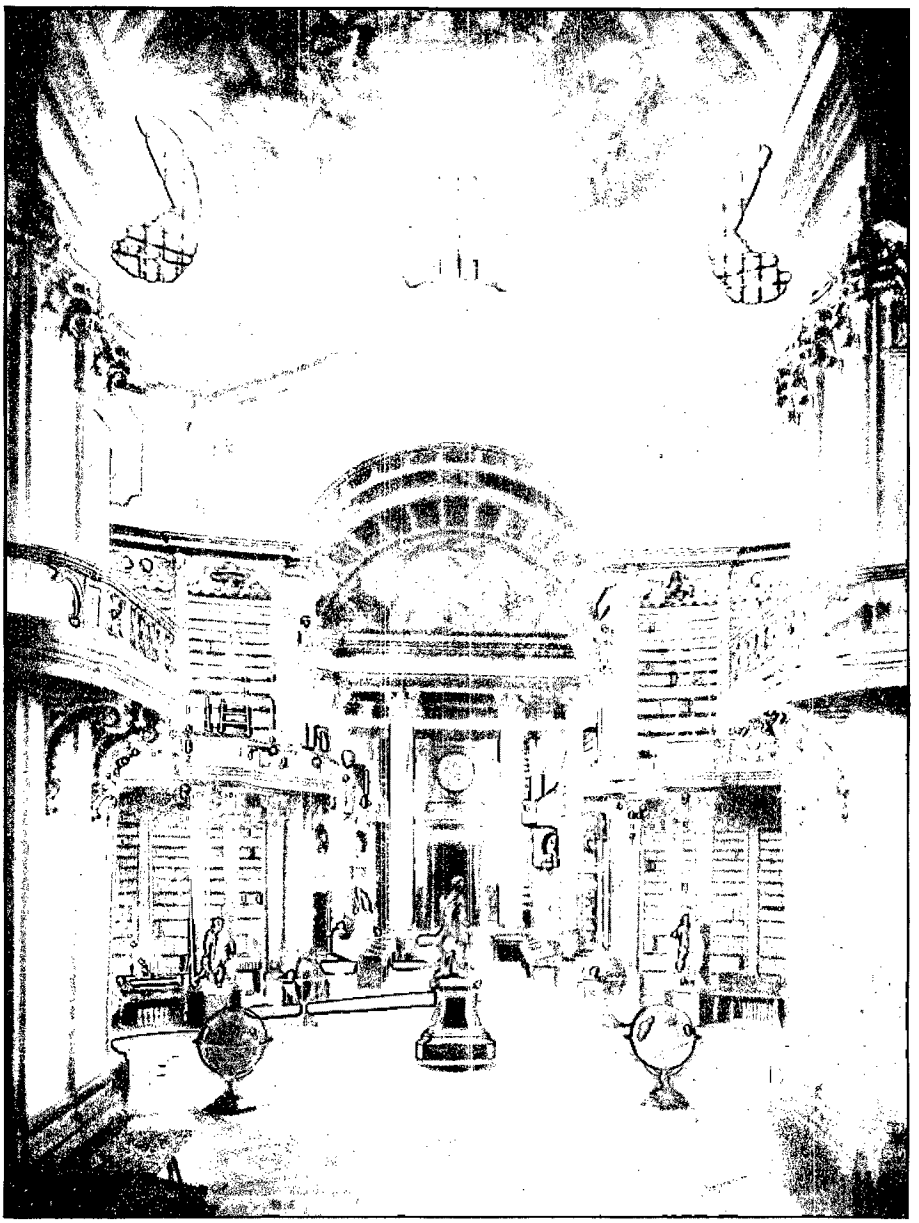
Die selbständige Ergreifung und schöpferische Überwindung der romanischen Formensprache durch deutsche Meister ist angesichts dieser Lage ein Vorgang von höchstem menschlichem und geschichtlichem Rang. Das empfanden die Zeitgenossen sogleich. Als Fischer von Erlach im Jahre 1690 mit seinen Ehrenpforten zum Einzuge Josefs I. in Wien über den einflußreichen Galli-Bibbiena siegte, wurde dies allgemein als Triumph der deutschen Kunst gefeiert, man fühlte, daß die Nation sich endlich auf geistigem Gebiete ihre Freiheit zurücknahm. Diese Leistung hat Österreich vollbracht. Das ist unter den deutschen Stämmen derjenige, der von alters her als Hüter eines Grenzlandes, das zugleich ein Herzstück des Reiches ist, die zu solchem Werke nötigen Eigenschaften besonders in sich ausgebildet hat: die Wachsamkeit, die Einfühlung in Verbindung mit der Treue zu sich selbst, die Geschmeidigkeit, die Kühnheit. In den ausgesetzteren Teilen eines Körpers kreisen verfeinerte Abwehrsäfte rascher als im ruhiger atmenden Rumpfe. Mit dem Rücken an die Alpen und an das Reich gelehnt, zwischen die andrängenden Slaven und den begehrlichen Süden eingekeilt, hat Österreich immer wieder fremdes, insbesondere italienisches Formgut dem Deutschtum anverwandelt.

In den neunziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts, in die wir mit unserer Darstellung eintreten, steht Österreich und mit ihm das Reich nach der heroischen Anstrengung der Türkenabwehr mit aufbrechenden Kräften unter dem leuchtenden Gestirn einer großen schöpferischen Stunde. Der wohlgezielte Vernichtungsstoß von Westen und Osten, der Ludwig XIV. die deutsche Kaiserkrone eintragen sollte, ist abgeschlagen, bald wird der Angriff bis an die Pforten des Orients, bis ins Herz Frankreichs vorgetragen werden. Die zwingende Gewalt, die Deutschland zu so unerhörten gemeinsamen Leistungen hinreißt, strahlt aus von der Gestalt des Prinzen Eugen. Er ist der „heimliche Kaiser", die Besten vereinigen sich mit ihm in weitgespannten, hochfliegenden Plänen einer deutschen Einigung, und zwar auf der Grundlage der neuerstandenen Großmacht des Hauses Österreich. Der große Leibniz ist es vor allem, der neben dem Prinzen in diesem Lichte der Reichserneuerung sichtbar wird; er plant den Ausgleich der Konfessionen, er will eine deutsche Akademie gründen, in die auch der Baumeister Fischer von Erlach aufgenommen werden soll. Denn zu einem so bedeutenden politischen und kulturellen Plan, wie er hier vorlag, gehört für dieses Zeitalter in erster Linie auch die Schaffung einer Baukunst, die die Größe des Staates sinnbildlich darstellt.

Von den Plänen des Prinzen und seines Kreises sprechen heißt zugleich eingestehen, daß uns das Wissen davon wie überhaupt die Ahnung von der wahren Größe dieses deutschen Staatsmannes in beschämender Weise abhanden gekommen ist. So hat erst die neueste Forschung die Verkettung der Wiener Reichspolitik mit der Entstehung des deutschen Barockstils ans Licht gebracht. Wir beginnen zu erkennen, daß in der Ernennung Fischers zum obersten Baumeister, in dem von ihm vollzogenen Einbau der letzten künstlerischen Errungenschaften der führenden Länder Italien und Frankreich in seine neue eigene Bauweise, in der Planung des Schlosses Schönbrunn, das ein deutsches Versailles werden und die Bauten des Sonnenkönigs übertreffen sollte, daß in alledem ein bewußter kulturpolitischer Wille wirksam ist: die Absicht, Deutschland künstlerisch freizumachen und durch die Hand eines hochbedeutenden, universal gebildeten Meisters, wie es Fischer war, einen für alle deutschen Lande vorbildlichen „Reichsstil" zu schaffen. „Nie wieder", sagt Fischers Biograph Sedlmayr, „ist ein deutscher Architekt an einem ähnlichen Platz gestanden wie Fischer in diesen strahlenden neunziger Jahren. Er war der Mann der Stunde, seine Werke waren für die Besten das sichtbare Unterpfand eines religiösen Glaubens und einer politischen Hoffnung". Nun, die politische Hoffnung wurde enttäuscht, denn nach Josefs I. vorzeitigem Tod erhielt die alte Gleichgültigkeit Habsburgs gegenüber dem Wohl und Wehe Deutschlands wieder die Oberhand über die Gedanken des Prinzen Eugen. In der Kunst aber war das Große bereits eingetreten, eine deutsche Bauweise war entstanden, die alsbald die Führung in Europa übernahm; die Siegesglocken der Befreiung Wiens vom Türkensturm 1683 läuten nicht nur die Mannesjahre der kriegerischen Generation



Fiſcher von Erlach: Kollegien-Kirche in Salzburg
erbaut 1694—1707



Fiſcher von Erlach: Hofbibliothek in Wien
erbaut 1722—1726

ein, die den Ruhm von Höchstädt und Malplaquet an ihre Fahnen heften sollte, sondern auch die Geburt einer deutschen Baukunst.

Der Übergang der Führung in der Gesamtbewegung der Baukunst des achtzehnten Jahrhunderts auf Deutschland wird durch einen nordischen Einschlag im Italienischen selbst und durch die Verschiebung des künstlerischen Schwergewichts von Rom nach Oberitalien vorbereitet. Zwei Häupter hat der römische Hochbarock, Lorenzo Bernini und Francesco Borromini. Der erste stammt aus Neapel, Borromini dagegen aus den Tälern des Alpensüdfußes. Bei ihm und seinem Fortsetzer Guarini in Turin liegt der Ansatz, der im deutschen Barock das Entscheidende auslöst. Diese Männer sind Neuerer in ihrem Lande, von den einen begrüßt, von den anderen leidenschaftlich angegriffen, denn sie sind selbst schon Verwandler des Klassischen in eine Sprache, die dem Ideal der harmonischen Ausgeglichenheit zuwiderläuft und in einer für den Süden ungewohnten Weise unmittelbar aus dem erregten Innern kommt.

Die Welt hochbewegter Gebilde, mit denen Bernini ein langes, fruchtbares Leben hindurch seine Zeit königlich beherrschte, bewahrt im Kerne das lateinische Maß insofern, als er bei aller Phantasie doch nie das Grundgesetz der „klassischen" Naturlehre überschreitet, wonach die Materie ein Ruhendes ist, zu dem die Kraft als Bewegendes hinzutritt, so daß im Sichtbarwerden des Widerspiels beider ein letztlich harmonisches künstlerisches Gleichnis des Lebens entsteht. Sein Widerpart Borromini setzt sich in eben diesem Punkte zu der klassischen Grundidee in Gegensatz. Ihm ist die Materie selbst ein Bewegtes, und zwar auf eine übersinnliche, physisch nicht deutbare Weise. Seine Sprache ist Beugung, Knickung, Brechung, Wellenbewegung der Flächen selbst; der Raum wird in Schwingung versetzt, und zwar geschieht dies durch Wölbung und Buchtung der raumbegrenzenden Flächen nach den Gesetzen der sphärischen Trigonometrie. So entstehen Raumgebilde aus Systemen von Ellipsen und Kurven, die den Eintretenden mit unerklärlicher Gewalt erregen und ergreifen. Hier aber knüpft der Norden an. Diese Idee des Bauens bietet ungeheure Möglichkeiten: die Durchdringung von Stoff und Raumsubstanz mit Bewegungen übernatürlichen Grades verspricht höchste Freiheit des Gestaltens, sie bricht den Zwang der lateinischen Regel und verweist die klassischen Säulenordnungen an den Platz, wo sie im Grunde genommen schon in der Gotik gestanden hatten, nämlich als dienendes Gerüst, das dem Ausdruckswillen der Innerlichkeit nachgibt.

Der Meister, der Borrominis Idee nach dem Norden verpflanzte und damit den deutschen Hochbarock in den Sattel hob, Johann Bernhard Fischer von Erlach, wurde geboren zu Graz im Jahre 1656 als Sohn eines Bildhauers. Zur Ausbildung geht er nach Italien, wie selbstverständlich. Wir wissen wenig von dieser Zeit, seine Anfänge scheinen bei der Bildhauerei gelegen zu haben; auch von antiquarischen Neigungen ist die Rede. 1687 ist er zurück und führt die Stukkierung des Mausoleums Ferdinands II. in Graz aus, die dem Inneren dieses

düsteren Denkmals der Gegenreformation etwas Heiterkeit verleiht. Um dieselbe Zeit beginnt der Bau des Ahnensaals für Schloß Frain in Mähren. In dieser sehr eigenartigen Schöpfung spricht sich Fischer bereits ganz deutlich über seine architektonischen Vorstellungen aus.

Schon der äußere Anblick ist erstaunlich. In waldiger Landschaft liegen auf hohem Felsen die Wohnflügel des Schlosses. Am äußersten Rande, unmittelbar über dem steilen Absturz, hat Fischer einen hohen Ovalbau errichtet, der wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt wirkt, nämlich durch seine unverhältnismäßige Größe und durch die wuchtige Unmittelbarkeit seines Ausdrucks als plastischer Körper. Es ist eine riesige strebende, kreisende Masse, aber nicht plump, sondern straff und breit gegliedert und dadurch von merkwürdiger Leichtigkeit. Das Vorbild, das dem Bau zugrunde liegt, ist ein Stich nach einem antiken Thermenraum. Fischers Kunst bedient sich also bereits geprägter Gedanken, und zwar solcher, die durch gelehrte Forschung erschlossen sind, sie enthält einen historischen Zug. Die Art jedoch, wie dies geschieht, ist von vollkommener schöpferischer Neuheit.

In diese Anfangszeit fällt auch der erwähnte siegreiche Wettstreit mit Bibbiena um die Errichtung der Wiener Einzugspforten. Fischer überwindet den Gegner, indem er der Gewöhnung pomphafter Flächendekoration den Gedanken der Entfaltung der Form aus bewegungshaltigem Raumkern entgegensetzt. Das ist das Neue, und es überzeugt die eifrig teilnehmende Zeit sofort. Ein jedes von Fischers Werken wirkt wie ein Stichwort, die großen Entscheidungen fallen hinfort nicht mehr im Süden, sondern in Deutschland. Fischers Lebensweg führt auch bald in die höchsten Kreise, er wird Lehrer des kaiserlichen Thronfolgers und römischen Königs Josef in der Architektur. Nach seiner Thronbesteigung ernennt ihn Josef I. zum Leiter des kaiserlichen Bauwesens, 1697 wird der ursprünglich Bürgerliche mit dem Prädikat „von Erlach" geadelt. Schon seit 1693 ist er führend in Salzburg tätig, wo er Zuccalli verdrängt. Überhaupt beginnen die Italiener jetzt zu weichen, de'Rossi verläßt 1697 Wien, Gabrielli geht nach Ansbach, der berühmte Martinelli kehrt nach Lucca heim, Carlone wird nach seinem Tode 1708 durch Prandtauer ersetzt. Im Laufe eines Jahrzehnts wird die österreichische Baukunst wieder ganz überwiegend deutsch.

Im Jahre 1704 unternimmt Fischer eine Reise nach Berlin, um dem preußischen König Schloßbaupläne vorzulegen — ein Versuch, den neuen Stil auch im Norden zu verankern und Schlüters massigen, malerischen Barock zu verdrängen. Das Unternehmen, ein Versuch von unübersehbarer Tragweite, blieb erfolglos, der Norden ging weiter seinen eigenen künstlerischen Weg.

In Salzburg baut Fischer in den Jahren bis um 1705 eine Gruppe von vier Kirchen, die alle den Gedanken des Zentralbaus abwandeln. Das bedeutet, daß hier eine Raumform wieder aufgenommen wird, die schon das deutsche Mittelalter mit Zähigkeit dem lateinischen Ideal des in einseitiger Erstreckung gerich-

teten Längsbaus entgegenstellte. An der siegreichen Wiederkehr des Zentralmotivs im deutschen Barock überhaupt läßt sich erkennen, daß die deutsche Kunst nun ganz frei geworden ist und ihre innersten Ideen austrägt; eine glanzvolle Reihe von Kuppelbauten und Verbindungen der Basilika mit einer Mittenbetonung bezeichnet den Weg des deutschen Kirchenbaus der nächsten Jahrzehnte. Fischer verwendet das Oval und das griechische Kreuz, und zwar so, daß diese in die Längsachse der Bauten gelegten Raumkörper mit ihrer ganzen Wucht in der Buchtung der Schauseite fühlbar werden, entweder, wie in der Kollegienkirche, als vorstoßender Mittelteil oder, wie bei der Dreifaltigkeitskirche, derart, daß die einbuchtenden Kräfte stärker sind, der Ovalkörper zurückgetrieben wird und ein halbrunder Vorhof zwischen den seitlichen Türmen entsteht. Dabei weist besonders die Kollegienkirche eine weitere Kontrastwirkung auf, die Außenseite zeigt sich von plastischen Energien in hohem Grade erfüllt, den Eintretenden dagegen empfängt ein sehr steiles, kühles, würdevolles Inneres. Bei aller Ballung und Spannung aber nirgends ein derber, lauter Ton.

Die Entwicklung des Gebäudes aus einem stark betonten, als plastischer Körper aufgefaßten Mittelteil, die sich hier andeutet, ist in einer weiteren Gruppe von Bauten nun ganz beherrschend. Es sind die Lustschlösser und Landhäuser, Pavillons, Torbauten und wie die kunstvollen Gebilde alle heißen, die Fischer vor allem in seiner ersten Zeit unermüdlich entwirft und in seinem großen Stichwerk veröffentlicht, und von denen auch einige gebaut wurden. Die Lage ist äußerlich sehr günstig, denn der Adel baut die von den Türken zerstörten Landsitze wieder auf, es sollen in diesen Jahren nach 1683 allein in der Umgebung Wiens an die zweihundert von ihnen entstanden sein. Aber das ist nicht der tiefere Grund für Fischers eindringliche Beschäftigung mit diesem Thema. Es wurde schon erwähnt, daß seine Kunst teilweise mit bereits vorgeformten Baugedanken arbeitet, gerade auf dieser Stufe aber tritt in ihr eine gewisse Künstlichkeit, eine Neigung zum selbstzwecklichen Experimentieren hervor. Es ist, als sei der Stil für eine Weile mehr mit sich selbst und seinen Möglichkeiten beschäftigt als mit seinem Dienst am Lebensganzen. Fischer steht noch im siebzehnten Jahrhundert, er schließt es ab, vollzieht die große Verpflanzung und leitet in neue Bereiche des Schaffens über. Diese Leistung ging nicht ohne eine außerordentliche geistige Bewußtheit vonstatten. Ihren Versuchen bieten nun die verhältnismäßig sehr freien, nicht stark zweckgebundenen Palastbauten aller Art ein besonders günstiges Feld. In ihnen verkörpert sich des Meisters erster Stil am deutlichsten, den man den „heroisch-phantastischen" genannt hat. Überhaupt aber sagt wohl diese Generation des Hochbarocks das Tiefste über sich selbst im Palastbau aus. Nicht das Volk als Ganzes spricht hier, auch nicht wie später der einzelne, sondern die festgeschlossene adlige Schicht, die die Geschichte der Zeit macht. Diese Gesellschaft lebt ihr Leben auf eine heute nicht mehr verstandene unbedingte Weise als Form, als Gebärde an sich, und dies unter dem Banne

der Idee, diese Form zum Träger des Höchsten, des Lebenssinnes selbst zu erheben. So wird das streng geformte Leben zum Ausgangspunkt und zugleich zur Mitte aller Stilbildung und Kunst; beginnend mit Schritt und Gruß, über Tanz, Fest, Theater bis zur Architektur ist alles nur Mittel und Rahmen gestalteter Selbstdarstellung eines Menschentums, das in der Person des Fürsten gipfelt, von dem das Vorbild ausgeht. Man glaubt an die Macht der Form und bringt ihr ungeheure Opfer an Lebenswerten; und wie alles unbedingt Geglaubte wird hier die Form schöpferisch, sie wirkt auf das Wesen zurück, schafft wesenhaftes Sein. Man versteht den Barock nicht, wenn man nicht den tiefen Gedanken bedenkt, daß geglaubter Schein Wirklichkeit ist. Für diese Haltung und Gesinnung hat wohl kein Künstler mehr Sinn gehabt als Fischer, nicht nur als einfühlender Gestalter, sondern auch im lebendigen Selbstsein als vornehmer Mensch.

Der europäische Schloßbau folgt um 1700 nicht mehr allein den italienischen Vorbildern, denn Frankreich hat neue Maßstäbe aufgestellt. Man legt im Westen Wert auf Wohnlichkeit und angenehme Aufteilung der Räume, man gibt den Kastellbau auf und bildet den offenen Grundrißtypus aus mit dem Ehrenhof nach der Straße und der breiten Gartenfront. Die Urform des Fischerschen Palastbaues bildet ein längsovaler Festsaal, an den sich Flügel in scharfer Querbewegung ansetzen. Faßt man die Breite des Gesamtbaus als das Gegebene, so erlebt man das starke Sichdurchsetzen des Ovals, das gleichsam vordringend die Führung der gesamten Front ergreift; geht man erlebend vom Ovalkern aus, so sieht man ihn durchschnitten von der Querrichtung des Gesamttraktes, der sich meist, sehr bezeichnend für Fischers körperhaft-organisches Empfinden, an den Stellen, wo er auftrifft, wie in innerer Spannung zusammenzieht. Über diese immer wieder abgewandelte Grundidee hinaus schreitet Fischer zur Planung von schrankenlos ausgreifenden Schloßbauten. Sein erster Entwurf zu Schönbrunn läßt die riesigen Gebäude des eigentlichen Palastes nur wie eine bekrönende Zinne über dem von Terrasse zu Terrasse in immer neuen Wendungen aufsteigenden Festgelände erscheinen. Dieses ist von geordnet aufziehenden Menschenscharen ganz erfüllt, und man sieht deutlich, wie schon in der ersten Vorstellung das Bauliche nur der Rahmen des gestaltvoll bewegten Lebens ist. Das Ganze wirkt wie eine im Grunde unwirkliche Vision.

Darin berührt sich dieser Entwurf mit den merkwürdigen und bedeutungsvollen Versuchen Fischers, eine Übersicht der wichtigsten Bauten aller Zeiten und Völker zum Gebrauche der Gegenwart zu schaffen. Das berühmte Stichwerk „Entwurff einer Historischen Architektur" vereinigt großartig phantasievolle Wiederherstellungsversuche oder besser gesagt Idealansichten von Bauwerken, die bis in die entferntesten Zeiten zurückgehen, mit der Abbildung eigener Schöpfungen in dem deutlichen Bewußtsein, daß ebenso wie in den Werken der Alten in den seinen etwas liege, das für alle wissenswert und für die Entwicklung entscheidend sei.

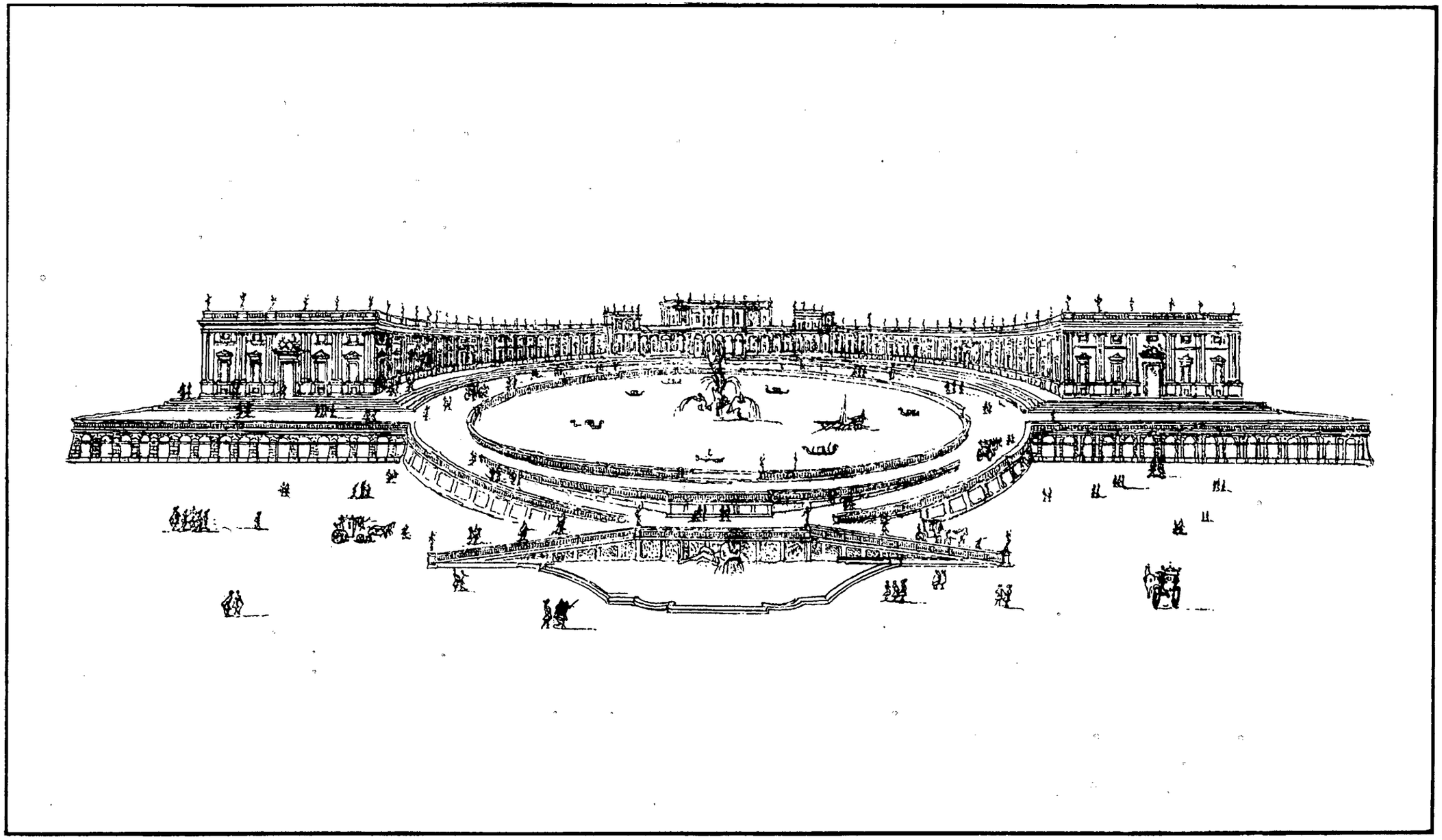
Zeichnung von Fiſcher von Erlach

Entwurf eines Luſtſchloſſes für König Friedrich I. von Preußen, 1704

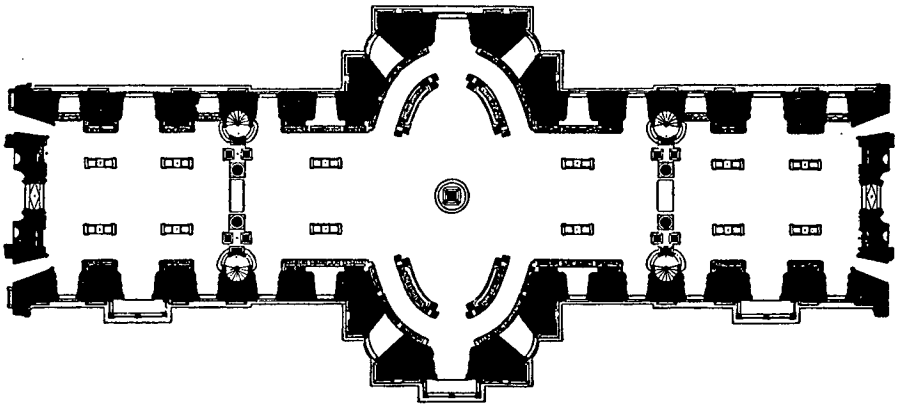
(Wien, Albertina)

Fiſcher von Erlach beabſichtigte, wahrſcheinlich angeregt durch die Bautätigkeit Schlüters für den vor kurzem gekrönten preußiſchen König, Berlin zu beſuchen und erhielt für dieſen Zweck von Kaiſer Leopold folgenden Empfehlungsbrief an Friedrich I. von Preußen, der vom Kaiſer eigenhändig unterſchrieben und vom 29. Mai 1704 datiert iſt: „Nachdem uns unſer Hofingenieur, auch des reichs lieber getreuer Johann Bernhard Fiſcher alluntertänigſt zu vernehmen gegeben, wasmaßen er ein ſonderbares verlangen habe, Euer Liebden hof- und berühmte gebäue, auch andere in ſeine profeſſion laufende ſehenswürdige ſachen zu beſichtigen, haben wir ihm nicht allein gerne erlaubt, eine Reiſe dahin zu tun, ſondern ihn auch mit gegenwärtigem Schreiben begleiten wollen."

Es iſt alſo mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß Fiſcher von Erlach die perſönliche Bekanntſchaft Schlüters gemacht und deſſen große Bauvorhaben wie das Königliche Schloß und das Zeughaus beſichtigt hat. Gleichfalls wird er das im Bau befindliche Schloß Charlottenburg von Eoſander von Göthe, der zur Zeit nicht in Berlin war, geſehen haben und dadurch vielleicht zu dem hier wiedergegebenen Entwurf eines Luſtſchloſſes für den König von Preußen angeregt worden ſein. Die 1704 datierte Zeichnung von Fiſcher von Erlach dürfte noch während ſeines Berliner Aufenthaltes entſtanden ſein und iſt als ein Verſuch zu bewerten, die großartige Idee, die beim Bau von Schloß Schönbrunn nicht verwirklicht wurde, nunmehr in ausgereifter Form dem König von Preußen zur Ausführung zu empfehlen. Folgen aber hat dieſer Bauvorſchlag nicht gezeitigt, da von dem Plane weder etwas ausgeführt, noch der Berliner Schloßbauſtil dadurch beeinflußt wurde. Dagegen läßt ſich ein Einfluß Schlüters auf die weitere künſtleriſche Entwicklung Fiſchers von Erlach feſtſtellen.



Eien Königliches Lust gebaudle so van mier vor dem Konig Friderich Von Breusen ist
Inuentiret vnd gezeichnet worden Año 1704 Fischers Hen



Grundriß der Hofbibliothek in Wien von Fischer von Erlach

Aber Fischer hat das Denkmal der historischen Architektur nicht nur in gelehrter Form niedergelegt, er hat es auch in Stein errichtet. Neben dem „Entwurff" steht die Karlskirche als Sinnbild seines Ideals einer Zeit und Raum umspannenden welthaften Einheit der geistigen Werte. Wenn irgendeines der Werke die einsame, bei aller Verbindung mit ihrer Zeit doch unvergleichbare Persönlichkeit dieses Mannes offenbar machen kann, dann ist es dieser sein historisch-symbolischer Monumentalbau zu Ehren des kaiserlichen Namenspatrons. Man findet kaum einen unmittelbaren Zugang zu dieser Schöpfung, erst geistiges Eingehen zeigt den Weg, wie sie verstanden und nachgefühlt werden kann; geht man aber diesen Weg, so wird man alsbald ergriffen des mächtigen Gefühls gewahr, das hinter einer kühlen, fast starren Haltung schwingt.

Wiederum ist der Kern des Gebäudes ein längsovaler Körper, ein weiter hoher Kuppelraum, im Innern in zwei starken Stockwerken zur Wölbung aufsteigend. Der Spitze der Ellipse ist der sehr breite Fassadenbau als ein selbständiges Gebilde tangential vorgelegt, kaum daß sich das Anstoßen von rückwärts noch durch ihn hindurch fühlbar macht. Zwei gedrungene Türme fassen die Schauseite ein. So weit ist der Bau ein gegliedertes, auch in den Schmuckformen einheitlich gefaßtes Ganzes von barocker Haltung. Nun aber ist an die Fassade in der Mitte eine klassizistische Tempelfront herangerückt — sie wächst nicht etwa aus ihr heraus — und zur Linken und zur Rechten sind zwei Nachbildungen der römischen Trajanssäule in die Vorderfläche gleichsam hineingedrückt. Es entsteht eine Gesamtwirkung aus Gegensätzen, die aber von der machtvoll entwickelten Kuppel nach allen Seiten hin beherrscht und zusammengehalten werden. Gegensatz zwischen der breiten Fassade und dem Längsraum, Gegensatz zwischen dem bewegten, körperlich „warmen" Barockleib des Baues und den starren, klassizistischen, „kalten" Teilen, die daran haften. Was bedeutet das Ganze? Denn eine Bedeutung hat es offenbar. Das Richtige trifft wohl die

Erklärung als Sinnbild der Ewigen Roma, deren christlicher wie heidnischer Körper von der Kuppel der Kirche überwölbt ist. In der Tat bildet ja der Kernbau eine deutliche Umformung von Sankt Peter in Rom; und Gedankengänge dieser Art liegen bei der Weihung an Carlo Borromeo, den Gegenreformator, sowie bei dem imperialen Ideal Habsburgs nahe. Die Schauseite ist ganz unbefangen aus einer Grundidee früherer Ehrenpforten entwickelt; es gibt da keine Grenzen zwischen hoher und niederer Kunst, schon 1690 fanden sich die beiden eingestellten Säulen. Heroische Siegesfanfare also, phantastische Historie, ragendes Ruhmbild des Glaubens! Eine einzigartige, halb dichterische, halb gedankliche Klitterung jedenfalls, aber eben doch der Versuch einer Zusammenschau wesentlicher Elemente des inneren Haushalts der Umwelt des Meisters. So müssen es auch die Zeitgenossen empfunden haben; der Kaiser Karl VI. selbst gab dem Entwurf im Dezember 1715 vor denen Hildebrandts und Bibbienas den Vorzug. Fraglos hat das Werk etwas Abschließendes, es gehört mit seinem Pathos, seiner Tiefgründigkeit und dem Idealismus seines Glaubens an eine formbare Ganzheit noch durchaus zu der ernsten, schweren, unbedingten Art des ausgehenden siebzehnten Jahrhunderts. Uns befremdet heute das Gedankliche, Künstliche daran — aber wo wurde damals Ähnliches an innerer Großheit und Sinnestiefe auch nur versucht? Es ist ein überaus ehrwürdiges Werk, von erlebter Geschichte ganz gesättigt, es lebt durch seine Kühnheit und Leidenschaft, es klingt noch heute wie ein Chor von Stimmen aus großer Zeit.

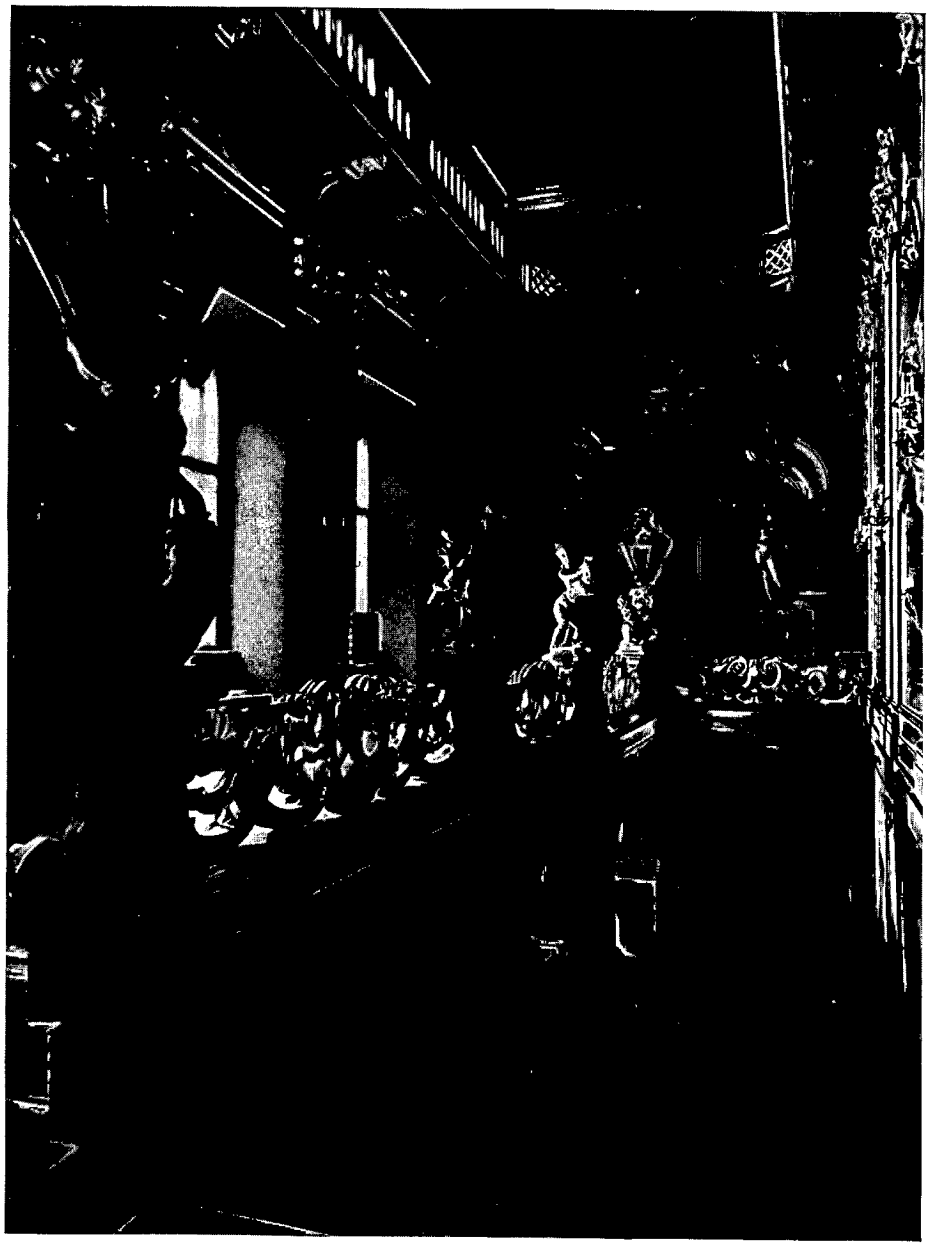
Bei den Entwürfen zum Neubau der Wiener Hofburg hat Fischer in den zwanziger Jahren ein gewichtiges Wort mitgesprochen, sein Tod verhinderte jedoch, daß mehr ausgeführt wurde als die Hofbibliothek. Das Projekt zur Hofburgfassade nach dem Kohlmarkt unterscheidet sich von der noch so unbedenklich dekorativen Haltung des einstigen Plans für Schönbrunn durch seine Gewichtigkeit und die genauere Berücksichtigung der tatsächlichen Zwecke. Aber auch dies sollte ein Bau von höchst ausgreifender Stattlichkeit werden. Eine Vorstellung von dem was der Meister vorhatte können wir heute nicht mehr in Wien, wohl aber angesichts der Würzburger Residenz gewinnen, an der die Wiener ja maßgebend mitgearbeitet haben. Nur dachte sich Fischer die Mitte im Hintergrunde des Ehrenhofes nicht eben wie dort, sondern bogenförmig zurückgewölbt, eine Bewegung, der die Ausbuchtung des vorn abschließenden Gitters geantwortet hätte, so daß doch wieder, wenngleich gewissermaßen als Negativ, ein Ovalraum im Kern der Anlage entstanden wäre. Dieses Projekt greift übrigens nicht auf Versailles, sondern auf die frühere, noch lebhaftere und nicht zur Regel erstarrte französische Palastbaukunst zurück, womit Fischer seine vollkommene Unabhängigkeit in der Wahl der ihm gemäßen Mittel beweist. Er behält auch die in Italien und Frankreich verpönten hohen Dächer bei. Sie wirken bei der Hofbibliothek als kristallisch scharf geschnittene, eigenwillig steile Körper, die den

plastischen Kontrapunkt des Gebäudes unterstreichen. Dieser späte, 1722 begonnene Bau ist vielleicht der menschlich wärmste des Meisters. Noch einmal trägt er mit allem Nachdruck den Gedanken des Längsovals in der Kontrastierung zum Querbau vor und entwickelt daraus, zumal im Inneren, letzte Möglichkeiten. Äußerlich herrscht Gehaltenheit, durchweg sind der Wand nur flächige Gliederungen vorgelegt, die strenge Stimmung wird durch einige plastische Bewegung in der Giebelzone nur noch fühlbarer. Das Innere aber ist hochbewegt. Mit unvergleichlicher Feinfühligkeit wird nun dieses Innenleben wie an einem lebendigen Leibe nach außen zur Wirkung gebracht. Die herbe Schale erbebt förmlich von Schwingungen. Mächtig dringt der Mittelbau vor, mit einer Stoßkraft wie sie in romanischer Sprache nicht vorkommt, mit ungebrochener Leidenschaft des Erlebens; und nun eine letzte Zartheit im Erhabenen: wie die Brust zwischen den Platten eines Panzers, so drücken sich die Rundungen des ovalen Raumkerns zwischen den Pilastern des achteckig umrissenen Mittelbaus seitlich hindurch. Ein zweiter Bewegungszug in der Senkrechten schwingt sich von dem schräg ansteigenden Sockelgeschoß der Mitte zu dem hohen Dach empor, so daß dieser Bauteil also noch einmal mit aller Entschiedenheit als ein Körper eigenen Gesetzes behandelt ist. Das Innere nimmt im Hauptgeschoß ein einziger großer Saal ein, in dem sich die Bewegungsströme in rauschendem Fluß verschränken. Durch mächtige Öffnungen ergießt sich ein Raumzug in den anderen, umkreist den Kuppelsaal und wird nach den Enden der Querräume hin durch gitterartige Säulenstellungen zum Abklingen gebracht. Mit feierlichen Schritten geht das Schaffen des Meisters zu Ende.

Fischer starb zu Wien im Jahre 1723. In seinem Werk verkörpert sich das heroische Pathos der Zeit Eugens, und obwohl seine Kunst ihrer Art und ihren Zwecken nach unvolkstümlich bleiben mußte, lebte gerade sein Name in einigen Gegenden Österreichs beim Volke fort, ein Zeichen für das Besondere, das die Gestalt umwittert. In seinem künstlerischen Denken liegt ein ursprünglicher philosophischer Zug, Bauen war ihm immer Problem, Frage und Antwort. Fragt man aber, wie das Leben dieses Mannes gewesen sei, so zeigt sich, daß wir sehr wenig und nur Äußerliches darüber wissen, es gibt nur spärliche Berichte und kaum eigene Zeugnisse außer ein paar Briefen. Wie alle reflektierenden Naturen brauchte er lange bis zur Reife; im Alter muß er sonderbar geworden sein, und sein Testament bezeugt noch leidenschaftliche Trübungen seines Verhältnisses zu nahestehenden Menschen. Aber dieses Unpersönliche einer so bedeutenden Erscheinung gehört zum Stil einer Generation, die mit solcher Unbedingtheit des Formwillens ihr Ideal nicht im freien Sichgeben der Individualität, sondern in gebundener Haltung erblickte. Die größten Persönlichkeiten der Zeit haben nach diesem Gesetz gelebt. Das Bildnis Delsenbachs läßt aus dem stilgebundenen Rahmen von Faltenwerk und Perücke ein großgezeichnetes, sinnlich ausgeprägtes, beherrschtes Antlitz hervortreten.

So geistesverwandt Fischer dem Prinzen Eugen erscheint — als dieser als genießender Mensch zum Bauherrn wurde, zog er doch auf die Dauer nicht ihn in seinen Dienst, sondern seinen jüngeren, beweglicheren Gegenspieler Hildebrandt, den damals unerreichten Meister des fürstlichen Wohnbaus. Lucas von Hildebrandt ist im Jahre 1668 zu Genua geboren. Sein Vater war kaiserlicher Offizier und auch der Sohn begann seinen Dienst 1695 im Heer. Als Feldingenieur macht er zwei Feldzüge des Prinzen in Oberitalien mit, nach dem Vertrage von Vigevano kommt er 1696 mit dem heimkehrenden Heere nach Wien. Vorher aber hat er schon bei Fontana in Rom Architektur studiert; neuerdings haben aufgefundene Entwürfe seiner Hand Licht in die Arbeit der Jahre zwischen 1693 und 1695 gebracht. Es handelt sich um Stiftsgebäude zu der über dem Hafen von Genua ragenden Kirche S. Maria di Carignano; umfangreiche Wohnflügel in hochstrebendem genuesischen Palaststil mit einem Einschlag römischer Gravität schließen sich um einen Innenhof zusammen. Den Eindruck bestimmen ausgedehnte ebene, in der Gliederung herbe und doch fein bewegte Flächen. Also ein völlig wesensverschiedener Anfang im Vergleich zu Fischer: dort der in einer etwas abseitigen Weise an möglichst zweckfreien Baukörpern seine Ideen versuchende Formgeist, hier sogleich ein entschlossener Griff in die Welt der praktischen Zwecke, dort eine ausgesprochene plastische Vorstellung, hier ein ebenso deutlicher Sinn für die Fläche. In Wien sodann bewegt sich Hildebrandts Laufbahn ein Vierteljahrhundert lang in rasch aufsteigender Linie. Er ist rastlos tätig, nimmt Aufträge aller Art an, kommt bald zu Wohlstand. Im Jahre 1698 wird er kaiserlicher Rat, 1700 Hofbauingenieur, wird 1720 geadelt und erreicht endlich nach Fischers Tod 1723 das Ziel seines Ehrgeizes, die Stelle als Oberhofbaumeister. Entscheidend für das Schaffen dieser Jahre ist aber nicht seine Beziehung zum Hofe, da steht ihm Fischer als erste Autorität im Wege; Hildebrandts Kunst entfaltet sich im Dienste des hohen Adels. Vor allem wird er Architekt des Prinzen Eugen und damit künstlerischer Meister des „zweiten Hofes" von Wien, für den Prinzen schafft er das umfangreichste und reifste seiner erhaltenen Profanbauwerke, das Belvedere.

Wir kennen kein Bildnis Hildebrandts. Den Menschen aber in allen seinen Vorzügen und Schwächen lernen wir im Gegensatz zu Fischer aus seinen Briefen und sonstigen reichen Quellen recht gut kennen, und zwar wird uns seine Gestalt über das Individuelle hinaus merkwürdig durch den Einblick in die problematische Stellung der Künstlerpersönlichkeit in dieser Umwelt, den sie gewährt. Es zeigt sich, daß Hildebrandt von Natur kränklich, jäh und reizbar, kurz ein schwieriger Mensch war. Dies mit seiner feurigen, lebensvollen Kunst zusammengesehen ergibt das Bild eines Genies, das an seinem leidenschaftlichen Schöpfertum leidet, weil seine Natur kaum stark genug ist, es zu tragen. Die Zeit aber ist nicht bereit, Künstlertum als einen Stand zu achten, dem selbstverständlich



Lucas von Hildebrandt: Treppenhaus im Palais Daun-Kinsky in Wien
erbaut 1709—1713



Lucas von Hildebrandt: Belvedere in Wien
erbaut 1721—1723



Jakob Prandtauer: Benediktinerstift Melk an der Donau
erbaut 1702—1738



Johann Bernhard Fischer von Erlach
Kupferstich von Joh. Adam Delsenbach, 1719



Jakob Prandtauer
Gemälde in Stift Melk

alle sachlichen und menschlichen Rechte und Rücksichten gebühren, sie begreift künstlerische Arbeit nicht als unantastbare Einheit. So halten sich die Bauherren für befugt, dem Baumeister wie einem Angestellten hineinzureden, zu ändern und zu befehlen; der Meister vertritt um so heftiger die Unverletzlichkeit der einmal ihm übertragenen Sache, vergißt sich, es kommt zu Konflikten, an denen er gesundheitlich und seelisch zusammenbricht, ja einmal sogar zu einer Entlassung. Einer unter den großen Herren allerdings, für die Hildebrandt arbeitete, war vornehm genug, sich ihm gegenüber von Anfang bis zu Ende mit hoher Achtung, ja freundschaftlich zu benehmen und sein reizbares Selbstgefühl mit verstehender Güte zu behandeln, nämlich Friedrich Carl Graf Schönborn, der Reichsvizekanzler und spätere Fürstbischof von Würzburg-Bamberg, ein Sproß des begeistertsten Geschlechtes von Bauherren, das Deutschland damals besaß. Leider ist das Archiv des Prinzen Eugen, das seine Baukorrespondenzen enthalten muß, bis heute nicht aufgefunden, so daß wir über die Beziehungen des Meisters zu ihm nichts Näheres erfahren.

Schon in dem um 1700 entstandenen Portal des Palais Liechtenstein in Wien spricht sich Hildebrandts Art unverkennbar aus. Die Torbauten erhalten ja im Barock eine ganz besondere Gewichtigkeit als Stellen betonter „Ausdeutung" des Gesamtgebäudes. Die Flächenbewegung ist zu einer einheitlichen Vorwölbung des Ganzen zusammengefaßt und ergibt ein einfaches, starkes Grundmotiv. Über dieses aber ist für das Auge ein Netz schmuckhafter Formen gespannt, so daß das Gefühl des Betrachters nicht zum Nachtasten des Körperlichen, sondern zum Genuß der schwellenden Bewegungsspiele dieses wogenden Ganzen aufgefordert wird. Zwei mächtige Atlanten in ganzer Körpergröße tragen das Gebälk; ein bauchiges Wappenschild, von zwei prächtigen Kinderkörpern begleitet, hängt über dem Torbogen, dazu kommen Vasen, Girlanden und ein alle Flächen überspinnendes Rankenwerk. Wesensgleich ist die berühmte Schauseite des Stadtpalastes Daun von 1713 aufgefaßt. Die Grundfläche bewegt sich nicht, sondern erscheint durch die regelmäßige Pilasterordnung über kaum merkbarem Risalit und durch das durchgehend geführte Gesims vollkommen in sich gefestigt, nur am Portal brechen freie, doch nicht wuchtige Kurven hervor. Aber diese Fläche lebt in sich, sie ist von dem beglückendsten Spiel blühender Phantasie ganz überzogen. Blumenranken, Masken, Trophäen, Girlanden, aber auch wieder Kinderkörper, Frauengestalten und auf dem Gesimse oben heitere Götterbilder haben sich versammelt, das Ganze gehorcht dem empfindlichsten Feingefühl für die Werte des Tons, der Linie, es ist dabei innerlich kräftig, schwungvoll, fest und doch zart und anmutig. Vor allem hat Hildebrandts Ornament noch nicht jenes kühl Aufgeheftete wie das für Frankreich so bezeichnende Rokoko, es ist durchaus eine Gabe der schenkenden Natur, die gleichsam im Ganzen des Baukörpers wirkt, alles blüht lebenswarm von innen heraus. Was für eine ganz aus dem Ursprunge geborene Kraft und Fülle in Hildebrandts

Schmuckformen lebt, erfährt man, wenn man in diesem Palais oder im Mirabellschloß zu Salzburg die Treppe hinansteigt. Das Geländer springt einem voran, hüpfende, rollende Wellen aus Stein, auf denen Kinder wie Genien des Lebens ihr fröhliches Spiel treiben. Weil das Schmuckleben hier in den höheren Bezug einer großen Raumgestaltung gebunden ist, erhält es in des Meisters Werk seinen vollen Sinn, nach dem es in der deutschen Kunst, oft fruchtlos wuchernd, immer hindrängt. Als Erwecker der bewegten Linie ist Hildebrandt ein echter Deutscher und Enkel unserer großen Graphiker des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts.

Das Daunsche Treppenhaus ist einer der glänzendsten Ausweise für des Meisters Gabe der erfindungsreichen Nutzung beschränkter Möglichkeiten zur Erreichung eines weit und freudig wirkenden Raumes. Die überaus festliche Wandgliederung, die Auflösung des Geländers, die kunstvolle Lichtführung zaubert aus dem engen Schacht eine würdige und wohlige Stiege heraus. Was aber überhaupt an Phantasie bei den Deutschen dieser raumtrunkenen Zeit sich an einem Treppenhaus entfalten kann, dafür ist Pommersfelden ein denkwürdiges Beispiel. Hildebrandt hatte durch Schönborn Einfluß auf das fränkische Bauwesen erlangt, er setzt in das Dientzenhofersche Sommerschloß den Mittelbau hinein. Das Glanzstück ist die Stiege, als sei alles nur ihretwegen da. Rings von Säulengalerien umschlossen, die in Geschossen aufsteigen wie in einem Theater, hebt sich der Treppenlauf in doppelter Führung feierlichen Schritts von Stufe zu Stufe. Seit den ältesten Zeiten ist der Treppenbau ein untrüglicher Maßstab menschlichen Selbstgefühls. Die Stiegenhäuser des deutschen Barocks lassen den praktischen Zweck weit hinter sich; sie werden in der Steigerung zum lebhaftesten baulichen Ausdruck des Idealbilds, das der Zeit innerlich vorschwebte: feierlicher Bewegung in der Fülle des Seins.

Wenn wir den Namen Hildebrandt aussprechen, so sehen wir weite Flächen Geländes in gelassener Bewegung ansteigen oder absinken, besetzt mit den herrlichsten Ziergärten, auf der Höhe breitet sich ein reichgegliederter Bau mit kraftvollen Vorsprüngen und lebhaft bewegter Dachlinie, Wasserflächen glänzen auf, heitere Gebäude fangen den Blick, jenseits liegt Wien oder eine schöne hügelige Landschaft. Das sind die Schlösser des Prinzen; vieles ist nur in Stichen des redlichen Kleiner erhalten oder halbverwüstet auf uns gekommen, aber das Belvedere steht noch. Nirgends Pomp, aber erlesenste fürstliche Pracht überall. Diese Kunst ist gesellig im Gegensatz zu Fischers heroischem Monolog, sie ist das Kind einer schon wieder gesicherten Zeit. Während beim Herankommen an das Belvedere der Glanz der Flächen das Auge entzückt, erlebt der Eintretende den Wohllaut der Räume in einer unübertrefflichen Verbindung der Dreiheit von Treppe, Festsaal und Gartensaal, die immer den Kern der Paläste der Zeit bildet. An die Haupträume schließt sich in besonnener Führung die Flucht der Zimmer; entwickelte genußvolle Wohnkultur ist mit der vollendeten

Darstellung des Fürstlichen eins. Was daran auch gemeineuropäisch, insbesondere französischen Ursprungs sein mag — das innere Leben, die Wärme dieser Schöpfung zeigt, daß diese im Abendschatten des Heldentums erblühte vornehme Welt deutsch ist; sie gibt der Nation ein Maß des Seins und der Haltung, weit strahlt ihr Licht in das Reich hinaus.

Es ist unmöglich, hier Hildebrandts ganzes Werk zu nennen. Er wirkte in Würzburg, wo er die Hofseite der Residenz und im Innern Kaisersaal und Hofkapelle entscheidend bestimmte. Balthasar Neumann muß auf Schönborns Geheiß 1730 mit den Plänen in Wien antreten und vorher versprechen, „mit Herrn von Hildebrandt gut auszukommen". Daß der großartige Plan zur Neugestaltung der gesamten Hofburg beiseitegeschoben wurde, daß Hildebrandts Amt als Nachfolger Fischers überhaupt nie zur Auswirkung kam, daß die Beziehung zum Hofe in Bitterkeit und Verkennung endete, liegt an der erfolgreichen Rivalität des jüngeren Fischer von Erlach, den eine Hofpartei aus nicht ganz aufgeklärten Gründen deckte. Der Kirchenbau des Meisters zeigt die Grundrißgestaltung im Sinne Borrominis und Guarinis noch reiner als bei Fischer; die Räume kreisen in ruhigem Fluß, von Nebenräumen begleitet, nicht zu ihnen in Gegensatz gestellt. Sehr wichtig für die Zukunft wird die wandartig geschlossene Bildung der Kirchenfronten, die nun als Ganzes durchgebogen und von übereckgestellten Türmen flankiert sind, eine Frucht von Vorformen wie Fischers Grazer Altar. Hildebrandt stirbt halbblind 1745. Das Verbreitungsgebiet seiner Kunst ist sehr ausgedehnt, es erstreckt sich neben Österreich und Salzburg über Franken, Nordböhmen, Schlesien, Ungarn. Auch der Kreis der Auftraggeber hat sich geweitet, neben Hof, Adel und Kirche erscheint der seit der Jahrhundertwende aufkommende Bürgerstand. Das Bild seines Lebenswerkes hat die Forschung erst in den letzten Jahren der Vergessenheit entrissen.

Mit dem Ende von Fischers erster, grundlegender Schaffenszeit um 1700 beginnt der deutsche Barock in Österreich seine eigenständige Entwicklung. Er schlägt Wurzel nicht nur in Wien, wo damals Hildebrandt anfängt, sondern über das ganze Land hin bis in die abgelegensten Orte geht nun eine herrliche Saat von Werken auf. Es entsteht ein unerhört hoher Stand der baulichen Gesamtleistung, getragen von einer Fülle von Meistern aller Grade. Der Stil ist je nach den Landschaften recht verschieden, die Baugedanken wandern, kreuzen und verbinden sich nach unterschiedlichen Bedingungen. Der kirchliche und klösterliche Auftrag ist hier viel ausschlaggebender für das Gesamtbild als in der Stadt. Die neue Bauweise wird zum durch und durch bodenständigen Gewächs und bildet als Haupttugend eine wunderbare Empfänglichkeit für das Verhältnis von Bauwerk und Natur aus. Der französische Schloßbau schon hatte den Bau in die Landschaft gestellt. Aber seiner Idee nach sucht er die Umgebung, ausstrahlend vom Baukern, architektonisch durchzuformen, und wo die Grenzen dieser Umwelt beginnen, da endet auch seine innere Beziehungs-

möglichkeit; die Natur draußen hat nur die Funktion eines untermalenden, aber unbetretbaren Hintergrundes. Jetzt aber rückt diese Natur an die Mauern heran, sie wird bis in ihre elementarsten Formen in die Planung einbezogen. Melk wäre ohne den Donaustrom zu seinen Füßen nicht denkbar, und dieser konnte nicht zuvor nach dem Willen des Baumeisters geregelt werden. Gerade die Gestaltung der großen Stifts- und Klosterbauten dieser Zeit ist ganz und gar auf diese innere und äußere Bezogenheit zum Ganzen der Landschaft gegründet. Man hat das gespürt und mit Recht gesagt, daß diese mächtigen Bauten auf Bergeshöhen das Allerdeutscheste am Barock sind, daß hier ein unvergänglicher Zug des deutschen Naturgefühls erscheint und daß man an die Burgen des Mittelalters, an Dome wie Sankt Georg in Limburg denken muß, wenn man sie erblickt. Es ist auch durch genaue Untersuchung des optischen Charakters gerade der Prandtauerschen Kunst nachgewiesen worden, wie hier das „verwandelnde Sehen", das schon bei Hildebrandts Belvedere entscheidend ist, nun aus der städtischen Enge in die großen Verhältnisse des freien Landes übertragen wird. Das heißt, wie man dort im Heranschreiten zuerst bewegte Flächen sieht, bis von einem gewissen Abstande ab auf einmal dieselben Formen ihr Gesicht verändern und plastisch-räumliche Wirkung annehmen, so auch hier, nur daß das Orchester stärker und voller wird, da man ja diese gewaltigen Anlagen meist schon aus stundenweiter Entfernung sehen kann, ehe man in ihre Nähe kommt.

Diese ruhige, tiefschwingende Naturverbundenheit ist Prandtauers Werk eigen; seine Kunstformen im einzelnen übernimmt er von Fischer und aus der Allgemeinüberlieferung des siebzehnten Jahrhunderts. In der großzügigen Behandlung massiger Baublöcke ist er Meister. Jakob Prandtauer kam in Stanz bei Landeck in Tirol im Jahre 1660 zur Welt und starb zu St. Pölten im Jahre 1726, er steht also im Alter zwischen Fischer und Hildebrandt. Sein Vater war Maurermeister. Prandtauer war ein ungelehrter Mann, ein Praktiker, in einer Person Architekt, Unternehmer größten Stils und Bauleiter. Wie er aus der handwerklichen Überlieferung herkommt, so begründet er auch eine umfangreiche Schule. Seit 1701 im Dienste des Abtes Berthold Dietmayr von Melk, baut er an diesem Kloster bis an sein Ende, sein Schwiegersohn Munggenast vollendet den Bau. Der Melker Anlage liegt der barocke Grundsatz zugrunde, das innere Gesamtgewicht eines Baukörpers an einem Brennpunkte zu sammeln und dort zu hochplastischer Aussprache zu bringen. Diese Anregung vorausgesetzt, bedeutet die Lösung doch eine unvergängliche Tat. Von rückwärts dringen die weitläufigen Gebäudemassen in großem Zuge über mehrere Innenhöfe mit aller Wucht gegen die Spitze des Hügelrückens vor. Dort bäumt sich die Bewegung über dem Absturz zum Flußtal, wie der Kamm einer langanrollenden Woge emporrauscht, zu der gedrungenen Dreiheit von Kuppel und Türmen empor, sinkt dann ab und verrinnt in der fest, aber leicht vorgewölbten Altane mit dem säulengetragenen Torbogen. Dieser Anblick gehört mit Recht heute zu den Dingen, die das deutsche Volk

wirklich kennt und liebt. Wie im ganzen so geht Prandtauer auch im einzelnen, in der Bildung der gliedernden und schmückenden Teile, vom Bewegungstrieb der Grundsubstanz aus. Sie gebiert ein flaches, aber ungemein kräftiges, fest in sich verspanntes, mit zuckender Lebendigkeit geknicktes und gebogenes Gesims- und Strebewerk, das nur an ganz wenigen Stellen durch etwas bildhaften Schmuck abgerundet ist. Besonders dem sehr stark zusammengefaßten, ragenden Kirchenbau gibt diese äußere Muskulatur das Sehnige, Männliche. Die Kuppel ist eines der herrlichsten Gebilde des ganzen deutschen Barocks.

Etwas mehr abseits liegt Prandtauers zweites Hauptwerk, das Chorherrenstift Sankt Florian bei Linz. In der Senke einer weiten Hügellandschaft dehnt sich der bequem um seine Höfe gelagerte weitläufige Bau. Die Kirche steht seitlich, nicht sie bestimmt den Eindruck, sondern die drei den Haupthof umlagernden prachtvollen Saalbauten: Stiegenhaus, Marmorsaal, Bibliothek. Besonders in dem ersteren wirkt wieder die ganz persönliche Genialität, die naturhafte Geistigkeit des Schöpfers. Die Doppeltreppe ist an die Fluchtlinie des Flügels außen angelegt, aber nun nicht in ein festes Gehäuse geschlossen, sondern in eines, das der Luft und dem Licht offensteht. Acht feste Pilaster steigen auf, untereinander durch säulengetragene Bögen verbunden, und ein Spitzenwerk wundervoller steinerner Ranken gittert die Zwischenräume zwischen den Schrägen und Wagrechten ab. Hohe Dächer geben dem südlich heiteren Gebilde vollen heimatlichen Laut. Die Lust am Genuß der freien Elemente aber berührt wie eine künstlerische Bestätigung der Natur des gesegneten Landes ringsum.

Auf der Prandtauerschule ruht zum wesentlichen Teil die Blüte des Schaffens in Österreich um 1730. Es genügt, Dürnstein, Zwettl, Altenburg zu nennen, um der Erinnerung an das Unzählige, an die unerschöpfliche Fülle des Schönen einen Rahmen zu geben. Dann aber, um 1740, tritt ein Ermatten ein, wozu neue Kriegsläufte beigetragen haben mögen. Die Führung geht an die anderen Stämme über. In Österreich selbst dringt von Bayern her das Rokoko ein, das bei aller Ähnlichkeit auf den ersten Blick doch auf einer grundverschiedenen Empfindungsweise beruht wie der Barock. Indessen aber blüht der große Stil längst im weiten Umkreis Deutschlands. Die Zahl der schöpferischen Meister und der Werke ist ganz außerordentlich, frei und reich entfalten sich die landschaftlichen Sonderarten; was dieser Stil zum geschichtlich gewordenen Deutschland beigetragen hat, wurde schon angedeutet.

Nach der Mitte des Jahrhunderts aber vollzieht sich, wovon im Eingang die Rede war: der Übergang der schöpferischen Kräfte ersten Ranges in die Welt des Wortes. Die Gedanklichkeit der neuen Stimmung wirkt auf die Künste zurück und erzeugt den ersten romantischen Klassizismus, den ersten großen Bruch im Bewußtsein des schaffenden Künstlers. Im Reiche der Bemühung um das Schöne heißt der Erste nun Winckelmann; die Sorge um die sichtbare Form geht für lange Zeit in den Schutz des Gedankens und der Wissenschaft ein.

Zinzendorf

1700—1760

Von

Paul Alverdes

Nicolaus Ludwig, Graf und Herr von Zinzendorf und Pottendorf, geboren 1700, ging im Jahre 1760 als ein Eroberer aus der Welt, desgleichen es wenige, und im verflossenen Jahrhundert keinen wie ihn gegeben", sagt Herder in einem kurzen Abriß über Zinzendorf. Er habe sich nämlich rühmen können, daß er in Herrnhut und Herrenhag, Herrendick und Pilgersruh, Ebersdorf, Jena, Amsterdam, Rotterdam, London, Oxford, Berlin, in Grönland, St. Cruz, St. Thomas, St. Jean, Barbesien, Palästina, Surinam, Savannah, in Georgien, Carolina, Pennsylvanien, Guinea, unter Ungarn, Wilden und Hottentotten, desgleichen in Lett-, Liv-, Estland, Litauen, Rußland, am Weißen Meer, in Lappland, Norwegen, in der Schweiz, auf der Insel Man, in Äthiopien, Persien, bei den Boten der Heiden zu Land und zur See, Gemeinden oder Anhänger habe. „Solche Wirkungen hervorzurufen, wurden Kräfte erfordert", stellt Herder fest. Er leitet sie einzig aus Zinzendorfs unabläßigem Eifer für seines Heilandes Sache ab, von der ihn nichts habe abwendig machen können.

In der Tat: das Leben dieses höchst eigentümlichen, zuweilen wunderlichen, aber gewiß großartigen Mannes sowie alle seine Taten und seine Wirkungen, sie sind, im Gegensatze zu denjenigen der meisten genialischen Menschen sonst, aus einem einzigen Umstande abzuleiten. Es ist seine persönliche Verbundenheit mit einer persönlichen Gottheit. Sie hatte, wie er es einmal ausdrückt, von Kindheit auf nach seiner Brust gezielt. Von da an bis zu seinem Tode hat er ihrem Ruhm, ihrem Gesetz und ihrer Nachfolge unabläßig gedient und keinem anderen Gedanken und Geschäft mehr Raum gönnen wollen. Diese Gottheit ist Jesus Christus als der mit seinen blutigen Wunden und seinem Martertode den Sünder erlösende Heiland.

Die Bildnisse freilich, die uns von Zinzendorf überliefert sind, zeigen nicht die Miene, die wir uns von einem solchergestalt gebundenen und verpflichteten Manne erwarten. Auf einem Gemälde des Balthasar Denner, das die Brüdergemeinde in Herrnhut verwahrt, sehen wir ein langes, fleischiges Gesicht, das mit großen, feurigen Augen unter weit geschwungenen Brauen nicht Demut, sondern ein überlegenes Selbstbewußtsein ausdrückt. Wir lesen ferner einen ungewöhnlichen, aber nicht kalten Verstand daraus, während die kräftige, lange Nase mit den geschwungenen Nüstern und die reichen Bogen der Lippen nicht Enthaltung und Dürftigkeit, sondern einen vollen Anspruch auf die Freuden dieser Welt, ja, der Fleischlichkeit verraten. Wir würden, vor dieses Bildnis als das Bildnis eines

Unbekannten gestellt, eher auf einen großen Liebenden als auf den Gründer von Herrnhut und den Stifter und Ahnherrn der evangelischen Heidenmission zu schließen versucht sein; und wirklich ist Zinzendorf in seinem Leben sowohl als auch in seiner Theologie beides gewesen, ein großer Liebender und ein großer Denker. Vielleicht ist für unser späteres Geschlecht seine Persönlichkeit als die eines wahrhaft großen Mannes und nicht bloß eines verstiegenen Sektierers zunächst nur aus dieser Vereinigung von ungewöhnlichem Enthusiasmus und ungewöhnlichem Verstand zu begreifen.

Wenn wir ihn auch einen Denker nennen, so dürfen wir dabei freilich nicht vergessen, daß es ein Denken in den leeren Raum der erkenntnistheoretischen Spekulation hinein für ihn nicht geben konnte. Er mußte nicht nach Wahrheit und Erkenntnis suchen. Die Wahrheit war für ihn gegeben. Sie trug das Angesicht und die Wunden seines Heilands und hieß Erlösung von der „Sünderhaftigkeit" durch sein Blut und seinen Tod. Sein ungeheuer umfangreiches schriftstellerisches Werk, seine theologischen Darstellungen, seine Streit-, Rechtfertigungs- und Werbeschriften sowie seine geistliche Poesie sind ein einziger Versuch, den sündigen Menschen und die Schöpfung auf diese seine Wahrheit zu beziehen und zu verpflichten. Freilich: für wen sie nichts zu bedeuten vermag oder eben nur eine von den vielen Anschauungsweisen der Menschheit von ihrem Wesen und ihrer Bestimmung auf dieser Erde, für den bedeutet dieses sein denkerisches Werk nun nichts mehr. Das nimmt dieser Leistung aber nichts von ihrer eigentümlichen Mächtigkeit und Größe.

Als Zinzendorf mit einundzwanzig Jahren einmal schrieb: „Ewigkeit, du Strom der Wonne, / Reiße mich fein bald dahin!" da war diese ersehnte Ewigkeit nicht nur für ihn mehr noch als ein uferloser Strom der Wonne. Er sollte ihn hinübertragen in ein himmlisches Reich, in welchem ihn, von Heerscharen der Engel umgeben, der zärtlich geliebte Freund Jesus erwartete. In dieser unverrückten und nur immer tieferen Gewißheit ist er vierzig Jahre danach gestorben. Es ist überliefert, daß er sich auf seinem Sterbebett, als er nicht mehr sprechen konnte, mit „unbeschreiblich vergnügten Blicken" auf seinen letzten Weg machte. An seinem Ende erwarteten ihn auch in Engelsgestalt die sechs Söhne und drei Töchter, neun von zwölf Kindern insgesamt, die er seinem Heiland jeweils mit freudigem Gehorsam und dankerfüllt einstweilen zurückgegeben hatte.

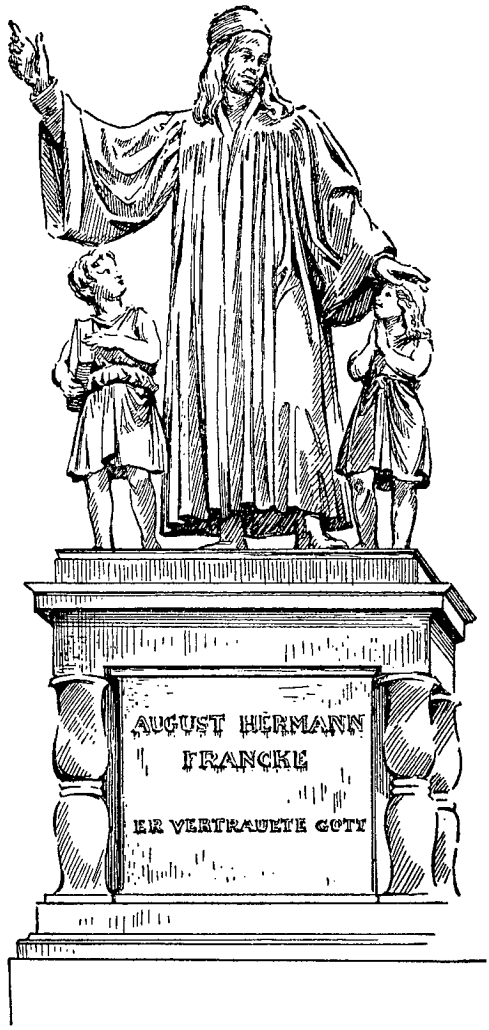
Ein halbes Jahrhundert später hat eine andere Seele im Augenblick des Todes „den Triumphgesang" angestimmt und sich angeschickt, in die Ewigkeit einzugehen, nach der auch sie Zeit ihres Lebens immer verlangt hatte. Ein „Strudel nie empfundener Seligkeit" empfing auch Heinrich von Kleist in jenem Augenblick; aber der Himmel, dem er zustrebte, war von Göttern leer, und die Engel, von deren Liebe er abschiednehmend spricht, wir dürfen sie schon nicht mehr zu den Heerscharen von Zinzendorfs und der Seinen Heiland rechnen.

*

Zinzendorfs Vater war Minister am kursächsischen Hofe zu Dresden. Er starb schon wenige Wochen, nachdem ihm sein Freund Spener, der „Vater des Pietismus", den kleinen Nicolaus Ludwig aus der Taufe gehoben hatte. Zinzendorfs Mutter, eine geborene Freiin von Gersdorf, begab sich danach zunächst auf die Besitzung ihrer Eltern nach Großhennersdorf in der Oberlausitz. Vier Jahre später reichte sie dem preußischen Generalfeldmarschall von Nazmer die Hand zur Ehe; von da an bis zu seinem zehnten Lebensjahre blieb der kleine Zinzendorf der Obhut seiner Großmutter und eines Hofmeisters anvertraut. Er selbst hat später oftmals berichtet, wie er in jener Zeit den Bund mit dem Heiland geschlossen habe. Er habe, unter dem herzbewegenden Eindruck einer Darstellung von des Heilands Verdienst und Leiden, — unter einem „langwierigen Weinen" — fest beschlossen, lediglich für den Mann zu leben, der sein Leben für ihn gelassen habe. Damals schrieb er ihm Briefe, die er, nach Kinderart, aus dem Fenster warf, in der Hoffnung, daß er sie schon finden werde; er pflegte ferner dem Abendmahl als Zuschauer beizuwohnen, in tiefer Ehrfurcht vor allen, die den Leib des Herren in sich aufgenommen hatten, und wenn er hernach zu Hause keine anderen Zuhörer fand, so stellte er sich die Stühle in seiner Stube zusammen und predigte ihnen und erzählte ihnen vom lieben Jesus. In jener Zeit gewann er auch die Vorstellung, daß der Heiland der Menschen leiblicher Bruder, und daß also jedermann berechtigt sei, mit ihm brüderlich umzugehen; und daß er sich gefallen lasse, alles, und wenn es noch so schlecht sei, anzuhören.

Ähnliches wird von anderen Kindern auch berichtet, die hernach mit den Kinderkleidern auch ihren kindlichen Glauben abgelegt haben. Bei Zinzendorf hat es sich anders verhalten. Ein Grundzug seiner Natur muß Leidenschaftlichkeit gewesen sein und die immerwährende Bereitschaft zu zärtlicher Entzückung des Herzens und der Sinne. Einer solchen Natur nun, da sie sich eben erst eröffnen will, zeigt sich ein Gott. Er zeigt sich ihm nicht als ein fernes, unbegreifliches oder gar drohendes Bild, sondern als ein Bruder, der den zärtlichen und sehnsüchtigen Regungen des verwaisten Knaben zugänglich ist. Er kann ihn träumend umhalsen, er kann ihm sein Mitleid schenken, und zugleich kann er sich, in vorwegnehmenden Ahnungen eines künftigen Heldendaseins, seiner Herrschaft und seinem Dienste weihen. Es ist dabei gleichviel, daß ihm dieser Gott nicht leibhaftig erschien, sondern daß er ihm, nach den Umständen seines damaligen Lebens im Hause der frommen Großmutter, in gemeinsamem Gebet, in Betrachtung und Vorlesung und Erbauung, wie sie das Dasein dort regelten und bestimmten, sich nähern und alsbald Besitz von seiner Seele nehmen sollte. Es wurde eine Besitzergreifung für immer daraus. Alle Anlagen seiner reichen Natur, das dichterische Talent, den spekulativen Verstand, die deutliche Begabung zum Planen, Ordnen und Herrschen, und auch die gefährlichen, seinen unersättlichen Anspruch auf Menschen und seine dämonische Sinnlichkeit, er machte sie hinfort und für immer diesem König seines Herzens untertan.

Als er mit elf Jahren, auf den Wunsch seiner Familie, das Haus der Großmutter verließ, um auf das Pädagogium von August Hermann Francke nach Halle zu ziehen, war er eigentlich schon etwas wie ein kleiner Brüdermissionar, obwohl er, da er standesgemäß auf eine weltliche Laufbahn im Dienste seines Landesherrn vorbereitet werden sollte, von seinem künftigen Leben alles andere eher zu erwarten hatte, als dessen gänzliche Aufopferung für seinen Heiland. Er lernte damals fremde Sprachen fließend sprechen, und erlangte in der Poesie „eine solche Fertigkeit, daß ihm die Verse gemeiniglich geschwinder zuflossen, als er sie aufs Papier zu setzen imstande war". Zugleich aber begann er zu missionieren. „Weil ich viele junge Leute dort fand", schreibt er von jener Hallenser Zeit, „suchte ich meinem lieben Heiland ihrer etliche zu gewinnen: fing derohalben kleine Versammlungen an, die wir hier und da an abgelegenen Orten und auf Böden hielten". Mit fünfzehn Jahren war er das Haupt eines von ihm begründeten Bundes jugendlich entzückter Schwärmer. Er nannte sich die Gesellschaft der Tugend-Sklaven, später den Orden vom Senfkorn. Das Wappen dieses Bundes war ein Ecce homo mit der Umschrift: „Seine Wunden unsere Arzenei", und seine Mitglieder trugen einen goldenen Fingerring mit der Prägung: „Unser keiner lebt ihm selber". Es heißt, daß der junge Graf in jener Zeit „gerne liebte und auch gerne wieder geliebt war", und ein anderer Biograph gibt eine Bemerkung dazu, in welcher der zärtlich liebende und zärtlich wiedergeliebte „Bruder Ludwig", der „Papa" der Herrnhuter, vorweggenommen scheint. „Er hatte", sagt er, „den Begriff gefaßt, daß dem lieben Heiland mit der herzlichen Liebe und Zärtlichkeit seiner Seelen untereinander unglaublich viel gedient sei".



Denkmal August Hermann Franckes in Halle von Christian Rauch

Sechzehn Jahre alt verläßt Zinzendorf die Franckeschen Anstalten und geht nach Wittenberg, um dort Rechtswissenschaft zu studieren. Auch lernt er dort, wie es seinem Stande zukam, Reiten, Fechten, Tanzen, Ballschlagen, Schach- und Billardspielen. Obwohl er damals schon entschlossen war, der Welt und ihrem Wesen abzusterben, so bequemte er sich doch, aus Gehorsam gegen seinen Vormund, auch diesen Kunstfertigkeiten nicht zu widerstreben. Als er mit neunzehn Jahren Wittenberg verließ, um in Begleitung eines Hofmeisters auf eine Bildungsreise nach Holland und nach Frankreich zu gehen, hatte er seine juristischen Studien abgeschlossen. Zugleich aber war er ein gelehrter Theologe geworden, der mit den Quellen wie mit dem religiösen Schrifttum seiner Zeit innig vertraut war. Er war kein nur angebildeter Dilettant, als er sich noch im gleichen Jahre in Paris mit den Jansenisten und dem Kardinal de Noailles in schriftliche Disputationen einließ, aus denen ein immer näherer Umgang und endlich etwas wie eine Freundschaft mit dem Kardinal werden sollte. Er trat mit seinen zwanzig Jahren ebenbürtig an theologischem Wissen und überlegen durch die Reinheit und Ausschließlichkeit seiner Herzenverbundenheit mit seinem Gotte unter die klugen und erfahrenen Kleriker.

Die Bewegung des Jansenismus kann man in etwa mit der pietistischen innerhalb der evangelischen Kirche vergleichen. Auch sie wollte, ohne die äußeren Formen der Kirche zu verwerfen, geschweige denn ihre Einheit zu bedrohen, das Heil des Menschen doch zunächst im Inneren begründet wissen. Der Kardinal und seine Freunde ließen es nicht an Versuchen fehlen, den genialischen Jüngling für die Kirche zu gewinnen. Aber Zinzendorf blieb standhaft, standhafter als der Kardinal, der sich in eben diesem Jahre von seinen jansenistischen Freunden lossagte und sich der Autorität des Papstes unterwarf. Der Absage- und Abschiedsbrief, den Zinzendorf daraufhin an den väterlichen Freund richtete, ist ein großes Zeugnis für die Festigkeit, den Adel und den durchdringenden Ernst, die damals sein Wesen bestimmten. Er ist einer der schönsten und gewichtigsten Briefe überhaupt, die von ihm überliefert sind, bewunderungswürdig und erstaunlich nicht nur, wenn man sich den Verfasser als einen kaum zwanzigjährigen Bakkalaureus vorstellt und seinen Empfänger als einen greisen Fürsten der Kirche.

Zinzendorf, den wir uns in jener Zeit als einen mit modischer Eleganz gekleideten jungen Herrn aus großem Hause vorstellen dürfen, wohnte während seines Pariser Aufenthaltes in der Rue St. Honoré. Wenn er, das Herz von seinem Heiland erfüllt, und von Ahnungen des Reiches, das er ihm auf dieser Erde zurückzugewinnen und zu erneuern entschlossen war, aus dem Fenster blickte, so sah er auf die Straße hinab, durch welche ein halbes Menschenalter nach seinem Tode die Henkerkarren der Revolution rollen sollten.

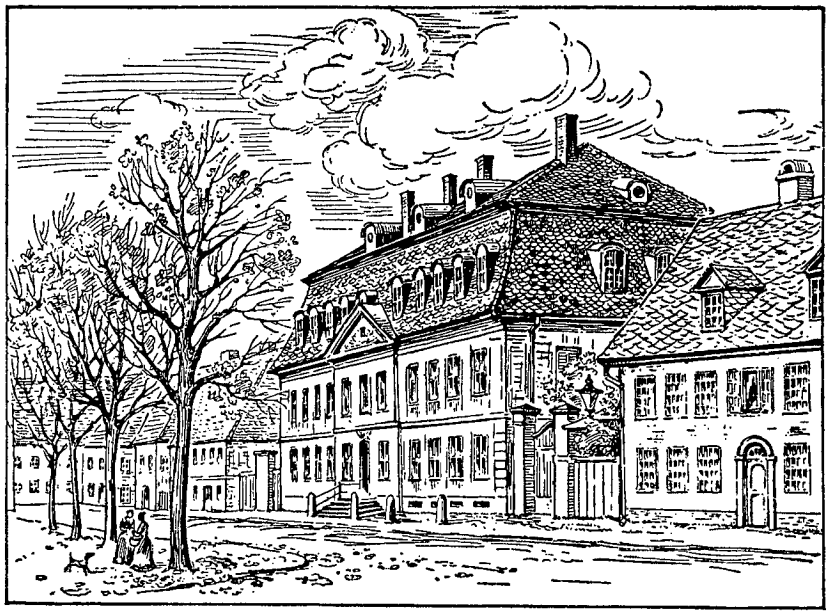
Mit einundzwanzig Jahren finden wir Zinzendorf als Hof- und Justizrat in der königlichen Landesregierung zu Dresden wieder, in einer Stellung, die er nach langem Sträuben aus Gehorsamspflicht gegen seine Eltern angenommen hatte.

Er blieb sechs Jahre dort. Während dieser Zeit, in welche auch seine Eheschließung mit der Komtesse Erdmuthe Dorothea von Reuß fällt, hält er alle Sonntage eine öffentliche Erbauungsversammlung in seinem Hause ab, für jedermann und bei offenen Türen. „Das Singulare dabey war nur", schreibt er, „daß ich ein Prediger war, der, aus Gehorsam gegen seine Eltern, einen Degen trug und auf die Regierung ging; der aber doch schon damals, mit seinem ganzen Gemüte, in der Predigt des Evangelii lebte". Diese Versammlungen wurden vom Hofe nicht gerne gesehen, und es gab allerlei dienstliche Anstände deswegen, um so mehr, als der Graf sich im übrigen standhaft weigerte, Hofdienst zu machen und sich auf den Hofluſtbarkeiten zu zeigen. „Als Christ", erklärte er, „ist man nicht Graf, nicht Fürst, nicht edler Ritter, / Das dünkt den edlen Geist ein ungereimter Tand!" Wie es auf diesen Versammlungen im gräflichen Palais zuging, die Spangenberg in seiner großen Biographie Zinzendorfs erbauliche, freundschaftliche Unterredungen nennt, hat er selber wie folgt beschrieben: „Wir sind im Herrn vergnügt und so einfältig wie die Kindgen, jung und alt beysammen. Diejenigen, die noch unter uns gelehrt sein wollen, tragen wir mit Geduld, und suchen sie mit Exemplen heimzuholen."

In dieser Betonung der Einfältigkeit tritt uns einer der Grundzüge des späteren Herrnhutertums entgegen, der oft mißverstanden wurde, in seinen Überschwenglichkeiten und in seinen närrischen Auswüchsen dem Spott der Welt aber freilich mit Recht zum Opfer fiel. Nach dem Worte Christi, daß man das Himmelreich nicht erlangen könne, so man nicht werde wie die Kinder, gab es da später eine Zeit nicht nur des betont kindlichen, sondern des kindischen Wesens, der unsäglichen Albernheit und Verspieltheit, in der man nichts sein wollte als ein Närrlein in Christo und sich mit Lallen und Stammeln, mit kindischem Putz und kindischem Gehabe ganz erstaunlich aufführte. Wir dürfen freilich bei der Betrachtung dieser Ausgefallenheiten nicht vergessen, daß dem deutschen Wesen überhaupt ein gefährlicher Hang innewohnt, eine gewonnene Erkenntnis oder auch nur eine vorgefaßte Meinung bis über die Grenzen ihrer selbst hinaus zu verfolgen und zu steigern. Wenn wir uns erinnern, zu welchen ungeheuerlichen Ausschreitungen die Wiedertäuferei nicht nur geborene Scharlatane und Betrüger, sondern auch von Hause aus tief ernste und von der innigsten Religiosität erfüllte Männer vermochte, so werden wir auch, was sonst noch an der Theologie und an der inneren Verfassung des späteren Zinzendorfischen Gottesstaates auf einen ersten Blick hin kaum begreiflich erscheint, doch nicht von vornherein als aus bloßer Narretei oder noch Trüberem geboren abtun können. Es ist, auch in Zinzendorfs Blut- und Wundenkultus und endlich in seiner besonderen Theorie und Praxis von der geistlichen Art auch des fleischlichen Ehestandes und seiner Funktionen, der ernsthafte, wenn auch ungeheuerliche Versuch unternommen, die menschliche Existenz in allen ihren Äußerungen und Erscheinungen in die genaueste Beziehung zu der wiederum ganzen und unteilbaren Gottes- und Menschenperson seines Heilandes zu zwingen.

Daß Zinzendorf bei dem Eifer, mit welchem er eine Zeitlang die Unterstellung auch der Ehe als einer körperlichen Funktion unter den Heiland und den Dienst an ihm in seinem Herrnhut praktisch betrieb, sein sinnliches Temperament sehr entgegenkam, ist nicht zu bezweifeln. Wir dürfen aber die theologische Spekulation, aus der das hervorging, nicht, wie seine Gegner das taten, gewissermaßen lediglich als die Leiter betrachten, auf der er vor anderer Leute Fenster steigen wollte. Für ihn war Christus der Bräutigam und der wahre Mann nicht nur der Kirche, sondern auch jeder wahren Christin. Sie gehörte mit ihrem ganzen Wesen, mit Seele und Leib, einzig nur ihm. Auch der Ehestand war ohne seine Gegenwart nicht vorstellbar. Der Ehemann, der seine Frau umarmte, er unternahm das nicht nur im Gedanken an ihrer beider Herrn, sondern ausdrücklich als sein Stellvertreter, als der „Vicechrist", wie das in zahlreichen Liedern des Brüdergesangbuches beschrieben und gefeiert wurde. Dies war, in Kürze, der Gedankengrund der viel beschriebenen und belachten herrnhutischen Ehezeremonien und der kultischen Gebräuche, die damit eine Zeitlang zusammengingen. Freilich, es trieben in Poesie und in Prosa und auch in der Praxis Blüten daraus empor, denen der nicht unterrichtete Leser von heute nur mit Verblüffung, wenn nicht mit Abscheu begegnen würde. Es verbirgt sich aber auch hinter diesen Erscheinungen nichts anderes als der mit einer freilich beispiellosen Folgerichtigkeit unternommene Versuch, das ganze Dasein des Menschen ausschließlich unter ein, wiederum von sterblichen Menschen ausgelegtes und ausgedehntes Gotteswort zu stellen. Aus diesem Grunde durften auch bei einer gedrängten Darstellung von Zinzendorfs Persönlichkeit diese Erscheinungen nicht übergangen werden.

Die eigentliche Geburtsstunde seines herrnhutischen Gottesstaates fällt in das Jahr 1722. Er hatte damals die Herrschaft Bertholdsdorf in der Oberlausitz gekauft und sich, von Dresden herüberkommend, dort als Standesherr von der Untertanschaft auch huldigen lassen. Nicht lange danach kamen unter Führung eines gewissen Christian David, Zimmergesellen seines Zeichens, einige Auswanderer aus Mähren dort an, um sich eine neue Heimat zu gründen. Sie gehörten der Glaubensgemeinschaft der sogenannten Mährischen Brüder an, einer Art von religiösem Geheimbunde, der ursprünglich aus dem griechisch-katholischen Bekenntnis hervorgegangen war. Ihre Heimat war in alter Zeit von den Boten dieses Bekenntnisses christianisiert worden. Aber auch nach dem Siege des lateinischen Christentums und abgetrennt von ihrer Mutterkirche hielten sie unter grausamen Verfolgungen und Bedrückungen an dem angestammten Glauben ihrer Vorväter fest. Im Laufe der Jahrhunderte hatte sich in Annäherung an Luthers Erneuerung wie an die Lehren Johann Hussens und der Waldenser so etwas wie eine national bestimmte böhmisch-mährische Brüderkirche daraus gebildet. Sie wurde von der Obrigkeit und der römischen Kirche nach wie vor verfolgt und unterdrückt, was freilich, wie so häufig, den Ernst, die Innerlichkeit und auch den streitbaren und opferwilligen Glaubenseifer der Unterdrückten



Das Herrschaftshaus und der Platz in Herrnhut

nur verstärkte. Zugleich mußte eine solche Lage aber auch jeder Form von Winkelprophetie, von religiöser Geheimbündelei, von theologisierender Rechthaberei und von bloß angemaßtem oder aufgeregtem Märtyrertum sehr fördernd sein. Aus dem allmählichen aber unaufhaltsamen Nachschub ihrer Anhänger, unter denen nach wechselvollen Kämpfen und Krisen das lauterste und wertvollste Element am Ende doch die Oberhand behielt, und aus dem Zustrom religiös Ergriffener und Entzückter aus allen Teilen des Abendlandes, ja bald der ganzen Welt, ist dann unter Führung Zinzendorfs der Gottesstaat oder besser: Heilandsstaat Herrnhut geworden.

Er begann damit, daß sich drei oder vier dieser Brüder unter ihrem Zimmergesellen auf Einladung des Grafen an der Grenze des ihm untertänigen Bertholdsdorf in der Oberlausitz, in einem Walde beim sogenannten Hutberge ein Haus bauten. Christian David schlug dort seine Axt in einen Baum und sprach dazu: „Hier hat der Vogel sein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest, nämlich deine Altäre, Herr Zebaoth!" Zinzendorf, der nicht lange danach des Weges gefahren kam, fand das Haus im Walde schon fertig. Als er erfuhr, wem es gehörte, ging er, wie es heißt, „mit Freuden zu ihnen hinein, bewillkommte sie herzlich, fiel mit ihnen auf die Knie, dankte dem Heiland und segnete den Ort mit einem warmen Herzen".

Nach wenigen Jahren schon, während deren Zinzendorf häufig bei ihnen weilte, hatten die Brüder bereits etwas wie eine kleine Stadt errichtet. Schon gab es eine Kinderbewahranstalt, für die Zinzendorf einen eigenen Katechismus verfaßte, es gab ein großes Versammlungshaus, es gab eine Druckerei für die Bedürfnisse

der Brüder in dem unweit gelegenen Ebersdorf, es gab eine Armenschule und eine für junge Adelige, und es gab auch schon Verfassungs- und Glaubensstreitereien.

Von der religiösen Erregtheit und wohl auch Besessenheit, welche diese ersten Jahre der Gründung und Krisis zugleich kennzeichnet, geben uns die Berichte von Augenzeugen einen Begriff. Zuweilen gab es Prediger unter den Brüdern, die von sechs Uhr in der Frühe bis dreie nachmittags zu predigen und wohl auch zu fesseln vermochten. In die zwischendurch angestimmten Lieder donnerten sie dann wie mit der Stimme des Jüngsten Gerichtes wieder hinein und machten die Gemeinde jammern und heulen vor Sündenangst und vor Bußfertigkeit. Aber Zinzendorf meinte es anders. „Ich bin nicht sowohl ein gottesfürchtiger, als ein gottseliger, das ist, ein vergnügter und sehr glücklicher Mensch" schrieb er in der Wochenschrift „Der Dresdnische Socrates", die er damals herausgab. Das Ende der Verfassungs- und Glaubenskämpfe in Herrnhut bedeutet die endgültige Rückkehr des Grafen von Dresden im Jahre 1727, wenn er auch sein Staatsamt förmlich erst vier Jahre danach niederlegte. Nach langen Auseinandersetzungen und oftmaliger Befragung des Heilands gestand er in diesem Jahre den mährischen Brüdern ihre besonderen Gebräuche und Auslegungen zu, um sie mit diesem Zugeständnis bei der evangelischen Kirche zu erhalten. Zugleich, an dem für die Geschichte der Brüder immer denkwürdigen 12. Mai dieses Jahres, machte der Graf, wie es in den Berichten heißt, „einen Bund mit der Gemeinde vor dem Herrn. Die Brüder versprachen alle, Mann vor Mann, mit Hand und Mund, daß sie ganz des Heilandes sein wollten. Sie schämten sich der Religionszänkereien und waren einmütig des Sinnes, dieselben nunmehr zu begraben".

Im Geiste dieser hinfort getreulich eingehaltenen Übereinkunft begann das Heilandsreich in Herrnhut jetzt mächtig aufzublühen. Unter zwölf Ältesten, deren Vorsteher Zinzendorf wird, erhält es eine eigene Verfassung. Wir heben daraus, was das weltliche Leben angehen sollte, hervor: die Einsetzung von Aufsehern über die „Hantierungen", also Gewerbeaufsehern, denen zugleich die Aufsicht über die Qualität der Ware wie über die Preisbildung anvertraut war, und die von Almosen- und von Krankenpflegern. Was die geistliche Verfassung betrifft, die freilich als von der weltlichen untrennbar und sie beherrschend zu denken ist, so folgte der Einrichtung der Liebesmahle, der Nachtwachen, die ein auf eine bestimmte Anzahl von Teilnehmern verteiltes Dauergebet bedeuteten, der Einteilung in Banden und Gesellschaften, endlich in Chöre je nach dem Familienstand — Chöre der Vermählten und der Ledigen und der Kinder also und der gemeinsamen Gebete auf den Knien an bestimmten Tagen —, zuletzt auch die Einführung der Fußwaschung als einer Art von kultischer Handlung, die der Erbauung und der Entzückung dienen sollte. Zugleich ward es Brauch, in schweren Entscheidungen den Heiland selber um Antwort anzugehen, indem man das Los warf und sich nach seinem Falle richtete.

Nicht lange danach, im Anschluß an eine Reise Zinzendorfs nach Kopenhagen, wo er von den grönländischen Heiden und von dem Los der heidnischen Negersklaven auf der damals dänischen Insel Sankt Thomas in Westindien erfuhr, begann mit der Entsendung von je zwei Brüdern nach Westindien und nach Grönland das große Werk der Brüdermission in der ganzen Welt. Es heißt, daß nach den herzbewegenden Berichten des Grafen zwei von ihnen in den Wald gingen und sich dort dem Heilande zu Füßen legten, daß er sie wolle wissen lassen, ob sie wohl geeignet seien, für ihn nach Grönland zu gehen. Nach wenigen Jahren waren aus diesen schlichten und fast einfältigen Anfängen Siedlungen und Missionen der Brüder in der ganzen Welt geworden.

Für Zinzendorf selber ist auch bei diesem Missionswerk einzig die Bekanntmachung der Heiden mit seinem Heilande wichtig. Daß ein Gott sei, meinte er, das sei den Heiden meist bekannt; aber nichts sei ihnen von Christo bekannt, weswegen aller Wert auf die Bekanntschaft der Heiden mit Christo müsse gelegt werden. Welcher Ernst und welcher unbeugsame Wille zum Gehorsam unter die Forderung seines Gottes ihn erfüllte, das leuchtet hell aus der Tatsache hervor, daß er selbst, nachdem er inzwischen in den geistlichen Stand übergetreten war, zwei große und gefährliche Reisen zu den Heiden unternahm. Die erste führte ihn nach Sankt Thomas. Dem mörderischen Klima dieser Insel waren in kurzer Zeit mehr als zwanzig Brüder zum Opfer gefallen, und es fehlte nicht an Vorwürfen gegen den Grafen, daß er seine Leute in den gewissen Tod schicke. Nun wollte er beweisen, daß auch das Überstehen dieser Fährlichkeiten von dem Willen des Heilandes abhänge, und begab sich selber hinüber. Es blieben ihm die tragischen Erfahrungen der christlich-abendländischen Missionen überhaupt nicht erspart. Zwar begrüßten ihn die Negersklaven auf Sankt Thomas mit herrnhutischen Liedern, die sie inzwischen schon getreulich zu singen gelernt hatten. Aber er mußte zugleich auch die Not erfahren, in die er diese armseligsten unter den Geschöpfen gegen seinen Willen gebracht hatte, indem er sie nötigte, den für sie kaum faßbaren Unterschied zwischen Christentum und Christenheit zu machen. Die von ihrer Arbeit lebenden weißen Pflanzer dort waren alles andere als entzückt von einem Manne, der ihre in einem tierischen Zustand gehaltenen Arbeitskräfte lehren wollte, bessere Christen als sie selber zu sein, und sie scheuten sich nicht, ihre Auffassung von der Sache mit der Pistole und der Hundspeitsche zu vertreten. Mit Tränen nahm er Abschied von seinen schwarzen Brüdern, und sie erwiderten seine schmerzliche Liebe mit verzweifelten Klagen. Einen von ihnen, ein freundliches, ergebenes Wesen, nahm er mit nach Herrnhut, wo er, wie berichtet wird, nach nicht langem selig in seinem Heiland verschied. Er wurde nach Herrnhutischem Gebrauch in einem weißen Gewande aufgebahrt.

Erfahrungen solcher Art vermochten den Grafen indessen nicht zu erschüttern oder gar zu beirren. Im Jahre 1741 begab er sich, in Begleitung seiner sechzehnjährigen Tochter, nach Nordamerika. Er predigte zuerst in den Städten vor den

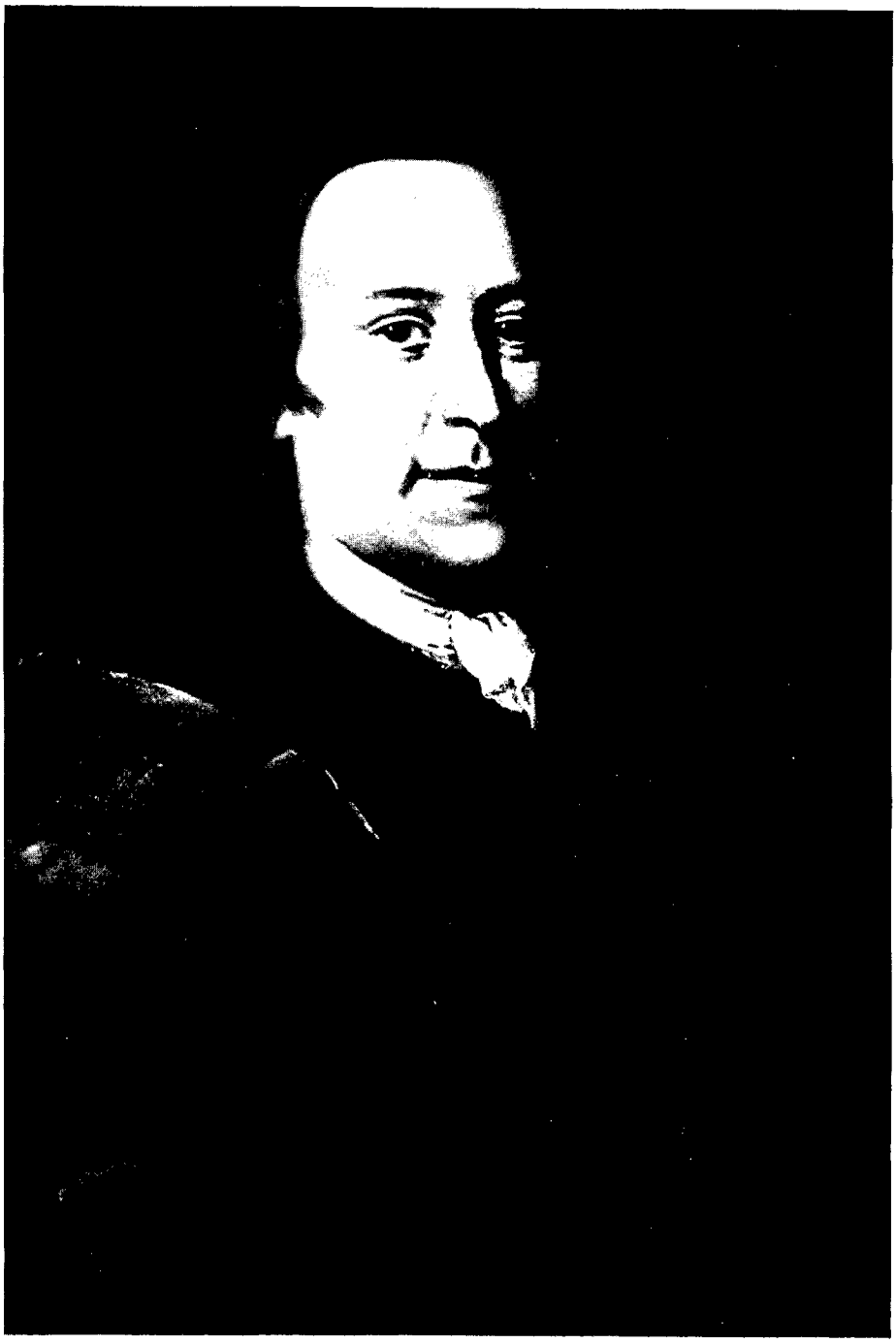
Weißen und suchte auf zu Philadelphia abgehaltenen Synoden die sich befehdenden und auseinanderstrebenden Sekten der dortigen Christenheit zu einigen.

Später machte er sich zu einer Reise in den Urwald zu den Rothäuten auf, und hier ereigneten sich Szenen, von welchen man bei aller Wunderlichkeit doch nicht ohne Rührung und Bewunderung berichten hört. So begegnete er einmal, als „Bruder Ludwig" in Begleitung einiger tapferer Gefährten und eines Dolmetschen im Urwalde umherziehend, einem von einem Jagdzuge heimkehrenden Trupp der sehr kriegerischen „Fünf Nationen". Er machte sogleich halt und sandte seinen Dolmetscher zu ihnen hinüber, die ebenfalls im Begriffe waren, ihr Lager aufzuschlagen. Er habe, ließ er ihnen sagen, des Herren Wort an sie und ihre Völker, und er frage an, ob sie es zufrieden wären, wenn er ihnen den Weg der Seligkeit zeige. Die Rothäute berieten sich hierauf eine Weile an einem Ratsfeuer; dann hießen sie ihn willkommen. Er habe, so erklärten sie ihm, zuvor nichts von ihnen, und sie ihrerseits auch nichts von ihm wissen können. Gleichwohl aber habe er den Weg übers Meer und just zu ihnen gefunden. Darin müßten sie den Wink einer hohen Hand erblicken. Hierauf zeichneten sie ihn durch die Überreichung eines Wampums aus und erlaubten ihm, an ihren Feuern zu sprechen.

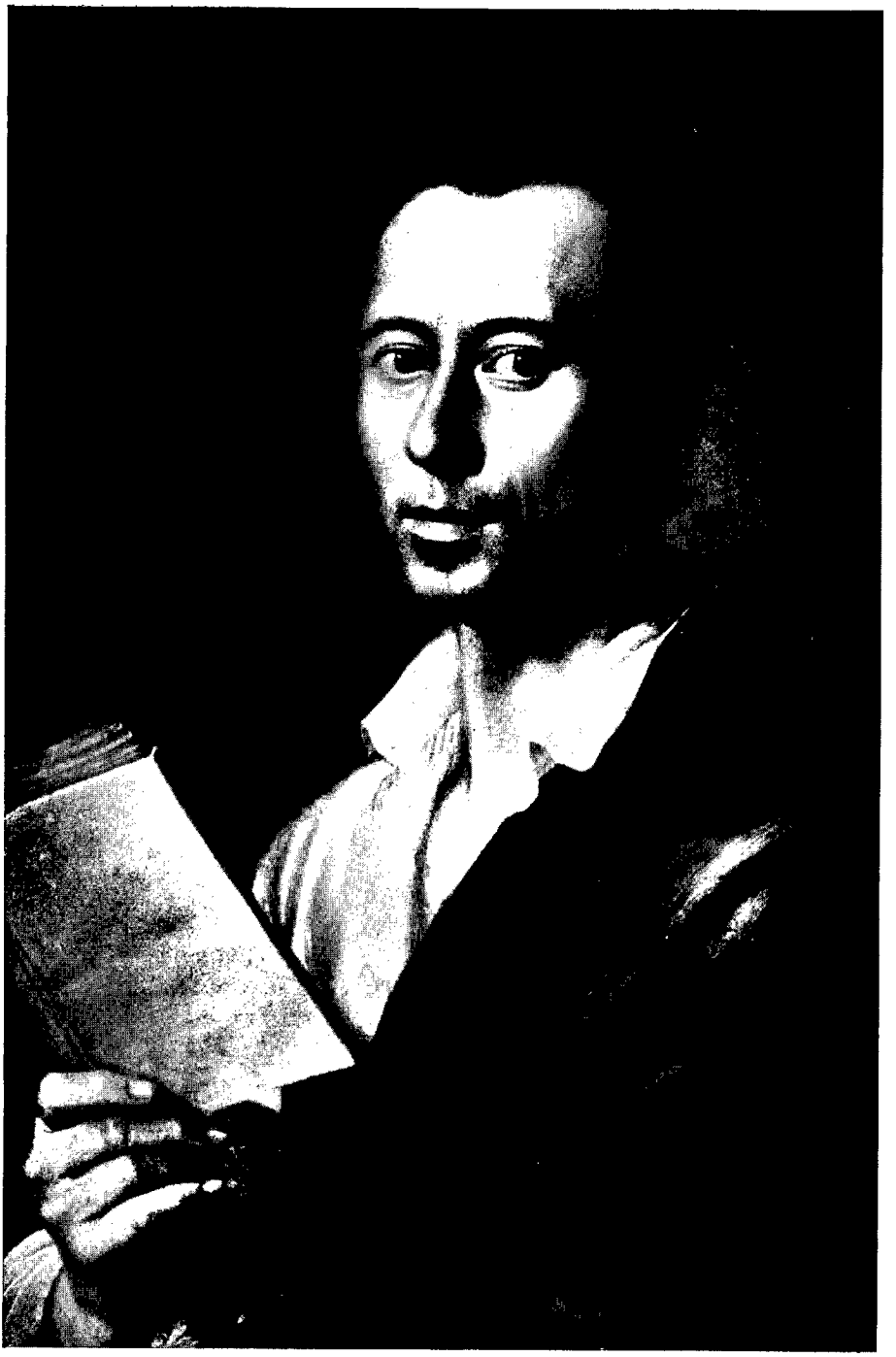
Freilich, so wird berichtet, hätten nur wenige von ihnen auf des Heilands Worte hören mögen. Es fehlte schon bald auch bei den Rothäuten nicht an Verrat und Anschlägen auf sein Leben, und wenige Jahre nach Zinzendorfs Heimkehr geschah der Überfall auf die herrnhutische Urwaldsiedlung Gnadenhütten, bei welchem Täufer und Täuflinge den Tod unter dem Tomahawk und dem Skalpiermesser finden sollten.

Auf all diesen Reisen zu Lande und zur See ist Zinzendorf unermüdlich mit der Feder am Werke gewesen. Manche seiner Schriften, zahlreiche seiner Lieder und Betrachtungen sind in der Kajüte eines Segelschiffes, im dürftigen Quartier oder im Zelt entstanden. Einmal, auf jener letzten großen Reise an den Susquehanna, ist es ihm dabei geschehen, daß er von dem Sheriff als Sabbatschänder in Verhaft genommen werden sollte, weil er des Sonntags bei Licht mit der Niederschrift eines geistlichen Liedes beschäftigt angetroffen wurde. Es ist dann aber bei einer Geldstrafe von sechs Schillingen für ihn und seine Tochter geblieben.

Nicht immer sind die Landesbehörden und seine Gegner so glimpflich mit ihm verfahren. Die Verweisung aus sächsischen Landen, welche die Dresdener Regierung im Jahre 1738 gegen ihn aussprach, hat ihn mehr denn zehn Jahre hindurch genötigt, mit den Seinen ein unstetes Leben zu führen, fern von Herrnhut, das er nur besuchsweise und unter Gefährdung seiner Freiheit betreten konnte. Das hat ihn in der beharrlichen Arbeit für seinen Gott so wenig zu beirren oder aufzuhalten vermocht wie alle die Anfeindungen und Verdächtigungen von geistlicher und weltlicher Seite, die Flut von Hohn und Verleumdungen, denen er sein ganzes Leben hindurch hat ausgesetzt sein sollen. Daß er mit den herrnhutischen Seinen, vor allem nach der Aufhebung seines Exils, einer zuweilen mit Grund verblüfften oder auch empörten Umwelt dazu manchen Anlaß bieten mußte, haben wir schon



Nicolaus Ludwig Graf von Zinzendorf
Gemälde von Johann Kupezky



Johann Joachim Winckelmann
Gemälde von Anton Rafael Mengs. Krakau, Fürſt Lubomirſki

erwähnt. Gegen Ende seines Lebens ist es um diese Dinge stiller geworden, nicht zuletzt, weil er selber nach einem Höhepunkt der Exaltiertheiten in Herrnhut Mäßigung und Besinnung gebot und mit väterlicher Strenge auch den eigenen Sohn nicht schonte.

Damals war aus dem Axthieb des mährischen Zimmerers in einen Baum und der ersten dürftigen Hütte längst schon der Heilandsstaat Herrnhut geworden, mit zahlreichen Kolonien nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Welt. Er war aber nicht nur ein geistliches Gebilde, im Geiste lebend und geistlich geführt, sondern war zugleich, unter keiner anderen als des gleichen Zinzendorf weitausschauender und kräftiger Geschäftsführung, ein auf reiche Mittel gegründetes und mit reichen Mitteln geschickt und vorbildlich arbeitendes Wirtschaftsgebilde geworden. Was manche Zeitgenossen der religiösen Verfassung und Führung dieses „Kirchleins in der Kirche" an Achtung schuldig bleiben wollten oder bleiben durften, mögen sie dafür um so williger der weltlichen dieses Staates im Staate und der Persönlichkeit seines Stifters und Herrschers gezollt haben.

Während des Siebenjährigen Krieges empfing Herrnhut des öfteren die Besuche hoher Militärs sowohl des preußischen wie des österreichischen Heeres, die mit wechselndem Glück in jenen Gegenden einander gegenüberlagen. Sie galten schon nicht mehr der Befriedigung einer auf Kuriositäten erpichten Neugierde, sondern sie führten ernsthafte Männer zur Betrachtung eines ernsthaften und bewunderungswürdigen Menschenwerkes, dessen Ruhm nun unwidersprochen über alle Grenzen zu dringen begann. Als Zinzendorf im Mai 1760 zu Grabe getragen wurde, da folgte seinem Sarge unter den Tausenden von feierlich ergriffenen Brüdern und Schwestern auch eine Ehrenabordnung der in der Nähe befindlichen kaiserlichen Armee.

Es sei diese Darstellung mit einem zeitgenössischen Bildnis geschlossen, aus welchem die vertrauenden und überwindenden Kräfte seiner Persönlichkeit noch einmal auf das schönste hervorleuchten. Von einer Reise in die Schweiz, die er in seinem vierten Jahrzehnt zu Fuße unternahm, heißt es da: „Er hatte einen Herrengang, trug sein Haupt empor und sahe kaum auf den Weg, konnte auch das, was im Wege war, kaum wahrnehmen; denn so scharf er in der Nähe sahe, so kurz war sein Gesicht. Weil er nun überdem immer in Gedanken und dabey sehr geschwinde ging, so war eine Reise zu Fuß für ihn etwas so beschwerliches, daß man es nicht ohne Mitleiden ansehen konnte. Er nahm weder einen Bedienten, noch sonst einen Bruder zur Begleitung mit sich, damit er desto ungestörter seyn möchte im Umgange mit seinem innigstgeliebten, obgleich ungesehenen Herzensfreunde; mit welchem er im Gehen, wenn er allein war, so laut zu reden pflegte, als ob er ihn leibhaftig bey sich hätte. Da begegnete es ihm nur gar oft, daß er den rechten Weg verlor, sonderlich wenn er spät in der Nacht seinen Weg fortsetzte, welches nicht selten geschahe, wenn er sich hier und da, um der Seelen willen, mit welchen er sich zu tun machte, aufgehalten hatte".

Johann Joachim Winckelmann

1717—1768

Von

Ludwig Curtius

Von den vielen Wilhelm-Meister-Schicksalen der deutschen Geistesgeschichte ist dasjenige Johann Joachim Winckelmanns das merkwürdigste und folgenreichste. Nichts hat dieser Mensch auf seinen Lebensweg mitbekommen als sich selber. Alles ist er durch sich allein geworden. Kaum jemals hat eine Existenz solche Gegensätze umfaßt: ärmlichste, kümmerlichste Kindheit und Jugend, subalternes Dienen noch der beginnenden Mannesjahre und schließlich einen Ruhm des Fünfzigjährigen und eine geistige Herrschaft, die wenig bedeuten würden, gehörten sie nur dem vergänglichen Individuum. Aber sie gingen aus von dem Winckelmann, durch den im Zeitalter Friedrichs des Großen und der beginnenden Vorherrschaft der deutschen Musik zum erstenmal wieder seit der Reformation ein deutsches gedankliches System europäische Geltung, ja Macht gewann.

Denn Winckelmann ist neben J. J. Rousseau der andere Revolutionär der europäischen Kultur, der die müde gewordene Welt des ausgehenden Barocks und des Rokokos endgültig zertrümmerte, so sehr er selber ihr noch verhaftet war. In der Entfaltung des europäischen Klassizismus ist er nicht der alleinige Träger der neuen konstruktiven Ideen, aber ihre stärkste theoretische Persönlichkeit. In der deutschen Entwicklung aber, die ihren Sonderweg zu gehen hatte, eröffnet er mit Klopstock und Lessing das große neue Zeitalter unserer klassischen Literatur und die Renaissance des deutschen Geistes, die einen neuen Typus des Deutschen entwickelte.

Herder war sein gelehrigster Schüler, und die Entwicklung Goethes ist undenkbar ohne ihn. Er ist der Vater der deutschen Geschichtswissenschaft, ohne je Historiker im modernen Sinne des Wortes gewesen zu sein. Er ist der Begründer der modernen klassischen Archäologie, die in ihren Forschungsergebnissen weit über ihn hinausgewachsen ist, er war der erste deutsche Kunsthistoriker, aber seine Urteile über Kunstwerke interessieren uns nur mehr historisch. Er ist identisch mit seinem literarischen Werk, aber doch größer als dieses. Wenige lesen ihn mehr, aber kaum kommt man in seine Nähe, wird man vom Feuer seines Wesens in Brand gesteckt. „Man lernt nicht, wenn man ihn liest", bemerkt Goethe einmal zu Eckermann, „aber man wird etwas". Das muß schon ein merkwürdiger Mensch gewesen sein, nach dessen jähem Tode in Triest durch die Hand eines Meuchelmörders Lessing schrieb, „er hätte ihm mit Vergnügen ein paar Jahre von seinem Leben geschenkt", jener Lessing, der als logischer Dialektiker und als der

erste Florettfechter der deutschen Sprache Winckelmann genau so überlegen war, wie dieser als Systematiker und Prophet ihm.

Winckelmann ist freilich ein besonderer Fall von Sonderlingstum nicht nur innerhalb seines Jahrhunderts. Aber dieses Sonderlingstum ist so typisch deutsch, daß es schlechtweg als eine Erscheinungsform unseres nationalen Genius angesehen werden kann, als eine neben anderen. Stellt man Hölderlin und Nietzsche zu Winckelmann, dann wird nicht nur die ideelle Verbindung zwischen ihnen auf den ersten Blick sichtbar, die auf der griechisch-antiken Zeitkritik und Lebensnorm beruht, sondern auch eine gewisse Verwandtschaft in der Konstellation der Charaktere und Schicksale. Aus dem Erdreich seiner typisch deutschen Natur sog Winckelmann die Kraft und die Leidenschaft seiner weltwandelnden Tat. Aber so europäisch auch deren Wirkungen waren, so absolut deutsch ist sie selber, deutsch auch ihre Folgen, mögen sie scheinbar auch eine Zeitlang unsichtbar werden.

Winckelmanns Leben und Winckelmanns Werk sind eins. Sein merkwürdiges Leben mündet in seine Lehre, das Pathos dieser erklärt sich nur aus den Bedingungen seiner Existenz. Der Vater, ein Schuster, der sein ganzes Leben lang so arm blieb, daß der Sohn sein Begräbnis bezahlen mußte, war Schlesier. Auf ihn mag man die romantisch-religiösen Züge im Wesen des Sohnes zurückführen, die künstlerische Verträumtheit, vielleicht auch die schöpferische Sprachgewalt. Gewiß gehört Winckelmann viel mehr in die Reihe der Jakob Boehme, Friedrich von Logau, Angelus Silesius und Martin Opitz, als zu den nüchternen Altmärkern. Von der Mutter, die aus Stendal war, mag er die norddeutsche Zähigkeit seines Willens geerbt haben, das, was Goethe als „antike Natur" bezeichnete, „die gleich anfangs ihr ungeheures Probestück ablegte, daß sie durch dreißig Jahre Niedrigkeit, Unbehagen und Kummer nicht gebändigt, nicht aus dem Wege gerückt, nicht abgestumpft werden konnte". Die Misere beginnt mit dem Geburtsort Stendal selbst, in dem Winckelmann am 9. Dezember 1717, ein Jahr nach Leibniz' Tode, das Licht der Welt erblickte. Durch nichts wird nicht nur dieser Gegensatz Stendal-Rom im Leben Winckelmanns schärfer beleuchtet, sondern auch die Situation des noch aus allen Wunden des Dreißigjährigen Krieges blutenden Norddeutschlands, als durch die Schilderung Stendals und seiner Schulverhältnisse in Justis „Winckelmann". Die Einwohnerzahl der ehemals reichen Stadt war auf 3000 herabgesunken, unter 600 Häusern gab es 192 strohgedeckte und noch von den Kriegszeiten her 365 wüste Stellen. Als Currendesänger der Lateinschule des Grauen Klosters erwarb sich Winckelmann die Mittel zur Bestreitung der Schulkosten. Der Unterricht mit seinen halbtheologischen Zielen galt ganz dem Latein. Das Griechische war im weiten Umkreis Norddeutschlands eine beinahe vergessene Sprache und wurde nur wegen des Neuen Testaments „getrieben".

Die Kürze unserer Skizze erlaubt es nicht, dem jungen Winckelmann auf allen Leidensstationen seines Suchens zu folgen. Nur in der ausführlichen Kleinmalerei

der Milieuschilderung, in der Justi den deutschen Schul- und Universitätsbetrieb der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts darstellt, läßt sich ein Bild der Umwelt gewinnen, der feindlichen Umwelt, in der sich Winckelmann wie ein Blinder, dessen Wege ein inneres Licht beleuchtet, weitertastet. Welches sind die Etappen seiner geistigen Entscheidungen? Durch seinen kurzen Besuch des Cöllnischen Gymnasiums in Berlin erfährt er den Einfluß des damaligen Conrektors Christian Tobias Damm und lernt durch ihn, unendlich wichtig für ihn, Homer und Pindar kennen. Und als er mit neunzehn Jahren als Student der Theologie die Universität Halle besucht, geschieht dies, um sich ganz von der Theologie abzuwenden. Er lernt die Philosophie Christian Wolfs kennen, um sich mit einem wahren Abscheu gegen sie und alle systematische Philosophie überhaupt zu kehren. Er hört bei Alexander Gottlieb Baumgarten Ästhetik, die erste und einzige, die es damals in Deutschland gab, um sie später als „leere Betrachtungen" abzulehnen. Als er die Universität mit einem inhaltlosen Theologenzeugnis verließ, mußte er sich die Mittel für sein weiteres Studium als Hauslehrer im Grolmannschen Hause zu Osterburg verdienen. Dies war sein erster Schritt in die große französisch gebildete Welt. Nachher führten der Versuch, in Jena Medizin und Mathematik zu studieren, und Reisepläne nach Paris zu nichts und seine erste Anstellung als Conrektor am Gymnasium von Seehausen während vier Jahren zu Zerwürfnis mit der Geistlichkeit, zu Aufstand seiner Schüler, von denen er zuviel forderte, zur Feindschaft seiner spießbürgerlichen Umgebung und zu völliger Einsamkeit. Mit dreißig Jahren war er ein gescheiterter Mensch.

Da traf ihn 1748 die Aufforderung des sächsischen Grafen Bünau auf Schloß Nöthnitz bei Dresden, als Hilfsarbeiter bei seiner Deutschen Kaiser- und Reichshistorie in seine Dienste zu treten. Er nahm an. Es war die entscheidende Wendung in seinem Leben, denn alles, was weiter folgt, die Arbeit in einer ungeheuren ihm frei zugänglichen Privatbibliothek, seine Bekanntschaft mit dem reichen künstlerischen Leben Dresdens unter der glänzenden Hofhaltung Augusts III., seine zuerst zufällige Beziehung zu dem päpstlichen Nuntius Archinto, seine intimere zu den Jesuiten, Übertritt zur katholischen Kirche, Übersiedelung nach Dresden, Freundschaft mit Öser und Bianconi und durch diesen Annäherung an den kurprinzlichen Hof und die geistreiche Prinzessin Marie Antonie, der Ideenaustausch mit Hagedorn und Lippert, das alles ist gleichsam organische Entwicklung seiner neuen Lebenssituation, ist sich entfaltender Plan nach der Zerfahrenheit seiner Jugend, ist lauter Glück und Sonne nach soviel Trübsal und Kampf mit einer stumpfen und bösen Welt. Die Frucht der Dresdener Jahre ist Winckelmanns erste Schrift. 1755 erschienen: die „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst". Um die Wirkung dieses Versuchs zu steigern, ließ er ihm ein „Sendschreiben über die Gedanken von der Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst" folgen, in dem er scheinbar einem Gegner seiner Theorie das Wort gab, um nachher in

einer neuen Schrift „Erläuterung der Gedanken von der Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst und Beantwortung des Sendschreibens über diese Gedanken" seine programmatischen Ideen aufs neue zu verteidigen und weiter auszubauen. Diese drei Flugschriften bilden eine zusammenhängende Gruppe.

Man muß ruhig bekennen, daß sie für den modernen Leser schwer genießbar sind. Die Disposition der Gedanken ist unklar, Nebensächliches steht neben Bedeutendem, Anekdotisches neben Grundsätzlichem, die Betrachtung vermischt scheinbar wahllos Bemerkungen über antike Kunstwerke mit solchen zu Werken der neuen Kunst, die Allegorie, „Bilder, die allgemeine Begriffe bedeuten", spielt eine kaum verständliche Rolle. Der Stil ist aphoristisch und eigenwillig ungelenk und sprudelt daher wie ein Gießbach nach einem Gewitter. Welch ein Abstand gegen die gleichzeitige französische und englische Literatur. Wenige Jahre vor den „Gedanken" hatte Voltaire „Le siècle de Louis XIV." im klassischen Französisch vollendet, hatte Fielding im „Tom Jones" die ganze Leichtigkeit, Beweglichkeit und humoristische Kraft der modernen englischen Prosa entfaltet.

Längst ist gesehen, daß diese Erstlingsschriften im Kerne schon das ganze System enthalten, das Winckelmann im späteren Werk errichten wird. Es vollzieht sich in ihnen die Abwendung von der römischen Antike zu der griechischen. Ihre ästhetische Deutung verbindet sich mit der moralischen Forderung einer neuen Erziehung. Das sind im Denken der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gänzlich neue Positionen.

Winckelmann ist immer ein ungeheurer Leser gewesen. Aus den zum Teil noch erhaltenen Stößen seiner Exzerpte läßt sich der Weg seiner Selbstbildung ziemlich klar übersehen. Er besitzt das ganze historische, kunstgeschichtlich-ästhetische Wissen seiner Zeit. Wenn zum Erstaunlichen seiner Persönlichkeit zuerst die Tatsache gehört, daß er das Elend seiner Jugendjahre überhaupt als geistiger Mensch überstanden hat, so offenbart sich die Stärke seiner Natur weiter darin, daß er nicht der buntscheckige, philiströse Polyhistor geworden ist, welcher den deutschen gelehrten Typus seiner Zeit darstellte, sondern schlechtweg eine Individualität. Es ist etwas in ihm wie schlafwandlerische Sicherheit und eine eigentümliche scharfkantige Geschliffenheit. Mit wenigen einleitenden Sätzen geht er unmittelbar auf sein Ziel los, er behandelt es wie eine Festung, die er unaufhörlich weiter ausbaut und nach allen Seiten verteidigt. Er hat den Enthusiasmus eines Religionsstifters und die glückliche Berauschtheit eines Trunkenen. Als schriftstellerische Individualität bedeutete er eine völlig neue Erscheinung in der deutschen Literatur, als Prophet eines neuen Jahrhunderts riß er das gebildete Europa mit sich fort.

Er war von Hause aus eine pädagogische Natur, und auf der Höhe seines Ruhmes sagt er einmal von sich: „Ich hätte ohne Entgelt ein allgemeiner Lehrer der Jugend sein wollen, und dennoch hat es mir nicht gelingen wollen." Und da sich in ihm aus einer persönlichen Empfindlichkeit für jugendliche Schönheit

der zu jedem Erziehertum gehörende Sinn für den besonderen Charme der Individualität mit einer wahren Leidenschaft der Freundschaft verband, die durch sein ganzes Leben geht und ebenso dem reifen Manne gilt wie dem jungen, so sucht er in der ganzen Weltgeschichte gleichsam nach der Insel der Seligen, auf der sein Wunschtraum einmal Wirklichkeit geworden, und findet sie im Griechentum, im Homer, bei Xenophon und Platon und in der bildenden Kunst. Diese persönliche Begeisterung, die ihn in seinen Briefen so liebenswürdig erscheinen läßt, erfüllt seine Schriften mit einer eigentümlichen Wärme. Er schafft eine neue Wissenschaft, gewiß, aber durch diese und über sie hinaus sucht er einen neuen Sinn des Lebens. Trotz seiner Gleichgültigkeit gegen das formale Kirchentum der beiden Bekenntnisse, denen er angehörte, war er eine tief religiöse Natur, auch mit den Widersprüchen, wie sie so oft zu frommen Menschen gehören. „Suchen Sie in Widerwärtigkeiten die zweyte Stütze von Seiten der Religion zu gewinnen", so schreibt er einmal einem Freund, „die philosophische ist zuweilen nicht zuverlässig genug." Das Griechentum wird für ihn eine neue Religion, die weiträumig genug ist, um ihm zu erlauben, in Stunden der Bescheidung lutherische Kirchenlieder vor sich hin zu singen.

Aber diese persönliche Zuneigung Winckelmanns zu den Helden der Ilias und zu den Symposiasten Platons ist doch nur eine Kraft in der Dynamik des neuen klassischen Geistes. Die andere ist überindividuell und entspringt der besonderen gesellschaftlichen Struktur Deutschlands, das von den Folgen der Reformation und des Dreißigjährigen Krieges sich nur unendlich langsam erholen konnte.

Der tiefe Unterschied nämlich zwischen der Renaissancebewegung Frankreichs und Englands einerseits, Deutschlands andererseits ist der, daß die durch sie vermittelte Antike in jenen Weststaaten in einem langen Prozeß seit der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts allgemeines Bildungsgut der regierenden Gesellschaft und dadurch ein Stück der nationalen Erziehung überhaupt, daß aber in Deutschland die analoge Entwicklung zuerst durch die Reformation und nachher durch den Dreißigjährigen Krieg aufgehalten wird. Vom Hof Franz I. und der Margarethe von Navarra bis zu dem Ludwigs XIV., von Rabelais, Montaigne und Ronsard zu Corneille und Racine wird die Antike in Frankreich von Generation zu Generation immer neu aufgenommen und weitergegeben und verschmilzt mit den aus dem Altertum durch das Mittelalter hindurch weiterlebenden römischen Bestandteilen der französischen Kultur zu jener „Latinité", die noch heute ein Grundzug des französischen Geistes ist. Für England reicht der Name Shakespeare aus, um die Glorie der Entwicklung zu bezeichnen, in der germanische und romanische antikische Elemente sich gegenseitig immer neu befruchten. Wie der Reichtum des Englischen in seiner Doppelsprachigkeit besteht, in der glücklichen Ehe zwischen Volksenglisch und Humanistenromanisch, so bilden die Namen Thomas More, Bacon, Pope, Shaftesbury eine Reihe von englischen Renaissancecharakteren, die als Gegensatz und Ergänzung die großen religiösen Persönlichkeiten haben, deren

mächtigste Milton ist. Durch diese organische Rezeption der Antike werden „classics" ein traditioneller Inhalt der englischen Erziehung und bleiben dies bis zur Gegenwart.

Vergleicht man mit der französisch-englischen Situation die deutsche, so, wie sie Winckelmann in persönlichster Erfahrung erlebt hatte, so wird seine Sehnsucht, aus dieser herauszukommen, nur allzu verständlich.

Aber nun ist der entscheidende fruchtbare Moment des Winckelmannschen Idealismus an einer ganz bestimmten Stelle aufzuzeigen. Im französischen und englischen Humanismus wird die Antike zwar in breiter Fülle aufgenommen, aber als ein Bestandteil der gesellschaftlich-staatlichen Erziehung wird sie zugleich „domestiziert". Sie verliert ihre ursprüngliche Frische und Kraft. Es gibt kaum einen Gedanken Winckelmanns, der sich nicht vor ihm in der französisch-englischen kunsttheoretischen und philosophischen Literatur fände. „Edle Einfalt und stille Größe", das lag doch schon im Stil der Tragödie Racines und in der Komposition Poussins. Winckelmanns Homerbegeisterung ist durch Popes Übersetzung angeregt, die er auswendig weiß, und seine Theorie vom Göttlich-Schönen geht auf Shaftesbury zurück. Aber dieses ganze Gedankengut wird von ihm umgeschmolzen und dadurch völlig neu. Er löst es aus der gesellschaftlichen Konvention und stellt seine Sache gleichsam auf nichts. Es gibt ja keine deutsche Gesellschaft und keine deutsche Nationalerziehung, an die er sich anschließen konnte. Mit seiner Sehnsucht nach einer Bildung schlichter Menschlichkeit steht er genau so einsam da wie der Wilhelm Meister des Romans, der glaubt, durch das Theater diese finden zu können, oder wie der Nietzsche der frühen Schriften „Homer als Wettkämpfer" und „Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten", oder wie die Romantiker der deutschen Wandervogelbewegung. Die Wiederholung zeigt das spezifisch Deutsche der Situation. Jedesmal Kampf gegen Scheinkultur und erstarrte Konvention, jedesmal neue Suche nach den Quellen des Lebens.

Für Winckelmann ist der Schein zuerst die römische Fassung der griechischen Überlieferung. Noch für das achtzehnte Jahrhundert war die griechisch-römische Antike eine totale Einheit, in der schon aus dem nationalen Charakter der italienischen Renaissance heraus das Römische überwog. Die Einsichten der italienischen Humanisten, nachher der großen französischen, englischen und holländischen Philologen in die verschiedene Entwicklung der griechischen und der römischen Literatur blieben Teilerkenntnisse, die zu keinem wirklichen Verständnis der griechischen Kultur getrennt von der römischen führten. Winckelmann als erstem geht die Ahnung auf, daß die meisten der erhaltenen Antiken römische Kopien nach verlorenen griechischen Originalen sind, ohne daß er imstande gewesen wäre, diese Anschauung wirklich methodisch durchzuführen. Er findet auch als erster bildhauerisch-technische Kriterien zur Beurteilung und Datierung römischer Skulptur. Aber diese Beobachtungen gehören in den Bereich der archäologischen Fachwissenschaft. Geistesgeschichtlich viel wichtiger ist seine Konzeption eines ursprünglichen, nicht durch die römische Tradition veränderten oder verderbten Griechentums. Dieses findet er

zuerst in Homer. Daher die Abwendung von Vergil, die im Gegensatz zu Italien, Frankreich und England nachher für den ganzen deutschen Neuhumanismus charakteristisch bleibt. Homer als die Quelle der griechischen Kunst, die griechischen Dichter und Künstler als die eigentlichen Schöpfer der griechischen Religion, das sind lauter Ahnungen Winckelmanns, Ahnungen mehr als durchgeführte wissenschaftliche Einsichten. Die Antike war für die vornehme Welt des achtzehnten Jahrhunderts Gegenstand antiquarischer Gelehrsamkeit oder wahlloser Sammlerleidenschaft, sie war dekoratives allegorisches Beiwerk ihrer Opern, Festzüge und Gartenfeste, oder sie war Zitat und Nutzanwendung der moralischen Lehrbücher ihrer Kavalierserziehung oder ihrer politischen Traktate. Aus all dieser Fron reißt sie Winckelmann heraus. Er will nur sie selber um ihrer selbst willen. Er will das Kunstwerk um der Kunst willen, die Schönheit um der Schönheit willen. Nachahmung der Alten ist für ihn Neuschöpfung aus ihrem Geiste, so, wie sie nur Raffael gelungen ist. „Eine so schöne Seele, wie die seinige war, in einem so schönen Körper wurde erfordert, den wahren Charakter der Alten in neuen Zeiten zuerst zu empfinden und zu entdecken."

Als Winckelmann 1755 als Stipendiat des Dresdener Hofes nach Rom geht, bringt er sein fertiges System ähnlich mit, wie später Goethe die Iphigenie. Als Freund von Raphael Mengs, als Bibliothekar des Kardinals Archinto, schließlich als der Vertraute des Kardinals Alexander Albani und als Präsident der päpstlichen Altertumsverwaltung und Cicerone deutscher Fürsten in Rom wird er Weltmann, berühmt und einflußreich. Was viel wichtiger für ihn ist: er steht inmitten der unermeßlichen Schätze antiker Kunst in Rom, nachdem er bisher in Dresden nur ein paar Antiken im Original hatte kennen lernen können, er hat die Sammlungen seines Gönners in der Villa Albani beinahe wie sein Eigen, erhält Zugang zu den eifersüchtig gehüteten Funden aus den Ausgrabungen Karls III. in Herculaneum, besucht die Tempel von Paestum. Wenn man Winckelmann in dieser Periode des Glücks beobachtet, so ist vielleicht die auffallendste Eigenschaft, die man an ihm finden kann, die Selbsttreue. Er verliert sich nicht an die glänzende Gesellschaft im Rom Benedicts XIV., er bleibt der gleiche innerlich unabhängige, schlichte Mensch und schreibt 1758 an Bianconi: „Ich habe die Armut geheiratet, die Mutter der Freiheit und ich hoffe, daß diese Ehe bis ans Ende dauern wird." Aber er verliert sich auch nicht an die Monumente, die ihn zu gelehrter antiquarischer Vielschreiberei hätten verführen können. Es handelt sich ihm um etwas viel Höheres als das bloße archäologische Tatsachenwissen. Das Geheimnis der Form geht ihm auf. Er ringt nicht nur um das Verständnis der Form des antiken Kunstwerks, sondern vor allem um die Form seines eigenen Deutsch. Nur in einem hohen Stil will er von dem hohen Stil der antiken Meisterwerke sprechen. Dafür gab es kein Vorbild. „Die Beschreibung erfordert Zeit, weil es lauter Originalgedanken sein müssen". Gerade als Deutscher fühlt er eine besondere Verantwortung: „Meine Absicht ist allezeit gewesen und ist es noch, ein Werk zu liefern,

Johann Winckelmanns,
Präſidentens der Alterthümer zu Rom, und Scrittore der Vaticaniſchen Bibliothek,
Mitglieds der Königl. Engliſchen Societät der Alterthümer zu London, der Maleracademie
von St. Luca zu Rom, und der Hetruriſchen zu Cortona,

Geſchichte der Kunſt des Alterthums.

Erſter Theil.



Mit Königl. Pohlniſch- und Churfürſtl. Sächſ. allergnädigſten Privilegio.

Dresden, 1764.
In der Waltheriſchen Hof-Buchhandlung.

Titelblatt der Erſtausgabe
von Winckelmanns „Geſchichte der Kunſt des Altertums", Dresden 1764

desgleichen in deutſcher Sprache, in was vor Art es ſei, noch niemals ans Licht getreten, um den Ausländern zu zeigen, was man vermögend iſt zu tun". Er feilt unaufhörlich an ſeiner Schreibart, er ringt um „eine erleuchtete Kürze" und leidet wieder darunter, daß dieſer die Deutlichkeit fehle. Er ſchickt die Entwürfe ſeiner Beſchreibungen an ſeine Freunde und erbittet ihre Kritik. Er iſt in einer Art von Ekſtaſe, wenn er ſich dem Eindruck eines großen Bildwerks hingibt, „um meinen Geiſt durch das Anſchauen dieſer Werke deſto mehr in Bewegung zu ſetzen", und wenn er nachher verſucht, das Erlebte in Worten wiederzugeben.

Das Ergebnis dieser jahrelangen Vorarbeiten sind die Beschreibungen antiker Kunstwerke in der „Geschichte der Kunst des Altertums" (1764—1768), vor allem die des Apollon von Belvedere, des Laokoon und des Torso. Auf Winckelmanns „Gesichte" geht die Anrufung Apollons in Goethes „Wandrers Sturmlied" zurück, ja überhaupt der Stil jener freien Rhythmen der Straßburger Zeit. Aus der Einwirkung auf Goethe allein ist die schriftstellerische Wirkung Winckelmanns zu ermessen, die uns heute deshalb weniger unmittelbar packt, weil sie ganz durch die weitere Entwicklung der Sprache eben über Herder und Goethe rezipiert ist. Herder zuerst hat Winckelmanns Stil „pindarisch" genannt. Aber ohne ihn und seine Schau griechischer Götter ist auch der deutsche Pindar undenkbar: Hölderlin. In Winckelmanns Kunstgeschichte wendet sich zum erstenmal die deutsche Innerlichkeit nach der Transzendenz der pietistischen Barockpoesie auf ein großes weltlich-sinnliches geschichtliches Objekt. Die persönliche religiöse Leidenschaft des Erlebens des Kunstschönen macht Winckelmann zu einer so unrationalen Erscheinung inmitten des rationalen Jahrhunderts. Aus dem neuen Erleben folgt ihm der neue Begriff. In seiner Kunstgeschichte erfüllt sich zum erstenmal das Gesetz, das zum neuen Erleben eines geschichtlichen Inhalts immer auch das neue Wort gehört. Das ganze System ästhetischer und kunstgeschichtlicher Begriffe, das der Klassizismus verwendet und ausbaut, geht auf das sprachschöpferische Vermögen Winckelmanns zurück.

Die „Geschichte der Kunst des Altertums" ist ein eigentümlich gemischtes Gebilde. Zuerst ist sie wirklich das, was sie heißt, eine Geschichte, steht deshalb als Hauptwerk am Anfang der deutschen Geschichtsschreibung und eröffnet ebenso die deutsche klassische Archäologie wie die deutsche Kunstgeschichte. Aber, wie Winckelmann selbst in der Vorrede sagt, „das Wesen der Kunst ist ihr vornehmster Endzweck", sie will also auch eine Ästhetik sein. Schließlich aber dient sie der erzieherischen Absicht, die Winckelmann nie aufgegeben hat, „die Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst" in schönen Menschen zu wecken nach dem Titel der dem Freiherrn von Berg 1763 gewidmeten Abhandlung. Sie ist also auch ein pädagogisches Werk und eröffnet als solches die nationale Erziehungsaufgabe des klassischen deutschen Humanismus.

Hier beschäftigt uns vornehmlich die Geschichtsschreibung Winckelmanns. Worin besteht ihre eigentliche Leistung? Der erste entscheidende Schritt der neuen Methode ist die Erkenntnis ihres Objektes. Winckelmann fordert als erster die Scheidung des Echten vom Unechten an den erhaltenen Antiken durch die systematische Sonderung ihrer Ergänzungen. Weil davon bei seinen bedeutenden Vorgängern Montfaucon und Caylus gar keine Rede war, entstanden die größten Fehler der Interpretation. Mag sein, daß in ihm das Prinzip exakter Naturbeobachtung nachwirkte, das er durch seine medizinischen Studien in Halle kennen gelernt hatte, oder daß er die Erfahrungen beim Studium mittelalterlicher Urkunden für die Reichsgeschichte des Grafen Bünau auf die Antike anwandte;

jedenfalls bricht bei ihm ein Fanatismus für das Echte durch, der durch ihn ein moralischer Grundsatz der Altertumswissenschaft, und nicht nur dieser allein, geworden ist.

Der gleichen Absicht der möglichst präzisen Erkenntnis des Objekts dient seine Forderung der Beschreibung. Nur was beschrieben ist, ist gesehen. Er selbst übt sich fortwährend darin. In der systematischen Beschreibung von Kunstwerken hat er Vorgänger. Aber er hat keine Vorläufer in seinen Versuchen, durch den hohen Stil der Beschreibung etwas vom Wesen des Kunstwerkes wiederzugeben. Auch dieser Teil seiner Methode ist durch ihn lebendige Forderung der Kunstwissenschaft geblieben. Wie Goethes Beschreibung des Abendmahls des Leonardo da Vinci ohne Winckelmanns Versuche undenkbar ist, so sind alle die Meisterwerke knapper Charakterisierung von Kunstwerken von Jakob Burckhardt bis zu Dehio Geist von seinem Geiste.

Aber neben dem poetischen Stil der Beschreibung gibt es noch einen anderen entgegengesetzten, die exakte Beschreibung der Einzelform, Schnitt des Gesichtes, Bildung von Auge, Nase und Mund, der Muskulatur, von Zehen und Fuß, der Gewandung. Mit ihr verbinden sich die Beobachtungen der technischen Arbeit, auf die Winckelmann durch seinen Verkehr mit den Künstlern geführt wird. Das ist das Material von Erfahrungen, mit dem er seine Geschichte der Stile errichtet. Diese seine eigentliche kunstgeschichtliche Technik hat die Welt erobert.

Schließlich schafft er ein ganz neues Objekt durch seinen Versuch, die ganze Masse der erhaltenen Monumente anzugreifen. Seine 1760 erschienene „Description des pierres gravées du feu Baron Stosch" ist bei aller Unvollkommenheit der erste Versuch eines wissenschaftlichen Museumskatalogs, und die Monumenti Inediti, denen seine letzten römischen Jahre galten, sind das Vorbild geworden für Sammelwerke zur Veröffentlichung unbekannter Denkmäler für ein ganzes Jahrhundert nach Winckelmanns Tode und darüber hinaus. Es gehört zu der leicht erregbaren Spontaneität seiner Natur und zu der Beharrlichkeit seines in den Jugendjahren ausgebildeten Fleißes, daß er alles ergreift, was zur Altertumswissenschaft gehört. Er überwindet alle Widerstände, um die Resultate der Ausgrabungen von Pompeji und Herculaneum kennen zu lernen, und äußert sich über das Gesehene 1762 in dem „Sendschreiben von den herculanischen Altertümern" an den Grafen Brühl und 1764 in den „Nachrichten von den neuesten herculanischen Entdeckungen", und, als er als einer der ersten die vergessenen Tempel Paestums besucht, verdichten sich seine Erlebnisse zu den „Anmerkungen über die Baukunst der Alten" (1761). Griechische Plastik und Vasenmalerei, Bronzen, Münzen, geschnittene Steine, die dekorative Wandmalerei, die Architektur, das Römische bis in seine Spätzeit: noch niemand vor ihm hatte überhaupt den Versuch gemacht, diese Überfülle von Denkmälern mit der antiken literarischen Überlieferung systematisch zusammenzufassen. Als reiner Gelehrter ist Winckelmann seinen

Zeitgenossen so sehr überlegen, daß ihm gegenüber nicht Kritik, sondern nur Nachfolge möglich war.

Dieses neue ungeheure Objekt wird nun nicht reine Geschichte, aber es wird in der Einteilung und im Zusammenhang der Epochen mehr Geschichte, als bei irgend einem Vorläufer: die ägyptische Kunst als die Vorläuferin der griechischen und die Einteilung dieser in vier Stile, den älteren vor Phidias, den großen hohen des Phidias, den schönen von Praxiteles bis auf Lysipp und Apelles, und den Stil der Nachahmer. Der für alle Folgezeit entscheidende Schritt Winckelmanns ist der, daß er unter dem Einfluß der Künstlerästhetik den Begriff des Stils einführt, dadurch über die bloße Künstlergeschichte hinauskommt und den Grund legt zum Verständnis überindivideller geschichtlicher Zusammenhänge. Das Ergreifende an dieser Einteilung der Stile ist dies, daß sie viel mehr Sehnsucht und Ahnung als wirkliches Wissen ist. Denn da die Parthenonkunst ihm noch gänzlich unbekannt war, so fehlen ihm für den großen und hohen Stil die entscheidenden Werke und er rechnet die Florentiner Niobiden dazu. Bei seiner Bewunderung des Laokoon muß dieser noch in den schönen Stil gehören, und im Apoll von Belvedere sieht er überhaupt „das höchste Ideal unter allen Werken des Altertums". Aber daß er ein Auge hat für die griechisch-archaische Kunst, die er den älteren Stil nennt, und daß er ihren besonderen Zauber empfindet, ist trotz der notwendigen Irrtümer des Anfängers seine größte, in seiner Zeit beinahe unbegreifliche Entdeckung.

Die andere ist die des Gottesideals. Für den Rationalismus der Aufklärung sind die griechischen Götter „Begriffe". Winckelmann steht dieser Auffassung noch sehr nahe. Daher die Ausführlichkeit, mit der er immer wieder, zuletzt in dem „Versuch" von 1766 die Allegorie behandelt. Aber unabhängig von diesem nüchternen Ordnungsprinzip mythologischer Erscheinungen waren ihm die griechischen Götter im demütigen Ringen mit ihnen allerinnerstes Erlebnis geworden. Und so begreift er sie aus seinem eigenen neuen seelischen Dasein heraus als große neue religiöse Charaktere. So ist er auch der Begründer der modernen Religionswissenschaft, die sich an den Fragen nach dem Ursprung und dem Wesen der griechischen Götterideale entwickelt hat.

Aber Wissenschaft allein ist keine Macht, welche die Zeitalter verändert, wenn sie nicht mit einem Enthusiasmus sich verbindet, der weniger der Erkenntnis dessen gilt, was wirklich ist und war, sondern dem, was sein und daher auch gewesen sein soll. Für Winckelmann ist die griechische Kunst „der edlen Einfalt und stillen Größe" die absolute Kunst, die Darstellung des absolut Schönen und die Griechen der Zeitalter der drei Stile die vollendeten Menschen. Es ist heute leicht, die Schwächen seiner Konstruktion aufzuzeigen. Jeder Anfänger in der Altertumswissenschaft kann das. Winckelmanns Lehre war eine Vision. Diese Vision hat gesiegt, um erst nachher reine Wissenschaft zu werden. Sie suchte reine edle Menschlichkeit jenseits der Rangklassen der Stände, natürliche Empfindung

nach der Vorherrschaft des Verstandes, einen neuen heroischen Lebensstil nach der Genußsucht des Rokoko.

Winckelmann selbst in seiner Abwendung vom realen Staat scheint wenig mit Patriotismus zu tun zu haben, und doch hat dieser Preuße, der so leichten Herzens zuerst Sachse und dann Römer wurde, mitgewirkt am Wiederaufbau seines Staates, denn seine klassizistischen Ideale stehen hinter den Erziehungsreformen Wilhelm von Humboldts. Als dieser die Universität Berlin einrichtete, berief er Friedrich August Wolf, den eigentlichen Begründer der kritischen deutschen klassischen Philologie, die mit ihm, Gottfried Hermann und August Boeckh den Vorsprung wieder einholte, den die englische und die holländische Philologie vor ihr voraus hatten. Vergleicht man ihn, der natürlich selber schon unter dem Einfluß Winckelmanns steht, mit diesem, dann werden die verschiedenen sich gegenseitig ergänzenden Rollen deutlich, die mit jenen beiden angefangen durch das ganze neunzehnte Jahrhundert hindurch Philologie und Archäologie gespielt haben. Wolfs Unternehmen war kritisch-analytisch. Die kritische Textanalyse beherrschte von ihm ab die deutsche klassische Philologie, und deshalb ist sie beinahe ein ganzes Jahrhundert lang so arm geblieben an Versuchen, ein Gesamtbild des Griechentums oder einzelner seiner Manifestationen zu entwerfen. Diese entstehen aber in der archäologischen Deszendenz von Winckelmann her. Über seinen Schüler Zoëga hängt Friedrich Gottlieb Welcker, der Erzieher im römischen Hause Wilhelm von Humboldts, mit ihm zusammen, und über Herder, Schelling und Creuzer wirkte Winckelmann auf August Boeckh, den Begründer der modernen griechischen Geschichtsschreibung. Boeckhs Lieblingsschüler war Karl Otfried Müller. Welcker, Boeckh und Karl Otfried Müller hinwiederum sind die eigentlichen Lehrer Jakob Burckhardts, bei dem charakteristische Züge Winckelmanns wiederkehren: die Abneigung gegen Michelangelo, die tiefe Verehrung Raffaels, die Schätzung des Laokoon.

Aber es gibt noch eine andere Deszendenz der Winckelmannschen „Vision", die Hesperidenbilder von Hans von Marées, der ebenso wie der Vater der Archäologie ein Moses war, der den Weg ins Land der Verheißung wies, das er selber nicht betreten hatte. Und die Schlußzeile in Rilkes Rodin gewidmetem Gedicht „Archaischer Torso Apollos":

„Denn da ist keine Stelle,
die dich nicht sieht. Du mußt dein Leben ändern"

ist eine neue Fassung des Grundgedankens von Winckelmanns Sendschreiben.

Friedrich Gottlieb Klopstock

1724—1803

Von

Josef Nadler

Quedlinburg am Unterharz, das ist Klopstocks Heimat. Der quellenreiche und düsterbewaldete Bergstock liebt es, zwischen schroffen Felsklüften und anmutigen Tälern die Schleier des Nebels steigen und fallen zu lassen, über seinem Scheitel die heitere Bläue des Himmels und abenteuerliche Wolkengebilde durcheinanderzujagen, das flache Land weitum in den Widerspruch seiner Gebirgsstimmung zu verstricken, die im Umschwung eines einzigen Tages gespenstig bedrücken und die Seele zu kräftigen Atemzügen befreien kann. Die Stadt aber ist ein Liebling der deutschesten Herrscher, der sächsischen gewesen, schon zu der Zeit, da sie noch klein und da sie noch nicht von ihrem griechisch-lateinischen Wunschbilde gebannt waren. In Quedlinburg ist der erste von ihnen, der König Heinrich, bestattet und neben ihm seine Gattin Mathilde, die aus dem Geschlecht des Sachsenherzogs Widukind stammte. Seit dem Urgroßvater war Klopstocks Familie mit dieser heimatlichen Landschaft verwurzelt, lange genug, um ein sicheres Gefühl für ihre naturhafte und geschichtliche Witterung zu haben.

Das deutsche Jahrhundert, in das Klopstock geboren wurde, hatte nach langer Lehrzeit bei fremden Meistern den Ehrgeiz, es mit eigenen Leistungen den begünstigten Völkern Europas gleichzutun. Deutsche Männer von Geist und Rang hatten schon auf verschiedenen Gebieten den Grund zu einem geistigen Eigenleben der Nation gelegt. Aber sie fühlten sich alle nur als Vorläufer. Das Zeitalter war erfüllt von Erwartungen und Vorhersagen, die auf einen kommenden großen Dichter deuteten. Man umriß seine Aufgabe, und man malte sich die Gestalt aus, in der er inmitten der Nation erscheinen würde. Solchermaßen war Klopstocks Natur gestimmt auf das Erlebnis einer heroischen Landschaft, seine Gesinnung bewegt von einer großen Heimatgeschichte, seine Seele angesteckt von dem frühen Bewußtsein einer hohen dichterischen Sendung.

Klopstock ist ostfälischer Herkunft, ein Erbe niedersächsischer und thüringischer Eigenschaften; niedersächsisch neben anderm seine gemessene und würdevolle Haltung, seine stolze Einsamkeit, sein Sinn für die Weite des Raumes und des Gedankens, die nordische Dunkelheit seiner Sprache, das Schwergefügte seiner dichterischen Formen; thüringisch der musische Grundzug, die lyrische Bewegtheit, die Anfälligkeit für Sinnenreiz und Seelenstimmung, das tonkünstlerische Vermögen, das irgendwie alle seine Dichtungen zu heimlichen Musikwerken macht, und was sonst noch im Widerspruch steht zu einer sächsisch-

nordischen Natur. Klopstock ist aus einer ungemein fruchtbaren Familie geboren, als Ältester von sechzehn Geschwistern, und eine ausdauernde Lebenskraft wirkt urgesund in diesem Körper, dem Sport ein natürliches Bedürfnis war. Klopstock hat als der letzte seine ganze Altersgenossenschaft überdauert. Er ist in freier Natur aufgewachsen. Das Leben unter offenem Himmel, kameradschaftlich mit Pflanze und Tier, das die Dichter vor ihm und neben ihm priesen, hat er zur selbstverständlichen Wirklichkeit gemacht. Er ist in seinem Zeitalter ein neuer Mensch.

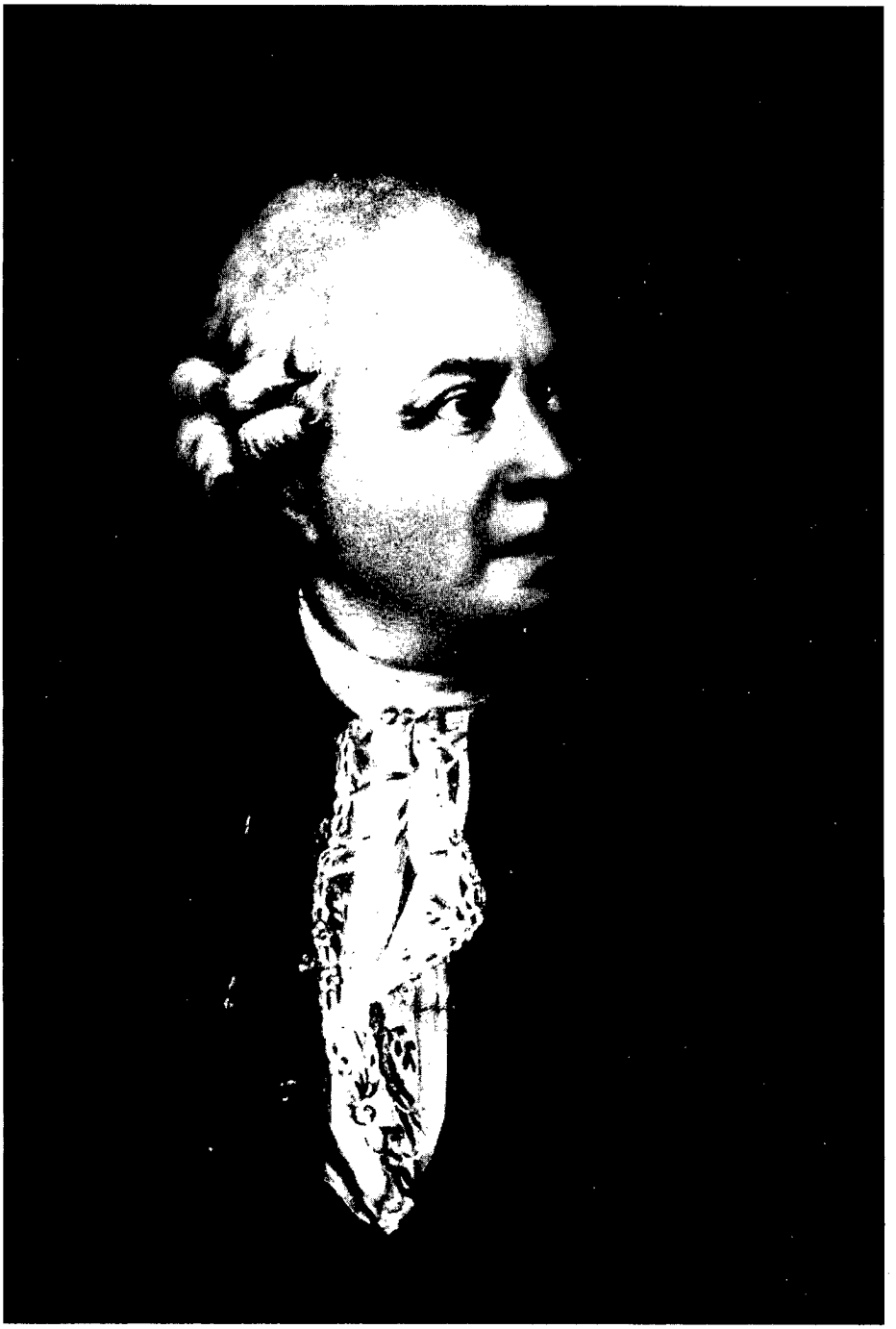
Über seiner Schule stand ein guter Stern. Klopstock ist in den Jahren 1739 bis 1745 durch eine jener drei kursächsischen Anstalten gegangen, die dem deutschen Volke nicht wenige seiner besten Bildner gebildet haben, durch die vornehmste dieser drei Anstalten, durch Schulpforta. Schon hier entschied sich sein Leben. Die Schule vermittelte ihm eine vortreffliche Kenntnis dessen, was sich immer zu kennen lohnen wird, der antiken Sprachen und Schrifttümer, und sie lehrte ihn, ohne das es keinen Dichter geben kann, die handwerklichen Kunstgriffe im Aufbau von Gedichten. Doch das größte geschah ihm zu Schulpforta durch sich selber. Der Züricher Kunstlehrmeister und Vater der Jünglinge, Johann Jakob Bodmer, hatte nach dem englischen Staatsmann und Dichter John Milton das Wunschbild des epischen Dichters entworfen, wie er sein solle und kommen müsse. Klopstock sah sich durch Milton und Bodmer vor dieses Bild gestellt, fühlte sich von der Sendung ergriffen, dieses Bild zu verwirklichen, und von der Idee zu einem erhabenen Epos überwältigt. Der so Geweihte empfing durch Lehrer und Mitschüler, die ihn als ungewöhnliche Erscheinung betrachteten, die äußere Bestätigung seines Führerberufs. Die Leipziger Hochschulzeit 1746 bis 1748 erweiterte den Kreis derer, die an ihn glaubten, stellte ihn sichtbar als Führer in die Mitte zwischen gleichstrebende Jünglinge und bestätigte ihm seine Sendung endgültig durch den Erfolg seines großen Gedichtes.

Und nun öffnete sich ihm das Leben und wollte seine Entscheidung an einem Dreiweg. Der kürzeste Weg wies in das nachbarliche Braunschweig, wo Herzog Karl 1745 eine Mittelanstalt zwischen Gymnasium, Universität und Technischer Hochschule gegründet hatte, das Collegium Carolinum, nachmals die Arbeitsstätte der meisten Leipziger Freunde Klopstocks. Weit auseinander in eine entgegengesetzte, doch gleichermaßen verlockende Ferne wiesen die beiden anderen Wege: der nach Kopenhagen an den Hof und jener nach Zürich zu seinem Vorverkünder, Entdecker und Herold. Die Entscheidung war nur aufgeschoben, als Klopstock sich zuerst nach dem Süden wandte. Das Jahr 1750/51, das er zu Zürich verlebte, zuerst im Hause und dann wenigstens noch in der Nähe Bodmers, das auf beiden Seiten mit Hoffnungen begonnen und mit Enttäuschungen geschlossen wurde, war für Klopstock im Grunde nur ein Erholungsurlaub vor Antritt seines hohen Amtes in Kopenhagen. Er ging also die verfehlte Strecke zurück und nun im Frühjahr 1751 den rechten Weg nach dem Norden. In

Hamburg führte ihn ein guter, aber unbeständiger Stern mit der Kaufmannstochter Meta Moller zusammen, die den Dichter längst aus seinen Dichtungen liebte, die erst 1754 seine Frau wurde und ihm schon nach vierjähriger Ehe am ersten Kinde hinwegstarb.

Klopstock also traf im Frühjahr 1751 in Kopenhagen ein. Welche geschichtlichen Ereignisse vollstreckten sich hier in ihm? Dänemark befand sich seit den ersten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts im entscheidenden Wandel seiner geistigen Gestalt. Sachsen und Jüten auf der einen, Norweger auf der andern Seite rangen zu Kopenhagen um die geistige Vormacht in diesem Dreivölkerstaate, ein Kampf der Bildungsmächte, der, wie die Dinge lagen, zwischen der englischen und deutschen Bildung hier und der französischen dort auszutragen war. Die bewegenden Antriebe zu diesem Bildungskampf entsprangen weder dem Volk noch dem Staat, sondern der dänischen Kirche. Der weltabgewandte, schwerblütige, vereinsamte, pietistisch fromme König Christian VI. ging in dem Gedanken auf, das Reich Gottes auf Erden zu verwirklichen. Er war bei der ablehnenden lutherischen Strenge der dänischen Kirche auf deutsche Mitarbeiter angewiesen, zumal ja Schleswig und Holstein ein wesentlicher Bestand in diesem deutsch-norwegisch-dänischen Gesamtstaat waren. So war er denn mit vielen andern Deutschen der religiöse Dichter, der Schöpfer des Messias, der in Klopstock 1751 von dem leitenden Staatsmann Johann Hartwig von Bernstorff nach Kopenhagen berufen wurde. Das religiöse Dänemark, wie es Christian VI. geschaffen hatte und wie es Friedrich V. nicht mehr wegmachen konnte, war Hintergrund und Lebensbereich Klopstocks, für den es in ganz Deutschland keinen gleich stilvollen Raum gab.

So geschah durch Klopstock in Dänemark ein Ereignis von ganz seltener Art. Unter zwei Völkern zugleich und auf einmal tritt der Dichter in seiner neuen Gestalt in Erscheinung, die vollkommene Einheit von Dichterberuf und Lebensführung. Nach dem übereinstimmenden Sinn der Antike, des Christentums und des Nordens war der Dichter wieder das geweihte Haupt, der Seher und Deuter. Das Gefühl der Auserwählung nimmt zugleich religiöse und politische Form an. Dichter und König erscheinen zum erstenmal den deutschen und den nordischen Völkern als die Ebenbürtigen und Gesalbten. Der König anerkennt die Sendung des Dichters und legt ihm keine andere Verpflichtung auf als Pflichterfüllung, die Vollendung seines großen Gedichts. Und der Dichter blieb bei seiner würdevollen und feierlichen Haltung, die Gnade gewährt, aber keine empfängt. Wie der Dichter so aus seiner Umgebung ausschied und nicht etwa nun auf eine höhere Stufe, sondern in eine artverschiedene Welt trat, so gab er die bürgerliche Sprache des Alltags preis und schuf sich feierliche Ausdrucksformen. Mit Klopstock hatten Deutsche und Dänen, jene seit der höfischen, diese seit ihrer eddischen Dichtung, zum erstenmal wieder das Urbild einer vom Profanen wesensverschiedenen, geweihten Dichtersprache. Der Dichter hatte das Recht



Friedrich Gottlieb Klopstock
Gemälde von Jens Juel, um 1780. Halberstadt, Gleimhaus



Novalis (Friedrich Freiherr von Hardenberg)
Stahlstich von Eduard Eichens, 1845

persönlicher Sprachschöpfung wieder an sich genommen. Klopstocks Dichtergestalt wurde von den Schöpfern der neuen dänischen Dichtung nachgelebt. Seine Dichtersprache und seine Werke haben in Dänemark den Bildungskampf zugunsten der englischen und deutschen, das ist der nordischen Mächte entschieden und die junge dänische Literatur mitgeschaffen.

Aber wie durch Klopstock die deutsche Dichtung schenkte, so empfing sie auch in seiner Gestalt die Gegengabe. Das war die germanische Vergangenheit. Als die altnordische Dichtung dem Ohr verklungen war, lebte sie wenigstens in der nie unterbrochenen Altertumsforschung fort. Der dänisch-schwedische Federkrieg, der im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert beide Völker über die Frage, ob Dänen oder Schweden das Stammvolk seien, entzweit hatte, war für die Fortpflege der germanischen Erinnerungen heilsam gewesen. Peder Hansen Resenius gab schon 1665 die jüngere Edda und Bruchstücke der älteren heraus. Aber auf dem sächsischen Festlande hatte man keinen geringeren Eifer. Ja hier gab es gelegentlich Menschen, die außerhalb ihrer Gegenwart lebten und keine andere Sorge kannten, als Runensteinen nachzuspüren und sie abzuzeichnen. Wilhelm von Gerstenberg aus dem nordschleswigschen Tondern, dänischer Offizier und in Kopenhagen literarisch tätig, schlug seit 1766 in seiner Zeitschrift „Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur" die Themen Kjaempe Viiser und Runendichtung an. Gerstenberg wies mit seinem „Gedicht eines Skalden" 1766 den Weg zur Wiedererweckung des nordischen Altertums. So fanden sich aus der einen und gleichen Quelle die junge dänische und die deutsche Dichtung zum gemeinsamen germanischen Geist der Vergangenheit zurück. Durch Klopstocks Hände kam den Dänen deutsches und den Deutschen nordisches Tauschgut zu. Das war Klopstock in Kopenhagen. Er war der vertraute Ratgeber König Friedrichs V. Sein Urteil entschied bei Berufung hervorragender Deutscher. Kopenhagen wurde durch immer neuen Zuzug deutscher Gelehrter, Dichter, Prediger, Schulmänner beinahe eine deutsche Stadt. Klopstock stand wie immer inmitten eines ergebenen Freundeskreises als derjenige, auf dem die Achtung und das Ansehen des Ganzen beruht. Rund zwei Jahrzehnte verkörperte Klopstock in Kopenhagen die deutsch-dänische Geistesgemeinschaft und die niedersächsische Führung des dänischen Gesamtstaates. Und als sich mit dem Sturze des leitenden Staatsmannes Johann Hartwig von Bernstorff der Zusammenbruch dieser niedersächsischen Führung ankündigte, da begleitete er seinen Freund und Gönner nach Hamburg. Ein volles Menschenalter hat der Dichter dann in dieser Hauptstadt des sächsischen Nordens damit zugebracht, sein Werk abzurunden und seinen Ruhm zu überleben. Aber als man ihn dann begraben mußte, da wurde er bestattet, wie eine Nation nur ihre großen Toten der Unsterblichkeit entgegenführt.

Klopstocks Werke stehen längst im Schatten seiner Persönlichkeit, die immer größer gewesen ist als das, was sie schuf, und die zu allen Zeiten den gültigen

Wert ihrer Werke verbürgte. Sie stellen sich in vierfacher Gestalt dar: das christliche Heldengedicht, die Oden, die Festspiele, die Sprachschrift.

Das christliche Heldengedicht „Der Messias" ist schon in Schulpforta durchdacht und dann in Prosa niedergeschrieben worden, weil der Dichter die geläufigen Versformen seiner Zeit verabscheute und zum Hexameter noch keinen Mut hatte. In der ersten Leipziger Zeit wurden die fertigen drei Gesänge in das klassische Versmaß Homers und Vergils umgegossen und 1748 in der Zeitschrift des Freundeskreises, den „Neuen Beyträgen zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" gedruckt, nachdem Hagedorn in Hamburg und Bodmer in Zürich zu Rate gezogen worden waren. In Kopenhagen wurden diese drei Gesänge nach Sprache, Versgestalt und kirchlicher Zuverlässigkeit überprüft und fünf neue Gesänge hinzugefügt. Das Ganze ergab zwei Quartbände, die 1755 auf Kosten des dänischen Königs und in vornehmer Ausstattung gedruckt wurden. Ein dritter Band folgte 1768 und 1773 ein vierter, der die letzten fünf Gesänge brachte. So lagen fünfundzwanzig Jahre zwischen Beginn und Beschluß, jene zweieinhalb Jahrzehnte, die das deutsche Volk seelisch und geistig völlig verwandelten. Die als Fünfundzwanzigjährige von der verblüffend neuen dichterischen Erscheinung, von den fremden Rhythmen und reimlosen Versen überrumpelt, die von der Kühnheit des Vorwurfes bestürzt, von der erhabenen Sprache hingerissen und von der Empfindsamkeit des religiösen Gefühls gerührt worden waren, ließen als Fünfzigjährige die letzten Gesänge teilnahmslos über sich ergehen, verwöhnt durch eine weltlich-modische Dichtung, durch ein geschärftes kritisches Vermögen entzaubert und durch die Philosophie des Jahrhunderts gegen den pietistischen Überschwang des Gefühls verhärtet. Das Gedicht hat seine Ursache in der Kunstanschauung, die Bodmer gegen Gottsched durchgesetzt hatte: Dichtung ist eine so hohe Aufgabe, daß ihrer nur der höchste Vorwurf würdig sein kann. Die Frömmigkeit, die damals noch die Luft des deutschen Bürgerhauses war, kannte keinen höheren Vorwurf als Leben und Tod des Heilandes. Es sind also zuletzt künstlerische und nicht religiöse Beweggründe. Das antike Epos Homers und Vergils sollte in christlicher, aber auch deutscher Gestalt erscheinen.

Denn zwischen den Gebilden eines Stammes und eines Volkes, zwischen dem altsächsischen „Heliand" und dem neusächsischen „Messias" lassen sich manche Gemeinsamkeiten des Gefühls und des Stiles erkennen, die sächsische und deutsche Gemeinsamkeiten sind. In Klopstocks Gedicht scheint immer wieder Umriß und Farbe der heimatlichen Harzwelt durch. Die pietistische Ablehnung weltlicher Kunstformen zumal der Oper bewirkte den Aufschwung der geistlichen Kantaten und Oratorien. In diesen Musikwerken der Zeit ist der Messias das große Thema. Gleichen Sinnes versuchte auch Klopstock es, das Überweltliche und Außersinnliche nicht für das Auge bildhaft, sondern für das Gehör der Seele durch Gefühl und Stimmung gewissermaßen musikalisch darzustellen. Diese Absicht drückt sich schon in den beliebten Engelchören und in den vielen lyrischen

Stellen aus. Der Stil des „Messias" geht gar nicht auf feste und runde Vorstellungen, sondern auf unbegrenzte Stimmung. Der Bruch des Stiles geht auf Kosten des Ehrgeizes, von musikalischen Kunstmitteln immer wieder auf bildhafte abzuirren. Eben diese Bilder verraten aber die Schwäche seines Stiles. Wenn es der Sinn des dichterischen Bildes ist, „Unvorstellbares durch Vergleich mit Sinnlichem vorstellbar zu machen", Klopstocks „Bilder" vergleichen Erdachtes mit Erdachtem, Unschaubares mit ebenso Unschaubarem, ja das Sinnliche mit dem Unsinnlichen. Und so scheinen denn der Stil des Gedichtes und sein Vers in einem unlösbaren Widerspruch zu stehen. Sicherlich war Klopstocks sechsfüßiger Vers eine große künstlerische Leistung und ein wertvoller Gewinn für die deutsche Dichtung. Aber der Vers Homers ist der Vers des epischen Stiles, der sinnlichen Anschauung, der gleichmäßig und gemessen strömenden Handlung und Rede. Klopstocks Vers aber ist gezwungen, rastloser Unruhe standzuhalten, mit Katarakten zu stürzen, mit deutender Gebärde auf Dinge zu zeigen, die kein Auge wahrzunehmen vermag. Klopstocks Gedicht, das ist die Sonne Homers in frühem Aufgange. Sie hängt rot über dem Gesichtskreis. Aber siehe, sie leuchtet noch nicht.

Die Oden Klopstocks, die römische Form, die er der deutschen Lyrik gefunden hat, waren lange in unechten Drucken verbreitet und gingen als kostbare Abschriften von Hand zu Hand, ehe sie 1771 in wahrhaft monumentaler Gestalt gedruckt wurden mit selbstbewußter Verschweigung des Verfassernamens und der einsilbig-stolzen Widmung: „An Bernstorff". Hier ist der Mensch in seiner ganzen vornehmen und zuchtvollen Haltung. Seine Themen sind die urtümlichsten, die unwandelbaren, die ewigen der Menschheit: Freundschaft, Liebe, Gott-Natur und Vaterland. Und in ihnen vollzieht Klopstock die preiswürdige Verwandlung der deutschen Nation von den erotischen Handgreiflichkeiten des Rokoko zu der ernsten Empfindung des Herzens, von der kühlen und matten Eleganz bezopfter Kleinmeister zum Enthusiasmus des Herzens und Wortes. Seine Leipziger Gefährten des jungen Ruhmes erfüllten ihn mit dem hochgemuten Gefühl der Freundschaft, und die beiden Mädchen, die er liebte, die unerreichbare Base Maria Sophia Schmidt wie die Braut Meta Moller, erweckten in ihm die Sprache für jeden Tonfall der Leidenschaft. Das erotische Gefühl wendet sich ins Unkörperliche und Geschlechtslose. Die Liebe, die unsinnlich erscheinen will, verwandelt sich in das männliche Gefühl der Freundschaft. Worte der Zärtlichkeit werden von Mann zu Mann nur im übertragenen Sinne der Liebe gesprochen. Man muß an den englischen Freundschaftskult etwa zu Shakespeares Zeit denken, und man hat damit an eine gemeinsächsische Seelenhaltung gerührt. Klopstocks Oden der Liebe wie der Freundschaft sind mit bewegter Zartheit, aber mit farbiger Buntheit wie auf Glas gemalt, dem Schein der Sonne entgegen. Das schamhaft junge Nationalgefühl empfand dieses unsinnliche Verhältnis von Geschlecht zu Geschlecht als dem deutschen Wesen gemäßer und

in gewolltem Widerspruch zu der frivolen Rokokolyrik der Franzosen französischen und deutschen Blutes. Und schließlich, der deutsche Pietismus setzte gern erotische und religiöse Stimmungswerte füreinander. Eros und Sophia verschwimmen mit ihrem Antlitz ineinander. Diese helldunklen Worte einer Sinnlichkeit, die nichts als Seele ist, hat Klopstock mit unnachahmlicher Sicherheit getroffen. Und gleichermaßen zwiebetont ist sein Erlebnis der Gottnatur. Denn es mischt in transparenter Schale die fromme Leidenschaft des Gottesdienstes mit einem Naturgefühl von sportlicher Sachlichkeit. Gott fährt wahrhaft königlich im prächtigen Aufruhr des Gewitters daher, und er klingt aus dem beschwingten Hochgefühl des Eislaufes. Wenn Klopstock zuletzt sein Naturerlebnis ebenso wie seine Freundschaften und seinen Gottesdienst mit den Worten eines noch dunkel verstandenen nordischen Mythus reden ließ, seine vaterländischen Oden bedurften dieser Bestätigung aus dem nordischen Mythus nicht, weil sie aus der vollen Kraft der Seele das Bekenntnis eines nationalen Weltbewußtseins sind. Sie haben die Nation ergriffen, weil sie nichts als feurige Leidenschaft des Bekenntnisses waren. Klopstocks vaterländische Oden meinen die Nation, aber sie meinen die Nation in Gestalt des Reiches. Sie sind der letzte Ausdruck jener kaiserlichen Reichsgesinnung, die in den vergeblichen Hoffnungen auf Josef II. unwiderruflich ausbrannte.

Klopstock ist einer der größten lyrischen Meister der Deutschen aller Zeiten, der den Wettkampf mit dem Herold griechischer Sporthelden, mit Pindaros, ebenso aufnahm wie mit Horatius, der die Stimme des bäuerlichen Gewissens Roms und der Sänger des augusteischen Kaisertums gewesen ist. Klopstock beherrscht alle Rhythmen von der durchgegliederten Horazischen Ode bis zur schlichtesten Einfachheit der deutschen Strophe. Er beherrscht mit der gleichen Sicherheit die Architektur des Versgefüges wie die Melodie der Worte. Er hat wie wenige die Kunst verstanden, die eine der größten ist: das treffende Wort an die Stelle zu setzen, wohin es allein gehört, und wenn auch seine lyrische Sprache schwierig erscheint, so ist es die altgermanische Schwierigkeit der Wortbilder und Redefiguren, von der uns Edda und Sagas eine deutliche Vorstellung geben. Wahrhaft germanisch ist Klopstock in der mystischen Dunkelheit seiner Bilder.

Klopstocks Festspiele, das sind „Hermanns-Schlacht" 1767, „Hermann und die Fürsten" 1784, „Hermanns Tod" 1787, alle drei wechselweise aufeinander bezogen und zum Teil von den gleichen Personen getragen. Die Stücke sind nicht in Akte gegliedert. Sie bilden lose Szenen, die durch Chorgesänge umgrenzt sind. Die Schlacht umbrandet von außen die Bühne. Sie wird durch Boten und Zuschauer geschildert und nicht in der Szene gespielt. Die große Gesinnung, die starke Stimmung, die farbenreiche und lebendige Rede haben zumal in dem ersten Stück einen lebhaften Eindruck auf die Zeitgenossen gemacht. Klopstock dachte an eine Freilichtaufführung. Er strebte einen monumentalen Stil an. Er wollte mit ihnen den Deutschen geben, was die Griechen an ihrem Theater besessen

hatten. Prosarede und Gesangstück klingen in ihnen zusammen. Ihre ganze Anlage ist opernhaft. Sie sind aus dem Geiste der Musik geboren. Von Gluck, der mit dem Entwurf zur Vertonung starb, in Musik gesetzt, wären sie das große künstlerische Ereignis des achtzehnten Jahrhunderts geworden. Das sind die Weihefestspiele, in denen zum erstenmal der Gedanke des nationalen Musikdramas anschlägt, ein Gedanke, den Herder aufgriff und prophetisch Richard Wagner zuspielte.

Der Dichter fühlte sich als Treuhänder und Sachwalter der Nation. Er sah sich berufen zum Gesetzgeber der geistigen Gemeinschaft aller Deutschen. „Die deutsche Gelehrtenrepublik" 1774 ist der Inbegriff alles dessen, was Klopstock erstrebt hat. Sprache bedeutete ihm den geistigen Bestand der Nation und die Gewähr ihres unsterblichen Lebens. Er hat in machtvollen Oden die Schönheit und Kraft der deutschen Sprache gefeiert. Er hat, wobei nicht einmal seine vereinfachte und lautgetreue Rechtschreibung ausgenommen zu werden braucht, einsichtsvoll und klug über Fragen der Sprachgestaltung geschrieben. Nicht anders als Leibniz wollte er durch eine Akademie der Künste und Wissenschaften, der eine Nationaldruckerei und ein Nationaltheater eingegliedert werden sollte, die kaiserliche Hauptstadt des Reiches zum geistigen Mittelpunkt der Nation machen. Der mächtige Entwurf blieb im Gedanken stecken, also führte er ihn mit seiner „Gelehrtenrepublik" im Gedanken aus. Die Gesamtheit aller Deutschen, die schaffend und empfangend das deutsche Geistesleben tragen, wird als staatliches Gemeinwesen gedacht, das seine eigenen Gesetze, seine Beamten und Landtage hat. Über alles gestellt wird die nationale Pflicht der artgemäßen und eigentümlichen geistigen Schöpfung. Alle Nachahmung des Auslandes wird geächtet. Mit unerbittlicher Strenge gilt das Gebot, die Sprache rein zu erhalten. Dem Deutschen wird das Ziel gesetzt, aller Wissenschaften, Erfindungen und Entdeckungen Herr und Lehrmeister der Welt zu werden. Denn Klopstock sah die Heraufkunft eines welterschütternden politischen und geistigen Umsturzes, und es werden sehr lebenswirkliche Vorschläge gemacht: für ein deutsches Wörterbuch und eine deutsche Sprachlehre, für Völkerkunde und Literaturgeschichte. Man braucht die mannigfachen Wunderlichkeiten dieses Buches nicht zu verteidigen, es bleibt ihm das volle Eigentum des ersten Gedankens in den wichtigsten Lebensfragen der Nation. Man muß sich keineswegs auf das überschwengliche Urteil des jungen Goethe berufen, es genügt das sachlich-kühle Wort des alten Goethe, das in „Dichtung und Wahrheit" steht: „Für Schriftsteller und Literatoren war und ist das Werk unschätzbar".

Das ist Klopstock. Keine Rettung und keine Vergötterung. Er war der erste Deutsche seines Jahrhunderts, der mit vornehmer und gemessener Haltung auf seinem Gewissen den deutschen Namen getragen hat. Er war der erste Dichter seines Jahrhunderts, der sich als Priester, Führer und Gesetzgeber gefühlt hat. Er war der erste Niedersachse, der zu der gemeindeutschen Sendung eines anerkannten Meisters der deutschen Hochsprache berufen war.

Novalis

1772—1801

Von

Wilhelm von Scholz

Was wissen wir von einem Leben, das vor Erreichung des dreißigsten Jahres abbrach? Was weiß der von ihm, der es lebte und dessen Blick naturgemäß nur erst vorausgerichtet sein konnte: ins Unerkennbare, Unbestimmbare, kaum mehr als Geträumte?

Der Betrachtende sieht mit jedem höheren Jahr, das er ersteigt, tiefer in die Täler der Welt hinein, weiter, unendlicher spannt sich der Gesichtskreis um ihn. Wie er überhaupt nicht unterhalb der Stufe zumindest eines Menschenalters eine Umschau tun kann, die Leben, Menschheit, Welt, die ein Ganzes ahnen läßt, so ist auch der Erlebende nicht aus der Enge naher Umdrängtheit, des zufälligen Raums, in welchem er entstand, ins wesentliche Dasein hinaufgelangt vor dem dreißigsten Jahr.

Nun ist ein Dichter neben dem, daß er Gestalter ist, sehr stark auch dies beides: Erlebender und Betrachter seines Erlebens, Werdender und Schauender. Doppelt bricht ihn das Geschick, wenn es ihn vor Erreichung der ersten Stufe freien selbständigen Mannestums hinwegnimmt.

Wohl schafft junges Genie schon im dritten Lebensjahrzehnt Bedeutendes, selbst manchmal Gültiges. Aber nur, wenn es unbefangen, halb unbewußt, mit Spielfreude oder mit dunkler Leidenschaft oder aus Traum gestaltet, ohne zu wissen, was es tut; wenn es nicht eine Persönlichkeit ist, an welcher der Gedanke nagt, die er zu zersetzen trachtet.

(Diese Zersetzung mag dem Gedanken hier gelingen; bei einem zweiten macht die Kinderkrankheit des Grübelns und Philosophierens, die Jugendwerke freilich schädigend, den Mann wie eine Schutzimpfung unempfänglich für alle späteren Angriffe der Zersetzung und bereitet, indem sie zur gestaltenden Überwindung des Gedankens zwingt, höchste Reife- und Alterswerke vor; in anderen Fällen wird sie als eine Unart einfach mit den Jahren abgelegt.)

Die Gedanken selbst genialer junger Menschen — ich will deutlicher sagen: genialer junger Künstler — bedeuten wenig, sind niemals gleichwertig ihrem unbewußten Bilden, ihrem ahnungslosen-ahnungsvollen, traumhaften Gestalten, dem Singen ihrer Seele oder dem Rhythmus ihres künstlerischen Herzschlags.

Ihre Gedanken sind durchsponnen von lauter Unwirklichkeit, von Angelerntem, Gehörtem und Nichtverstandenem, von Gewöhnlichem, von leeren Worten, die für Dinge und Seinsmächte genommen werden sollen, von trauriger Schulweisheit und besonders oft von kirchlichen oder philosophischen Phantastereien.

Gedanken werden erst erträglich auf dem Untergrunde vieler Erfahrungen, vielen Gelebthabens, wo denn die Wirklichkeit sich selbst in verstiegenen Hirnen, wenn ein Zug Genie ihnen eigen ist, durchzusetzen vermag, so daß die Gedanken nicht nur strengerer Prüfung unterworfen, sondern auch körperhaft sichtbar werden und sich bald mit Gestaltung umkleiden.

Gerade von einem jung abgebrochenen Leben, dem der unkontrollierte, irrlichternde und angeflogene Gedanke zugesetzt, das sich nicht nur hinnahm sondern unaufhörlich betrachtete, wissen wir nicht, wie man vielleicht vermuten könnte, viel, sondern fast nichts. Weil es sich immerfort mit den Windmühlen im eigenen Kopf herumschlug, weil seine inneren Erlebnisse viele Male nicht bedeutsamer waren als die eines träumenden Kindergeistes, leere Einbildungen, unverstandene, wenn auch mit Geschick vortrefflich wie Bälle durcheinandergespielte Hirngespinste, die uns den Blick in die Tiefe dieses Dichters, seiner Natur, seiner Persönlichkeit, seines Genies stören und ablenken.

Daß unter den Gedanken eines jungen Genies — namentlich unter denen, die ihm selbst nicht wichtig scheinen — neben den nichtigen solche von Tiefe und Bedeutung sein werden, die, wenn auch vielleicht nicht über seine Gegenwart, doch möglicherweise etwas über seine Zukunft aussagen, ist selbstverständlich; aber sie könnten erst in dem Späteren, der auf der abgebrochenen Jugend fußen sollte, ganz verstanden werden und stehen nun unverbunden im Raum, wenn der Spätere nicht da ist, nicht geworden ist.

Der Schatten, die Vorform eines nicht zum Dasein gekommenen großen Dichters, den wir nicht kennen, ein unendlich begabter, aber vom Gedanken zersetzter, irregeführter, in unwirklicher gefährlicher Gefühlsschwelgerei vom Gehirn her fast ertränkter und doch schöner, liebenswerter Jüngling ist es, von dem ich spreche: Novalis! Der junge Romantiker Friedrich von Hardenberg!

Novalis gehört zu den Junggestorbenen der Dichtung, denen um ihres frühen Todes willen ewige Jugend geschenkt ist, die nicht altern, die mehr Gestalten als Gestalter sind und darum mehr geliebt als bewundert werden. Und er ist, wenn wir nicht über die Grenzscheide des dreißigsten Jahres hinwegsehen, denn es stehen im nächsten Jahrzehnt freilich größere Frühverblichene, der Bedeutendste ihrer, überragt die anderen Dichterjünglinge, die in seinem Lebensalter hinschieden, die Körner, Strachwitz, Hauff, auch die dieser Familie, die der Tod vergaß und die über ihre vorbestimmte letzte Stunde hinweglebten in ein unfruchtbares Mannes- und Greisenalter.

So sicher das ganze Sein und das ganze, schon das früheste Schaffen Goethes auf eine hohe Zahl von Jahren, auf den Gipfel einer Lebenspyramide zuläuft, wenn es auch oft nahe am Tod vorüberzugehen gezwungen war — so unverkennbar ist die Dichtung des Novalis einem jungen Sterben entgegengewendet, wenn auch oft in ihr wie im Alltag des Dichters ein unvernünftiger Sonnenglanz aufbricht und heitere Dauer zu verheißen scheint. Novalis brauchte die lichte

Täuschung dieses Sonnenglanzes, dieser freundlichen Frühlings- und Sonnenwärme, um die Blüten hervorzulocken, die wenigen Früchte zu reifen, die ihm zu tragen bestimmt war; brauchte Licht und Wärme, um so weit an das Leben glauben zu können, daß es sich ihm vertrauend und arglos wie einem Geliebten entschleierte.

Diese Zweiheit werden wir immer in seiner Dichtung finden: den Tod und eine von ihm fast unberührte, doch vielleicht unirdische Lebensheiterkeit, Lebenslichtheit; eine Zweiheit, die manchmal wie Bild- und Wappenseite einer Münze getrennt scheint, nebeneinander da zu sein scheint, um nie zusammenzukommen — manchmal seltsam ineinander übergeht, so wie in einer Windnacht aus Sommer Herbst wird. Dies ist beispielsweise der Übergang vom ersten zum zweiten Teil des Novalisschen Romans „Heinrich von Ofterdingen".

Ich muß Bilder gebrauchen: mit dem Tode, wie mit einer Zauberlampe, leuchtet Novalis über das Dasein hin und beginnt im Schein dieses magischen Lichtspenders zu verstehen, zu sehen, was jedem Auge dunkel bleiben muß, das durch die Gefühlsübereinkunft irgendwelcher Sicherheit, Dauer, Berechenbarkeit, Bestimmbarkeit des Lebens getäuscht und geblendet ist.

Nur wer sich mit dem Tode (richtiger eigentlich: mit einer unklaren, phantastischen, als Schauer gefühlten Vorstellung des Todes) in die irdischen Dinge hineinleuchtete, hat das Werk des Novalis schreiben können. Der, welcher diese Verse der Abendmahlshymne dichtete:

Wer hat des irdischen Leibes
hohen Sinn erraten?
Wer kann sagen,
daß er das Blut versteht?

Einst ist alles Leib,
ein Leib,
in himmlischem Blute
schwimmt das selige Paar. —

O! daß das Weltmeer
schon errötete
und in duftiges Fleisch
aufquölle der Fels —

Allein der, der nicht nur, wie wir alle, weiß, sondern fühlt, erschauernd und schon davon ergriffen fühlt, daß Leib wie Blut Staub werden — aber innerlich dabei gewiß ist, daß sie doch in Ewigkeit etwas anderes sind als Staub! Ein Dichter, der nicht Prediger der Vergänglichkeit, Sänger des Lebens als des zu Asche Zerfallenden, Verwesenden ist, sondern der noch in der Asche Herzen schlagen, Blut umlaufen, Nerven zittern sieht. Der Dichter, der die Fülle seiner Sinnlichkeit so sicher und bereit aus dem Tode schöpft, wie der Mönch des Mittelalters aus dem ständigen Gedanken an den Tod Weltflucht und Askese schöpfte — und eine so entkörperte, geläuterte, vergeistigte, zu letzten Verzückungen gesteigerte Sinnlichkeit, die süßer, unschuldiger und gleichzeitig verbrecherischer ist als alle irdisch-

fleischlichen Laster; die, möchte ich sagen, den Geschlechtstrieb in ein Begehren zu Tod und Kosmos umwendet. Novalis wirft sich einmal ausdrücklich, sogar bei dem Denken an seine verstorbene Braut, die Lüsternheit seiner Gedanken vor! Ich glaube, er hat nichts Charakteristischeres über sich selbst je gesagt.

Ich muß wieder Bilder gebrauchen: den Tod umrankt bei Novalis das Leben so, wie der Efeu die starren, entseelten Mauern einer Ruine umrankt, daß sie als Hervorbringer und Träger des grünen Laubkleides erscheinen, daß sie fast selbst in der Blätterfülle mit zu atmen scheinen. So ist der Tod bei Novalis Träger der geheimnisvollen Kräfte des lebendigen Daseins: „Verbindung, die auf den Tod geschlossen ist, ist eine Hochzeit, die uns eine Genossin für die Nacht gibt, im Tode ist die Liebe am süßesten; für den Liebenden ist der Tod eine Brautnacht, ein Geheimnis süßer Mysterien." An einer anderen Stelle nennt Novalis einen gestorbenen Menschen einen „in absoluten Geheimnis-Zustand erhobenen Menschen".

Mit diesen Bildern, diesen Sätzen ist schon gegeben, welchem Zeitalter der Dichtung Novalis angehört; ist geistig gesagt, was bekannte geschichtliche Tatsache ist: daß Novalis — mit den Schlegel, Tieck und in Beziehung zu Fichte, Schleiermacher, Schelling — Romantiker ist; der zarteste vielleicht und die reinste dichterische Begabung unter den Dichtern der älteren Romantik und auch zugleich einer der am weitesten ausgreifenden von ihnen, bei all seiner Kindlichkeit; ein Erahner ferner Vollendungen in äußerlich Unvollendetem, ein Fragmentist, fast selbst ein Fragment.

Für den Eindruck, den die Menschen um ihn empfingen, führe ich an Friedrich Schlegel (in der Frühzeit ihrer Bekanntschaft): „Ein sehr junger Mensch von schlanker guter Bildung, sehr feinem Gesicht mit schwarzen Augen und herrlichem Ausdruck, wenn er mit Feuer von etwas Schönem spricht — die schnellste Fassungskraft und Empfänglichkeit. Das Studium der Philosophie hat ihm üppige Leichtigkeit gegeben, schöne philosophische Gedanken zu bilden; er geht nicht auf das Wahre, sondern auf das Schöne; mit wildem Feuer trug er mir einen der ersten Abende seine Meinung vor, es sei gar nichts Böses in der Welt, alles nahe sich wieder dem goldenen Zeitalter. Nie sah ich so die Heiterkeit der Jugend."

Ludwig Tieck: „Ohne Eitelkeit, gelehrten Hochmut, entfremdet jeder Affektation und Heuchelei, war er ein echter, wahrer Mensch, die reinste und lieblichste Verkörperung eines hohen, unsterblichen Geistes."

Physiker J. W. Ritter: „— ein Mann, der äußerlich äußerst unbedeutend aussehen konnte, aber kaum noch zu sprechen anfangen durfte, um jedem gleich wie ein uralter Bekannter zu erscheinen."

Heinrich Steffens in seiner Selbstbiographie: daß wenige Menschen ihm für sein ganzes Leben einen so tiefen Eindruck hinterlassen, daß den Gesang seines Lebens wie eine akkompagnierende Musik begleitet habe, was er von Novalis einst vernommen und mit ihm erlebt.

Das Werk des Novalis ist Gedankenlyrik und Gedankenprosa: Hymnen, geistliche Gedichte, Lieder; ein Romanfragment „Heinrich von Ofterdingen", aus dem die blaue Blume der Romantik erblühte; das Bruchstück einer natur- und kulturphilosophischen Pseudo-Erzählung, Halberzählung, in die ein Märchen eingesprengt ist; ein bemerkenswerter Aufsatz über Katholizismus und Protestantismus; eine Handvoll „Fragmente": Skizzen, Ideen, Gedanken, Einfälle und Eindrücke, alle abstrakter bildloser Natur, gelegentlich auch nur Worte, von jugendlicher, teils angelesener, teils abseits der Wirklichkeit zusammengedachter Philosophie getragen. Sie haben den Charakter von Tagebuchaufzeichnungen, die im Augenblick des Einfalls niedergeschrieben sind; flüchtig niedergeschrieben aber doch im Geiste gleich zum Gesamtgedankenbilde, das sich in Hardenbergs Persönlichkeit geformt hat, durch die Art des Ausdrucks in Beziehung gesetzt.

Das Nichtvergängliche von dem, was er schrieb, sind lyrisch seine „Hymnen an die Nacht", die beiden schönsten seiner geistlichen Gedichte „Wenn ich Ihn nur habe" und „Wenn alle untreu werden" und das zweite der „Marienlieder": „Ich sehe dich in tausend Bildern" — weniger schon aus den „Lehrlingen zu Sais" das anmutige Märchen „Hyazinth und Rosenblüt".

Aber auch das übrige seiner Schriften hat immer begeisterte oder tief versenkte Leser gefunden; nicht so sehr Leser des Werkes, sondern Leser des Dichters, nicht des „Heinrich von Ofterdingen", sondern des Novalis. Vor allem auch religiös grübelnde Leser, für welche die um die Glaubensfragen mit einer Art von Fledermausflug herumflatternden Gedanken des noch weltfremden Jünglings Wirklichkeit besitzen.

Wir haben gemeinhin und so auch in den oben angeführten Gedichten und dem Märchen des Novalis spürbar die Zweiheit von Werk und Dichter. Wir versenken uns zunächst in das Werk, die gewordene Gestaltung, hinter der der Dichter erst sich birgt und langsam, langsam, oft nur schattenhaft, oft leibhaft deutlich hervorkommt —

— aber nicht: hervorkommt! Bei Novalis ist das Werk ein Schleier, der die Seele des Dichters dadurch sichtbar macht, daß sie im Faltenspiel des Schleiers magisch, wie von den Toten heraufbeschworen, vielleicht vorgetäuscht, erscheint. Oder: innerhalb von dessen farbigem, figurenvollem Gewebe sie sich zusammensetzt, indem alle Einzelformen, Einzelsinne, Bilder, Gedanken ihren Inhalt, ihr Leben, ihr Licht abgeben an eine aus ihnen seltsam zusammenfließende Gestalt.

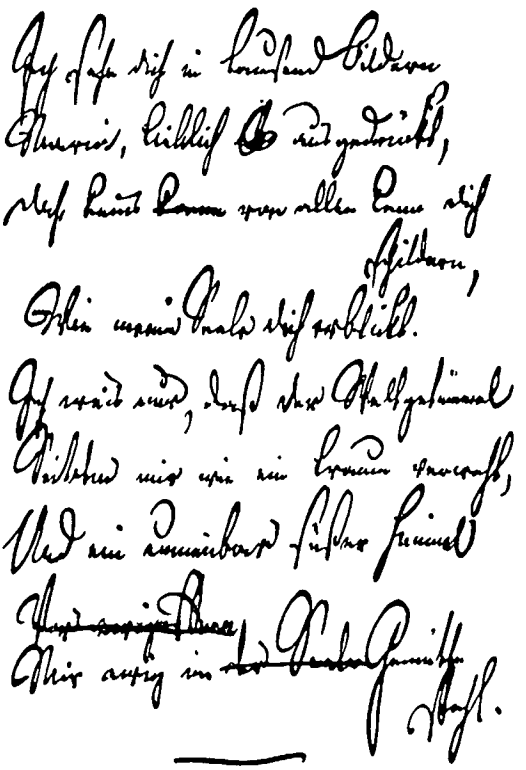
Sie ist es, die wir finden, umschleiert durch die Werke, sichtbar werdend durch die Werke. Aber die Werke scheinen als nichtig und fremd ausgelöscht zu sein, sobald wir das geistige Auge der dahinter dämmernden Dichterseele erst einmal entdeckt haben und festhalten.

Wie die Werke des Novalis nur schwindende Hüllen einer Seele sind, die weggleiten vor dem Bleibenden, so erweckt das äußere Leben des Novalis mehr als

das anderer Dichter, anderer Menſchen den Eindruck, als habe es nur kurze Zeit, wie die Gießform die Glocke, ein Unſterbliches eingeſchloſſen, um ihm für irdiſche Augen eine ſichtbare Geſtalt zu geben, und werde raſch zerſchlagen, ſobald dies gelungen.

Im Unwichtigen zeitgebunden, im Wichtigen zeitlos, wie alle Leben, von denen es ſich hundert Jahre ſpäter noch zu ſprechen lohnt, fällt des Novalis Leben in die Jahre von 1772 bis 1801.

Friedrich von Hardenberg iſt am 2. Mai 1772 auf dem väterlichen Gute Oberwiederſtedt in der Grafſchaft Mansfeld geboren. Er entſtammt der zweiten Ehe ſeines Vaters Erasmus von Hardenberg, der Gutsherr und ſpäter Salinendirektor in Weißenfels war, eines frommen, herrnhutiſch geſinnten Mannes, mit Auguſte Bernhardine von Bölzig, einer als liebevoll und zartfühlend geſchilderten Mutter.



Das kleine Marienlied, in der Handſchrift von Novalis

Ich ſehe dich in tauſend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt,
doch keins von allen kann dich ſchildern.
wie meine Seele dich erblickt.
Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
ſeitdem mir wie ein Traum verweht
und ein unnennbar ſüßer Himmel
mir ewig im Gemüte ſteht.

Die Familie war kinderreich, doch ſchon von geſchwächter Lebenskraft, in der Generation des Dichters von Schwindſucht heimgeſucht, allmählich faſt ausgerottet.

Dies iſt die Umwelt des Novalis, des Menſchen wie des Dichters: Adel, Leben auf dem Lande, Bergbau, ſektiereriſches ſtrenges Chriſtentum, die wohl etwas eindringlichere, wenn auch engere Bildung, als ſie heute gemeinhin in ländlichen Adelshäuſern herrſcht, die von Unglück, Krankheit, Tod oft heimgeſuchte große Familie.

Es iſt überliefert, daß der junge Friedrich von Hardenberg bis zu ſeinem neunten Jahre keinerlei höhere Begabung gezeigt habe, daß ſie aber nach der Geneſung von einer ſchweren Erkrankung deutlich zutage getreten ſei.

Man darf bei einer ſo außerordentlich frühreifen und lange noch abſtrakten Seele in der Dumpfheit der erſten neun Entwicklungsjahre vielleicht ein Schutz-

mittel der Natur sehen, die zarte Pflanze dieses Dichtertums im Aufgehen zurückzuhalten, um sie ein wenig länger bewahren zu können.

Der eigentlichen Kinderzeit folgte ein Aufenthalt des Schülers in Locklum bei Braunschweig, wo sein Oheim, der Landkomtur Friedrich Wilhelm von Hardenberg — ein Junggeselle und großer Herr, der seinen Neffen gern in einer bedeutenden Laufbahn äußere Ehren und Erfolge hätte erreichen sehen — seinen Sitz hatte.

Für den angehenden Dichter und Sinner — dessen Hang zu einer gedanklich gefärbten Schwärmerei und zu einem sinnlich durchglühten, mit religiösen Vorstellungen beschäftigten, wenig von der Wirklichkeit beeinflußten Denken früh erwacht zu sein scheint — wurde das vornehme Herrschaftshaus des Komturs erzieherisch wichtig und fruchtbar vor allem durch die reichhaltige Bücherei, in der sich der Neffe denn offenbar auch fleißig umgesehen hat.

Vielleicht ist dies, vielleicht aber auch die freilich in so frühen Jahren nicht unbedenkliche stete Berührung mit der großen Welt, die auf dem gastfreien Herrensitz des vornehmen Hagestolzes verkehrte und eben nicht durch eine Hausfrau geleitet und von dem jungen Menschen entsprechend getrennt gehalten wurde, der Grund, weshalb der fromme, auch etwas eigensinnige Vater Erasmus von Hardenberg den Sohn 1789 wieder aus der Obhut des Onkels fortnahm und ihn noch für ein Jahr auf das Gymnasium zu Eisleben schickte.

Der junge Dichter war offenbar durch den vorangegangenen häuslichen Unterricht tüchtig vorbereitet. Dafür spricht nicht nur, daß er nach einem Jahre in Eisleben sich als Student in Jena einschreiben lassen konnte, sondern auch ein erhaltenes Gedicht an seinen Gymnasialrektor Jani, dem er Übersetzungen aus Theokrit überschickt. Es gemahnt im gewandten Zeitstil ein wenig an Höltys Ton. Andere Gedichte sind an Bürger gerichtet, der im Mai 1789 eine in Weißenfels lebende Schwester besuchte und den Novalis damals kennengelernt haben muß.

Der Einfluß der Hainbündler verblaßt bald vor dem gewaltigen Enthusiasmus in des Hörers Novalis Brust für Schiller, seinen Lehrer in Jena, wo Hardenberg 1790 die Universität bezieht, und nicht viel später vor der gegenseitigen geistigen Befruchtung durch die Mitglieder der älteren romantischen Schule, mit denen er in nahe freundschaftliche Beziehungen tritt, Männer seines Alters oder ein wenig älter: die Brüder Schlegel und Tieck vor allem, auch die zu dem Kreise gehörenden Frauen. Es ist fraglich, ob dieser Kreis für einen zum Spinnen von unwirklichen Geweben aus abstrakten, willkürlichen, nur im Hirn geborenen Gedanken neigenden Jüngling ein großer Segen war. Ein erdfestes Gegengewicht gegen die Verschwommenheiten der Romantiker war freilich das Studium des Bergwesens in Freiberg, wo Novalis unter dem Einfluß des bedeutenden Geologen Werner stand.

Über die Romantiker, die ja in ihrem Prosaschaffen alle vom „Wilhelm Meister" bestimmt und geleitet wurden, wird dann in dem so ungleich-

artigen Adepten der Einfluß des wahren Zaubermeisters seiner Kunst, Goethes, wirksam.

Mehr aber als durch die literarischen Beziehungen und Freundschaften wurde des Novalis Dichtung, wurde vor allem sein Leben und sein Tod durch die Liebe bestimmt — neben der alles andere in seinem Dasein und Denken an Entscheidungskraft verliert und unwichtig wird. Durch die Liebe — oder durch das seltsame, schwärmerische, sinnlich-religiöse, abstrakte, wenn auch zugleich mystische Gedanken- und Gefühlsgebilde, das die Liebe für Friedrich von Hardenberg war oder doch zumindest wurde, als er die ganz junge Sophie von Kühn kennenlernte.

Nicht mit Unrecht galt Friedrich in der Familie, bei seinen Brüdern vorher als ein Liebesheld, als ein ewig Verliebter. Sie nannten ihn „Fritz, den Flatterer", und als er sich mit Sophie von Kühn verlobt hatte, schreibt der eine seiner Brüder an den anderen: „Ich möchte das Zetergeschrei nicht hören, wenn alle die Mädchen, denen Fritz in seinem Leben einmal die Cour gemacht hat, darüber, daß er nicht sie, sondern die Sophie heiraten will, Klagelieder anstimmen wollten! Weimar und Jena, Weißenfels und Erfurt, Wittenberg und Leipzig müßten mit Donner und Blitz, Wolkenbrüchen und Erdbeben untergehen."

Es gewinnt manchmal den Anschein, als ob die bis in die letzte Faser romantische Liebesgeschichte dieser Verlobung Friedrichs von Hardenberg mit Sophie von Kühn — die noch ein kaum dreizehnjähriges Kind war — die fühlenden Herzen seines Zeitalters mehr beschäftigt habe als die Dichtung des Novalis, ihm mehr Anteilnahme gesichert habe als sein Werk — und in Verbindung mit dem Werk besonders die im Gedächtnis bleibende Gestalt des seelenschönen, liebenswerten Jünglings entstehen ließ.

Reine Kindlichkeit und natürliche Anmut bei frühreifem Geist, Brautschaft und jäher Tod, ehe die eben Fünfzehnjährige noch recht zur Jungfrau erblüht ist, fast körperliches Weiterwirken im künftigen Dasein ihres Verlobten, des Dichters, der einen Kultus mit dem Grabe des Mädchens treibt und sich vornimmt, ihr nachzusterben — wo war eine romantischere Geschichte, die noch dazu Wirklichkeit, nicht Buch war, zu finden? Novalis lebte mit der vergötterten Toten und fühlte sich bei ihr im Jenseits der Abgeschiedenen heimatlicher als auf Erden. Er übersteigerte sein Gefühl für die Verblichene schließlich so, daß er (auf einem Tagebuchblatt) sagen konnte: „Ich habe zu Sophie Religion, nicht Liebe. Absolute Liebe, vom Herzen unabhängig, auf Glauben gegründet, ist Religion."

Der Zweiundzwanzigjährige, welcher sich in die Zwölfjährige verliebt, der Fünfundzwanzigjährige, welcher der nach einem Brautstandsjahr Hingeschiedenen nachzusterben beschließt — ohne Gewaltsamkeit, ohne jähen, vernichtenden Schmerz, nur durch stete, stille, sanft trauernde Verbindung mit der Toten, durch Liebe und Willen zur Wiedervereinigung — das ist das Epigramm, wenn ich so sagen darf, in dem Novalis fortlebt. Daß er nichts mehr zu ersinnen, zu

dichten, zu träumen vermochte, worin diese Verhältnisse nicht ausgedrückt, angedeutet oder wenigstens an sie gedacht war, ist gewiß.

Immer wieder wird man im „Heinrich von Ofterdingen" daran erinnert. Und es ist wohl dies überwirkliche Erlebnis mitsamt der abstrakt-phantastischen Anlage im Geist des Dichters schuld daran, daß ihm nun alles so überwirklich, so fremd dem harmlos-lebendigen Leben, so jenseitig gerät. Allegorische Träume, symbolische Märchen, eingestreut in eine Erzählung voller tiefsinniger Gespräche, die verfließende, umrißlose Gestalten miteinander führen! Ja, die Gestalten gehen geradezu ineinander über, teilen und summieren sich, wofür sich Novalis eine seltsame Theorie verfertigt hat; er nennt sie „synthetische Personen" und erzählt von ihnen: „Eine echt synthetische Person ist eine Person, die mehrere Personen zugleich ist, ein Genius. Jede Person ist der Keim zu einem unendlichen Genius. Sie vermag, in mehrere Personen geteilt, doch auch eine zu sein. Die echte Analyse der Person als solche bringt Personen hervor; die Person kann nur in Personen sich vereinzeln, sich zerteilen und zersetzen. Eine Person ist eine Harmonie, keine Mischung, keine Bewegung, keine Substanz wie die Seele."

Geistig ist der feste Erdboden, auf dem auch die freieste, entkörperteste, phantastischeste Dichtung stehen muß, hier willkürlich verlassen.

Und nun spielte das Schicksal das Leben des Novalis mit einer leisen, lächelnden Tragik, mit einer romantischen Ironie gerade dann zu Ende, als es noch einmal zu grünen und zu blühen anhub.

Die „schöne, freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens" hat eine Macht, die aus Verführung und Vergessenheit gewoben ist. Der ohne Gewaltsamkeit seiner Sophie nachsterben wollte und sich ständig auf dem nur weiten, nur langsamen Wege zu ihr empfand, hatte sich längst an diesen seelen- und lebensvollen innigen Tod, dem er zuwanderte, so gewöhnt, daß der Tod wie Leben aussah und unbeschleunigt sich durch einige Jahre hinzog. Ja, Novalis, dessen Liebe, wie wir sahen, zur Religion geworden war, hatte den Willen auf seinen eigenen Nachtod in der weiterlaufenden Zeit entspannt und selbst wohl nicht mehr daran gedacht, daß er sich bald erfüllen könne und müsse.

Er sah sich über einen Zeitpunkt weiterleben, zu dem er mit seinem seelisch bewirkten — nur seelisch bewirkten! — Ende gerechnet haben mochte, und nahm das Dasein noch einmal wie ein neues hin. Denn das ist das Gesetz alles Lebens!

Der auf die Dreißig Zugehende fühlt das Bedürfnis nach einer Häuslichkeit, nach Anlehnung, nach Liebe, und ohne vor sich selbst seiner Sophie treulos zu werden, verlobt er sich mit Julie von Charpentier, der Tochter des Bergrats Toussaint von Charpentier, die er durch seinen erwählten äußeren Beruf eines Bergbaubeamten kennengelernt hatte. Er erstrebt, um für sich, seine künftige Frau und künftige Familie den Unterhalt zu sichern, neben seiner Tätigkeit als Salinenassessor in Weißenfels noch die Stellung eines Amtshauptmanns in Thüringen, reist 1800 zur Bewerbung um diesen Posten nach Dresden und kehrt

mit den besten Erfolgsaussichten — todkrank zurück. Ein Blutsturz ließ keinen Zweifel an der bisher unbemerkt gebliebenen schweren Erkrankung des jungen Mannes, der eben den Bug seines Schiffleins noch einmal dem weiten Meere des Lebens zudrehen wollte.

Das Tragische, daß der Tod, den Friedrich von Hardenberg nach dem Hinscheiden Sophiens herbeigesehnt, ja mit den Mitteln innigen Wünschens und eindringlichen Vorstellens anzuziehen unternommen hatte, jetzt erst kam, als Hardenberg den Wunsch vergessen und noch einmal zu leben begonnen hatte, würde noch epigrammatischer erscheinen, wenn nicht die Kränklichkeit der Familie — von elf Kindern hat nur ein einziges die Mutter überlebt — auch ohne solche verstiegenen lebensfremden Ideen, wie es das beabsichtigte „Nachsterben" war, jeden Hardenbergschen Sprossen mit frühem Tode bedroht hätte, was Tieck schon mit den Worten feststellt: „— wenn es nicht überall schon sein bestimmtes Schicksal war, uns so früh entrissen zu werden".

Vielleicht ist die Absicht des Dichters, Sophien nachzusterben, sogar als ein aus kränklicher Veranlagung heraufgedämmertes dunkles Ahnen frühen Todes anzusehen, als ein Wissen, das sich in Wunsch und Sehnsucht nur verkleidet hatte.

Wie bei Schwindsüchtigen oft, nahm Friedrichs eigene Hoffnung auf Genesung, je näher ihm die Sterbestunde rückte, zu. Er dachte an künftige Arbeit, wollte den „Heinrich von Ofterdingen" ganz neu schreiben, und sagte kurz vor seinem am 25. März 1801 in Weißenfels erfolgten sanften Tode: „Jetzt habe ich erst erfahren, was Poesie ist, unzählige und ganz andere Lieder und Gedichte, als die ich bisher geschrieben habe, sind in mir aufgegangen."

War er sterbend des großen Dichters gewahr geworden, als dessen Vortraum er sein kurzes Erdendasein gelebt hatte? „Der Imperator", der er bei längerem Leben nach einem Goethe zugeschriebenen Wort hätte werden können, der „die poetische Literatur beherrscht hätte", ist nicht ins Dasein getreten.

Aber eine Art kleiner, stiller jenseitiger Wirkung ging nach seinem Tode von ihm aus, mit der er, so schlicht sie war, unvergänglich lebendig in der Mitte seines Wesens vor uns steht: er tröstete die über sein Sterben kummervolle Mutter tief mit seinen Glaubensliedern.

Erzherzog Carl

1771—1847

Von

Friedrich von Rabenau

Das Leben des Erzherzogs Carl wäre tragisch, wenn es genügend dramatische Spannung mit ausgesprochener Krisis und Peripetie hätte. So aber war es ein wenig erzherzoglich. Irgendwo brach es ab, ohne erst eigentlich dramatisch geworden zu sein. Als 1813 Deutschland siegte, war er nicht dabei, der für Österreich so viel geleistet und doch die Niederlagen der Habsburgischen Hausmacht nicht abzuwehren vermocht hatte. Das Schicksal schob ihn zu früh in die Kulisse, nachdem es ihn vielleicht auch zu früh auf die weltgeschichtliche Bühne gestellt hatte. Als man ihn 1796 zum Reichsfeldmarschall berief, war er ganze fünfundzwanzig Jahre alt. Es wurde Leistung verlangt eigentlich vor der Reife. Das Bild, das sich Kaiser Franz vom Bruder Carl machte, mußte aber doch wohl so sein, daß er in ihm Möglichkeiten sah, das Ruhende zu bewegen. Möglichkeiten, nicht mehr.

In seiner Jugend, die Carl in Florenz bei den Eltern, Großherzog Leopold und der spanischen Königstochter Maria Ludovica verlebt, ist er bildhübsch, vielleicht nicht groß genug, um körperlich zu imponieren, aber kräftig. Die der Familie eigentümliche Unterlippe wirkt bei ihm nicht einmal unschön. Er ist wohl etwas behindert durch ein körperliches Leiden, sagen wir einmal eine Neigung zu Ohnmachten. Dem geistig ungemein regsamen jungen Prinzen gibt diese Hemmung einen Zusatz von gelegentlicher Unstetigkeit in der Arbeit. An der Größe der Aufgabe hat sich das später gewandelt. Zur Stunde seiner ersten Berufung mag aber dem Kaiser allzu große Energie nicht einmal nützlich erschienen sein. Zu scharfen revolutionären Neuerungen war die Zeit nicht bereit. Auch Scharnhorst hat seine Reformen behutsam begonnen.

Ein klarer, tatenfroher, ein feiner, reiner Charakter ist Erzherzog Carl, ein furchtloser, oft lebensprühender Mensch; manchmal, unvermittelt weltvergessen träumerisch. Geliebt vor allem von der Tante Marie-Christine von Sachsen-Teschen. Sie, die als eine zweite Mutter die tiefe Sehnsucht des Knaben nach Liebe erfüllte, schrieb einst, das Glück leuchte von Carls reizendem Gesicht und aus seinen etwas schmachtenden Augen. Sie prophezeite schlecht. Das Glück hat Carl nicht verwöhnt.

Soldat war er von Natur. Angeborene Neigung wurde durch den Erzieher Manfredini gefördert und, wie er mit siebzehn Jahren selbst schreibt, „zu einer ordentlichen Leidenschaft für das militärische Metier" gesteigert. In Wien war dann weiter Gelegenheit, zu lernen: in Sitzungen des Hofkriegsrates, worüber

diese Institution später keine Freude haben wird; auf Reisen, von denen er nach Ansicht der Tante etwas Tadelsucht und revolutionäres Ungestüm mitbringt; in Staatsverhandlungen mit Preußen und England, wo die Prinzen zuhören durften; in Sitzungen der böhmischen und ungarischen Kriegskanzlei. Recht interessant wurden diese Verhandlungen 1791, als die Flucht Ludwigs XVI. mißlungen war. Europa schien dazu Stellung nehmen zu müssen.

Carl verlebt trotzdem 1791/92 einen glücklichen Winter bei der Tante Christine in Belgien. Keine schlechte Schule: Frankreich ist nahe, und ein klarer Blick erkennt, was an Althergebrachtem Vernichtung verdient und was nicht. Belgien ist in voller Verfassungsgärung. Da meint Carl, „der beste parti sei, den eigenen Weg beständig zu gehen" — eine vortreffliche Ansicht, zumal mit zwanzig Jahren.

Der 1. März 1792 änderte die ganze Lage. Leopold II. starb, Erzherzog Carls Bruder Franz folgte auf dem Thron, genau an dem Tage, an dem der Gesetzgebenden Versammlung in Paris eine Note überreicht wurde, daß Preußen und Österreich französische Truppen auf deutschem Gebiet als Kriegserklärung ansehen wollten. Der belgische Verfassungsstreit läßt Carl als Boten nach Wien reisen. Er vermerkt „geringes Fassungsvermögen" leitender Männer und „krasse Ignoranz in der Staatskanzlei"; dazu der greise „Fürst Kaunitz, der nicht immer liest, was er unterschreibt", und das in Tagen, in denen die Gironde mit seltener politischer Naivität der Welt den Krieg erklärte. Freilich, daß da drüben in Frankreich echte Revolution war, erkannte dies Europa kaum. Man wird einen Erziehungsspaziergang nach Paris machen, und alles wird gut sein. Preußen und Österreich sind also von vornherein nur mit halbem Herzen dabei. Der Vormarsch geht bis Valmy. Dort weicht der berühmte Feldherr, der Herzog von Braunschweig, der Entscheidungsschlacht aus. Was hätte Goethe erst gesagt, wenn hier ein entscheidender antirevolutionärer Sieg, der mit Händen zu greifen war, nicht vertan worden wäre. Bei Valmy nimmt die Feldherrnkunst des achtzehnten Jahrhunderts Abschied von der Geschichte wie ein alter Mann, der Jugend vortäuscht.

Erzherzog Carl ist zunächst beim Onkel, kommt zum erstenmal ins Gefecht, sieht viel, führt aber nicht. Er sieht auch den elenden Zustand österreichischer Truppen. Den großen Krieg lernt er nicht kennen. Was er lernt, ist die Erkenntnis, wie man es nicht machen soll. Es geht ihm wie Kronprinz Friedrich 1734 am Rhein unter dem alt gewordenen Prinzen Eugen.

Die Republik Frankreich beginnt, den Königstraum Ludwigs XIV., den Traum vom Rhein, wahrzumachen. Ende 1792 ist Belgien verloren. Der in die Niederlande zurückgekehrte Erzherzog Carl erlebt das mit; erlebt, daß eine Katastrophe nur durch die Fehler vermieden wird, die Dumouriez macht. Alsdann geht man in die rettenden Winterquartiere. Der Erzherzog geht noch etwas weiter. Er amüsiert sich in Münster. Der Onkel und die Tante billigen das nicht. Carl entschuldigt sich, man hätte ihn gegen seinen Willen von der Armee fortgeschickt. Aber

das ist eben das Merkwürdige, daß er sich fortschicken läßt. Das Jahr 1793 fängt weniger amüsant an. In Frankreich richtet man den König hin, und kurz darauf tritt England einer Koalition bei, welche die russische Autokratin aus Anhalt-Zerbst nur als Tarnung für ihre West-Absichten ansieht und der der König von Preußen infolge seiner Ost-Absichten nur höchst ungern angehört.

Im März 1793 wagen die Verbündeten den Angriff. Was man so Angriff nennt. Carl darf beim Prinzen von Koburg die Vorhut führen, holt sich mit persönlicher Bravour und taktischem Geschick bei Aldenhoven und Neerwinden die ersten verdienten Lorbeeren. Alsdann bemächtigt sich die Politik des jungen Prinzen. Onkel und Tante, die etwas zu hastig aus Brüssel abgereist waren, konnten nicht gut dorthin zurückgehen. Daß man Brüssel überhaupt wieder hatte, war zum Teil das Verdienst Carls. Dies und ein alter Wunsch Marie-Christines genügte, ihn zum Generalgouverneur der Niederlande zu machen. Solche Aufgabe ging über das hinaus, was Carl an Erfahrungen besitzen konnte. Seine Ernennung war nichts viel anderes als eine Verlegenheitsaushilfe, die nicht zur Folge haben sollte, ihm auch die militärische Verteidigung Belgiens zu übertragen. Aber er darf ein Korps führen. Das geht bei Landrecies gut, bei Tourcoing durch einen Schwächeanfall Carls nicht so gut. Der imposante Vernichtungsplan Macks geht aber ohnedies über das Vermögen der Truppe. Als schlimmstes Ergebnis dieses Jahres bucht Carl die Auflösung des inneren Wertes der Armee. Das wollte schon etwas heißen, denn dieser innere Wert, der soldatische Geist, die Bravour, ist im österreichischen Heere niemals schlecht gewesen.

Das Jahr 1794 endet mit dem Verlust der Niederlande. Da er endgültig ist, ist es auch mit dem Statthaltertraum aus, und leider auch für Österreich aus mit den finanziellen Hilfen dieser reichen Provinzen. Vom Bisherigen einigermaßen enttäuscht, bringt Carl das Jahr 1795 in Wien mit der Wiederherstellung seiner Gesundheit und seiner eigenen Finanzen zu. Es ist, als ob das Schicksal ihm eine Atempause gegönnt hat, bevor es plötzlich Ernst, bonapartischer Ernst wird. Man hat für 1796 einen schönen Kriegsplan, von Thuguts und Hofkriegsrats Gnaden: Festungen belagern, statt Heere zu schlagen; nie das Schlimmste, immer das Günstigste voraussetzen. Napoleon, cet homme du destin, als Gegner wird allerdings für keine Armee günstig sein. Leider hat man selbst keinen Feldherrn. Clerfayt ist mit den Vorereignissen belastet. Wurmser ist gewiß nicht ohne Größe, aber ohne Glück, auch nicht mehr jung und recht schwerhörig, genug, man will ihn nicht, und der Feldmarschall Lacy, klug, geschult, aber alt, zudem ein ewiger Kunktator, will wohl selbst nicht mehr.

Der Kaiser ernennt also den Erzherzog Carl zum Befehlshaber der Hauptarmee und zum Reichsfeldmarschall. Vor Jahresfrist wäre das nicht gegangen, „on trouvait qu'il critique trop les arrangements". Was jetzt für ihn ausschlaggebend spricht, bleibt unklar. Aber es spricht auch niemand gegen ihn, nicht einmal Thugut. Das genügt in dieser seltsamen Zeit: Carl wird mit fünfundzwanzig

Jahren Marschall. Dieser Erzherzog muß entweder von unbegrenztem Ehrgeiz besessen oder ein unerhörtes Genie sein und hat doch das eine nicht bewiesen und das andere noch gar nicht beweisen können.

Allerdings, ein genialer Funke war da. Den abwegigen Feldzugsplan wollte er ändern mit dem Blick des geborenen Führers. Das war unerwünscht. Den Bruder des Kaisers wollte man im Kommando dulden, aber nicht einen selbständigen Feldherrn. Bisher sagte man dem kleinen Erzherzog „modestie" bis zur „fausseté" nach. So bescheiden war dieser nun aber keineswegs. Dann wird man ihn in bestimmte Bahnen zwingen. Ein Feldmarschall kann in solcher Lage mit Rücktritt drohen, der Bruder des Kaisers nicht. Das Recht der letzten persönlichen Konsequenz besitzt ein Erzherzog zunächst nicht. Freilich, später hat er sich dies Recht kraft eigener Leistung genommen. Als er im April 1796 zur Niederrhein-Armee abgeht, hat er die unsinnige Instruktion mit, „die feindlichen Armeen eine nach der anderen zu schlagen und dann Landau zu belagern". Ein sonderbares Kriegsziel, diese Belagerung. Carl will das vernünftige Grundprinzip wenigstens retten: Offensive, bevor der Feind seine Kräfte beisammen hat.

Die Armee ist mindestens nicht mehr gut. Dabei sind Erfolge dringend nötig. Denn in Italien siegt General Bonaparte. Es wird klar, daß durch die Wucht der einen Persönlichkeit Italien zum Hauptkriegsschauplatz geworden ist, wodurch der bedeutendste österreichische General unvermutet an der falschen Stelle steht. Der Kampf um den Rhein wird am Po und an der Etsch entschieden. Carl muß Kräfte abgeben und kann nur noch den Gegner aufhalten. Das geschieht nach geschickten Vorkämpfen Mitte Juni durch erfolgreichen Angriff. Obwohl man dann weiter zurück muß, hat der Sieg bei Wetzlar besondere Bedeutung. Der tollkühne Erzherzog gewinnt fast fanatische Bewunderung. Eine merkwürdige Welt, die in einem taktischen Sieger den „Messias" sieht; ein noch merkwürdigerer Mensch, der solchen Eindruck machen kann.

Mit der von Wien her befohlenen Kräfteverzettelung, mit Bedenken, Erwägungen, Rücksichten kommt man an die Donau zurück. Müde Hoffnungslosigkeit erfaßt Fürsten und Generäle, selbst die engere Umgebung Carls. Da wächst dieser zum ersten Male weit über seine Jahre und Erfahrung hinaus mit der Kraft der eigenen Seele in echte Feldherrngröße hinein. Wo alle verzagen und viele hineinreden, holt er in fast aussichtsloser Lage, Außerordentliches wagend, Kräfte zusammenreißend, den Gegner täuschend, im September zum Vernichtungsschlage bei Würzburg aus. Der Entschluß zeigt nahezu friderizianische Merkmale. Es ist immer gewagt, einen Gegner zu schlagen, wenn man nur unzureichende Kräfte gegen den anderen belassen kann. Deutschland wird wieder bis zum Rhein frei. Entschieden ist damit freilich nichts. Trotzdem ist Carl „der Retter Germaniens", der Abgott aller, der Stolz Tante Christines. Sogar die Börsenpapiere ziehen um fünfzehn Prozent an. Mehr freilich nicht, denn da unten in Italien hat Bonaparte Mantua eingeschlossen.

Nachdem Alvintzy geschlagen und Wurmser in das italienische Mißgeschick hineingerissen war, stand man vor der Entscheidung, durch Offensive über den Rhein Bonaparte zurückzuholen oder ihm in Italien selbst entgegenzutreten. Paris erwartete sehr berechtigt das erste, die Wiener Politik entschied sich zum zweiten. Für die schwere Aufgabe kommt nur der Erzherzog Carl in Betracht. Anfang Januar 1797 machte sich der Heros Deutschlands auf, einem Genie entgegenzutreten, dessen Größe man nicht kannte, aber ahnte.

Napoleon triumphiert: „Bisher habe ich Armeen ohne Feldherren besiegt, nun eile ich, einen Feldherrn ohne Armee zu bekämpfen." Hohes Lob, von diesem Manne Feldherr genannt zu werden. Aber die Mittel sind unzulänglicher denn je. Der Hofkriegsrat arbeitet nicht einmal schlecht, nur zu langsam. Bonaparte läßt ihm nichts zur Reife kommen. Mit den Trümmern der Armee in Italien kann auch Carl die Bedrohung Wiens nicht hindern. Der Friede von Campoformio 1797 ist der Abschluß. Thugut und der Kaiser erwarteten allerdings vom Erzherzog ein Wunder und grollen ihm, als das Wunder nicht geschieht. Carl macht für sich die Erfahrung, daß Unglückliche auch immer unrecht haben. Der eben wie Prinz Eugen Gefeierte wird zum Gouverneur von Böhmen ernannt. Das ist nichts als eine verschleierte Enthebung vom Kommando. Der Kaiser ist ungnädig, Tante Christine traurig, und die Wiener lieben ihn.

Für 1799 hat man als Koalition eine numerische Überlegenheit beisammen. Grund genug zum Kriege. Die Tradition verlangt den Schwerpunkt am Rhein. Fast wie selbstverständlich erhält der eben erst einigermaßen in Ungnade gefallene Erzherzog den Oberbefehl über die Hauptarmee. Warum, ist nicht festzustellen. Weshalb nicht? — dürfte der Hauptgrund lauten.

Dieser junge Heerführer macht nun wiederum Vorschläge, um eine Entscheidung herbeizuführen, wie das sein natürliches Recht ist. Nach Wiener Auffassung ist ein Armee-Kommandant ein Mann, der die Weisungen einer hochmögenden Zentralstelle in Befehle umzusetzen hat, weiter nichts. Das ist selbst Carl zu viel.

Bei drohendem Kriege reicht er sein Entlassungsgesuch ein. Auch das nützt nichts. Das Entlassungsgesuch wird ganz einfach mit heftigem Tadel abgelehnt. Der „Untertan-Bruder" siegt über den Feldherrn, und derart beginnt der neue Krieg.

Freilich, zwei glückliche Umstände sind diesmal dabei. Die Republik ist auch nicht kriegsfertig, und der General Bonaparte ist in Ägypten. So wird denn in Deutschland allerlei erreicht, aber wieder nichts Entscheidendes. Man siegt, ohne den Sieg zu nützen. Man könnte dem Erzherzog den Vorwurf machen, nicht scharf genug vorwärtsgedrängt zu haben. Kaiser Franz jedoch schreibt kühl, er begriffe nicht, was der Bruder mit fernerem Erfolg so weit vorne machen könne. Die Spannung zwischen den Brüdern wächst. Der innere Zwiespalt wird bei Carl äußerlich erkennbar: ein etwas müder Ausdruck um die

Augen, etwas hängende Schultern, was bislang nicht da war, und das mit achtundzwanzig Jahren.

Schließlich reißt sich Carl aus eigenem Entschluß empor, die Entscheidung zu suchen. Der geborene Feldherr in ihm wacht auf. Es kommt zu dem Erfolge über Masséna bei Zürich, der leider wieder kein entscheidender Sieg ist. Diesmal will Carl den Erfolg aber nutzen. Da hemmt man von Wien aus. Carl muß die Schweiz räumen. Mit der inneren Selbständigkeit Carls ist es also schon wieder aus. Es sind untätige Wochen wechselnder Gesundheit und wachsender Einsamkeit. Ende September schlägt Masséna seinerseits bei günstiger Gelegenheit zu und bereitet den Russen eine schwere Niederlage.

Es ist so gekommen, wie Carl warnend vorausgesagt hatte. Das hindert nicht, daß man ihm von Wien wie immer Vorwürfe macht, die um so unberechtigter sind, als alle Erfolge außerhalb Italiens eigentlich allein dem Erzherzog Carl zu verdanken waren. Diese Kränkung ist seelisch und körperlich zuviel. Der Erzherzog erbittet nun doch Ende 1799 unter Betonung des Gekränktseins seine Enthebung vom Kommando. Erst im März 1800 kann er die Heimreise antreten, nicht nach Wien, sondern aufs Land nach Bečwar, nicht um die Gegner in Wien niederzuzwingen, sondern um, wie er selbst meint, als Einsiedler zu leben. Solche freiwillige Verbannung kann menschlich groß sein, eine Herrschernatur zeigt sie nicht. Nach dem Urteil eines Franzosen verließen in Carls Person fünfzigtausend Mann die Armee.

Inzwischen war Bonaparte zurückgekehrt. Sein Einfluß seit dem 19. Brumaire von 1799 an der Spitze der Republik war unverkennbar. In Wien beachtete man das nicht. Der Operationsplan blieb für 1800 der gleiche wie bisher: groß angelegte Offensive aus Deutschland und, wenn es ging, durch Savoyen. Carl kritisierte den an sich operativ großartig erdachten Plan aus seiner Einsamkeit heraus in Briefen und behielt leider recht. Bonaparte siegte bei Marengo. Es war ein vom Schicksal so gewollter Sieg, fast eine Niederlage, und der wirkliche Sieger Desaix war unter den Toten. Der Erzherzog konnte es sich nicht anders vorstellen, als daß man jetzt sofort zu einem erträglichen Frieden zu kommen suchte. Thugut war erheblich anderer Ansicht. Dann freilich hätte man wohl den Feldmarschall-Erzherzog ins Kommando zurückberufen müssen. Zweierlei brachte er sicher mit: die jubelnde Verehrung weiter Volksschichten und Ansehen beim Gegner. Aber zwischen Carl und Thugut gab es keine Brücke. Nominell führte der Erzherzog Johann, fast noch ein Kind. Ihm beigegeben war Lauer, ein überaus ehrgeiziger Mann, der Leichtsinn mit Kühnheit verwechselte. Das war etwas viel gewagt, wenn auf der Gegenseite ein Napoleon steht. Erzherzog Carl sah und hörte wenig, aber er war inzwischen wieder gesünder geworden. Einmal kam es wohl im Oktober 1800 zu einer Art unklaren Vorschlages an Carl, ins Kommando zurückzukehren. Allein die Sache zerschlug sich, hatte aber immerhin zur Folge, daß Carl auf Wunsch

des Bruders ohne bestimmten Auftrag ins Hauptquartier kam. Im Augenblick ein unbedeutender Vorgang, und doch sehr viel mehr. Drei Jahrzehnte der Entfaltung sind vorbei. Zum Reifen war zwar nie die rechte Ruhe. Jetzt aber will das Schicksal höchste Leistung.

*

Der Sieg Moreaus am 3. Dezember bei Hohenlinden unweit München ist mehr als eine österreichische Niederlage, ist die Bestätigung des ohnehin bestehenden Zusammenbruches. Wenn man jetzt den Erzherzog Carl ins Oberkommando zurückruft, kann es nur eine Aufgabe geben: die Situation zu liquidieren, Frieden zu machen und dann von neuem aufzubauen. Die Lage ist nicht nur schwierig, sie ist nicht nur gefährlich, sie ist einfach trostlos. Carl schreibt ganz offen, daß es ein Opfer ist, jetzt in die Bresche zu springen. Kaiser Franz wird das zwar später einmal vergessen, sieht es aber im Augenblick ein. Jetzt handelt es sich nicht darum, nur die Armee zu reorganisieren, jetzt muß dieser ganze Staat mit seiner lahmen Regierungsmaschine, mit seinem ersterbenden Vertrauen zur eigenen Kraft von Grund auf neu geformt werden. Die Erkenntnis dieser bis an die Wurzeln des Staates greifenden Notwendigkeit hat der Erzherzog. Es muß sich nun erweisen, ob er auch die Kraft hat, Erkenntnis zur Tat werden zu lassen. Sein Eingreifen beginnt nicht ungünstig. Schon allein sein Erscheinen bei der Armee mäßigt den Gegner. Der Friede von Lunéville im Februar 1801 wird so noch einigermaßen erträglich.

Der Erzherzog wird am 9. Januar Präsident des Hofkriegsrates, tritt an die Spitze des als Zentralgewalt neugeschaffenen Staats-Ministeriums und ist damit sozusagen allmächtig. Jedoch, leider, der Jubel der Bevölkerung gegenüber dem Erzherzog Carl doit affecter le souverain.

Carl dringt zunächst auf ein neues Wehrgesetz, das nichts anderes will als die allgemeine Wehrpflicht. Diese Absicht allein reiht ihn den großen Soldaten ein. Der lebenslängliche Dienstzwang der Geworbenen war unerträglich, andererseits war die militärische Notwendigkeit einer sehr langen Dienstzeit damals allgemein anerkannt. Auch Scharnhorst mußte hierbei Widerstand überwinden. Jedoch Carl setzte sich durch. Es war sein einziger ganzer Erfolg. Am 24. Oktober 1801 wurde die lebenslängliche Dienstzeit aufgehoben und eine Mindestdienstzeit von sechs Jahren eingeführt. Damit wurde auch die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung Österreichs auf eine neue Grundlage gestellt.

Hiernach ging Carl an die Reformen im einzelnen. Die intellektuelle Regeneration der Armee und des Generalstabes war nach neun Kriegsjahren ein ganz natürliches Erfordernis. Dadurch daß er sich dieser Aufgabe hingab, ist Erzherzog Carl zum eigentlichen Begründer des österreichischen Generalstabes geworden. Dann versuchte er, die taktische Ausbildung der drei Hauptwaffen insbesondere durch Lösung aus der theresianisch-linearen Enge zu fördern. Ferner war er

bedacht, den Nachschub, das Sanitätswesen, die Ausrüstung, die militärische Erziehung, das Bildungswesen, die Seelsorge und die militärische Justiz zu ändern. Sehr ernstlich bemühte er sich, den Einfluß der Truppenkommandeure zu stärken. Kurz, er hauchte einem schon fast abgestorbenen Körper neues Leben ein.

Bald setzte aus Gewohnheit, Vorurteil und Mißtrauen die Abwehr ein. Mack verfaßte „Freimüthige Betrachtungen über den alten und neuen Hofkriegsrath". Hierin stellte er dem alten Hofkriegsrat das merkwürdige Zeugnis aus, daß durch seine Tätigkeit bedeutendes Unheil niemals entstanden sei. Darin mag Mack vielleicht sogar recht gehabt haben. Das Mißtrauen des Kaisers Franz gegen seinen Bruder wächst von neuem. Carl überschreite die Kompetenzen seines Wirkungsbereiches, raunt man am Hofe. Carl hat das tatsächlich getan, leider viel zu wenig. Eine Armee kann man nicht reorganisieren durch eine losgelöste Tätigkeit von der übrigen Entwicklung des Volkes. Da ihm sonst nicht ein einziger half, hat er sich hier und da durch Beeinflussung anderer Ressorts zu helfen gesucht. Selbstverständlich wird er nun getadelt, die einen sagen, er habe seinen Wirkungskreis zu eng, die anderen, er habe ihn zu weit gezogen. Was in jenen trüben Tagen Gutes erdacht und erstrebt wurde für Staat und Heer, stammt von Carl. Es war auch nicht Mangel an Energie, wenn er sich nicht durchsetzte. Das hätte nur ein gewalttätiger, revolutionärer Geist gekonnt, und der war Carl nicht. Mißlich war ja auch immerhin die allzu leicht sich wiederholende Krankheit.

Es kommt im Herbst 1804 zum Vertrage mit Rußland. Carl sieht ein, daß dies der erste Schritt zum Kriege ist. Er warnt bei dem starken Mißverhältnis der Kräfte. Aber das ganze Ministerium wünscht den Krieg und eigentlich nur deshalb, weil es keinen anderen Ausweg mehr weiß. Natürlich stärkt diese Differenz die Stellung Carls nicht gerade. Es ist ein leichtes, dem Kaiser klarzumachen, daß der Erzherzog nicht nur den Krieg nicht will, daß er vielmehr auch die Vorbereitungen zu einem immerhin möglichen Kriege nicht betreibe.Schon empfängt man den General Freiherrn von Mack hinter dem Rücken des Erzherzogs. Das Ergebnis ist eine Wiederherstellung des alten Hofkriegsrates mit Personalveränderungen, die in ihrer Wirkung Carl aus der Macht entfernen. Erzherzog Carl gibt nach wie so oft. Nach einem wenig erfreulichen Hin und Her wird Mack im April des Jahres 1805 zum Generalquartiermeister und damit eigentlich zum Oberbefehlshaber ernannt. Er ist im Aufsteigen, und wenn er ganz ans Ziel gelangen will, dann ist dies allerdings nur möglich im Kriege. Erzherzog Carl erhält die Führung in Italien.

Mack war gewiß nicht ohne Gaben, aber ein Phantast und in Theorien befangen. 1790/91 soll er Carls Lehrer gewesen sein. 1793 ist dieser jedenfalls begeistert von ihm. Wann Mack in einen inneren Gegensatz zu ihm getreten ist, läßt sich schwer feststellen. 1805 reißt ihn der Ehrgeiz zu schärfster Opposition gegen Erzherzog Carl hin. Seine phantastischen Pläne führen zu Organisations-

veränderungen, die in dieser Lage der Armee nur Halbheiten und Verwirrung bringen können. Es ist so leicht, dem Besonnenen den Vorwurf der Rückständigkeit zu machen. So wird nicht einmal die Armeestärke erreicht, die bei behutsamem Vorgehen hätte erreicht werden können.

Ein Grund zum Kriege ist die Annahme, die Situation sei günstig. Napoleon sammele bei Boulogne seine Armeen ja nur gegen England. Erzherzog Carl meint, Napoleon tue nur so, er werde vor den Russen in Österreich sein. Er sollte recht behalten. Napoleon geht konzentrisch gegen Mack vor. Zweihunderttausend erdrücken sechzigtausend. Man sagt, das ist leicht — aber es ist ein operatives Meisterstück, diese Zweihunderttausend zu einem Schlage zu führen. Daß Mack von einem Napoleon geschlagen wird, ist keine Schande. Daß er dann aber bei Ulm kapituliert, ohne auch nur den Versuch zu machen, sich durchzuschlagen, das beweist, daß Mack nicht nur kein Feldherr, sondern daß er nicht einmal ein guter General war. Für den Erzherzog Carl war dieser Ausgang ein schmerzlicher Triumph. Man hat Mack vor ein Kriegsgericht gestellt. Daß er sich zu rechtfertigen suchte, ist verständlich. Daß er aber wirklich davon überzeugt war, richtig gehandelt zu haben, und durchaus verlangte, weiter eine ausschlaggebende Rolle zu spielen, ist nicht zu verstehen.

In Italien sind die österreichischen Bataillone unter halber Stärke, in Lumpen, haben nichts zu essen. Von diesen elenden Truppen muß noch an Mack abgegeben werden. Als die Nachricht vom Unglück bei Ulm eintrifft, bleibt Carl nichts übrig als Rückmarsch. Dies geschieht mit geschickten Gegenschlägen und Erfolgen wie bei Caldiero gegen Masséna. Es ist ein ruhmvoller Herbst 1805 für den Erzherzog, leider nicht an entscheidender Stelle. Vergebens dringt er darauf, die Kräfte im ganzen zusammenzuraffen, wenn schon nicht örtlich, so doch zu einheitlicher Wirkung. Man kann allerdings den Feldzug nicht mehr gewinnen, nur noch um einen ehrenvollen Abschluß kämpfen.

Kutusow scheint anderer, kühnerer Ansicht. Er greift am 2. Dezember an. Das Ergebnis ist Austerlitz. Napoleon beweist, daß er auch mit Zahlenunterlegenheit zu siegen vermag. Mit Bitterkeit nimmt Carl die Nachricht hin. Er meint, „Napoleons Disposition sei klug und schön gewesen, die österreichische überstudiert. Wenn man sich doch endlich überzeugen wollte, daß das Einfachste das Beste ist". Der Friede von Preßburg ist die nicht mehr abzuwendende Folge dieses überstudierten Systems.

Erzherzog Carl hat buchstäblich noch in letzter Stunde, am Tage der Unterzeichnung, Unheil abzuwenden versucht. Er durfte das, denn er hatte an dieser Niederlage keinen Anteil. Am 27. Dezember 1805 stehen sich Carl und Napoleon gegenüber. Die Unterredung, von der wir nicht viel wissen, ist ebenso erfolglos wie später der Versuch der Königin Luise in gleicher Lage. Bedeutsam ist, daß Napoleon den Erzherzog im Zorn entließ. Carl muß selbst in dieser Lage noch den Mut zum Widerspruch gefunden haben.

Napoleon ist nicht der einzige Kaiser, der den Mut des Erzherzogs zu spüren bekommt. Anfang 1806 schreibt er an den Bruder in einer langen Denkschrift: „Herr! Auf diesem Wege sind wir verloren." Er fordert jetzt selbst, Generalissimus zu werden. Als der Kaiser noch zögert, bleibt Carl diesmal hart. Er schreibt dem brüderlichen Kaiser Deutlichkeiten, die im Erzhause nicht üblich sind. Doch dieser Ton wirkt. Im Februar hat er die militärische Zentralgewalt, wenngleich nur für Friedenszeiten, in Händen. Für einen, der Mitte der Dreißig steht und nun Erfahrungen hat, keine allzu schwere Last mehr. Jetzt im Unglück wächst Erzherzog Carl mehr und mehr zur Größe.

Man könnte da anfangen, wo Mack 1804 unterbrochen hat. Das geht aber kaum noch. Man muß wohl neu aufbauen. Das ist in der fürchterlichen Finanzlage schwer. Wie immer bei finanziellem Elend taucht sofort der Milizgedanke auf. Carl lehnt ihn an sich ab, läßt aber wie Scharnhorst als Notbehelf die Landwehr zu. Der Neuaufbau wird wohl gehemmt, aber das Widerstreben ist erheblich geringer als früher. Die Not war zu groß gewesen, und Carl ist in die Autorität hineingewachsen. Nur eins muß er entbehren: Verständnis für seine Pläne hat niemand, Kaiser Franz schon gar nicht.

Als 1806 neuer Krieg droht, erklärt Carl, daß Österreich dazu nicht in der Lage sei: entweder eine große europäische Koalition zur Vernichtung Napoleons oder, so schwer das sein mag, ehrliche Annäherung an Frankreich. Graf Stadion, der von der unbesiegbaren Armee Preußens kein Jena erwartet, ist anderer Ansicht: Nachgeben rettet zunächst den Frieden. Auch die Niederlegung der deutschen Kaiserkrone im August 1806 ist eine, freilich wohl unvermeidliche Friedensgeste gegenüber der Rheinbundgründung. Carl hat dazu geraten. Beliebt macht der Rat nicht. Man war über solchen Entschluß immerhin geteilter Meinung. Der 1914 ermordete Erzherzog-Thronfolger soll diesen Kronverzicht stets bedauert haben.

Da zieht 1808 das Gewitter in Spanien herauf. Carl und Stadion sind sich darüber einig, daß man die Anspannung aller Kräfte vorbereiten müsse, um auf alles vorbereitet zu sein. Mehr gemeinsame Ansichten haben diese beiden jedoch nicht. Sobald aber Krieg in Sicht ist, lebt die Selbständigkeit des Hofkriegsrates wieder auf. Carl soll eben nicht die Armee im Ernstfall führen. „Wenn es nicht Mack ist, wird sich ein anderer Narr finden, die Szenen von 1805 zu wiederholen", schreibt Carl in einem mehrfach bis zur ironischen Schärfe herben, langen Brief. Carl bietet bei drohender Kriegsgefahr wieder seinen Rücktritt an. Franz muß grollend nachgeben. So wie 1799 und 1804 läßt sich Feldmarschall Carl nicht mehr behandeln.

England drängt, patriotische Leute in allen Ländern drängen, am Hofe drängt man. Stadion weiß, die Armee ist so gut wie seit langem nicht. Er übersieht, daß gerade in einem Heer selbst die beste Saat denn doch mehr als drei oder vier Jahre zur Reife braucht. Insbesondere die Durchschulung der Unterführer

genügt noch keineswegs. Was aber der Erzherzog inzwischen geleistet hat, reicht gerade aus, Stadion zum Kriegsentschluß zu verleiten. Widerspruchsvolle Verkettung verschieden gearteten Handelns und Denkens! Man erzählt, Erzherzog Carl, der an sich den Krieg nicht wollte, habe zum Schluß selbst für den Krieg gestimmt und damit die Entscheidung gebracht. Das ist möglich. Carl wußte zu genau, was Napoleon wollte: Alles! Damit war der Krieg unvermeidlich.

Alsdann war rasche Offensive in Süddeutschland gegen die noch unfertigen Franzosen das Beste. Die Lage war aber so ganz anders als sonst. Franzosen standen in Polen, Preußen und Süddeutschland. Wenn Preußen mitmachte, war der Vorstoß aus Böhmen heraus ein guter Entschluß. Aber es machte nicht mit. Rasch handeln konnte man auch nicht. Die Armee war dazu nicht imstande. Napoleons Armee war nicht viel besser, aber ein unbedingter Wille lenkte sie. Nun hatte angeblich „selten ein Monarch derart weitgehende Befugnisse in die Hände eines Feldherrn gelegt" wie Franz in die seines Bruders. Schade, daß es nicht stimmte. Die Abhängigkeit von allerlei Einflüssen ist schwer festzustellen, aber sie ist leider da. Carl ist nicht brutal genug, unsichtbare Fesseln zu zerreißen. Drüben ein durch nichts gehemmtes Wollen, hier tausend Hemmungen — da ist schwer siegen.

Selten ununterrichtet müssen beide Feldherren gegeneinander disponieren. Aber der eine reißt mit verblüffender Energie die Kräfte zusammen; nutzt Fehler Berthiers, von denen noch nicht einmal feststeht, ob es nicht eigene Fehler sind, aus; korrigiert unerhört geschickt Irrtümer und handelt, handelt. Carl hat den Glauben an sein Heer nicht. Er hält es „für zu wenig tüchtig zu rücksichtslosem Gebrauch". Die Krankheit kommt auch gelegentlich wieder. Mit Zweifel an der eigenen Kraft sollte man nicht Krieg führen. Erst recht nicht, wenn drüben die vollendete „Rücksichtslosigkeit" führt. Allein für Carl war dieser Krieg ja auch kein freier Entschluß, sondern eine Verzweiflungstat.

Nach Anfangserfolgen kommt die Niederlage bei Eggmühl. Kaiser Franz verlangt die Rettung Wiens. Carl erwägt kühnste Operationen weit in Napoleons Rücken, Offensive mit verwandter Front, Ausnutzung der immerhin für Napoleon recht schwierig gewordenen Lage. Aber Carl erwägt das nur. Große und gewagte Operationen liegen ihm meist nicht.

Nun war die Lage allerdings so, daß mit Sicherheit vorausgesagt werden durfte, Napoleon werde weiter angreifen. Dieser Mann tat das immer, mußte es jetzt aber schon mit Rücksicht auf die Vorgänge in Spanien. Also war es für den Erzherzog möglich, sich in günstiger Position angreifen zu lassen; keine geniale, aber eine gute Lösung, insbesondere, wenn man derweilen den Erzherzog Johann aus Italien heranholen könnte. Es kommt etwas anderes. Am 20. Mai geht Napoleon bei Aspern und Eßling über die Donau. Da wächst Carl erneut weit über jedes Mittelmaß hinaus. Ihm nützt ein billiger Sieg nichts. Er will eine Entscheidung. Der Gegner soll herüber, dann erst will er ihn schlagen.

Beide Führer greifen an. Napoleon will den Durchbruch. Dazu war die österreichische Truppe dank der Friedensarbeit Carls nicht mehr schlecht, die französische Infanterie in so schwieriger Lage nicht mehr gut genug. Der Erzherzog zeichnet sich an beiden Tagen wiederholt durch höchste persönliche Tapferkeit aus. Der 22. Mai, Pfingstmontag, bringt eine klare Niederlage der Franzosen. Carl hat seine Armee nach einer Niederlage zum Siege geführt. Das ist das Schwerste. Ein Meister der Taktik hat den Meister der Operation besiegt.

Bei Preußisch-Eylau hatte Scharnhorst zum ersten Male gezeigt, daß auch Napoleon nicht unbesiegbar sei. Man übersah das und gab den schon erfochtenen Sieg aus der Hand. Erzherzog Carl ist der erste, der den Unbesiegbaren so schlug, daß es die Mitwelt spürte. Gewiß, es war wieder nicht das geworden, was Carl gewollt hatte, kein entscheidender Sieg. Aber über alle Widerstände im eigenen Lande hinweg einen Napoleon besiegt zu haben, das ist wohl Ruhm genug. Vier Monate später reichte es allerdings nicht dazu, österreichischer Generalissimus zu bleiben.

Man hat oft kritisiert, daß Carl den Sieg nicht nutzte. Der Gegner war geworfen, nicht geschlagen. Ein Angriff über die angeschwollene Donau war aussichtslos. Napoleon hatte einen Sieg verfehlt, weiter nichts. Gewonnen hatte der Erzherzog Zeit und Vertrauen. Wenn jetzt alle Kräfte zusammengezogen wurden, mochte es gut gehen. Beide Gegner bereiten bewußt den letzten entscheidenden Schlag vor. Darin ist aber Napoleon überlegen. Er ist der Herr, der Erzherzog nicht. Die Ungarn gehorchen nicht. Der allzu jugendliche Johann treibt auf dem südlichen Kriegsschauplatz allerlei, nur nicht das, was Carl will. Der junge Friedrich der Große schrieb einst dem viel erfahrenen Dessauer: „Und wenn Sie noch habiler werden als bisher und meinen Befehlen nicht strikt nachleben, so hilft mir das alles nichts." Ein Erzherzog kann so nicht schreiben.

Als es bei Wagram Anfang Juli erneut zum Kampf kommt, ist Ort und Augenblick für Carl nicht so günstig. Wenn jetzt Erzherzog Johann da wäre. Blücher-Gneisenau wären vielleicht dagewesen. Wagram wird trotzdem kaum eine Niederlage, mehr ein Ausweichen nach nicht geglücktem Angriff. Selbst Napoleon wagt keine Verfolgung, er merkt erst am Ausweichen Carls, daß er gesiegt hat. Zäh und verbissen leistet Carl in der Rückwärtsbewegung Widerstand, sich bei Znaim sogar noch offensiv verteidigend.

Inzwischen hat Carl vom Kaiser einen höchst ungnädigen Brief erhalten. Carl antwortet korrekt in einem zu langen Dienstschreiben, kurz und grob in einem Privatbrief. Er stellt sein Kommando zur Verfügung, in dreizehn Kommandojahren zum vierten und nun letzten Male. Die Antwort des Kaisers ist verletzend. Am 23. Juli geht das Abschiedsgesuch ab, am 29. ist es brüsk genehmigt. Die Brüder versuchen nicht einmal eine Aussprache.

*

Das ist ein Absturz der Lebensbahn fast ohnegleichen. Nicht der Erzherzog Carl, der 1800 in die Einsamkeit von Bečwar ging, der Sieger von Aspern reist zum Onkel nach Teschen. Mit der Last des verlorenen Krieges kehrt der „Überwinder des Unüberwindlichen" heim. In die Armee kommt Verwirrung und Mißstimmung. So bleibt nichts übrig, als Frieden zu schließen.

Im September kommt ein unangenehmer Zwischenfall. Napoleon trägt dem Erzherzog die österreichische Krone an. Der Gedanke lag auch diesem und jenem in Österreich nicht gar so fern. Ironie des Schicksals unmittelbar nach dem Sturz ist dieses Anbieten der Krone. Ja, wenn er sie und ihre Machtfülle vor Wagram gehabt hätte! Mag sein, daß Carl hier die größte Stunde seines Lebens und der Zukunft Österreichs, vielleicht der deutschen Nation, verpaßt hat. Kein Zweifel, er konnte Kaiser werden. Er will es nicht, und er kann es auch nicht. Es kostet ihn keinen inneren Kampf, daß er es nicht tut. In aller Loyalität teilt er Vorgang und Ablehnung dem Kaiser mit. Der antwortet höflich und ist für immer dem Bruder verfeindet. Es gelingt ihm, zu vergessen, daß es ohne Aspern eine Dynastie nicht mehr gegeben hätte.

Als sich 1812 niemand finden will, mit Frankreich gegen Rußland zu ziehen, da holt man Carl noch einmal. Er lehnt kühl ab. Ein persönlicher Zusammenstoß härtester Art mit dem Kaiser ist die Folge. In tiefer Wehmut kehrt er heim. Als man 1809 seinen Stolz verletzte, konnte er das in Größe und Gleichmut ertragen. 1812 tat weh. Fürst Schwarzenberg, ein guter Reiterführer und noch besserer Diplomat, führt das österreichische Hilfskorps.

Je mehr die Dinge vorwärtstreiben, desto mehr wünscht Carl nun allerdings, verwendet zu werden. Die Armee wünscht es. Anfang August 1813 fragt er beim Kaiser an. Kurze Zeit schwankt dieser, dann zwingt er Schwarzenberg das Oberkommando auf. Nach dem Mißerfolg bei Dresden nennt man erneut Carls Namen. Vergeblich. Das ist zuviel. Tiefe Schwermut erfaßt ihn, der sein Bestes gab und nun ausgeschlossen ist. Vergessen ist der Mann, ohne dessen Handeln schwerlich ein Leipzig möglich geworden wäre. Er vergräbt sich in die Arbeit. Dem innerlich Einsamen fehlt der natürliche Ausgleich, den die Ehe geboten hätte.

Als Napoleon von Elba zurückkehrt, hält es diesmal den Erzherzog nicht in Wien. Er weiß, daß er doch kein Kommando erhält. Da bittet er um das Gouvernement von Mainz. Der Sieger von Aspern bittet um eine Aufgabe in der zweiten Linie, um überhaupt mitzutun. Das ist viel, das ist zu viel Resignation. Absolutes Pflichtgefühl siegt über die Persönlichkeit.

1815 ist die Tätigkeit Carls im öffentlichen Leben für immer beendet. Ein Vierundvierzigjähriger, dessen Lebenskraft unverbraucht ist, geht zum dritten Male und endgültig in die Stille. Der Einschnitt ist so scharf, daß man fast von zwei Leben nacheinander sprechen könnte. Das eine, das Leben des Soldaten und Politikers, ist zu Ende; das Leben des Mannes im Bannkreis der eigenen Familie beginnt jetzt erst.

Die Frauen haben im Leben des Erzherzogs Carl keine wesentliche Rolle gespielt, wie ihm ja auch als Feldherr etwas Kühles anhaftet. Nach mehreren höfischen Projekten fällt seine späte Wahl auf die Prinzessin Henriette von Nassau-Weilburg. Sie muß ein Menschenkind von ganz ungewöhnlichem, zartem Liebreiz gewesen sein. Annähernd sechsundzwanzig Lebensjahre und ein verschiedenes Glaubensbekenntnis trennten die beiden. Dennoch ist diese Ehe von Liebe und Zärtlichkeit durchsonnt gewesen.

Nachdem er die Enthebung von seinem Mainzer Amt durchgesetzt hatte, zog Carl im Dezember 1815 in Wien ein. Der vielgeprüfte, von tiefer Religiosität erfüllte Mann, der sonst scheu und ängstlich jede Empfindung in seinem Innern verschloß, verjüngt sich förmlich im Kreise dieser entzückenden Frau und der heranwachsenden Kinder. Der so viel Ältere mußte glauben, daß die strahlende Jugend seiner Frau ihn lange überdauern würde. In den Weihnachtstagen 1829 erlag Henriette einer Scharlachansteckung.

Erzherzog Carl hat im Laufe seines Lebens eine große Zahl, an die achtzig, militärischer und historischer Schriften verfaßt. Anfangs schreibt er wie jeder begabte junge Offizier, dann folgen bis 1809 fast durchweg Zweckschriften. Schließlich kommt der Niederschlag der eigenen Erfahrungen. Die Hauptstücke sind die „Grundsätze der höheren Kriegskunst für die Generäle" und die „Grundsätze der Strategie". In den „Grundsätzen der höheren Kriegskunst" steht er natürlich noch im Banne der Zeit. Es drängt aber doch auch sehr viel Neues hervor, mit dem er weit über seiner Zeit steht, um dann allerdings wieder in Altes zurückzufallen. Dieses mathematische und methodische Verhältnis von Taktik und Strategie, von strategischen Punkten, Linien und Basen wird in den „Grundsätzen der Strategie" schlimmer statt besser. Man merkt, daß Carl im Grunde ein größerer Taktiker als Stratege ist. Lebendige Menschen sind außerdem nicht ohne Widersprüche. Carl lehrt die Entscheidung und ist ihr fast immer ausgewichen. Clausewitz hat ihm sogar vorgeworfen, er habe den Vernichtungsgedanken zwar gekannt, aber nicht genügend erkannt. Carl lehrt, daß die Zersplitterung ein Fehler sei, und hat sie zugelassen. Diese Widersprüche finden aber eine einfache Erklärung. Neue Ideen verlangen ein neues Kriegsmittel. Dieses zu bilden, hatte man ihm verwehrt. Mit dem alten, schwerfälligen Kriegsinstrument konnte man die alte Kampfweise nicht einfach aufgeben. Es bleibt aber im geistigen Streben Carls eine wegweisende Kraft zu Neuem hin, die noch ein Jahrhundert später im österreichischen Heere zu spüren ist.

Durch die Julirevolution nähern sich die Schatten des Weltgeschehens nochmals dem Erzherzog. Es sind belgische, bald darauf polnische Königspläne. Er lehnt ab. Jedoch das Schicksal will es so, daß er fast doch noch an die erste Stelle der Monarchie rückt. Anfang 1835 stirbt Kaiser Franz. Sein Nachfolger Ferdinand ist schwersten Krankheitserscheinungen unterworfen. Die Monarchie steht in einer schweren Krise. Das Ansehen Carls ist noch immer so groß, daß

er, wenn er will, an die Stelle des Fürsten Metternich treten, ja daß er nach der Krone greifen kann. Der sie 1809 nicht nahm, wird sie auch jetzt nicht nehmen. Unbelehrt durch sein ganzes Leben, bietet er sich jedoch als Höchstkommandierender der Armee an und erfährt dabei nun auch diese letzte Ablehnung. Die Öffentlichkeit hat es nie verstanden, daß er sich nun von allem zurückzog, und so muß er es hinnehmen, daß Tadel und Mißbilligung ihn auch hierin zu Unrecht treffen. Ein einziges Mal ist er noch hervorgetreten, als man 1843 mit besonderer Feierlichkeit den Tag begeht, an dem Carl vor fünfzig Jahren den Maria-Theresien-Orden erhielt. Als wenn ihm nie Bitteres angetan wäre, reitet der mehr als siebzig Jahre Alte an der Seite des Kaisers Ferdinand. Ein rührendes Beispiel ewiger Versöhnungsbereitschaft und dynastischer Treue.

Am Anfang 1846 befällt ihn Krankheit, der Beginn nahenden Endes. Am 30. April 1847 führt eine Rippenfellentzündung den Tod herbei. In einer Wiener Vorstadt stand ein stilles Haus. Dort lag der kranke Lenau. Man bringt ihm die Nachricht: Erzherzog Carl ist gestorben! Hell und klar antwortet Lenau: „Erzherzog Carl stirbt nicht." Tatsächlich hat er als Unsterbliches die Wehrkraft seines Volkes erhalten in einer Zeit, die kein Verständnis dafür hatte. Diese Zeit hat nicht erkannt, daß er nicht Erfüllung einer Epoche, sondern Überbrückung einer Kluft zwischen zwei Entwicklungsabschnitten war. Er selbst trug schwer genug an den Fesseln der Zeit. Titanische Leidenschaft, sie zu zerreißen, besaß er nicht. Napoleon hat trotzdem von ihm gesagt: „Erzherzog Carl würde ohne Zweifel der erste Feldherr seines Zeitalters gewesen sein, wenn ihm sein Geschick nicht Hindernisse in den Weg gelegt hätte, die er mit allen seinen Talenten nicht überwinden konnte." Allerdings gab es da Hindernisse um ihn und in ihm. Vielleicht ist es so, daß diesem Leben jede Eigensucht, aber auch jedes eigene Ziel fehlte. Das ist Größe und Schwäche zugleich. Erzherzog Carl war ein Großer als Soldat und Mensch, aber es fehlte ein Letztes. Freilich zu diesem Letzten gehörte ein Genie auf dem Thron oder ein Rebell gegen die Dynastie.

Ein seltsames Leben: Mit fünfundzwanzig Jahren Marschall, drei Jahre danach in der Einsamkeit; mit dreißig an der Macht; abermals drei Jahre später machtlos; dann wenige Jahre ungeheuren, mächtigen Schaffens; Sieger von Aspern; mit achtunddreißig am Ende, genau auf der Mitte der Lebensbahn; wechselvoll und unvollendet, im ganzen rätselhaft. Um das Antlitz des Toten spielte am rechten Mundwinkel ein ganz leichtes ironisches Lächeln. Er, der nach Lenau in „seiner Seele die Welt umschlossen hielt", hat sterbend über sie gelächelt und so zum letztenmal gesiegt.

Schleiermacher

1768—1834

Von

Georg Merz

In Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher besitzt Preußen seinen bedeutendsten Theologen. Er selbst hat sich auch stets als preußischen Theologen gefühlt und war gewiß, daß nur wenige Männer neben ihm eine so klare Einsicht hätten in die deutsche Aufgabe und in die christliche Sendung, die Preußen zu Beginn des 19. Jahrhunderts zugefallen sei. In diesem Bewußtsein und in der Entschlossenheit, die darin beschlossene Einsicht zu verwirklichen, liegt Größe und Grenze von Schleiermachers öffentlichem Wirken.

Schleiermacher trug durch Herkunft und Bildung alle die Elemente in sich, die dem preußischen Staat das Gepräge geben. Seine väterliche Familie war aus dem Hessischen in das Wuppertal und an den Niederrhein gekommen. Sein Großvater, ein machtvoller Kanzelredner, war dort in den schwärmerischen Bewegungen des Pietismus führend hervorgetreten. Sein Vater, als junger Mann in die Katastrophe verwickelt, in der das sektiererische Treiben um sein Elternhaus schmählich zugrunde ging, hatte lange gebraucht, um durch den herrschenden Rationalismus hindurchzudringen und die Lehre der Kirche anzuerkennen. Zu rechter Freudigkeit scheint er nie gekommen zu sein. Jedenfalls hat er dem Sohne nicht das Bild eines klaren geschlossenen Theologen dargestellt, wohl aber dem Sohne ein Vorbild rastlosen Suchens nach Glaubensgewißheit gegeben. Schleiermachers Mutter, eine geborene Stubenrauch, Tochter und Schwester angesehener Theologen, stammte aus einer der Salzburger Familien, die die Erinnerung bewahrte, daß „Glaube" mehr sei als „Heimat", und ihre Glieder verpflichtete, die Tradition festzuhalten, in der christlicher Glaube, Bildung, Königstreue eng miteinander verbunden waren. Als Schleiermacher 1806 in seiner persönlichen Existenz bedroht war, da schrieb er aus diesem preußischen Empfinden heraus: „Wird Halle einem französischen Prinzen zuteil, so möchte ich gar nicht bleiben, sondern, solange es noch einen preußischen Winkel gibt, mich in diesen zurückziehen."

Es bedeutete keinen Bruch mit der von den Vätern ererbten Übung, daß er seine Erziehung bei den Herrnhutern erhielt. Preußentum und Pietismus waren schon vorher einen Bund eingegangen, und ihn in eigentümlicher Weise zu fördern, sollte gerade Schleiermacher berufen sein. Zunächst freilich wirkte auf Schleiermacher die klösterliche Erziehung des Pädagogiums zu Niesky und des theologischen Seminars zu Barby nur als Zwang. Es erschien ihm roh, von dem bewegten Leben, das sich in dem wissenschaftlichen Forschen des Jahrhunderts voll-

zog, abgeschlossen zu werden, und er wehrte sich gegen die Zumutung, die Dogmen der Väter auf Autorität hin zu übernehmen. Um der Freiheit und um der Wahrheit willen ertrotzte er sich von dem darob erschütterten Vater die Erlaubnis, nach Halle gehen und dort in Freiheit studieren zu dürfen.

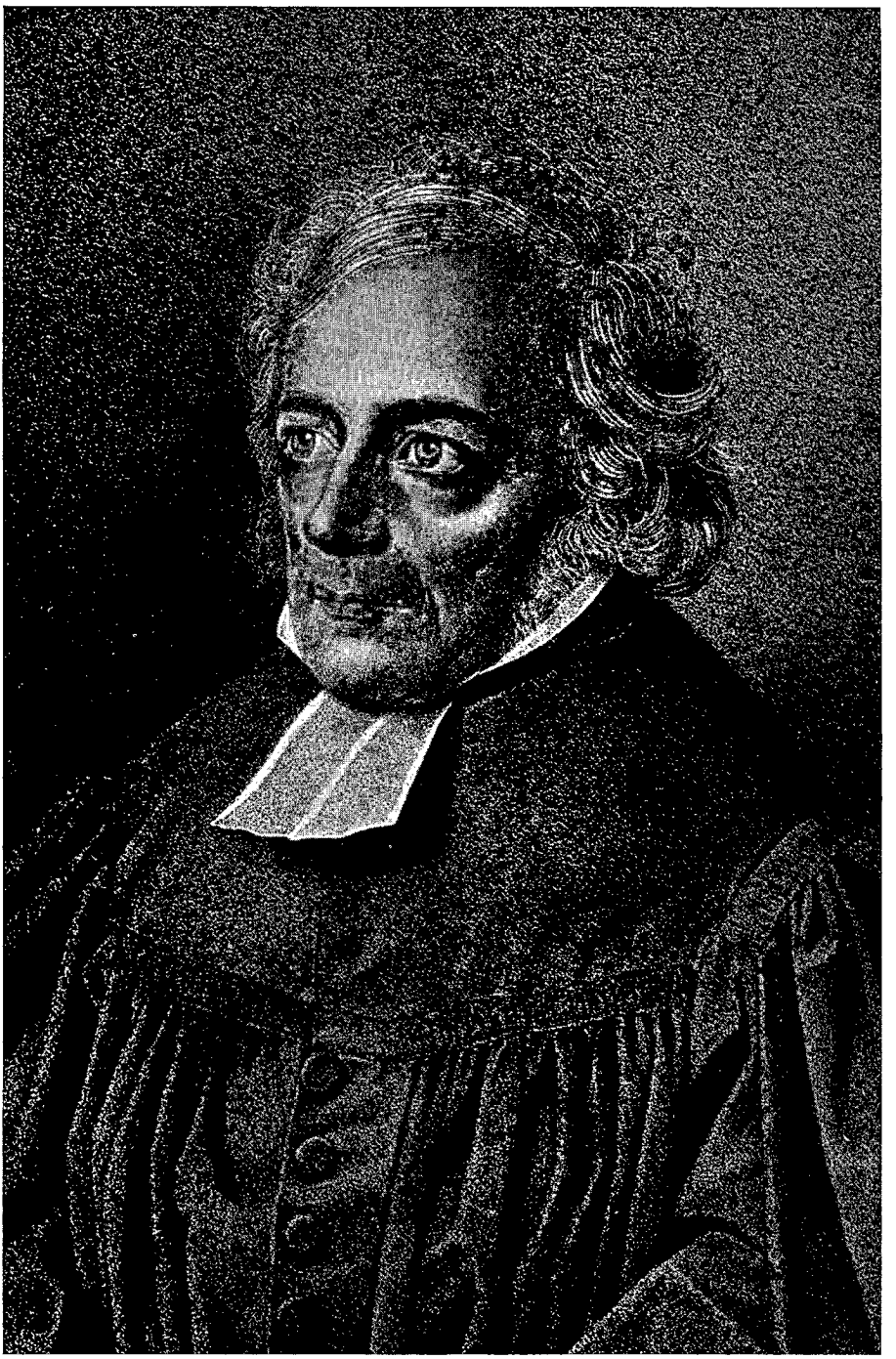
Zwei Jahre, von 1787—1789, hat Schleiermacher in Halle studiert. Gegenüber den Eindrücken von Herrnhut bedeutete der Erwerb der Hallescheu Zeit nicht viel. Die matte rationalistische Theologie dort konnte ihm nicht mehr sagen, als er sich schon selber in der Kritik der überlieferten Dogmatik gesagt hatte, und am geistigen Leben der Stadt teilzunehmen, wonach ihn sehnlich verlangte, verbot die Askese, die er um seiner dürftigen Mittel willen auf sich genommen hatte. Lediglich ein Lehrer hat ihn entscheidend gefördert, der Philologe Friedrich August Wolf. Er nährte seine Liebe zur Antike und schärfte ihm das Rüstzeug zum Verständnis der griechischen Philosophie. Daß Schleiermacher zehn Jahre später den Plan, die Dialoge Platos zu übersetzen, fassen und durchführen konnte, verdankt er den Halleschen Jahren. Von Herrnhut aber bleibt lebendig die Erinnerung an eine Gemeinde, die, bewegt von der gleichen Frömmigkeit, eine Gemeinschaft der Brüderlichkeit und der gegenseitigen Verpflichtung verwirklichte. Schleiermachers Leidenschaft, das eigene Innenleben zu beobachten und über seine Förderung zu wachen und sich in gleicher Weise für die innere Förderung anderer verpflichtet zu fühlen, hat hier den ersten und entscheidenden Antrieb empfangen. Auch ist ihm je länger je mehr bedeutsam geworden, daß sich Herrnhut als eine Gemeinde Jesu wußte, bewegt von seinem Lebensimpuls und getragen von der in ihm der Welt geschenkten Erlösungskraft. Wenn er sich später einen „Herrnhuter höherer Ordnung" nannte, so geschah es um dieser lebendig wirkenden Erinnerungen willen.

Die Folgezeit brachte Schleiermacher dreimal Gelegenheit zur stillen Muße und zur Vertiefung in umfangreiche Studien. Von 1789—1790 bereitete er sich bei seinem Onkel Stubenrauch in dem märkischen Dorfe Drossen auf das theologische Examen vor. Von 1794—1796 war er Pfarrer in Landsberg an der Warthe, von 1802—1804 diente er der reformierten Gemeinde in Stolp in Pommern. Dazwischen liegen die für sein Leben entscheidenden Jahre auf dem Schloß der Grafen Dohna in Schlobitten (1790—1793) und in dem Kreise der Romantiker in Berlin (1796—1802). Ihnen folgte die erste große Bewährung als akademischer Lehrer in Halle (1804—1807). Bei den Dohnas, in der Umgebung der Henriette Herz und Friedrich Schlegels, vor den Studenten und inmitten des Tumults, den der Zusammenbruch Preußens mit sich brachte, ist Schleiermacher zu seinem eigentlichen Wesen gereift. So verschieden diese einzelnen Elemente in sich sind, man darf keines von ihnen übersehen, wenn man Schleiermacher verstehen will, und man darf vor allem nicht vergessen, daß er in all diesen Lebenskreisen als Theologe angesehen sein wollte und nie erlahmte in der Freudigkeit, als Prediger einer Gemeinde zu dienen.

Als Hauslehrer in Schlobitten fand Schleiermacher seine Ahnung bestätigt, daß „schönes gemeinschaftliches Dasein" beglückende Gegenwart sein könne und



Erzherzog Carl von Österreich
Lithographie von Joseph Kriehuber, 1834



Friedrich Schleiermacher
Lithographie nach einer Zeichnung von Franz Krüger

ungleich größeren Reichtum in sich berge als alles Studieren. „Ich sah, wie Freiheit erst veredelt und gestaltet die zarten Geheimnisse der Menschheit." Zugleich spürte er an der erst sechzehnjährigen Friederike Dohna zum erstenmal den Zauber, durch den Frauen es vermochten, sein Inneres aufzuschließen. Friederike Dohna durfte ihm einen ähnlichen Dienst tun, wie ihn Sophie Kühn Novalis tat und Auguste Boehmer Schelling. Auch sie war, wie diese ihre Altersgefährtinnen, schon dem Tode geweiht, als ihr Schleiermacher seine tiefsten Einsichten kundtat. Schleiermacher hat sich die Gunst, Freund geistvoller Frauen zu sein, bewahrt und war sich bewußt, daß er hier eine besondere Gabe hatte. „Mir geht es überall so, wohin ich sehe, daß mir die Natur der Frauen edler erscheint und ihr Leben glücklicher, und wenn ich je mit einem unmöglichen Wunsche spiele, so ist es mit dem, eine Frau zu sein."

Von keiner Frau aber wußte er sich so verstanden wie von Henriette Herz, mit der ihn Alexander Dohna bekannt machte, als er 1796 zum Prediger an der Charité in Berlin ernannt worden war. Es wird immer seltsam bleiben, daß der größte Theologe der preußischen Hauptstadt bei seinem Einzug in Berlin seine geistige Heimat in dem Salon einer Jüdin fand! Die Kirche, der er diente, gab ihm nicht den Gemeindezusammenhang, den er suchte, die Prediger, zu deren Stand er gehörte, blieben ihm fremd, im Gespräche mit Henriette Herz, Dorothea Veit, Friedrich Schlegel fand sein Geist Genüge. Dort hat er den geistreichen Frauen die Lebensansicht formuliert, die den Kreis der Romantiker von der bürgerlichen Aufklärung schied, aber ihn auch in Gegensatz brachte zur Lehre der Kirche. „Ich glaube an Begeisterung und Tugend, an die Würde der Kunst und den Reiz der Wissenschaft, an Freundschaft der Männer und Liebe zum Vaterland, an vergangene Größe und künftige Veredlung", hielt er den Katechismus parodierend dem Zeugnis vom Heiligen Geist, von der Kirche, von der Sündenvergebung, vom ewigen Leben entgegen. „Ich glaube, daß ich nicht lebe, um zu gehorchen oder um mich zu zerstreuen; sondern um zu sein und zu werden; und ich glaube an die Macht des Willens und der Bildung, mich dem Unendlichen wieder zu nähern, mich aus den Fesseln der Mißbildung zu erlösen und mich von den Schranken des Geschlechts unabhängig zu machen", so sollte es nicht nur in der Lehre heißen, sondern auch in der Tat. Als sich Dorothea Veit von ihrem Manne trennte, um Friedrich Schlegels Frau zu werden, und Schlegel diesen Schritt vor der Welt durch seinen Roman „Lucinde" zu rechtfertigen suchte, trat Schleiermacher dem Freunde ritterlich zur Seite. Er sah im ungebundenen Handeln der Freunde die höhere Sittlichkeit gegenüber dem, wie er glaubte, zur Konvention erstarrten Ethos der Kirche und meinte: des mit ihr verbundenen Bürgertums.

Damit trat Schleiermacher dem Bestehenden entgegen, unverstanden von seinen geistlichen Oberen und von seinen Brüdern im Amte, aber, wie er glaubte, im echten Verständnis seines Predigtamtes. Daß er dem Bestehenden widersprach, war ihm nicht zu verargen; immer wird Gehorsam gegen das Wort Gottes solchen Einspruch nötig machen; auch Luther stand im Gegensatz zum Bestehenden, als er die Nonne

zur Frau nahm. Aber Luther hatte ein deutliches, klares Wort der Schrift für sich, das ihm die hohe Würde des Reformators verlieh, Schleiermacher aber stritt für eine bloße menschliche Meinung, erwachsen aus dem zufälligen Lebensgefühl der Literaten, mit denen er verkehrte. Hier wurde nicht einer Reformation die Bahn bereitet; hier wurde die Rebellion vorbereitet, die dann das 19. Jahrhundert mit seiner Emanzipation verwirklichte.

Schleiermacher blieb nicht in diesem Lebensgefühl befangen; es befreite ihn der Beruf, für den er ausersehen war. Aber er ist doch in seinen Anschauungen weithin bestimmt geblieben von dem romantischen Denken, das ihn in jenen Jahren umfing. Vor allem atmen die Schriften, die den Weg in die deutsche Bildung fanden, diesen Geist. Es sind dies die „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" (1799), die „Monologe" (1800), „Die Weihnachtsfeier" (1806). Am klarsten spiegelt sich das Lebensgefühl, zu dem er im Kreise seiner romantischen Genossen erwacht war, in den „Monologen". Hier ruft er auf zur Bejahung der in jedem Menschen schlummernden Kraft, sein Leben eigentümlich zu gestalten. Die Gottheit will in jedem Menschen erstehen, in jedem ganz, aber in jedem in eigentümlicher Sonderart. Diese Individualität zu erkennen und zu hüten, ist des geistigen Menschen heilige Pflicht. Ihr zu leben, ist wahrer Gottesdienst, und alle schicksalhaften Begegnungen in Liebe, Ehe, Freundschaft, Kunst, Wissenschaft, Staat, Kirche dienen der Entfaltung und Bereicherung solcher göttlichen Kraft. Warum sich aber der Mensch solcher Herkunft und Gemeinschaft bewußt sein könne, zeigte Schleiermacher in seinen „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern". Sie beschreiben die Religion als das beglückende Erlebnis, in dem sich der Mensch seiner selbst gerade da bewußt wird, wo er sich ganz dem Universum hingibt. Dem Liebenden gleich, der sich erfaßt, wenn er mit der Geliebten eins wird, kommt der Religiöse zu sich, wenn er in dem All aufgeht. Nur um dies Erlebnis geht es in der Religion; Dogmen sind ihr fremd, Institutionen hemmen ihr Leben. In Freiheit spricht sie sich aus, und der Kreis derer, die von gemeinsamem Erleben bewegt werden, ist die eigentliche Kirche. Darum darf sich auch das Christentum nicht als etwas Besonderes hervortun wollen. Es ist eine der Formen, in denen das Religiöse kund wird; darum dürfen seine Lehren nicht dazu mißbraucht werden, das immer von neuem quellende Leben der Erstarrung auszuliefern; selbst die Heilige Schrift ist nicht schaffende Kraft, sondern nur Ausdruck religiösen Lebens: „Nicht der hat Religion, der an eine Heilige Schrift glaubt, sondern der, welcher keiner bedarf und wohl selbst eine machen könnte."

Wenige Bücher haben so stark gewirkt wie Schleiermachers Reden. Sie haben nicht nur Männer wie Novalis entzückt, sie haben viele, die später ganz andere Wege gingen als Schleiermacher, gestärkt in der Überzeugung, daß Christentum mehr sei als Moral und die Aufgabe eines Predigers eine andere als die eines Dieners der öffentlichen Ordnung. Claus Harms, später ein Führer der neuer-

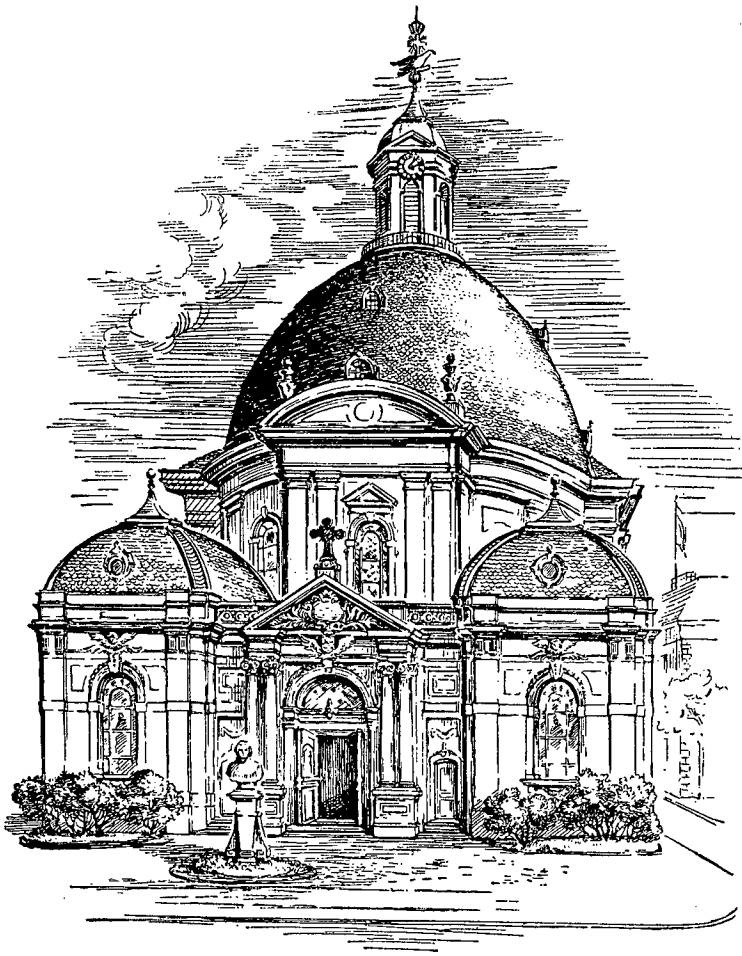
wachten lutherischen Kirche und als solcher entschlossener Gegner Schleiermachers, sprach von dem „Anstoß zur ewigen Bewegung", den er von diesem Büchlein erhielt, und wie ihm erging es vielen.

Als Schleiermacher 1804 an die Hallesche Universität berufen wurde, durfte er eine akademische Lehrtätigkeit beginnen, die sich dreißig Jahre hindurch in unverminderter Kraft erhielt und wohl jeden beeinflußte, der in der nächsten Generation im deutschen Schul- und Kirchenwesen Hervorragendes leistete. Er hat dabei stärker gewirkt durch den Zauber seiner Persönlichkeit als durch die Lehre, die er entwickelte. In Halle zählte zu seinen nächsten Schülern und Freunden der Norweger Henrik Steffens, dessen werbendes Wort 1813 die Breslauer Studenten in die Freikorps rief und der wenige Jahre später sich für das Recht der lutherischen Kirche in Preußen erhob; neben ihm stand Karl von Raumer, als Pädagoge einer der einflußreichsten Vermittler der Gedanken Pestalozzis, als Führer der bayrischen Erweckung nachmals der hochangesehene „Vater" der Erlanger Universität; unter den theologischen Schülern dieser Zeit ist besonders August Neander zu nennen, später Schleiermachers Kollege in Berlin. Er hat Schleiermachers Ruf, in der „Frömmigkeit" die entscheidende Kraft des kirchlichen Lebens zu sehen, in seiner Darstellung der Kirchengeschichte zu Ehren gebracht und, indem er die Wirkung beachten lehrte, mit der das persönliche Christentum führender Männer das öffentliche Leben durchdringt, vornehmlich auf Wichern, den Vater der Inneren Mission, gewirkt. Er war es auch, der Schleiermacher gleichsam ins Pietistische zurückübersetzte und so seine Kraft wirksam machte für die kirchliche Übung des preußischen Protestantismus.

In diesen Jahren, in denen Schleiermacher zum erstenmal auf die Kirche in ihrer ganzen Weite zu wirken begann, vollzogen sich auch seine ersten großen politischen Entscheidungen. Schon vorher hatte ihm zu seiner großen Freude König Friedrich Wilhelm III. die Erlaubnis verweigert, einen Ruf an die bayerische Universität Würzburg anzunehmen. In der Verwirrung, die nach dem Zusammenbruch von Jena alle zu ergreifen drohte, gab er den Freunden und Schülern ein mannhaftes Beispiel selbstverständlicher Treue und zuversichtlicher Hoffnungsfreudigkeit. Er hat keinen Augenblick gezweifelt, daß sich Preußen wieder erheben würde, und keinen Augenblick gezögert, seine Kraft dafür einzusetzen. Einen Ruf nach Bremen lehnte er ab. Er wollte lieber ohne Amt und ohne Sicherung in der Nähe des Königs von Preußen leben, als mit dem Gefühl, Preußen preiszugeben, anderswo einem scheinbar gesicherten Beruf nachgehen. Der Freund seiner Berliner Tage, Friedrich Schlegel, ging damals nach Dresden und Wien zu Metternich und in die römische Kirche und blieb bei aller Geschäftigkeit ein Literat; Schelling zog sich von dem Geschehen des Tages zurück und suchte die philosophische Entscheidung in dem Grübeln um die letzten metaphysischen Gründe des Seins. Für Schleiermacher fielen philosophische Existenz und politische Entscheidung zusammen. In ihr erfüllte sich für ihn auch die Forderung, die durch

Gottes Wort an die Christen ergeht. Hegel konnte damals in dem Imperator Napoleon die „Weltseele" sehen und ihn als das machtvolle Individuum bestaunen, das „über die Welt übergreift und sie beherrscht". Für Schleiermacher war und blieb Napoleon ein Emporkömmling, der sich der niedersten Instinkte der Menschen bediene, um durch sie die Macht zu behaupten, die er sich wider Recht und Ordnung anmaße. Darum war es ihm heilige Pflicht, zum Kreuzzug gegen diesen Widersacher des Reiches Gottes zu rufen und zu rüsten und die Guten im Lande Preußen zu stärken, ihrer Verantwortung Genüge zu tun. Wer für Preußens Sache litt, war ihm Märtyrer, „religiöser und wissenschaftlicher" zugleich. Indem sich Preußen gegen Napoleon wehre, kämpfe es für den freien Geist gegen die rohe Gewalt und damit für die Würde der Weltordnung gegen die Anmaßung der Willkür, damit aber für das Reich Gottes gegen das Reich des Bösen. Reich Gottes, so lehrte Schleiermacher in seinen Vorträgen und Predigten, verwirklicht sich in den großen Mächten des Lebens, in denen der Mensch zur vollen Genüge seines Wesens kommt. Unter diesen Mächten steht an vorzüglicher Stelle der Staat. Aber nur der Staat erfüllt sein Wesen, der das Eigentümliche ehrt und die Freiheit achtet. Darum ist der Staat seinem Berufe am treuesten, der einer Nation zur Erfüllung ihrer geschichtlichen Sendung verhilft und zugleich dem inneren Leben des Individuums die dem Wesen des Geistes angemessene Freiheit läßt. Napoleon bedrohte beides. Darum mußte er fallen.

Schleiermacher hat sich damals an der Vorbereitung des Widerstandes tätig beteiligt. Er war Mitglied des Tugendbundes, in Briefen, Gesprächen, Reisen rastlos tätig, dem die Bahn zu bereiten, was Männer wie Stein planten. Am stärksten aber wirkte er durch seine Predigt. Von Halle vertrieben, fand er in Berlin eine neue Tätigkeit. Er durfte nicht nur mitarbeiten an der Erneuerung der Akademie und an der Gründung der Universität, er vermochte vor allem, die Kanzel der Dreifaltigkeitskirche zu einem beherrschenden Mittelpunkt des geistlichen, geistigen, politischen Lebens zu machen. Was keinem Berliner Prediger vor ihm und nach ihm geschenkt wurde, gelang ihm. „Berlin wurde durch ihn ein anderes", hat Steffens bezeugt, der diesen Wandel miterlebte, und Treitschke hat Schleiermacher den Erzieher zu einer neuen politischen Gesinnung genannt. Gleich angesehen in der Gesellschaft, die seinen Geist bewunderte, wie beim Volk, dem seine furchtlose Tapferkeit Eindruck machte, hat er ähnlich wie Fichte, aber noch wirksamer als dieser, sich gegen die Gefahr gewandt, in der „Ruhe die erste Bürgerpflicht" zu sehen. Der wahre Friede werde vielmehr nur dem zuteil, der die harte Wirklichkeit anerkennt, alle bequemen Sicherungen abtut, jeden Selbstbetrug durchschaut und sich wachrufen läßt für die Begegnung, die ihm die Gottheit bereitet in dem Geschehen der großen Geschichte. Diesem verborgenen Gesetze trauen, heiße glauben, und solcher Glaube trage in sich Verheißung. Er mache den Menschen reif, als Herold des Erlösers um sich Verklärung zu schaffen und dadurch das Gemeine zu überwinden. Mit solcher Predigt rüstete Schleiermacher das Volk zum Ver-



Die Dreifaltigkeitskirche in Berlin

ſtändnis der Steinſchen Reformen und ſtärkte das Pathos, aus dem die Leidenſchaft der Freiheitskämpfer erwuchs. In ſeiner Gedächtnisrede für die Königin Luiſe lehrte er, ihr Dulden, Mahnen, Glauben als ein Wort Gottes an die Zeit anzuſehen, das nicht leer zurückkommen würde; und als 1813 die Freiwilligen auszogen, betete er um den Sieg ihrer Waffen, da ja „faſt Gottes Reich in Gefahr zu ſchweben ſcheine und die edelſten Gaben, die uns vergangene Jahrhunderte erworben haben, wenn dieſe Anſtrengungen vergeblich wären".

Ebenſo aber hat Schleiermacher nach 1815 unbefangen die Rechte des Volkes und das Verlangen nach einer Verfaſſung als eine Forderung der göttlichen Gerechtigkeit verkündigt: denn es könne kein Staat frei ſein, der das Individuum vergewaltige. Wie ſein Freund und Schwager E. M. Arndt, wie ſein nächſter Mitarbeiter de Wette ſah er in der Verwirklichung der Rechte des Volkes eine heilige

Pflicht. Er hat sich auch nicht gescheut, in den letzten Jahren seines Lebens die Fortschritte der Kultur, die er glaubte wahrnehmen zu können, als Zeichen des sich langsam, aber stetig auf Erden entwickelnden Reiches Gottes kundzutun, und hieß von daher seine Hörer — und das ist der uns wichtigste Zug — achten auf die Pflichten, die ihnen das kommende soziale Zeitalter stelle.

Schleiermacher glaubte damit ein christliches Zeugnis zu geben. Er meinte, daß die Welt „durch das Leben des Erlösers verherrlicht und durch die Wirksamkeit seines Geistes zu immer unaufhaltsam weiterer Entwicklung alles Guten und Göttlichen geheiligt ist", und glaubte in der Geschichte die Spuren dieser Bahn aufweisen zu können. Daß Gottes Wege in der Geschichte dunkel sind und bleiben und es der Kirche verwehrt ist, darüber Zeugnis zu geben, diese von Luther groß gemachte Erkenntnis blieb ihm verschlossen. Er glaubte den Gang des Reiches Gottes in der Geschichte aufzeigen zu können und darum auch einen unmittelbaren Bund von Kirche und Kultur herstellen zu dürfen. Ja, er sah sogar eine besondere Pflicht darin, Sorge zu tragen, daß nicht das Christentum der Barbarei anheimfalle. Wie alle humanistischen Geister erhoffte er von der Bildung, was allein der Glaube gibt, und hatte darum eine schier apokalyptische Angst, es könne sich die Kirche von der Kultur lösen. Er wollte wohl Freiheit der Kirche vom Staate, aber mit der öffentlichen Bildung der Nation sollte die Kirche in enger Fühlung stehen. Er verkündigte das Ideal einer freien Volkskirche, in der alle vom Lebensimpuls Christi ergriffenen Richtungen Heimatrecht hätten. Der Dienst der Verkündigung sei ein Stück Volkserziehung; darum müsse die Kirche an der lebendigen Gegenwart Anteil haben, weshalb es unerlaubt sei, den Bekenntnissen der alten Kirche und der Reformation eine autoritäre Stellung einzuräumen. Selbst das Wort der Heiligen Schrift galt ihm nicht als Autorität. Um dies Ideal einer freien Volkskirche zu verwirklichen, hat er das Werk der Union, durch das Friedrich Wilhelm III. die lutherische und reformierte Kirche vereinigen wollte, mit Freuden begrüßt. Er sah in einem solchen Unternehmen den Anfang jener freien und weiten Kirche, die er begehrte. Darum bedauerte er die Methode des staatlichen Zwangs, mit der der König seinen Lieblingsplan ausführte, und scheute sich auch hier nicht, mit offener Kritik die Fehler aufzudecken, die der König machte. Aber er vermochte damit nicht zu helfen; denn Kirche vermag man nicht zu ordnen, wenn man sich scheut, von Konfession und Dogma zu reden. Kirche vermag auch nur zu ordnen, wer im Zusammenhang steht mit den tragenden Schichten des Volkes. Schleiermacher aber war ein Mann der Bildung. Das Leben des Bauern war ihm ebenso fremd wie das des kleinen Bürgers. Zu Menschen solcher Schichten konnte er nicht reden, und die Fragen, die sie an die Kirche stellten, waren ihm fern. So eng er sich dem Berufe des Predigers verbunden fühlte — er hat immer den Auftrag zu predigen höher geschätzt als alle anderen Pflichten und Gaben —, von dem, was dem evangelischen Predigtamt Kraft und Würde gibt, war er innerlich fern. Er konnte nicht wie Luther sagen, daß ihm das Wort der Schrift zu mächtig geworden sei, als daß er ihm widerstehen

könne. Er hatte nicht wie Johann Georg Hamann einen freien Zugang zu den Bekenntnissen der Reformation, zu Luther und dem evangelischen Lied, er vermochte nicht in der Einfalt zu reden wie Matthias Claudius oder in der volkstümlichen Kraft eines Ludwig Hofacker und Claus Harms. Darum blieb sein Einfluß auf die Gebildeten beschränkt und blieb auch hier belastet von der Problematik seiner philosophischen Denkweise.

Als Theologe hat Schleiermacher nach zwei ganz verschiedenen Seiten gewirkt. Indem er die „Eigentümlichkeit" alles Seins und Geschehens erkannte und achtete, vermochte er sich gegen den rationalistischen Wahn einer allgemeinen Menschheitsreligion zu erheben und wachzurufen für die besondere Botschaft, die in Jesus Christus an die Welt ergeht. So wurde er der Lehrer vieler junger Theologen, die das eigentümlich Christliche zu Ehren brachten, indem sie zum großen Schrecken Schleiermachers anfingen, von Dogma und Konfession und von dem notwendigen Unterschied zwischen kirchlicher Verkündigung und moderner Bildung zu reden. Indem er aber zugleich Religion als notwendige Äußerung des menschlichen Geistes nachweisen zu können glaubte, ja vor jede eigentliche Theologie die Forderung stellte, einen solchen Nachweis zu führen, hat er die Theologie doch wieder von der Philosophie abhängig gemacht, der Philosophie freilich vornehmlich „anthropologische" Aufgaben gestellt. Er ist auf solche Weise nicht so sehr ein „Kirchenvater" des neunzehnten Jahrhunderts geworden — obgleich die moderne Theologie um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts ihn als solchen feierte — als ein Vater der modernen Pädagogik. In ihm stellt sich die Leidenschaft, zu erkennen, was es denn um den Menschen sei, welche Möglichkeiten in ihm angelegt seien, wie man sie entfalten könne und in welcher Beziehung sie zu den großen Ordnungen des gesellschaftlichen Lebens ständen, besonders eindrucksvoll und anmutig dar; so ist er einer der großen Herolde der Humanität, wie sie die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts hervorbrachte. Als solcher hat er auf das 19. Jahrhundert gewirkt und noch im zwanzigsten Jahrhundert durch Wilhelm Dilthey und seine Schüler die Reform der Erziehung aufs stärkste beeinflußt.

Die christliche Kirche selber mußte sich an solchen Gedanken scheiden. Als Schleiermachers bedeutendstes theologisches Werk, die „Christliche Glaubenslehre", erschien (1821), sahen die einen in diesem großartigen Versuch, den christlichen Glauben aus dem frommen Erleben des von Jesus ergriffenen Menschen zu entwickeln, die einzige Möglichkeit, in einer modernen Welt das Zeugnis der Kirche aufrechtzuerhalten, die anderen suchten vergeblich nach dem eigentümlichen biblischen Zeugnis und fanden durch den Schrecken, den ihnen die dialektische Auflösung der Dogmen einflößte, zurück zu dem Dogma der Kirche. Die dritten waren so entzückt über die dialektische Kunst, mit der hier die Lehre der Kirche umgesetzt schien in eine Weisheit vom Menschen, daß sie sich entschlossen von jedem Dogma lösten und den Menschen und die Entfaltung der in ihn gelegten Möglichkeiten als den Sinn der Religion zu erkennen lehrten. David Friedrich Strauß und

Ludwig Feuerbach meinten so den Weg Schleiermachers zu Ende gehen zu müssen. So sind die verschiedensten Möglichkeiten der Theologie in Schleiermachers Lehre enthalten: die Proklamation des Mythus vom Gottmenschen, die Besinnung auf die in den Menschen gelegte Idee des Ewigen, die Erfahrung der den Menschen in der Geschichte geschenkten Erlösung. Er vermochte der Modernste der Modernen zu sein und konnte zugleich ergreifend und ergriffen das Zeugnis von dem Frieden kundtun, der in Jesus dem Erlöser erschien. Er ist dabei weder sich noch seinen Freunden und Hörern unglaubwürdig erschienen.

Johann Gottfried Herder, in seinen theologischen Gedanken, in seinen kirchlichen Idealen und in seinen kulturpädagogischen Idealen ihm in manchem verwandt, ging mit dem bitteren Gefühl, in Weimar Kränkung statt Achtung erfahren zu haben, als ein Einsamer aus dem Leben. Als Schleiermacher am 12. Dezember 1834 starb, trauerte um ihn ganz Berlin. Es war ihm wie keinem Prediger vor ihm und nach ihm gelungen, in der ganzen Berliner Gesellschaft einen unumstrittenen Rang einzunehmen. Die Akademie ehrte in ihm den Mann, der ihr zu neuer Blüte verhalf, die Universität ihren gefeierten Lehrer, die Gemeinde den angesehenen Prediger. „Ich erinnere mich, welch einen Eindruck es auf mich machte, als wir Schleiermacher begruben und die ganze lange Straße hinab an allen Fenstern, an allen Türen geweint ward", schreibt Leopold von Ranke noch nach Jahren im Gedenken an den Tod des Mannes. Vor den Studenten aber rühmte er ihn als das „Bild des schönsten Gleichmaßes". „Sein ganzes Sein, sein Streben, Tun und Leben war auf Versöhnung gerichtet; was er in sich selbst geschaffen, für die Welt zu wirken, war sein schönes Ziel. Theologie und Philosophie, in ihm zur höchsten Vollkommenheit geeint, hatten ihn dahin erhoben, daß seine Einsicht Tugend, seine Tugend Einsicht war; wie sein Denken war sein Leben: das Bild des schönsten Gleichmaßes."

Wenige Urteile treffen das, was Schleiermacher wollte, so genau wie dies bewegte Wort bewundernden Gedenkens. Schleiermacher suchte das humanistische Ideal der Harmonie und vermochte es offenbar in seinem Leben ungleich glaubwürdiger darzustellen als die, die es vor ihm anstrebten. Bei einem Erasmus konnte man fragen, ob er nicht um des Friedens willen den gebotenen Kampf meide. Schleiermacher war streitbar und im Streite unerbittlich, solange er den Kampf für nötig hielt. Bei Leibniz konnte man fragen, ob nicht der Diplomat in ihm siege über den Philosophen. Schleiermacher hat trotz seiner Leidenschaft, alle menschlichen Verhältnisse zu erforschen und zu durchdringen, die Kreise gemieden, in denen er nur mit Verleugnung seines Wesens hätte atmen können. Diese Lauterkeit macht ihn ehrwürdig, so wie ihn die seltsame Mischung von Ironie und Witz mit schier frauenhafter Innigkeit und männlicher Kraft schon den Zeitgenossen als eine besonders merkwürdige Gestalt erscheinen ließ. So bleibt seine Gestalt des Gedächtnisses wert, wenn auch sein Werk der Kirche nicht den reformatorischen Dienst leisten konnte, den seine Schüler erhofften.

Schelling

1775—1854

Von

Egon Pallon

Die Geschichte des deutschen Idealismus ist unauflöslich mit den drei großen Namen Fichte — Schelling — Hegel verknüpft. Allen dreien gemeinsam ist der entschlossene Drang zum System: es geht ihnen darum, in ihrer Philosophie ein Abbild der gesamten Wirklichkeit zu schaffen. Auf Kant fußend, suchen sie dessen Transzendentalphilosophie auszuwerten, jedoch wählt jeder von ihnen ein besonderes Gebiet zu seinem Ausgangspunkt. Fichtes Satz: „Was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was für ein Mensch man sei", bewahrheitet sich an ihnen allen. Fichte ist der große Ethiker, dem Denken ein sittliches Handeln ist und sittliches Handeln Philosophie. Hegel ist strenger Logiker und wirkt durch die Geschlossenheit seines logisch-dialektischen Systems am meisten auf die Nachwelt ein. Schelling, als überwiegend ästhetische Natur, ist nicht nur Denker, sondern auch Künstler. Daher steht er auch der genialen Künstlergeneration seiner Zeit am nächsten. Er erreicht nicht die Tiefe der beiden andern; seine Stärke liegt mehr in der Fähigkeit, neue Ausblicke zu eröffnen, das Denken vor neue Fragen zu stellen und ihm neue Anregungen zu geben. Wenn auch seine Lehre nicht in dem Maße wie die Hegelsche auf die Nachwelt eingewirkt hat, so bedeutet sie doch den Durchbruch einer neuen philosophischen Welterkenntnis.

Friedrich Wilhelm Joseph Schelling ist ein Sproß des schwäbischen Volksstammes, der am deutschen Geistesleben aller Zeiten so hervorragenden Anteil hat. Geboren am 27. Januar 1775 in Leonberg in Württemberg, ist ihm als Sohn eines evangelischen Geistlichen sein Bildungsgang vorgezeichnet: auch er soll Theologe werden.

Den Jüngling kennzeichnet eine erstaunliche Frühreife: schon im Jahre 1790 bezieht er die Universität Tübingen, wo er als Schüler des berühmten Stiftes mit Hölderlin und dem um fünf Jahre älteren Hegel Freundschaft schließt. Bereits mit siebzehn Jahren wird er Magister der Philosophie; seine Dissertation behandelt das Problem des Sündenfalls, auf das er in späteren Jahren wieder zurückkommt. Er eignet sich in Tübingen die Gedankenwelt des klassischen Altertums, die die Grundlage des theologisch-philosophischen Studiums jener Zeit bildet, vollkommen an. Fast ohne jegliche Anleitung beginnt er sich mit philosophischen Studien zu beschäftigen und lernt als Neunzehnjähriger die Wissenschaftslehre Fichtes kennen. Dadurch gerät er in den Bannkreis der idealistischen Philosophie, in deren Entwicklung er später mitbestimmend eingreift.

Die Gedankenwelt des deutschen Idealismus ist nur aus der eigentümlichen Geisteshaltung jener Zeit zu verstehen. Der Mensch entdeckt sich gleichsam aufs neue, er fühlt sich frei von allen Hemmungen und schätzt sein Vermögen aufs höchste ein. In dieser Lage hat die Kantische Philosophie die Geister mächtig erregt. Kants „kopernikanische Wendung" besteht im Nachweis, daß es grundsätzlich keine Erkenntnis vom Bewußtsein völlig unabhängiger Dinge geben könne. Diese wird nur dadurch ermöglicht, daß sich die Gesetzmäßigkeit des erkennenden Subjekts auch auf seine Gegenstände erstreckt. Dadurch schränkt Kant die Möglichkeit des Erkennens auf bestimmte Gebiete ein: sein Kritizismus gipfelt im Satze, daß nicht die ganze Wirklichkeit „intelligibel", d. h. erkennbar, sei. Neben Kant liegt die andere philosophische Wurzel des Idealismus in einem wiederauflebenden Spinozismus. Hier wird der Versuch gemacht, alle Erkenntnis aus einem einzigen Grundsatz abzuleiten; diese Tendenz kommt der Zeitströmung entgegen, die auf Zusammenfassung, auf durchgängige Einheit drängt. Die Welt wird als Ganzes aufgefaßt: Geist wie Stoff müssen ihrer letzten Wesenheit nach ein und dasselbe sein. Setzt man den Hebel an der rechten Stelle an, so müßte es möglich sein, die Welt aus den Angeln zu heben — so etwa könnte man die damalige Stimmung umschreiben. Das gleiche gilt von der Erkenntnis: man meint, es müsse möglich sein, die ganze Wirklichkeit in ihrer Totalität restlos zu erfassen, wenn man bloß vom richtigen Grundsatz ausgehen würde. Aus dieser geistigen Situation heraus wirft nun Fichte als erster die Frage auf, ob es nicht möglich wäre, die nach Kantischer Ansicht bestehenden Schranken des Denkens niederzureißen. Er bejaht die Frage und wird dadurch zum Begründer des Idealismus.

Dem deutschen Idealismus liegt als Voraussetzung die Annahme eines Absoluten zugrunde, das wir als ein geistiges Reich bezeichnen können, welches völlig unabhängig vom Menschen für sich besteht und seinen eigenen Gesetzen folgt. Auch die individuelle Vernunft ist in dieses Reich des Geistes eingebaut. Fichte geht vom Ich aus und folgert: weil mein Geist, eben weil er Geist ist, dem allumfassenden und das All durchdringenden absoluten Geist verwandt ist, muß ich mir nur meiner selbst bewußt werden, um die ganze Wirklichkeit erfassen zu können. Um ein Bild zu brauchen: wie an einem einzigen Teilchen eines bestimmten Stoffes alle seine Eigenschaften aufzuzeigen sind, so spiegelt sich in meinem endlichen geistigen Ich das ganze All wieder. Daher nennt Fichte das Absolute das „Ich".

Diese Gedankengänge macht sich auch der junge Schelling zu eigen. Im Jahre 1795 legt er die theologische Prüfung ab, erwählt aber nicht die Laufbahn eines Theologen, sondern geht als Erzieher zweier junger Edelleute nach Leipzig. Schelling verläßt seine Heimat nicht ungern, da ihn angeblich die geistige Enge Württembergs bedrückt. Das Ziel seiner Sehnsucht ist Paris — er ist bekanntlich nicht der einzige junge Deutsche, der sich für die Ideen der Französischen Revolution begeisterte. Die Reise nach Leipzig führt ihn durch Jena, die Stätte seiner

späteren Wirksamkeit. Hier lernt er Schiller kennen, zwei Jahre später auch Goethe. In Leipzig treibt er vornehmlich naturwissenschaftliche Studien und gewinnt damit Interesse für das Problem der Natur, dessen Lösung später seinen Ruf begründet. Das Gebiet des Objektiven, d. h. der Natur, kommt in Fichtes System entschieden zu kurz; ihm ist die Natur nicht mehr als das dem Menschen gegebene Feld seiner Tätigkeit, daher geht sein Denken auf das Subjekt, den Menschen selbst. Dieser Lücke im System seines Lehrers wendet Schelling sein Interesse zu; es geht ihm nicht um die äußeren Erscheinungen im Naturgeschehen — diese Frage überläßt er den Naturforschern. Er will das Wesen der Natur ergründen; auch er fühlt in sich den faustischen Drang zur Erkenntnis des innersten Zusammenhanges der Welt.

*

Die ersten schriftstellerischen Versuche des jungen Schelling wollen nichts anderes sein, als nur Erläuterungen der Wissenschaftslehre seines Meisters. Diesem verdankt er, wie er sich ausdrückt, „den Durchbruch in das freie offene Feld objektiver Wissenschaft". Er hat sich in einem Maße in die Gedankenwelt Fichtes hineingearbeitet, daß es ihm gelingt, die Grundgedanken der Wissenschaftslehre klarer und prägnanter wiederzugeben, als es Fichte selbst vermochte; dadurch wird Fichte auf den jungen Schwaben aufmerksam. Bald danach tritt Schelling bereits als selbständiger Denker auf den Plan. Im Jahre 1797 erscheint die erste Schrift, die nur diesem Problem gewidmet ist, die „Ideen zu einer Philosophie der Natur"; ein Jahr darauf folgt als zweite „Von der Weltseele". Nun lenkt auch Goethe seine Blicke auf ihn und bewirkt im Einverständnis mit Fichte die Berufung Schellings nach Jena. Doch bevor der dreiundzwanzigjährige Professor in Jena eintrifft, findet in Dresden eine Begegnung statt, die für sein ganzes Leben bedeutsam wird. Im Spätsommer 1798 lernt er in der sächsischen Hauptstadt neben andern Romantikern die Brüder Schlegel, später auch Fichte kennen. Dieser hat ein Jahr nachher seinen jungen Kollegen mit sicherem Blick gekennzeichnet: „Er selbst sei systematischer, Schelling genialischer." Das Genialische in Schelling ist es auch, was ihn unauflöslich an die Romantik bindet und ihm die Möglichkeit nimmt, die weitere Entwicklung Fichtes und Hegels mitzumachen.

Schelling stellt an die Natur die Frage, wie sie es möglich mache, den Menschen hervorzubringen? Diese Fragestellung zeigt, daß er auch als Naturphilosoph der typische Vertreter des Idealismus bleibt. Sein ursprüngliches und eigentliches Interesse gehört dem Menschen, nur mittelbar der Natur. Um das Grundproblem zu lösen, muß vorher die Frage beantwortet werden: Gibt es überhaupt eine Zweckmäßigkeit der Natur? Ist diese Frage zu bejahen, so wäre damit auch die weitere gelöst, ob es eine Möglichkeit gibt, das Naturganze zu erkennen. Dahinter steht endlich das große Problem aller Philosophie: Können wir die gesamte, natürliche wie geistige, Wirklichkeit erfassen?

Kant mußte von seinem Kritizismus aus auf die Erkenntnis des Naturganzen verzichten. Er beantwortet die Frage nach dem Wesen der (organischen) Natur dahin, daß wir sie nur zu erkennen vermögen, wenn wir sie als Produkt einer inneren Zweckmäßigkeit betrachten. Wir vermögen aber nichts darüber auszusagen, ob diese Annahme zu Recht besteht. Fichte geht einen Schritt weiter und stellt die Behauptung auf, daß die Natur nicht nur unserer Erkenntnis als zweckmäßig erscheine, sondern tatsächlich auch ein zweckmäßiges Ganzes sei. Hier setzt nun Schelling ein und sucht den Nachweis dieser Behauptung, den Fichte schuldig bleibt, zu führen. Fichte ist es auch, der ihm mit seiner Lehre von der unbewußten Intelligenz das Werkzeug in die Hand gibt, mit dem allein das Problem zu lösen ist.

Schellings Lehre stellt sich uns nun so dar: Geist und Natur sind nur quantitativ, nicht qualitativ verschieden. Die Natur ist — ebenso wie das geistige Sein des Menschen — Vernunft. Schelling drückt das mit dem Satz aus: Natur ist sichtbar gewordener Geist. Freilich — was in der Natur bewußtlos vor sich geht, geschieht im menschlichen Geist bewußt. In späteren Jahren sagt Schelling, Natur sei gar nicht Objekt, sondern selbst Subjekt. Der Philosoph müsse auch das scheinbar Objektive nicht als Objekt, sondern als werdendes Subjekt ansehen. Allenfalls ließe sich von einem Subjekt-Objekt sprechen.

Hiermit ist schon der Gedanke angedeutet, den Schelling der Naturphilosophie Leibniz' entnimmt: den der Lebendigkeit allen Seins. Es gibt kein absolut Totes, sondern das Leben ist allgegenwärtig. Daher spricht Schelling von der „Odyssee des Geistes", der sich in der Natur offenbart. Natur ist immerwährende Bewegung, nicht ein Sein, sondern ein Werden, nämlich das Bewußtwerden des bewußtlosen Geistes. Weil dieser einem Riesen gleicht, der vom Schlafe erwachend sich streckt und regt, muß die Natur notwendig Leben, Organisation sein. Hier wendet sich Schelling gegen Kant und wirft ihm vor, er komme nicht davon los, eine allem Seienden zugrunde liegende Materie zu denken. Nur von der Erkenntnis eines urlebendigen, in der Natur materialisierten Geistes aus könne man zur Erkenntnis dessen, was Materie sei, vorstoßen, niemals umgekehrt. Denn das, war wir Stoff nennen, ist nichts anderes als ein Zweckprodukt geistiger Kräfte.

Schelling macht den Versuch, die Natur von innen heraus zu erfassen. Das bedeutet aber keineswegs, daß er seiner spekulativen Phantasie freien Spielraum gäbe, sondern er stellt den Grundsatz auf, daß alle Ergebnisse der Naturphilosophie an der Natur nachgeprüft werden müssen: die Natur müsse befragt werden. Wenn der spätere Schelling gleichwohl in heillose Phantastik verfällt, so daß gerade durch ihn jede Naturphilosophie auf lange hinaus in Mißachtung gerät, so hat das mehrere Ursachen. Vor allem darf er für die lächerlichen Übertreibungen seiner Nachbeter nicht verantwortlich gemacht werden. Soweit sich ferner Schelling selbst an seinen Grundsatz hält — er tut es nicht immer —, rächt sich des öfteren seine mangelnde naturwissenschaftliche Vorbildung. Endlich vermag ihm die

Naturwissenschaft seiner Zeit die nötigen, genügend gesicherten empirischen Erkenntnisse gar nicht zur Verfügung zu stellen.

Für das Verständnis der Naturphilosophie Schellings ist vor allem ihre Grundkonzeption von Wichtigkeit. Was die Einzelheiten anbetrifft, so möge hier der Hinweis darauf genügen, daß nach seiner Meinung sich die Natur in einer stufenweisen Entwicklung befindet. Es geht ihm nicht darum, eine Entwicklungstheorie aufzustellen, sondern um den Nachweis, daß jeder einzelne Teil der Natur in einem bestimmten sinnvollen Zusammenhang des Naturganzen steht. Die niederste Stufe ist der scheinbar tote Stoff, welchen man — je nachdem — als erstarrtes oder noch nicht vollkommenes Leben bezeichnen kann. Die nächsthöhere Stufe bilden die Elektrizität bzw. der Magnetismus, beides Erscheinungen, auf die man damals gerade aufmerksam wird. Man glaubt, in der galvanischen Elektrizität das Geheimnis des Lebens gefunden zu haben. Die höchste Stufe ist der Organismus, der zugleich organisch und anorganisch ist. Auch das organische Leben, auf dessen Hervorbringung die unter ihm stehende Natur abzielt, kann nur von seinem Zweck aus verstanden werden: dieser besteht in der Realisation des Bewußtseins. Die ganze Natur ist ein sich selbst organisierendes Ganzes.

Schellings Deutung der Natur hat außerordentlich anregend gewirkt. Als besonders fruchtbar erwies sich der Gedanke, daß die Natur ein lebendiges, immer neuwerdendes Ganzes ist. Es wäre eine reizvolle Aufgabe, die Linie bis zur modernen Entwicklungslehre weiterzuführen. Es ist Schellings Verdienst, der Naturwissenschaft neue Wege gewiesen zu haben. Der gleichbleibende Wert seiner Naturphilosophie besteht darin, daß er die Forschung vor neue Aufgaben stellte und noch stellt. Die Art und Weise, wie er die Probleme löste, ist mehr als anfechtbar. Aber gerade durch die Irrwege, die er ging, zwang er die Naturwissenschaft, die Lösung der von ihm aufgeworfenen Fragen in Angriff zu nehmen. Es liegt eine unumstößliche Wahrheit in dem Satze Schellings, daß es nicht von Wichtigkeit sei, was für eine Naturphilosophie man habe, sondern daß man überhaupt eine habe. Abgesehen davon besteht die Bedeutung der Naturphilosophie Schellings ganz allgemein darin, daß er seinen Zeitgenossen die Natur nähergebracht hat und Künstler wie Gelehrte veranlaßte, sich mit der sinnlich wahrnehmbaren Welt zu befassen. Endlich wies er die philosophische Ethik auf das Naturgemäße auch im Sittlichen hin.

*

In der Naturphilosophie suchte Schelling den Nachweis zu führen, daß der Zweck der realen Natur die Hervorbringung des idealen Menschen sei. Dieses tat er in der Weise, daß er die Natur als sichtbar in Erscheinung getretenen, unbewußten Geist, der seiner im Menschen bewußt wird, hinstellte. Die Philosophie der Natur bedarf aber notwendig einer Ergänzung durch eine solche des Geistes. Dieser Aufgabe unterzieht sich Schelling in seinem „System des transzendentalen Idealismus" (1800), dem Gegenstück zum „Realismus" der Naturphilosophie.

Wir haben das Werden des menschlichen Ich verfolgt; es ist nun unsere Aufgabe, das Wesen des Ich festzustellen. Zu diesem Zweck muß zwischen theoretischer und praktischer Intelligenz unterschieden werden. Die theoretische Intelligenz erkennt die Welt; die Stufen ihrer Entwicklung sind: Empfindung — Anschauung — Reflexion — Selbstbewußtsein. Die praktische Intelligenz ordnet die Welt; dadurch wirkt sie Geschichte. Ihre Aufgabe ist im Gegensatz zur theoretischen Intelligenz nicht Wissen, sondern Handeln. Im Wissen richtet sich das Ich nach den Dingen, im Handeln richten sich die Dinge nach dem Ich. In Anlehnung an Kant führt Schelling aus, daß diejenige Funktion des Ich, welche theoretische und praktische Intelligenz in sich verbindet, die ästhetische ist. Daher ist das künstlerische Schaffen das höchste Vermögen des Menschen. In dieser Bewertung des Ästhetischen kündet sich bereits die weitere Entwicklung der Philosophie Schellings an.

Die Transzendentalphilosophie will nichts anderes sein als ein Teil des Gesamtsystems. Jetzt glaubt Schelling aber auch das Prinzip gefunden zu haben, von dem aus sich alle philosophischen Wahrheiten mit absoluter Notwendigkeit ergeben, ähnlich wie sich die Lehrsätze der Geometrie vom Begriff des Raumes ableiten lassen. Ihm schwebt nach seinen eigenen Worten etwas Ähnliches vor wie der Versuch Spinozas, dessen Hauptwerk den bezeichnenden Namen trägt: „Ethik, demonstriert nach dem Vorbild der Geometrie". Diese seine neue Philosophie, ausgeführt in der „Darstellung meines Systems" (1801) und dem meisterhaft geschriebenen Dialog „Bruno" (1802), soll Natur- wie Transzendentalphilosophie zusammenfassen und die Krönung des Systems bilden. Die Naturphilosophie hatte den Nachweis erbracht, daß die Natur ein Ganzes sei, die Transzendentalphilosophie hatte dasselbe für das Reich des Geistes getan; jetzt gilt es, die übergeordnete höhere Einheit aufzuzeigen. Erinnern wir uns, daß Schelling die zwei Seinsweisen des Geistes einander gegenüberstellt und ihre höhere, innere Einheit darin sieht, daß beide Geist sind. Hier baut Schelling weiter — das Neue besteht dabei in der Art und Weise, wie er seine Lehre ausführt.

Das Absolute, welches Schelling bisher in Anlehnung an Fichte als „Ich" bezeichnet hat, nennt er von nun an, um jedem Mißverständnis vorzubeugen, „absolute Vernunft", später immer öfter auch — Gott. Allem Seienden liegt die absolute Vernunft zugrunde. Man darf diesen Satz aber nicht so verstehen, als hätte ein Gott sein „es werde" gesprochen und damit die zwei Reihen Reales und Ideales hervorgebracht. Der Philosoph meint etwas anderes: das Absolute tritt gar nicht aus sich heraus, sondern es ist selbst Natur wie Geist und vereint beide in sich. Ins Zeitliche übertragen, läßt sich das Grundprinzip der Identitätsphilosophie etwa so wiedergeben: das überzeitliche Absolute, die ewige Vernunft, ist die völlige „Identität" oder „Indifferenz" von Natur und Geist, d. h. es enthält diese noch vollkommen indifferenziert in sich. Durch die Differenzierung der absoluten Indifferenz entsteht die Welt; das Absolute geht in eine andere Gestalt

über. Materie und Geist sind, existieren überhaupt nur, weil und sofern sie einen Modus des Absoluten bilden. Alle Differenziertheit, also alles Einzelne, beruht auf einer Abstufung des an sich indifferenten Absoluten. Darum ist kein Ding für sich da, sondern immer nur als Glied einer Reihe. Wir irren daher, wenn es uns als ein Einzelnes oder von anderen Dingen Verschiedenes erscheint, denn wir können es gar nicht isoliert und für sich dastehend betrachten, sondern immer nur soweit es mit zur Totalität des Seins gehört. Die absolute Identität kann überhaupt nicht aufgehoben oder fortgedacht werden, weil sie die Basis aller Einzeldinge ist und diese ihre verschiedenen Modifikationen sind. Allerdings ist der menschlichen Erkenntnis immer nur die differenzierte Erscheinung des Absoluten zugänglich. Könnten wir die Totalität des Universums erkennen, so würden wir des absoluten Gleichgewichts gewahr werden, d. h. der Indifferenz oder Identität, in der nichts mehr zu unterscheiden wäre. Die absolute Identität wird also mit dem Weltall gleichgesetzt. Das Absolute oder Gott ist also dasselbe wie das Universum, und ein Unterschied besteht nur im Namen. Von hier aus wird uns verständlich, daß Schelling den Begriff eines persönlichen Gottes bekämpft — sein Gottesbegriff ist der des Pantheismus.

Stellt man an das Denken die Frage, woher es das alles wisse, so lautet die Antwort: wenn das endliche Ich es unternähme, das Absolute zu erkennen, so wäre dieser Versuch von vornherein zum Scheitern verurteilt. Es ist aber die unendliche Vernunft, d. h. das Absolute selbst, das in mir im Erkenntnisprozeß schöpferisch wirkt: es schaut sich selbst an und stellt sich im philosophischen System dar. Schelling wirft Fichte vor, daß dieser durch die Reflexion allein ein System zu bilden suche. Sein Ausgangspunkt dagegen sei ein besonderes Vermögen der Vernunft, das er „intellektuelle Anschauung" nennt. Dieses Vermögen sei weder ein praktisches, also der Wille, noch ein theoretisches, also der Verstand, sondern eine ästhetische schöpferische Kraft. Diese Lösung war, wie wir sahen, in der Transzendentalphilosophie bereits angedeutet.

Die innere Kraft, die sich als schöpferisches Erkennen auf die absolute Identität richtet, äußert sich auch als künstlerisches Schaffen. Im Kunstwerk — und nur in diesem — erscheinen die sonst einander gegenüberstehenden Reiche der Natur und des Geistes harmonisch miteinander vereint. Alle übrigen Erscheinungsformen des Absoluten enthalten überwiegend entweder das natürliche oder das geistige Element. Gewiß — auch das Kunstwerk vermag nur annähernd das Absolute darzustellen, jedoch ist es die einzige Form, in der die Verschmelzung des Geistigen mit dem Sinnlichen etwas von der Herrlichkeit des Alls ahnen läßt. Vollkommen ist nur ein einziges Kunstwerk: das Universum selbst. Wir sehen hier, daß die Philosophie Schellings sich mit dem romantischen Weltgefühl aufs engste berührt. Weil er sich hierin im Einklang wähnte mit Giordano Bruno, dem großen Naturphilosophen der Renaissance, legt er dessen Namen dem 1802 erschienenen Dialog bei.

Mit der Identitätsphilosophie wird das Ästhetische zum beherrschenden Prinzip der Lehre Schellings. Rechtes Philosophieren und künstlerisches Schaffen sind dasselbe, genau ebenso, wie ein vollendetes Kunstwerk letztlich ein philosophisches System ist und umgekehrt. Auch das Religiöse wird mit dem Künstlerischen gleichgesetzt. Heiliges, Wahres und Schönes sind miteinander identisch. Der Philosophie Fichtes entspricht das Menschheitsideal des sittlichen Heros. Schelling steht nicht nur äußerlich den Romantikern nahe: sein Ideal ist das des schöpferischen Genies.

Schelling hat jahrzehntelang auf die Entwicklung der ästhetischen Theorien starken Einfluß ausgeübt. Seine Ästhetik läßt sich als kosmologische bezeichnen, weil das Ästhetische bei ihm auf dasselbe Prinzip zurückgeführt wird wie das ganze All. Mit dem Zurücktreten der Romantik schwindet auch Schellings Einfluß immer mehr. In der Gegenwart scheint sich eine Renaissance seines ästhetischen Idealismus anzubahnen. Von Interesse ist die Tatsache, daß das Weltbild Bergsons, wohl des bedeutendsten französischen Philosophen unserer Zeit, unzweideutige Spuren der Philosophie Schellings trägt.

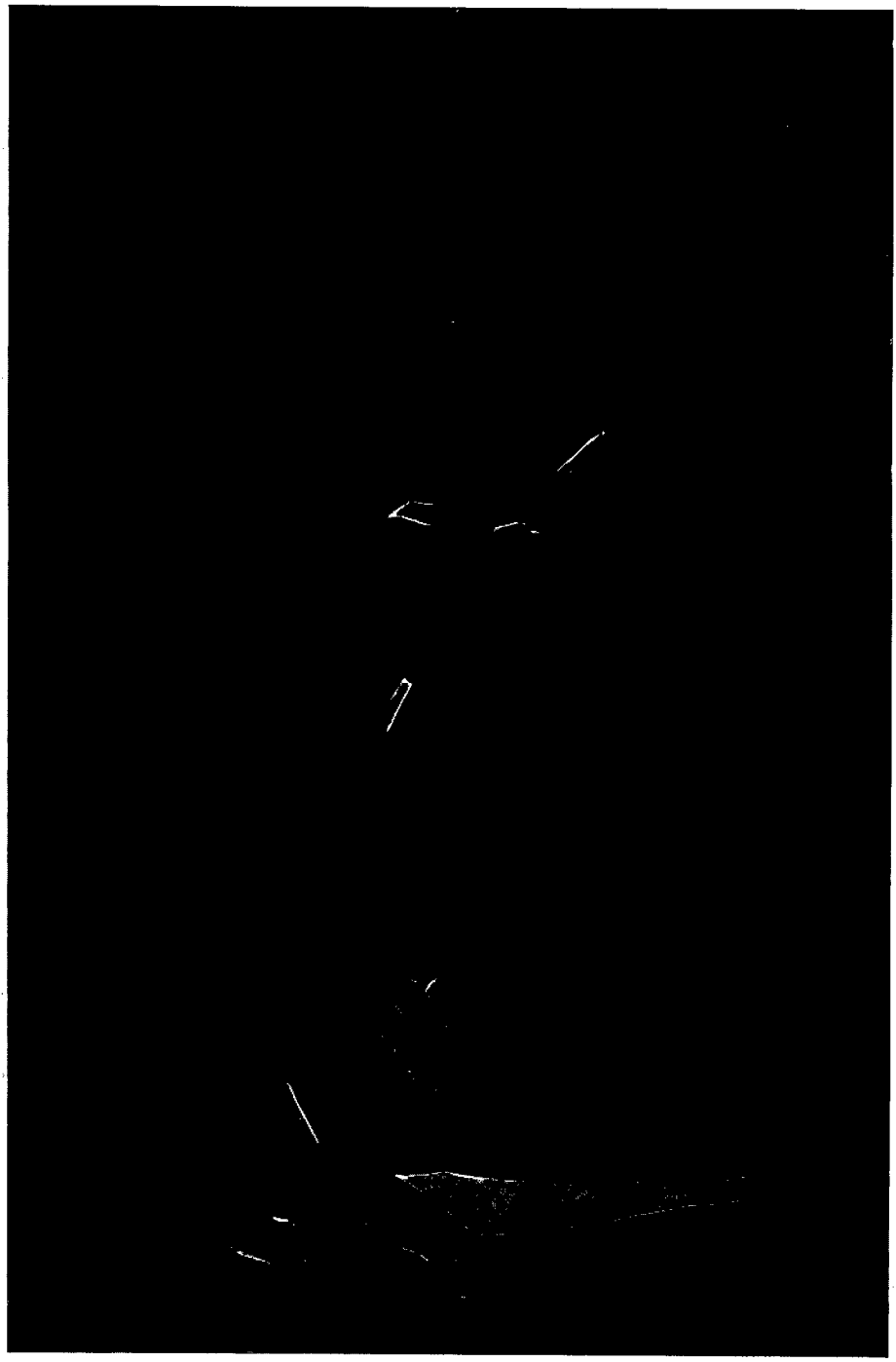
*

Die Jahre, in welche die Vollendung seines Systems fällt, verbringt Schelling in Jena. Jedoch neigt sich sein dortiger Aufenthalt seinem Ende zu: es ist zum allergrößten Teil Schellings eigene Schuld, daß er Jena verlassen muß. Die so früh errungenen Erfolge und die ihm allenthalben zuteil gewordene Bewunderung haben ihn verwöhnt. Sein Selbstgefühl steigert sich bis zur Überheblichkeit, in späteren Jahren bis zu maßloser Eitelkeit. Das tritt in den vielen Streitigkeiten, die in Jena beginnen und bis zu seinem Tode andauern, deutlich zutage. Auch Fichte hatte in Jena keinen leichten Stand. Jedoch wußte er die Auseinandersetzungen mit seinen Gegnern immer auf einer höheren Ebene auszutragen; dagegen werden Schellings Streitigkeiten immer durch persönliche Gehässigkeit verschärft. In Jena macht er sich neben vielen anderen Persönlichkeiten fast alle seine Kollegen zu Feinden. Das unbestimmte Verhältnis zu der damals noch nicht geschiedenen Frau des älteren Schlegel macht seine Stellung völlig unhaltbar. So folgt er einem Rufe als Professor der Naturphilosophie an die Universität Würzburg.

Das Jahr 1803 kann als der Höhepunkt in Schellings Leben bezeichnet werden. Wohl muß er die Stätte seiner bisherigen Wirksamkeit verlassen, doch steht er auf der Höhe seines Ruhmes. Seit 1802 schmückt ihn der Doktorhut der medizinischen Fakultät der Universität Landshut. Der Besuch seiner Vorlesungen hat in Jena von Jahr zu Jahr zugenommen — der achtundzwanzigjährige Denker zählt unbestritten zu den Großen der Nation. Als Abschiedsgabe an die Universität Jena erscheint die geradezu formvollendete Schrift „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums", sprachlich und inhaltlich ein klassisches



Friedrich Wilhelm Joſeph von Schelling



Carl Guſtav Carus
Gemälde von Julius Hübner, 1844. Frankfurt a. M., Goethehaus

Werk der deutschen philosophischen Literatur. In wunderbar klaren und einfachen Linien wird das Idealbild einer wahrhaften „universitas litterarum" entworfen. Es wird eine Hochschule dargestellt, in der sich alle Wissenschaften zu einem geschlossenen Ganzen zusammenfügen. In demselben Jahre heiratet er die um zwölf Jahre ältere Caroline Schlegel; dieser geistig hervorragenden Frau verdankt er reiche Anregungen für sein philosophisches Denken, und man hat den Eindruck, daß mit ihrem Tode (1809) seine Schaffenskraft gebrochen ist.

Und doch kündet sich bereits jetzt ein Absinken der Lebenslinie Schellings an. Die Zeit um 1803 bringt die Entfremdung von Fichte und Hegel — jener sein Lehrer, dieser sein Jugendfreund. Bis zum Jahre 1801 war Schelling der Meinung, daß er sich mit Fichte im Einklang befinde. Nachdem dieser Jena verlassen hatte, stand er mit ihm im Briefwechsel. Die Identitätsphilosophie wird der Anlaß zum Bruch. Die letzten Briefe, die sie miteinander wechseln, geben beiderseits der Überzeugung Ausdruck, daß sie sich nie verstanden hätten. Seit 1806 wird die Auseinandersetzung auch in der Öffentlichkeit geführt und nimmt von Schellings Seite immer schärfere Formen an. In uns wunderlich anmutender Umkehrung ihres tatsächlichen Verhältnisses wirft er Fichte vor, dieser habe sich an seinem, Schellings, Gedankengut bereichert: ein mehr als sonderbarer Vorwurf dem Manne gegenüber, dem er die Prinzipien seiner Philosophie verdankt. Nicht viel später kommt es auch zum offenen Bruch mit Hegel. Dieser hatte 1801 eine kritische Beurteilung der Systeme Fichtes und Schellings veröffentlicht und damit den Konflikt zwischen ihnen mit verursacht. Sechs Jahre später ist auch der Bruch zwischen den beiden Jugendfreunden da: in der Vorrede zu seiner „Phänomenologie des Geistes" — dem einzigen Teil des Werkes, das Schelling gelesen hat — tritt Hegel, wenn auch ohne Namensnennung, gegen das „geniale" Philosophieren auf. Damit ist der Bruch vollzogen — die Erwiderung auf die Zusendung des erwähnten Werkes ist der letzte Brief Schellings an seinen schwäbischen Landsmann. Im Jahre 1829 — zwei Jahre vor seinem Tode — besuchte Hegel den früheren Jugendfreund noch einmal in München. Schellings Haß gegen Hegel reicht aber bis über dessen Grab hinaus. Bei der Beurteilung der Konflikte zwischen den Denkern des deutschen Idealismus darf allerdings nicht vergessen werden, daß jeder einzelne von ihnen für seine Überzeugung mit geradezu religiöser Inbrunst eintritt; nur diese Tatsache macht uns die Schärfe des zwischen ihnen aufgebrochenen Gegensatzes einigermaßen verständlich.

Wie in Jena so gestalten sich für Schelling auch in Würzburg die Verhältnisse bald unerquicklich. Gewiß ist er ein berühmter Mann — im Jahre 1808 wird er geadelt. Aber in einem Streit mit seinen Gegnern unterliegt er und zieht sich einen demütigenden Verweis seitens seiner vorgesetzten Behörde zu. Als Würzburg 1806 unter die Herrschaft des Großherzogs von Toskana kommt, siedelt Schelling nach München über. Volle fünfunddreißig Jahre verbringt er in der bayrischen

Hauptstadt — anfangs als Mitglied, dann als Generalsekretär, endlich als Vorsitzender der Akademie der Wissenschaften, später zugleich als Universitätsprofessor. Vorübergehend lebt er einige Jahre als Professor in Erlangen. 1812 heiratet er zum zweiten Male: seine Frau ist Pauline Gotter, die Tochter des Jugendfreundes Goethes. In langer glücklicher Ehe schenkt sie ihm sechs Kinder. Man hat den Eindruck, daß Schelling in der Ehe immer mehr in den Bann einer behaglichen Häuslichkeit gerät. Das Kämpferische ist von ihm gewichen: während Fichte sich in den Dienst der nationalen Erhebung stellt und sich dabei vor der Zeit aufreibt, geht die große Zeit an Schelling scheinbar spurlos vorüber. Nach 1809 greift er nur noch gelegentlich in den Kampf der Meinungen ein; leider läßt er sich dabei immer mehr von einer geradezu krankhaften Eitelkeit leiten. Es wundert uns nicht, daß sein Einfluß auf die Entwicklung der Geistesgeschichte seiner Zeit immer mehr zurückgeht.

Auch seine Philosophie wird immer wirklichkeitsfremder. Uns mutet das um so sonderbarer an, als gerade Schelling es war, der im Idealismus mit dem Allerwirklichsten — der sinnlichen Welt — den Anfang machte. Bereits in der von ihm in Jena ins Leben gerufenen „Zeitschrift für spekulative Physik" kündet sich dieser Prozeß an. Die in Würzburg in den Jahren 1805 bis 1808 erschienenen „Jahrbücher der Medizin als Wissenschaft" verblüffen geradezu durch ihre Phantastik — soweit die Veröffentlichungen von Schelling stammen; sie stehen in schreiendem Gegensatz zum Titel. Schließlich wird Schellings Lehre zur Theosophie, deren Geheimlehren an die Mystik und Gnosis des Altertums erinnern. Man darf diese Entwicklung vielleicht auch als eine Flucht aus der harten geschichtlichen Wirklichkeit in das Reich der Phantasie deuten.

In München gerät Schelling durch Franz von Baader unter den Einfluß Jakob Böhmes, des dunkelsten und tiefsten deutschen Mystikers, auf den er bei der Lösung der noch ungelösten Probleme der Identitätsphilosophie schließlich zurückgreift. Auch nähert sich Schellings Idealismus in dieser Zeit immer mehr dem platonischen, wie er ihn auffaßte. Diese Annäherung spiegelt sich in der Anwendung platonischer Begriffe wider: das Absolute heißt nun fast stets „Gott", aus dem die „Ideen" — die Urbilder der Einzelwesen — hervorgehen. Schellings Pantheismus geht immer mehr in einen Theismus über. Er hat sich früher nicht genugtun können im Schelten über die Verwirrung des philosophischen Denkens durch die Vorstellung einer der Welt gegenüberstehenden Gottheit. Nun ist es umgekehrt: er betont nachdrücklich die volle Wirklichkeit eines persönlichen Gottes und bekämpft den unbestimmten idealistischen Gottesbegriff. Damit nähert er sich wohl dem Christentum, jedoch verquickt er dieses mit mystischen und gnostischen Gedanken. Wie läßt sich diese Entwicklung im Denken des Philosophen erklären?

Die ungelöste Frage der Identitätsphilosophie lautete: Wie wird aus dem Absoluten die Welt? Schelling hatte gelehrt, das Absolute sei das Universum.

Besteht aber der Unterschied wirklich nur dem Namen nach? Gilt auch die Umkehrung der Gleichung, also: Universum = Absolutes? Wenn dem so wäre, so wären überhaupt keine Gegensätze möglich, weder zwischen Gott und Mensch, noch zwischen Gutem und Bösem, sondern alles müßte eine harmonische Einheit bilden. Schellings ursprünglich optimistische Grundstimmung verdüstert sich immer mehr: die Widersprüche und Gegensätzlichkeiten des Geschichtsablaufs lassen sich mit der Annahme einer Harmonie des Alls nicht in Einklang bringen. Wie kommt es nun zur Störung des Gleichgewichts? Die Lösung dieses Problemes kann nur dann gelingen, wenn wir die Möglichkeit der Umkehrung jener Gleichung verneinen: das Universum ist nicht das Absolute, sondern es ist im Absoluten.

Als letzte große Schrift, die Schelling veröffentlicht, erscheinen 1809 die „Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit". Der Titel dieses Werkes deutet darauf hin, daß er bereits den Boden seiner Identitätsphilosophie verlassen hat, denn in ihr ist kein Raum für Freiheit. Das Freiheitsproblem hängt aufs engste zusammen mit dem des Bösen, dessen Entstehung ohne die Annahme einer Willensfreiheit nicht zu erklären ist. Nach Schellings Meinung geht aber jede Philosophie fehl, wenn sie mit dem Problem des Bösen nicht Ernst macht. Nur von diesem Problem aus erschließt sich das Verständnis für die Philosophie des späteren Schelling. Auch das Problem der Freiheit wird erst durch das des Bösen aktuell. Das Böse wird nicht in seiner vollen Realität erfaßt, wenn man es — etwa wie Augustin — nur als eine Privation, d. h. als Mangel oder Schranke des Guten, nicht aber als reale Macht auffaßt. Es wäre eine Erweichung des Begriffs, wenn man das Böse darin sähe, daß der Mensch sich selbst absolut setzt, also sich von Gott löst und für sich selbst sein will. Das Böse ist eine „positive Verkehrtheit der Prinzipien", die sich darin äußert, daß sich der Mensch gegen Gott wendet.

Schellings Beweisführung ist folgende: Gott ist die absolute Identität, daher liegt in ihm Freiheit und Notwendigkeit zugleich. Da die Idee aber Erscheinung des Absoluten ist, muß auch sie beides, frei und ungebunden, sein: sie ist also eine selbständige Größe neben dem Absoluten. Dahinter taucht das Problem auf, das seiner Dissertation zugrunde lag — das des Sündenfalls. Schöpfung und Sündenfall werden hier nun in engste Beziehung zueinander gebracht. Durch den Fall treten die Einzelwesen aus Gott heraus und wenden sich damit gegen Gott. Sagen wir Einzelwesen, so meinen wir den Menschen, weil im Naturwesen der Wille des Absoluten uneingeschränkt herrscht: nur der Mensch kann sich als Einzelwesen gegen Gott empören. Schelling selbst behauptet, er führe sein System darauf hinaus, wohin es von vornherein hinaus sollte. Vergegenwärtigt man sich, was die Identitätsphilosophie darüber aussagte, so wird das Problem besonders brennend: wie kann es überhaupt zu dieser Selbständigkeit kommen? Schellings Antwort ist ebenso tiefsinnig wie dunkel und geht auf Böhme zurück: die Entstehung des Bösen sei nur deshalb möglich, weil es auf einen dunklen Urgrund

in Gott selbst zurückgehe, auf etwas, was in Gott nicht er selbst ist. Die Lösung ist nur eine scheinbare; im Grunde erweist sich das Problem als unlöslich.

Dem späteren Schelling stellt sich die Geschichte als eine Art Heilsgeschichte dar. Auch hier wird die Dreiteilung der idealistischen Dialektik beibehalten: Schöpfung — Sündenfall, Läuterung, Erlösung sind die drei Glieder des Prozesses. Der Gott der Philosophie ist der Gott, der im Schöpfungsakt der Welt gegenübertritt, derjenige der Religion dagegen ist der Gott-Erlöser. Diesen Gott kann Schelling nicht persönlich genug darstellen, denn nur der lebendige, handelnde Gott könne uns erlösen. Den Unterschied zwischen Heidentum und Christentum sieht Schelling darin, daß der Kampf gegen das Böse in jenem nicht in Freiheit vor sich geht: selbst die Götter handeln nur ihrer Natur entsprechend, weil sie nicht anders können. Erst im Christentum tritt die Freiheit in Erscheinung. Christus ist der Offenbarer des idealen Prinzips, mit ihm beginnt eigentlich erst Geschichte, weil diese nur auf Freiheit beruhen kann. Freilich sieht Schelling das historisch gewordene Christentum nur als ein Übergangsstadium an: was ihm als Idealbild vorschwebt, ist eine gnostisch-christliche Mystik, die er als johanneisches Christentum bezeichnet. Am Ende aller Zeiten steht die Rückkehr aller Dinge zu Gott — auch das ist ein Gedanke, der das Zurückgreifen Schellings auf die Gnosis des Altertums verrät.

Alle rationalen Systeme bezeichnet Schelling von nun ab als „negative Philosophie" — dazu gehörten auch die Systeme Fichtes und Hegels. Sie ist keineswegs überflüssig, doch bedarf sie ihrer Ergänzung durch die „positive Philosophie". Nur diese ist imstande, die wahre Wirklichkeit zu erfassen, weil sie das Übervernünftige zu erkennen vermag.

*

Der ältere Schelling spielt eine eigentümliche Rolle in der Geistesgeschichte seiner Zeit. Er gilt immer noch als der große Denker: in München und Erlangen, später auch in Berlin, schart er eine große Zuhörerschaft um sich. Er muß ein hervorragender Redner gewesen sein; einer seiner Bewunderer vergleicht ihn als Redner mit einem Löwen, der seine Mähne schüttelt. Schelling arbeitet seine Vorlesungen meist wörtlich aus, jedoch weiß sein Vortrag immer den Eindruck der freien Rede zu erwecken. Die formvollendete Sprache, die Plastik der Bilder, sein mitreißendes Temperament, der feurige Blick seiner blauen Augen — das alles zieht die Zuhörer in seinen Bann. Und doch hält die Wirkung nicht lange vor. Der preußische Kultusminister äußert sich vor Schellings Berufung nach Berlin über ihn: sein Einfluß sei eher aufregend als belehrend. Diese Charakteristik trifft genau zu: bis zu einem gewissen Zeitpunkt vermag Schelling seine Hörer in Spannung zu erhalten, dann aber ergeht er sich in dunklen Andeutungen über die letzten Geheimnisse seiner Philosophie, ohne jedoch diese Zusagen jemals zu erfüllen. Man erwartete von ihm trotz alledem ein befreiendes Wort zu den Fragen der Zeit. Immer wieder enttäuscht er diese Erwartungen. 1811 kündigt er eine

Zusammenfassung seiner gesamten Philosophie mit dem anspruchsvollen Titel „Die Weltalter" an — erst in seinen nachgelassenen Werken werden sie als Fragment erscheinen. Dasselbe tut er fünfzehn Jahre später und wiederum ein Jahrzehnt darauf — die nunmehr mit Spannung erwartete „Philosophie der Mythologie" erscheint nur in einigen Exemplaren und wird vom Verfasser zurückgezogen. Etwas Ähnliches spielt sich bei seiner Übersiedlung nach Berlin ab, wohin er von Friedrich Wilhelm IV. zur Bekämpfung der „Drachensaat des Hegelschen Pantheismus" berufen wird. Die Antrittsvorlesung ist ein voller Erfolg. Schelling verspricht, eine Philosophie zu geben, die alles Bisherige in den Schatten stellen würde; bei diesem Versprechen hat es sein Bewenden. Nicht ganz unzutreffend verspottet Feuerbach Schellings geheimnisvolle Lehre als „Philosophie des bösen Gewissens, welche seit Jahren lichtscheu im Dunkeln schleicht". Der Besuch der Berliner Vorlesungen läßt bald nach. Schellings alter Widersacher, der Heidelberger Rationalist Paulus, veröffentlicht — selbst schon zweiundachtzig Jahre alt — im Jahre 1843 die Nachschriften der Vorlesungen seines Gegners unter dem ironischen Titel: „Die endlich offenbar gewordene positive Philosophie der Offenbarung". Der gegen Paulus angestrengte Prozeß führt zu keinem Resultat. In seinem Selbstvertrauen schwer erschüttert, verzichtet Schelling auf seine akademische Lehrtätigkeit. Am 20. August 1854 stirbt er in Bad Ragaz im achtzigsten Lebensjahr.

Eine tiefe Tragik, von Schelling selbst vielleicht kaum empfunden, überschattet die vier letzten Jahrzehnte seines Lebens — die Tragik des alternden Mannes, dem der Zusammenhang mit der lebendigen Gegenwart immer mehr verlorengeht. Nicht viel mehr als nur ein Jahrzehnt lang hat er im höchsten Maße mitbestimmend in das Kulturleben seiner Zeit eingegriffen. Wie kaum ein anderer jeder neuen Regung jenes geistig so reichen Zeitalters aufgeschlossen, versteht er es, wie ein Prisma die Lichtstrahlen, alle Einflüsse auf sich einwirken zu lassen und sie als neue fruchtbare Anregungen seinen Zeitgenossen zu vermitteln. Jedoch hat Schellings Aufgeschlossenheit gegenüber fremden Einflüssen ihre Grenzen in seinem Charakter. Der ästhetisch-kontemplative Grundzug seines Wesens brachte es mit sich, daß Schelling der Romantiker der Jahrhundertwende bleibt. Ein Fortschreiten darüber hinaus findet nur in der Hinsicht statt, daß er immer mehr ins Mystische gerät. Der alte Schelling spürt sehr wohl den Abstand von seiner Zeit. Darauf ist wohl auch die Weigerung zurückzuführen, seine positive Philosophie zu veröffentlichen. In den Kreisen der Leser seiner früheren Werke hätte diese vielleicht begeisterte Zustimmung gefunden — dem deutschen Menschen nach 1812—1815 hat er kaum etwas zu sagen. Über vier Jahrzehnte zehrt er von seinem früheren Ruhm. Seine Schicksalslinie führt steil hinan, um dann langsam abzusinken. Als er zu Grabe getragen wird, ist er der Letzte seiner philosophischen Generation, fast vergessen von seinen Feinden. Seine Freunde vergessen ihn nicht: sein Bildnis in der Walhalla zu Regensburg, sein Denkmal in München künden von der Treue Maximilians II. von Bayern, seines Schülers und größten Bewunderers.

Carl Gustav Carus

1789—1868

Von

Julius Schuster

Carus hat einmal gesagt: „Wer einen Menschen nicht aus dem Ganzen betrachten kann, wie wird der ihn überhaupt irgendwo verstehen?“ Leben und Charakter dieses lange verkannten oder falsch verstandenen Sohnes des deutschen Volkes erschließen sich in lebendiger Größe nicht aus dem äußerlich einfach-klaren Lebenslauf.

Geboren aus gutem nordischem Stamm mit dinarischem Einschlag als einziges Kind eines Färbers zu Leipzig am 3. Januar 1789, nimmt der in seiner Vaterstadt gebildete Arzt und Dozent sechsundzwanzigjährig den Ruf als Professor für vergleichende Anatomie und Frauenheilkunde an der medizinisch-chirurgischen Akademie und als Leiter der Entbindungsanstalt in Dresden an. Von 1827 bis zu seinem Tode am 28. Juli 1868 wirkt er als Leibarzt im Dienste dreier Wettiner und als praktischer Arzt von europäischer Berühmtheit, seit 1862 als Präsident der Deutschen Leopoldinischen Akademie der Naturforscher. Mit hohen Orden und der Mitgliedschaft der angesehensten gelehrten Gesellschaften ausgezeichnet, steht er durch ein halbes Jahrhundert im Mittelpunkt der Dresdner Gesellschaft, als Landschaftsmaler wie als lebenskundlicher Schriftsteller gleich geachtet, aber im Grunde einsam und ohne Schüler. Ganz verstanden hat ihn wohl nur die märkische Edelfrau aus dem Geschlecht der Knobelsdorff, Ida von Lüttichau, die Gattin des Intendanten, deren spätromantischem Kreis Carus seit 1839 als trautester Freund angehörte. Dieser tief veranlagten, ebenso kühlen wie leidenschaftlichen Frau war es gegeben, den Dämon der Natur in der eigenen Brust zu erfühlen und aus der Innerlichkeit schöpferischer Haltung Idee und Leben in neuer Schau zu binden. Auf diesem neuen Weg zur Urnatur erkennt sie die kommende Bedeutung Richard Wagners, der ihr durch die Widmung des „Fliegenden Holländers“ dankt, und den wahren Carus, der dem neunzehnten Jahrhundert verschlossen blieb.

Ihm selbst ist erst spät der eigene Urgrund aufgegangen. Seine Studienzeit 1804—1809 fiel noch in die Jahre, in denen der erste vom Spekulativ-Philosophischen herkommende Angriff der Romantik von einer naturalistischeren Strömung abgelöst und vorgetragen wurde, die die deutsche Welt unmittelbar aus ihrer Verbundenheit mit dem Leben erschaute und erforschte. Der schwäbische Student Lorenz Oken verkündete 1802 den Grundriß einer Lebenslehre, in der Psychologie, Anthropologie, Ethik, Ästhetik und Wissenschaftsgeschichte nicht allein von der Philosophie des Geistes getrieben und verstanden werden, sondern von der Lebens-

kunde her. Das Leben beobachten, vergleichen und seinen Sinn deuten ist gegen Pantheismus, Idealismus und Positivismus das Kampfziel Okens, mit dem er von Jena aus die Wiedergeburt der deutschen Naturwissenschaft einleitet. Das Suchen nach dem Werden der Gestaltung des Lebens läßt Oken 1807 eine im Rhythmus der Lebensentwicklung emporsteigende Wiederholung sehen: der Schädel ist eine höher entwickelte Wirbelsäule. Die Verfolgung der Wirbellehre Okens beschäftigt Carus bis 1828.

Die Schädelwirbel geben ihm das Maß für die Gehirngegenden, in deren mittleren er die Bedeutung für den Schlaf erkennt. Wie Oken sucht Carus nach der Urform des Lebens. Sieht Oken die Grundform in einer kugligen Blase, eine Vorahnung von Virchows Lehre der Zelle als Lebenseinheit, so faßt sie Carus als geometrische Urform unter zahlgestaltlich-harmonikalen Beziehungen auf. Ausdruck seiner musikalischen Begabung, entspricht diese Stilform dem Schaffen, das Kepler aus der harmonikalen Zerlegung der regelmäßigen Figuren seine Gesetze ableiten und Carus' Studienfreund Weiß die Grundlagen der Kristallographie finden ließ. Vorläufig schien es freilich, als diene Carus' Wirbelforschung der Vollendung der idealistischen Morphologie Goethes, dessen lobende Anerkennung für Carus in seltsamem Gegensatz zu seiner vernichtenden Ablehnung Okens steht. Aber Goethe und mit ihm die Klassik suchten erst nach einem geistigen Urbild, nach dem Modell, Oken und die Romantik dagegen nach einem lebendigen Sinnbild, nach dem Ausdruck. Gemeinsam ist nur die Frage nach dem sinnhaften Gehalt. Sie steckt in allen nicht nur mechanistisch-materialistisch gerichteten Entwicklungslehren, die mit Goethe als spezifisch deutsch bezeichnet werden können. Die entscheidende Frage dieses Problems ist die, ob das Wiederholungsgesetz so allgemeine Bedeutung besitzt, daß es über die Vorgeschichte des Menschen in seinen embryologischen und paläontologischen Stufen auch auf die ihm eigentümliche Entwicklung in seelisch-geistiger Beziehung sich erstreckt. Während die idealistische Typologie allzu leicht in dogmatischen Spekulationen oder Offenbarungen eines Übernatürlichen verschwebt, bleibt die lebenskundliche Betrachtung dem naturhaften Grunde stets näher und daher praktisch fruchtbarer.

Wie jeder echte Naturforscher war Carus ein begnadeter Beobachter. Der schönste Ertrag dieser Gabe ist 1827 die Entdeckung des bis dahin von niemand gesehenen Blutkreislaufes der Insekten, der für vergleichende Betrachtung ähnliche Bedeutung hat wie Goethes Entdeckung des Zwischenkiefers am Menschen.

All das war aber nur ein Vorspiel zu Carus' geschichtlicher Sendung als Lebensreformer. Sie wurde ihm klar, als er 1828 nach der Rückkehr aus Italien am Rheinfall stand. Jetzt ist die Bruchstelle des Übernommenen in Weg und Charakter weggespült. Mit zwingender Macht ruft ihn das Untergründige des Lebens, der nicht unmittelbar erlebbare Bereich des Unbewußten, der vor dem Zugriff der erobernden Forschung in unerlöster Nacht ruhte. Was sich Carus an der Schwelle der Vierzig klärte, fiel dem Mann von fünfzig Jahren als reife Frucht des Lebens

zu. Sein Werk „Psyche, Entwicklungsgeschichte der Seele" (1846) ist die mit dem Herzblut geschriebene Symphonie seines Lebens, die lebendige Offenbarung eines Stückes deutscher Geschichte, das Carus' deutschen Charakter, sein Verhältnis zu Natur und Gott, seine Gefühlsweise, seine Denk- und Kunstform am tiefsten erschließt.

In das menschliche Dasein geworfen, empfindet die bewußte freie Seele höchste Lust über ihre schöpferische Ichheit und tiefsten Schmerz über ihre quälende Einsamkeit im All. Bewußtes Wissen gibt keine Antwort, aber der lebendig-schöpferische Kraftspeicher in uns, das Unbewußte, vermag den Schmerz zu klären. Seine Inhalte werden in Sinnbildszenen sichtbar, wenn wir es zum Quellen bringen. Entrückung in unberührtes Naturleben macht im wachen Traum hellseherisch. Es öffnet sich der Speicher unbewußter Erinnerungen und wiederholt in Sinnbildern Bruchstücke der Ur- und Vorgeschichte des Stammeslebens: Carus schaut eine urwaldartige Landschaft, sieht aus Quelle und Baum Gestalten schreiten und hört Musik rauschen zwischen Eichen und Kultstätten, er ist in den Zauber der Urzeit eingezogen. Jetzt sieht er die Mittlerin zu diesem Erlebnis, die Natur, tiefer, reicher und schöner. Der rhythmische Wechsel von Leid und Freud der Seele — ihre Geschichte — findet sein Spiegelbild in der Erde, in deren Geschichte alle Spuren vergangener Stürme sich immer wieder klären; auch die Erde läßt Leben und Charakter erkennen. Diese Betrachtung mildert die schmerzvolle Spannung des einsamen Ich im All: das ichhafte Unbewußte hat im Stamm der Ahnen sein Maß im All, es hat wirklich heimgefunden. Die Kunst des Erdlebens, wie Carus es nennt, vermag das eigene Innere im Äußeren gegenständlich werden zu lassen durch die Übertragung auf das sinnesvermittelte Wissen in seltsam dämonisch-verklärten Bildern traumhafter und sinnbildlicher Urnatur. Im Malen vertropfte ihm der Schmerz, wandelt sich die wehe Glut zu schöner Gestalt. Carus' Landschafts- und Traumbilder sind Urkunden tiefster Befragung der schöpferischen Mächte des Unbewußten.

Im Unbewußten hat Carus den Urgrund des Lebens gefunden, die Nachtseite der Natur, wie sie der frühe Romantiker Schubert 1808 ahnend gesichtet hatte. Aus ihm hat jeder Mann eine Erinnerung an sein früheres Dasein und eine Vorerschauung des kommenden. Im Kreislauf des Unbewußten und des Bewußten gehen unsere Vorstellungen zum größten Teil immer wieder im Unbewußten unter und treten nur in Augenblicken und einzeln in das Bewußtsein. Die Kraft, die das Unbewußte speist, ist Carus eine nicht nur physikalische, sondern zugleich eine seelische, eine vitale Energie. Sie ist die regelnde, wiederherstellende und heilende Kraft der Natur, die zu wahren und anzufachen Hauptaufgabe aller Lebens- und Heilkunst ist; denn von ihr lebt der Leib. Um durch dieses Kräftespiel, den inneren Arzt der Natur, zu heilen, bedarf es ebenso wie zur Ermöglichung der Heilwirkung durch den äußeren Arzt der liebenden Hingabe. Eros ist der Herrscher des Unbewußten.

Von den Beziehungen des Unbewußten zwischen dem Ich und der Rasse, der Kunst und der Heilkunde stößt Carus zu den im Bereich des unbewußten Seelenlebens angelegten seelischen Wirkungsmöglichkeiten vor, den ererbten Anlagen von Begabung, Gedächtnis und Temperament. Dies gelingt ihm durch die Brücke zur Gestaltlehre, von der er ausgegangen war. Das Seelische, das Charakterliche, prägt sich immer im Körperbaulichen aus. Auch die frühe Romantik, etwa Novalis, blickte durch die Gestalt auf den Sinn und durch beide in mystischer Schau auf das Göttliche. Carus dagegen kommt es auf den gesamt-vitalen Charakter an. Aus der leib-seelischen Verfassung, der Konstitution, will er in der Gestalt Ausdruck, Sinnbild für seelische Anlagen finden und dadurch den Charakter der Person verstehen. Carus' „Symbolik der menschlichen Gestalt" (1853) ist der erste grundlegende Versuch einer lebenskundlichen Ausdruckslehre. Seine Betrachtungen der körperlichen und seelischen Anlagen sind in ihrer meisterhaften Darstellung trotz des veralteten Unterbaus der Wirbellehre noch heute unerreicht.

Vom Körperbau und Charakter der einzelnen Menschen dringt Carus zu dem der verschiedenen Rassen vor. Dazu kam er durch die Erkenntnis des alle überragenden geniehaften Ichs. Im Haus am Frauenplan trat 1821 Goethe vor ihn in strahlender Schönheit: so ganz, so vollkommen, durchzuckte es Carus, kann nur sein, wer wohlgeboren ist aus einer hervorragend guten Rasse. Gesundheit des Stammes, der ihn zeugte, kann allein den Leib gebären, ohne dessen Wohlbeschaffenheit die Entfaltung der Seele und des Geistes nicht möglich ist. Nur aus einer Rasse, die alle anderen überragt, kann die Persönlichkeit eines Goethe hervorgehen. Die Denkschrift zu Goethes hundertstem Geburtstag „Über die ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschenstämme für höhere geistige Entwicklung" ist wie die drei Goethe-Vorträge — zuhöchst der in äußerster Klarheit gestaltete von 1849 — für alle Zeiten leuchtendes Vorbild für lebensnahe Goethe-Forschung. Wenn alle gleich wären, wie könnte es da Werte geben, wie sie die Geschichte der Menschheit weist? Das verschiedene Verhalten einer Rasse in Temperament und in ihrem Charakter zur Erde und zur Frömmigkeit gehört zum gottgewollten Wesen der Menschheit. Die Rassenlehre Blumenbachs nach der Schädelform genügt Carus nicht, sie muß erweitert werden zum Ausdruckszusammenhang von Anlage, Gestalt und Heimaterde.

Rasse steht über dem Typus. Nach dem Verhältnis der Erde zur Sonne unterscheidet Carus als Nachtvölker die Neger, als Abenddämmerungsvölker die Indianer, als Morgendämmerungsvölker die Mongolen und als Tagvölker vor allem die Kaukasier. Diese lassen bei Carus die Züge der nordischen Rasse erkennen, wie wir heute sie fassen. Ihre kulturelle Leistung übertrifft alle Rassen, ihr auszeichnendes Merkmal ist das Heldische als höchstes Glücksgefühl vor der Entscheidung im Kampf, sie umschließt die Völker, deren Sonnenhelden den Aufgang der Menschheit heraufführten. Die Rasse als politische Idee, die Gemeinschaft gestaltet, das ist der letzte Schluß, den der mutige Lebensforscher zieht.

Carus erkannte den Zusammenhang von deutscher Natur- und Weltanschauung: das Sich-Versenken in die Natur, den deutschen Hauch der Seele, den Ausdruck, die Teilnahme am Leben der Natur („Erdleben" 1841). Diesem Kunstsinn ist jede einfachste Seite des Naturlebens der Darstellung wert, wenn man sie nur in ihrem eigentlichen Sinn erfaßt wie die Niederländer, Claude Lorrain und sein Freund Caspar David Friedrich, in dem die Kunst der späten Romantik ihren kräftigsten Ausdruck findet. Nicht anders ist es in der Musik: verschiedenes Gefallen haben die verschiedenen Völker für Klänge, Ton und Tonfolgen. Oder in der Schauspielkunst: der Macbeth des Negerschauspielers Ira Aldridge ist nur eine Karikatur, den Othello macht er erst eigentlich durchsichtig, und in einer komisch-bestialischen Negerposse ist er völlig ausdrucksgemäß.

Im unbewußten Innersten der Seelen- und Willensregion liegt für Carus alles beschlossen. Für ihn gibt es keinen Logos, der für sich die Wahrheit darstellt, über der Einzelseele keinen Stufenbau, wie in allen biotheologischen Begriffen, keine Weltseele. Sein Christentum dehnt sich nicht auf die ganze Menschheit aus, sondern schränkt sich in der Rassenseele, die in dem einzelnen sich entfaltet, auf den Bereich eines arteigenen Lebenskreises ein. Gott gebiert sich in der Seele. Die Loslösung von der Natur hat auch Gott vom Urgrund im Volksbewußtsein gelöst. Einer fernen Zukunft schaut Carus eine neue Gotteslehre aus dem Erbe germanischer Frömmigkeit vor.

Das Schmerzlich-Schreckliche ist ihm der Anfang und Ursprung alles Schönen, die Symbolik seiner eigenen Bilder aber ist gesund; sie weist nicht das geringste Zeichen von Entstaltung auf; sein Bildwerk ist den Meistern deutscher Romantik ebenbürtig. Nur als schöpferischer Ausdruck, als Charakter, als Landschaft ihres leib-seelisch-geistigen Lebens, nicht als Produkt von Drüsenströmen noch von Trieben ist die Persönlichkeit vielleicht ganz zu verstehen. Das gilt auch für Carus. Will man seine Art charakterisieren, so, wie man etwa von dionysisch oder apollinisch spricht, so könnte man sie orphisch nennen. Er fühlte sich als Orphiker und meinte damit den Mythos, der nur Natur ist, das Leben der Natur. Im Unbewußten, das in der Seele jedes Volkes webt, erschloß sich ihm die uralte Erkenntnisnotwendigkeit des Mythos. Das ist seine Größe und seine Grenze. Der orphische Wille besiegt die dunklen Naturmächte nicht durch Kampf, sondern durch Verklärung, und die harte, willensmächtige Herrscherkraft etwa des staufischen Menschen scheint Carus nur Steigerung der vitalen Kraft. Der letzten Gipfelung im Willen versagt sich der Orphiker im Schauer vor der dunklen Dämonie des Mythos. Der orphische Wille besingt saitenschlagend ein geschautes Schönheitsideal; das bedeutet nicht nur Willigkeit zu liebender Hingabe an den Lebensstrom; die Kraft des Unbewußten wird einem bewußten Willen der Prägung zu schöner Gestalt dienstbar gemacht. Dieser Ausgleich macht das Wechselspiel im menschlichen Willensleben schmerzfrei, aber auch kampflos und damit letztlich in seinem Dasein fragwürdig; der Wille des staufischen Helden dagegen nimmt von dem

aus den Wassern aufsteigenden Gott, dem Leben, Leier und Schwert, um dem Licht kampfsingend den Weg zu Herrschaft und Macht zu bahnen.

In Carus verklingt Okens naturalistische Romantik, die ihm Ziel und Weg war, wie ein schöner Traum im Herbst, dem kein Frühjahr folgt, sondern Tod der Seele und des Lebens. Einer Zeit, deren kulturelles Absinken in dem Strom des Niederganges seit 1840 besiegelt war, galt Carus nur als Spieler einer zügellosen Phantasie, sein gedrucktes Werk von 25000 Seiten war für sie nur lächerliche Makulatur. Carus sah wie Fingal die Söhne der kleinen Menschen kommen, die gerissenen Virtuosen, die geschäftigen Literaten und Kritiker. Er hielt an der hohen Idee Deutschland in Treue und Trotz fest. Wer dachte außer Ida von Lüttichau, der Freundin, und ihm, welche lebenswichtigen Probleme deutscher Wissenschaft und Kunst, die zum großen Teil Neuland bedeuteten, in Aufgaben der Zukunft sich abzeichnen würden. In der Zeit echter Besinnung erst erhob sich sein Bild wieder: die aus dem Weltkriegserlebnis erwachende deutsche Wissenschaft entdeckte in Carus einen ihrer wahrhaften Gestalter. Kein philosophischer und künstlerischer Naturforscher und Arzt der Romantik hat eine Auferstehung erlebt wie er. Sein Bild wurde von den Schlacken der Vergangenheit befreit. Die deutsche Lebenskunde, die Seelen- und Heilkunde, die Ausdruck-, Charakter- und Sinnbildforschung, die Persönlichkeits- und Rassenforschung, die Philosophie, Kunst und Literatur stehen staunend vor der Größe und Einheit einer überreichen Forschung für das Leben, die erst spät auf vielen Umwegen und gegen viele Irrwege fruchtbar wurde und in ihrer Tiefe noch längst nicht ausgeschöpft ist.

Wenn die deutschen Naturforscher und Ärzte auf ihrer 94. Versammlung zu Dresden 1936 Carus' Andenken durch die Enthüllung einer Marmorbüste an seinem Haus geehrt haben, so bedeutet dies mehr als die späte Erinnerung an ihren hohen Ahnen, der 1822 bei der ersten Versammlung von einer künftigen deutschen Naturwissenschaft sprach.

In der Heimat, an der Quelle von Popperode mit ihren alten Linden war einst dem vierjährigen Knaben altgermanischer Naturdienst in Sage, Brauchtum und Landschaft zum frühen Erlebnis geworden, hatte seine Seele sich wahrhaft daheim gefühlt, so wie ihm in des Amos Comenius' „Sichtbarer Welt" das Bild der menschlichen Seele als alraunhafte Menschengestalt hinter einem Vorhang in unauslöschlicher Erinnerung geblieben war. Vermochte auch Carus den Vorhang nicht völlig zu heben, so hat die ihn früh durchzitternde Ahnung, daß hinter und vor ihm nur Ein Leben wirkt und webt, durch dieses Ur- und Kindheitserlebnis zu Symbol und Mythos geführt und ihn von seinem frühen Leid durch das Glück der hohen in den Ahnen ruhenden Idee erlöst: der verklärte Wille des Orphikers, in dem der Mythos des Lebens singt und klingt.

Abraham Gottlob Werner und Leopold von Buch

1749—1817 1774—1835

Von

Hans-Joachim Flechtner

In der Frühzeit ihrer geschichtlichen Entwicklung ist jede Wissenschaft noch erfüllt von dem ungetrübten Glauben an die Kraft des menschlichen Geistes, im ersten Ansturm die Fragen und Probleme, die die Welt bietet, lösen zu können. Mit jugendlichem Mute baut sich der Geist das Bild seiner Welt auf. Oft genügt ein einziges Erlebnis, um den Funken, die Idee, zu entzünden, und mit kühnen Analogieschlüssen und Verallgemeinerungen entwickelt sich auf ihr die Theorie, die das Verschiedene der Erscheinungen zum System und damit zur begreiflichen und verständlichen Einheit zusammenfügt. Dichtung, Mythos, Wissenschaft und Religion sind in solchen ganz frühen Zeiten noch eine kaum geschiedene Einheit, und das feurige Pathos des Erkennenwollens erfüllt den Geist des Forschers, der die ganze Welt mit allen ihren Fragen umspannen und durchdringen will. Dieses Pathos, dieser Glaube an die unwiderstehliche Macht des menschlichen Erkenntnisdranges, dem Hegel so wundervoll Ausdruck verlieh, als er sagte, daß das Universum keine Kraft habe, die dem Mute des Erkennens Widerstand leisten könnte, sie sind bestimmend auch für die folgenden Zeiten der Entwicklung, da sich die einzelnen Wissenschaften aus jenem noch ungeformten Ganzen der Forschung ausgegliedert haben, da sich deutlich Gebiete besonderer Fragestellungen abgesondert, besondere Gegenstandsgruppen herausgebildet haben. Das Pathos des Erkennens führt zur Theorie, die das Tiefste erklären will und erklären zu können glaubt, und die Grundlage solcher Theorie bleibt für lange Zeit das persönliche Erlebnis des Forschers, bleiben zufällige oder doch meist planlos angestellte Beobachtungen. Bis jener entscheidende Wendepunkt kommt, an dem dieses herrliche Pathos, jener unüberwindliche Glaube gebrochen wird. Jener Augenblick, in dem der Geist sich bescheiden lernen muß, in dem er an die Stelle der Spekulation und der so versuchten Wesenserklärung die streng systematische Beobachtung und das Experiment setzt. So wurde die Physik geboren, als man nicht mehr über das Wesen der Kraft oder über das Wesen und die Möglichkeit der Bewegung spekulative Theorien aufstellte, sondern fragte: wie bewegen sich Körper unter dem Einfluß von Kräften, seien diese Kräfte, was sie wollen, sei die Bewegung selbst begreiflich oder nicht.

Das „Wie?" trat in den Vordergrund — und um diese Frage nach dem „Wie?" beantworten zu können, mußte der Forscher beobachten, mußte er experimentieren, Tatsachen sammeln und mühevoll immer wieder Tatsachen

zusammenstellen. Erst auf diesen Tatsachen konnte sich dann eine wirklich wissenschaftliche, da nachprüfbare Theorie der Erscheinungen gründen.

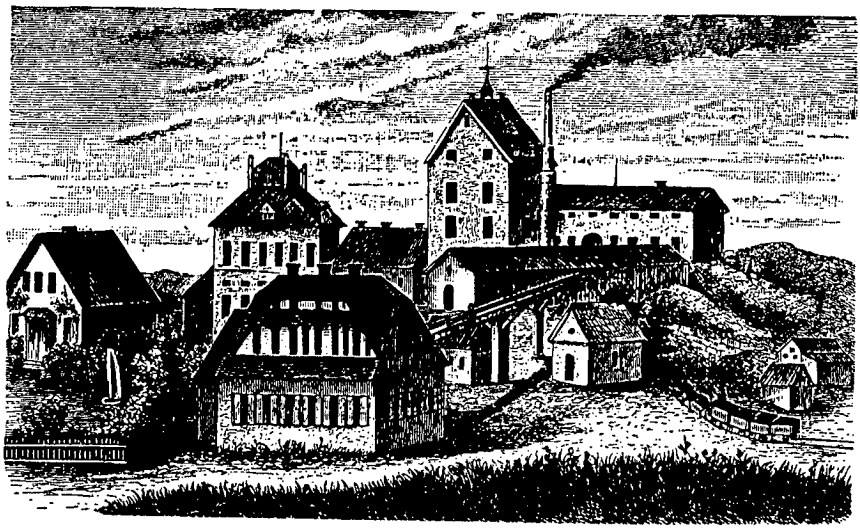
Die Geologie hat, wie jede Naturwissenschaft, diesen Entwicklungsweg auch durchlaufen. Mit der Kenntnis der Erde, mit der Ausbreitung des geographischen Wissens drängte sich eine Fülle von Fragen auf: die Verteilung von Land und Meer auf der Erde, die gewaltigen Gebirge und die tiefen, oft senkrecht eingeschnittenen Flußtäler, die Wüsten und Steppen — das alles waren Erscheinungen, die nicht mehr einfach als daseiend hingenommen, sondern erfragt wurden. Die Flüsse führten Steine und Geröll mit sich, lagerten sie im Meer ab, Niederschläge und Stürme nagten an den Gebirgen, veränderten ihr Aussehen, an den Küsten brach die Kraft des Wassers Land aus den steilen Ufern. Inseln tauchten plötzlich auf, andere verschwanden, Vulkane überschütteten Länder und Städte mit ihrem feurigen Regen: Wo lagen die Ursachen für diese Vorgänge, wie veränderte sich das Bild der Erde unter ihren Einflüssen? Man fand mitten im Festlande in Gebirgsschichten die Versteinerungen oder Abdrücke von Meerestieren — war an dieser Stelle früher Meer gewesen? War die Verteilung von Land und Meer im Laufe der Erdentwicklung nicht immer die heutige? Hinzu kam die Fülle von Mineralien und Gesteinsarten, die sich schon dem flüchtigen Blick als verschieden erwiesen, und je tiefer der forschende Geist eindrang, desto zahlreicher wurden die Fragen, die sich öffneten. Theorien wurden entworfen, Systeme erbaut, die alle diese Fragen klären sollten — aber auch für die Geologie kam der Augenblick, da das Pathos ihrer Erkenntnis zerbrach, da die Einzelforschung, die systematische, entsagende Untersuchung der Einzelheiten selbst zur beherrschenden Forderung wurde; der Augenblick, in dem die Geologie als Naturwissenschaft eigentlich erst geboren wurde. Diesen geschichtlichen Augenblick in der Geologie aber bezeichnet die Gestalt des deutschen Forschers Abraham Gottlob Werner.

Es ist das Schicksal solcher Menschen, die in Zeiten großer Wenden leben, daß sie in sich die beiden Welten, die sich zu scheiden beginnen, vereinigen und doch selten zu einer wirklichen Einheit zwingen können. Cusanus ist eine solche Erscheinung in der Geschichte der Philosophie und Naturphilosophie, auf dem Gebiete der Geologie trägt Abraham Gottlob Werner die Zeichen solcher inneren Zwiespältigkeit. Das Neue, Fruchtbare und Vorwärtsweisende drängte in ihm, in seinen Arbeiten und Anschauungen mächtig zum Licht, und doch war er noch verhaftet an die Theoriengläubigkeit jener Zeit, die zu versinken begann. So ist, bei aller Anerkennung, die die Geschichte seiner großartigen wissenschaftlichen Leistung bezeugt, sein Lebenswerk uneinheitlich. Werner ist der Begründer der Geognosie, ist der Schöpfer erster systematischer Untersuchungen der Mineralien, und er ist doch zugleich der Führer jener Theorie der Entstehung der Gebirge und Festländer, die unter dem Schlagwort „Neptunismus" jahrzehntelang ein Kampfruf wurde, bis sie endlich den Tatsachen sich beugen mußte.

Es ist gewiß kein Zufall, daß das Systematische in Werners Arbeit, daß die Erkenntnis von der Wichtigkeit und Notwendigkeit genauer, systematischer Kleinarbeit, in enger Verbindung mit der Praxis entstand. Praxis der Geologie aber bedeutet Bergbau, und einer alten Bergbaufamilie entstammt Werner. Schon dreihundert Jahre war die Familie in Sachsen im Bergbau tätig, und Werners Vater war Oberaufseher eines Berg- und Hüttenwerkes des Grafen Solms. In Wehrau, in der Oberlausitz, ist Abraham Gottlob Werner am 25. September 1749 geboren. Er gehört zu den Menschen, deren Lebensweg geradlinig verläuft. Früh schon beginnt sich bei ihnen das Interesse für die Fragen ihres künftigen Berufes zu regen, oft finden sie bei Verwandten Unterstützung dafür: Werner wird durch seinen Vater an die Wunder und Geheimnisse der Natur herangeführt, und die ersten Erlebnisse, die erste Fühlungnahme mit der Arbeit des Vaters mögen dieses naturwissenschaftliche Interesse des Kindes bald in eine bestimmte Richtung gedrängt haben. In Bunzlau in Schlesien geht er zur Schule und tritt dann als Gehilfe bei seinem Vater ein. Der junge Werner ist kränklich, und schon den Achtzehnjährigen schickt der Vater auf eine Erholungsreise nach Karlsbad. Auf dieser Reise berührt er Freiberg, und dort lernt er zum ersten Male die großen berg- und hüttenmännischen Anlagen kennen, bekommt Fühlung mit der Arbeit im Bergwerk, und sein Entschluß reift: Bergwissenschaft zu studieren. 1769 geht er auf die Bergakademie, 1771 wechselt er über zur Universität Leipzig, da die erstrebte Staatsstellung eine rechtswissenschaftliche Ausbildung verlangt. In Leipzig entsteht 1774 seine erste Arbeit „Über die äußerlichen Kennzeichen der Fossilien", mit der er einen großen Erfolg erringt. „Fossilien" nannte man damals die Mineralien, und Werners Schrift behandelt zum ersten Male systematisch ihre äußeren Kennzeichen wie Farbe, Lichtdurchlässigkeitsgrad, Glanz u. a. und gibt damit die Grundlage für eine Einteilung der Mineralien. In späteren Jahren hat er die Erkenntnisse seiner Erstlingsschrift erweitert und vertieft. Er hat, nach Ausscheidung aller Gesteinsarten, Naturspiele, Versteinerungen usw., sein berühmtes „Mineralsystem" geschaffen, in dem er — soweit das damals möglich war — zunächst die chemische Beschaffenheit der Mineralien und in zweiter Linie ihre äußeren Kennzeichen zur Einteilung benutzt. 1791—1792 veröffentlicht er dann, gleichsam als Zusammenfassung dieser Arbeiten, sein zweibändiges Werk „Ausführliches und systematisches Verzeichnis des Mineralien-Kabinetts des weiland kurfürstlich-sächsischen Berghauptmanns Herrn K. E. Pabst von Ohain".

Im Jahre 1775 wird Werner Inspektor der Sammlungen und zugleich Lehrer an der Bergakademie Freiberg. In dieser Stellung bleibt er bis zu seinem Tode am 30. Juni 1817. Er stirbt in Dresden, wohin er zur Heilung eines langjährigen Leidens gereist war.

Das für seine Zeit gewiß sichtbarste Zeichen seiner Bedeutung war der Ruhm, den Werner als Lehrer genoß. Das kleine Freiberg und seine Bergakademie wuchsen durch ihn zu europäischer Berühmtheit. Aus allen Ländern strömten junge



Der Abrahamschacht bei Freiberg, nach Abraham Gottlob Werner benannt

Menschen herbei, die bei Werner hörten und seine Schüler, ja oft seine Freunde wurden. Er las nicht nur über sein eigentliches Fach, die Mineralogie, sondern seit 1779 auch über Bergbau und seit 1785 über die von ihm geschaffene und „Geognosie" benannte Wissenschaft, „die Wissenschaft, die uns den festen Erdkörper überhaupt kennen lehrt und uns mit den verschiedenen Lagerstätten der Fossilien, aus denen er besteht, und mit der Erzeugung und dem Verhalten derselben gegeneinander bekannt macht".

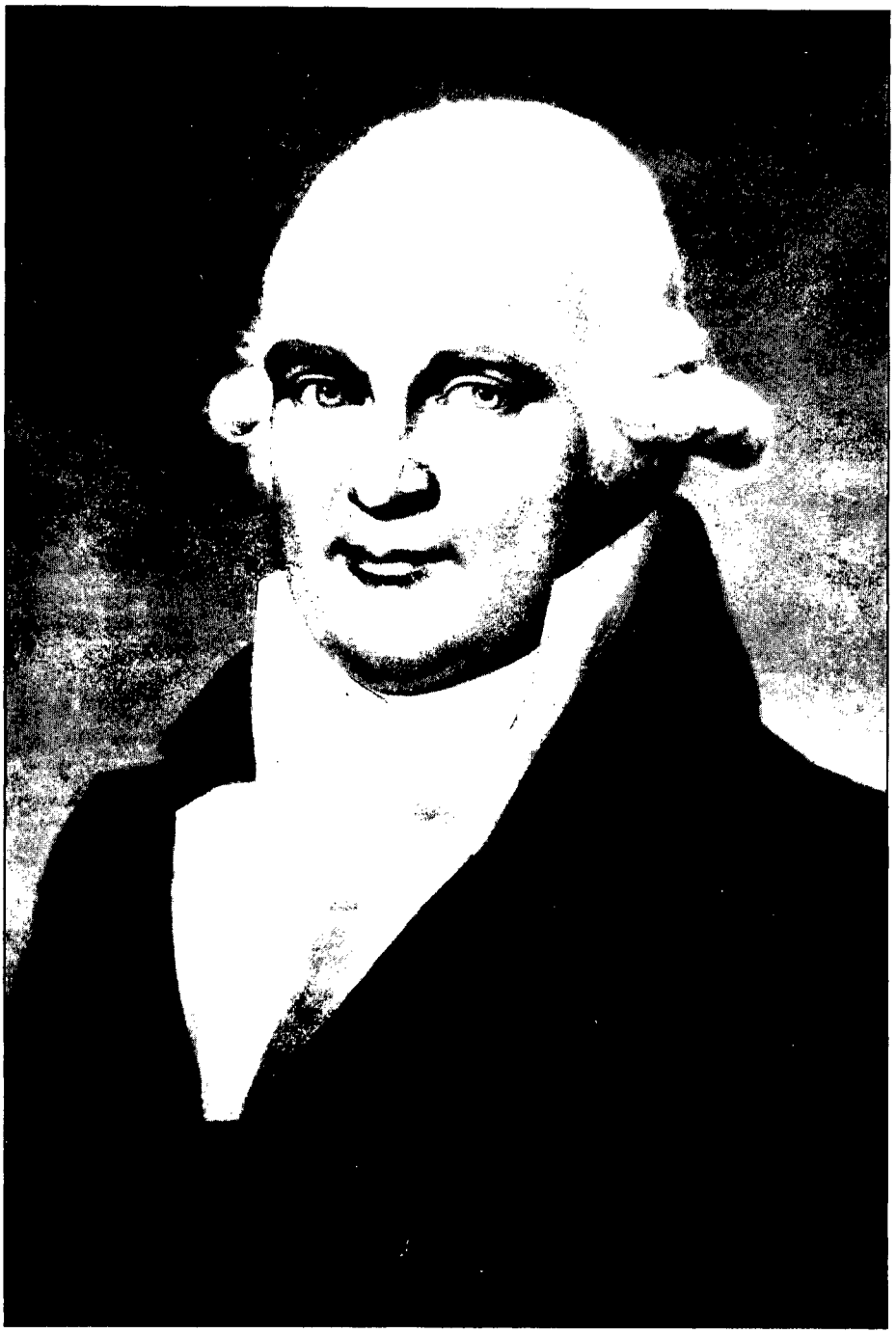
Werner muß, allen Berichten nach, ein vorbildlicher Lehrer gewesen sein. Liebenswürdig und sehr bescheiden, sprach er mit überzeugender Sachlichkeit und Klarheit. Sein umfassendes Wissen wie seine Fähigkeit, alle Einzelheiten sofort unter größerem, systematischem Gesichtspunkte zu sehen und darzustellen, begeisterten seine Schüler. Mit klarem Blick hatte er die Notwendigkeit erkannt, neben die theoretische Belehrung die praktische Übung zu setzen, die er in Freiberg einführte. „Ich muß sagen, es ist unmöglich (diese Wissenschaft) mit stärkerem Zauber und auf eine Weise, die mehr geeignet ist, in sie einzudringen, darzustellen, als Werner es tut. Seine Art vorzutragen steht auf dem Gipfel der Vollkommenheit", schrieb begeistert sein französischer Schüler d'Aubissons de Voisins. Und er betonte die nachhaltige Wirkung des freien Vortrages auf die Schüler: „Nie hat er auch nur ein Wort über den Vorlesungsgegenstand aufgeschrieben, so daß es nicht ein kaltes Ablesen oder das Aufsagen eines auswendig gelernten Vortrages wurde." Er sprach selbst begeistert und riß seine Schüler oft zur Begeisterung hin. Man bedenke, daß zur gleichen Zeit (1778) ein so aufgeklärter Minister wie Freiherr von Zedlitz in Preußen noch an dem Gebrauch der „Kompendien" an den Universitäten festhielt, daß in Königsberg Kant nach dem Kompendium des

Wolfianers Meier seine Vorlesungen über Logik abhalten mußte. Eigene Vorlesungsausarbeitungen waren verboten. Vorliegende Lehrbücher wurden Kapitel für Kapitel durchgenommen und erklärt, und nur in den Erklärungen konnten sich die Professoren in die freie Welt ihres Geistes erheben, konnten sie den eifrig nachschreibenden Studenten (die alle das Kompendium nicht besaßen!) einen Hauch wirklicher Wissenschaft vermitteln. Demgegenüber der freie, durch keine Aufzeichnung, kein Lehrbuch gehemmte Vortrag eines begeisterten Künders der Größe und wundervollen Gesetzmäßigkeit der Natur, ein Vortrag aus der Fülle des eigenen Wissens, bilderreich, mitreißend, weil eine große Persönlichkeit dahinterstand! Der Ruhm, den die kleine Bergakademie so schnell errang, wird begreiflich, wenn man die geistige und menschliche Weite ihres besten Lehrers ermißt.

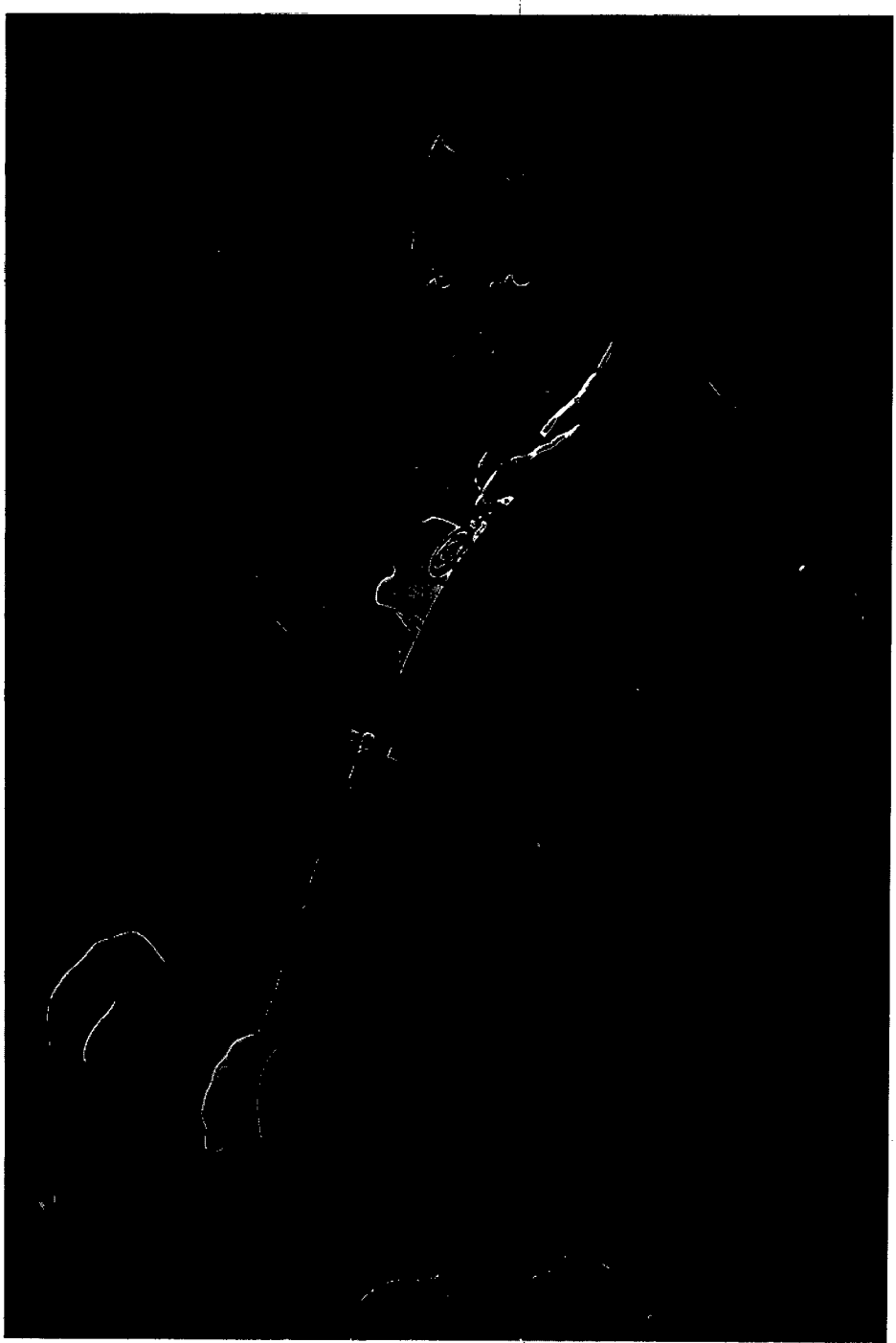
Wirkung durch das Wort, durch die lebendige Rede, Auge in Auge mit seinen Zuhörern, das war der Weg, der Werner allein gegeben schien. Gegen alles Schreiben hatte er eine tiefe Abneigung; in späteren Jahren beantwortete er kaum noch die notwendigen Briefe, öffnete sie oft wohl gar nicht. So wird berichtet, daß das Schreiben, das ihm die Aufnahme in die Französische Akademie mitteilte, uneröffnet in seinem Nachlaß gefunden wurde. Er hat auch nicht viel veröffentlicht. Neben dem obenerwähnten mineralogischen Werk erschien nur noch eine größere Arbeit: „Neue Theorie von der Entstehung der Gänge mit Anwendung auf den Bergbau, besonders den Freibergischen", ein Werk, das 1802 von d'Aubissons de Voisins ins Französische übersetzt wurde. Außerdem kleinere Abhandlungen mineralogischen Inhalts, über Entstehung des Basalts, über Vulkane usw. Seine Schüler gaben seine Lehren heraus, nicht immer ganz im Sinne des Lehrers, und es ist gewiß kein schlechtes Zeichen für den Lehrer Werner, daß gerade aus den Kreisen seiner Schüler die gründlichsten Gegner und Überwinder seiner eigenen Theorien entstanden: er hatte seine Schüler nicht mit der Wucht seiner Persönlichkeit, mit der Größe seines Wissens und Könnens zu seinen Wesen geformt, sondern er hatte sie Selbständigkeit gelehrt, hatte sie zu Forschern erzogen, denen der Blick für Tatsachen nicht durch vorgefaßte theoretische Meinungen getrübt wurde. Leopold von Buch und Alexander von Humboldt waren zweifellos die bedeutendsten seiner Schüler, aber sie waren in dem Kreise junger Forscher, der zu Werner als dem verehrten Lehrer aufblickte, keineswegs einzigartig.

Wie stark sein Eindruck auch auf ganz anders geartete Persönlichkeiten war, zeigt Novalis, der von 1797 bis 1799 in Freiberg Werners Schüler war. Die Frage der Bildung der Erde, der Entstehung der hochgradigen Gebirge mußte vor allem dem Dichter nahegehen, dessen Sinne für die Kräfte des Seins besonders geschärft sind. „Naturforscher und Dichter haben durch Eine Sprache sich immer wie Ein Volk gezeigt", schreibt Novalis, dessen Mystik ihn in Freiberg die seltsamsten, tiefsinnigsten Formulierungen für seelisch-geistige Vorgänge finden läßt.

Wir haben uns vielleicht allzusehr daran gewöhnt, bei der Beurteilung eines Forschers nur seine eigentlich wissenschaftliche Leistung zu berücksichtigen. Seine



Abraham Gottlob Werner
Gemälde von Franz Gerhard von Kügelgen, 1815



Leopold von Buch
Gemälde von Carl Begas. Berlin, Hohenzollernmuseum

Bedeutung als Lehrer wird dann weniger wissenschaftlich als menschlich gewertet. Aber wir müssen uns immer wieder klarmachen, daß bei jedem Wissenschaftler, bei jedem Forscher wissenschaftliche Leistung und Lehre eine untrennbare Einheit bilden. Die große wissenschaftliche Leistung des Sokrates, die seine Stellung in der Geschichte der Philosophie bestimmt, ist nicht so sehr sein Kampf gegen die Sophistik, nicht seine eigene Ethik, sondern die Tatsache, daß er einen Platon von der Dichtkunst zur Philosophie führte, daß er den Geist in ihm weckte und förderte und so teilhatte an der Schöpfung eines der gewaltigsten Gedankengebäude der Menschheitsgeschichte. Der Lehreinfluß eines Forschers beschränkt sich nicht auf den Kreis der Schüler, die er um sich sammeln kann, sondern reicht so weit, wie seine Schriften und Erkenntnisse sich verbreiten. Der Einfluß des einen Forschers auf den anderen, sei es durch die persönliche Belehrung oder durch die Offenbarung, die er dem Jüngeren durch sein Werk vermittelt, bestimmt seine Bedeutung als Lehrer; Hume, der Kant dem „dogmatischen Schlummer entriß", ist in entscheidenderem Sinne ein Lehrer Kants geworden als die Professoren der Königsberger Universität, bei denen der junge Kant hörte. Werners eigene wissenschaftliche Leistung, seine Begründung einer geologischen Formationskunde, seine Lehre, daß alle Gebirge chemische und mechanische Niederschläge aus wäßrigen Lösungen sind, sie haben keine so endgültige Bedeutung für die Geschichte der Geologie wie etwa Newtons Gravitationsgesetz für die Geschichte der Physik. Die Formationskunde ist von den Anfängen, die er ihr gab, weit fortgeschritten, und der Neptunismus wurde schon von seinen eigenen Schülern widerlegt. Aber seine wissenschaftlichen Leistungen sind fruchtbar gewesen in ihrer Wirkung, sind als Anfänge oder sogar als Fehler von einschneidender Bedeutung gewesen: „Große Irrtümer sind in der Geschichte der Wissenschaft wichtiger als kleine Wahrheiten", sagt Windelband einmal im Blick auf die Geschichte der Philosophie. Sie rufen Fragen auf den Plan, beunruhigen den Geist durch die Paradoxien, die sie enthalten, sie sind Fermente der wissenschaftlichen Entwicklung. Werners „Neptunismus" war ein solches Ferment. Er glaubte, alle Gebirgsentstehung aus diesem einen Punkte verstehen zu können, er glaubte, das Auf und Ab der geologischen Ereignisse zu begreifen durch wechselndes Überfluten und Zurücktreten der Ozeane, und er glaubte, daß es keine andere Art der Gebirgsentstehung geben könne. Brennende Kohlenflöze werden für die Entstehung der vulkanischen Tätigkeit verantwortlich gemacht, und ein Grundsatz seiner Lehre war, daß alle Gebirge noch heute an der gleichen Stelle stehen, an der sie einst aus wäßriger Lösung abgelagert wurden. Dieser „Neptunismus" war eigentlich schon in der Zeit, in der Werner ihn vertrat, überholt (denn bereits 1788 hatte James Hutton die Theorie des Vulkanismus entwickelt), aber Werners Einfluß war so groß, daß der Kampf zwischen Neptunisten und Plutonisten jahrzehntelang die Geologie erfüllte.

Goethe, der ja für mineralogische und geologische Fragen stets tiefes Interesse zeigte, hat in der „Klassischen Walpurgisnacht" ebenfalls für den Neptunismus

Partei ergriffen. Er sagt zu Eckermann (1827): „So auch hat die Mineralogie nur in einer doppelten Hinsicht Interesse für mich gehabt: zunächst nämlich ihres großen praktischen Nutzens wegen, und dann um darin ein Document über die Bildung der Urwelt zu finden, wozu die Wernersche Lehre Hoffnung machte. Seit man nun aber nach des trefflichen Mannes Tode in dieser Wissenschaft das Oberste zu Unterst kehrt, gehe ich in diesem Fache öffentlich nicht weiter mit, sondern halte mich im Stillen in meiner Überzeugung fort."

Es war für die Entwicklung und den Ausbau der Wernerschen Theorien ein Nachteil, daß Werner nur wenig gereist war, daß er nur kleine Gebiete der Erde aus eigener Anschauung, eigener Erforschung kannte. Seine jährlichen Badereisen nach Karlsbad lehrten ihn einige deutsche Städte kennen, seine einzige größere Reise führte ihn 1802 nach Paris, und er kannte eigentlich nur das Erzgebirge und die benachbarten Teile Sachsens und Böhmens. Auf einer so schmalen Tatsachengrundlage errichtete Werner sein Lehrgebäude, das die Entstehung aller Gebirge der Erde erklären wollte, und er, der große Verkünder des Tatsachenstudiums, der peinlich genauen Beobachtung, war selbst noch so sehr im Spekulativ-Theoretischen verhaftet, daß er auf Grund so geringer Beobachtungen den Versuch zur Gesamterklärung zu unternehmen wagte. Seine wissenschaftliche wie menschliche Bedeutung wird durch solche Erkenntnis nicht geschwächt oder gemindert. Er bleibt der große Anreger und Förderer der exakten geologischen Forschung, der Mann, der so vieles zum ersten Male gesehen und ausgesprochen hat, der als Lehrer wie als Forscher von einer umfassenden Weite und zugleich von peinlicher Genauigkeit auch in den kleinsten Dingen war.

Für die Geologie ist Abraham Gottlob Werner nicht deswegen eine so entscheidende Persönlichkeit, weil er wissenschaftlich und pädagogisch selbst neue Wege beschritt, sondern weil er der Anfang für eine Tradition geologischer Arbeit wurde. D'Aubissons de Voisins erzählt in dem bereits erwähnten Bericht, daß die Schüler Werners, begeistert von seinen Ausführungen, mitgerissen von der Eindringlichkeit, mit der er die Notwendigkeit praktischer Untersuchungen verkündete, hinausgingen in die Landschaft, in die Gebirge, um mit offenen Augen selbst zu sehen, was Werner sie gelehrt, und darüber hinaus, was er selbst noch nicht gesehen hatte. Franzosen und Engländer, Skandinavier und Schweizer zogen mit den deutschen Schülern zusammen in die deutschen Gebirge, streiften in den Alpen und den böhmischen Gebirgen umher auf der Suche nach geologischen Tatsachen. Viele von ihnen mögen für die damalige Zeit merkwürdige Erscheinungen gewesen sein, und von einem von ihnen erzählen Geschichte und Anekdote, daß er in dunklem Gewande mit suchenden Augen nachdenklich durch die Landschaft wanderte. Der Rock war gebauscht von den Notizbüchern und geologischen Werkzeugen, die seine Taschen füllten, der Kopf gesenkt, die Stirn nachdenklich gefurcht. Er wanderte in Italien und in den Alpen, zog in Skandinavien umher, man sah ihn in Schottland, auf den Kanarischen Inseln, wie auf den Abhängen des Vesuvs. Bis ins

hohe Alter hinein rüstig und frisch, ungewöhnlich weite Strecken zu Fuß zurücklegend, immer auf der Suche nach geologischen Tatsachen und Einsichten. Ein Mensch von vollendeten Umgangsformen, ungewöhnlich reich gebildet und auf vielen Gebieten der Wissenschaft und der Kultur beschlagen, ein vorzüglicher Kenner von Ländern und Völkern, deren Sprachen er beherrschte und die er besucht und studiert hatte. Dieser eine, der große Schüler Werners, war Leopold von Buch, der in der Zeit, in der sein Freund und Mitschüler Alexander von Humboldt die süd- und mittelamerikanischen Landschaften durchstreifte, in zahlreichen Reisen die Geologie Europas erforschte.

In Schloß Stolpe bei Angermünde ist Leopold von Buch am 26. April 1774 als Sohn eines alten Adelsgeschlechtes geboren. Auch er zeigt schon sehr früh Interesse für naturwissenschaftliche Fragen, beschäftigt sich als junger Mann bereits mit Mineralogie, Physik und Chemie. Mit sechzehn Jahren geht er nach Freiberg auf die Bergakademie, wo er bald einer der intimsten Schüler Werners wird. Drei Jahre lebt er in Werners Hause als dessen Schüler und Assistent und bald auch Mitarbeiter und Freund. Schon als Student unternimmt er seine erste Forschungsreise durch das Erzgebirge, in die Gebirge Böhmens, und er veröffentlicht eine Arbeit über die Gegend von Karlsbad. 1793 verläßt er Freiberg und studiert in den nächsten drei Jahren in Halle und Göttingen, lernt zugleich den Harz, Thüringen und das Fichtelgebirge aus eigener Anschauung kennen. 1796 wird er Bergreferendar in Breslau und widmet sich jetzt dem Studium der schlesischen Berge. Ein Jahr später schon scheidet er aus dem Staatsdienst aus, um sich ganz seiner Wissenschaft, ganz der Forschung widmen zu können. In Schlesien veröffentlicht er noch eine Monographie über die Gegend von Landeck und vor allem eine geognostische Beschreibung Schlesiens. 1797 finden wir ihn auf einer gemeinsamen Reise mit Alexander von Humboldt in Salzburg, und 1798 reist er zum erstenmal durch die Alpen nach Italien.

Besonderes Interesse gewinnt dort für ihn als Geologen in der venezianischen Tiefebene der Höhenzug der Euganeen, der vulkanischen Ursprungs ist. Aber dieses Studium vermag ebensowenig wie ein längerer Aufenthalt in Rom und mehrere Durchwanderungen des Albaner Gebirges die festgefügte Anschauung von der Richtigkeit der Wernerschen Theorie der Gebirgsablagerungen aus wäßriger Lösung in ihm zu erschüttern. Er ist ein treuer Schüler seines verehrten Lehrers, völlig von der Richtigkeit der neptunistischen Theorie durchdrungen, und doch — leise Zweifel sind ihm damals schon aufgestiegen, als er die Euganeen durchwanderte, die Ringkrater des vulkanischen Albaner Gebirges untersuchte. Aber noch hat das Gelernte die Oberhand, noch kann die Theorie, an die er glaubt, seine Zweifel widerlegen. Dann ist er fünf Monate in Neapel, ganz dem Studium des Vesuvs hingegeben, aber auch diese Zeit erschüttert ihn noch nicht, sie trägt nur dazu bei, den Stoff in ihm aufzuhäufen, der dann eines Tages, selbst vulkanischer Natur, in seinem Inneren aufbrechen muß und ihm die Haltlosigkeit der neptunistischen These beweisen wird. Von Neapel geht er nach Paris und im Jahre 1799 nach Berlin.

In Berlin erhält Leopold von Buch den Auftrag, den damals noch preußischen „Kanton Neuchâtel" (Neuenburg), eine Juragegend der Westschweiz, auf mineralogische Bodenschätze zu untersuchen. Ausflüge in die Alpen und in den Jura vertiefen seine Kenntnis der europäischen Gebirge, und sie legen zugleich den Grund zu einer seiner späteren epochemachenden Arbeiten über den „Jura in Deutschland". Seine Beobachtungen trägt er sorgfältig in Karten ein, und eine ganze Anzahl wissenschaftlicher Abhandlungen sind die Frucht dieser Reisen, unter ihnen die schöne Arbeit über die „Verbreitung großer Gesteinsblöcke durch gewaltige Ströme" (Alpengeschiebe). (Diese Arbeit wurde erst 1811 der Preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin vorgelegt.) 1802 reiste Leopold von Buch in die Auvergne, und 1805 ist er zum zweiten Male in Neapel. Gemeinsam mit Alexander von Humboldt und dem französischen Physiker und Chemiker Gay-Lussac studiert er wiederum die Geologie des Vesuvs und erlebt einen Ausbruch des Vulkanes, der allerdings nicht von großer Wucht ist, aber ihm doch in lebendiger Anschauung die Kräfte des Erdinneren vor Augen führt. Aber immer noch vermag die Erfahrung das festgefügte Bild seiner wissenschaftlichen Anschauung nicht zu erschüttern, wenn auch die Zweifel diesmal drängender geworden und schwerer zu widerlegen gewesen sein mögen. 1806 beginnt er dann eine Reise durch Schweden, Norwegen und Lappland, als deren Ergebnis sein bekanntes Buch „Durch Norwegen und Lappland" erscheint.

Zurückgekehrt widmet sich Leopold von Buch jetzt vorwiegend dem Studium der Entstehung der Alpen, den Fragen der Gebirgsbildung überhaupt. Entscheidend wird für ihn aber eine Reise, die er 1815, gemeinsam mit dem Engländer W. Smith, nach den Kanarischen Inseln unternimmt. 1826 erscheint sein Werk „Physikalische Beschreibung der Kanarischen Inseln", in dem er seine aufsehenerregende Theorie der Erhebungskrater begründet, die er von den Zentral- und Reihenvulkanen absondert. Es ist der Durchbruch der plutonistischen Ideen bei Leopold von Buch, die Absage an den Neptunismus seines Lehrers Werner: Die vulkanische Kraft des Magmas wölbt die ursprünglich horizontal gelagerten Schichten blasenförmig auf, diese Wölbung zerreißt, und es bildet sich an ihrer Spitze ein Erhebungskrater, aus dem Dämpfe entweichen. Wenn die zurückgleitenden Erd- und Gesteinsmassen die Öffnung nicht wieder schließen, dann baut sich ein echter Vulkan auf.

Eine Reise nach Schottland 1817 unterbricht seine Studien für kurze Zeit, dann ist er wieder in den Alpen. Ihre Entstehung führt er jetzt nicht mehr wie Werner auf Ablagerungen zurück, sondern erklärt sie als die Wirkung aufsteigender Eruptivgesteine. Ein Besuch im Fassatal bringt seine eigentümliche vulkanische Dolomittheorie zum Ausreifen und damit zugleich einen gewissen Abschluß seiner Untersuchungen zur Gebirgsbildung. 1826 schließt er die Herausgabe einer großen „geognostischen Karte Deutschlands" in 24 Tafeln ab, deren Erfolg groß war: sie erlebte bis 1843 fünf Auflagen. 1838 erscheint dann sein Werk über den „Jura in

Deutschland". Seine Studien und Arbeiten widmen sich jetzt vorwiegend den Versteinerungen, der Gliederung der fossilen Ablagerungen usw. Die Frucht dieser Studien sind eine ganze Anzahl bahnbrechender Abhandlungen.

Bis ins hohe Alter hinein ist Leopold von Buch unermüdlich auf Reisen, immer auf der Suche nach Tatsachen und neuen Erkenntnissen, immer tätig und fruchtbar am Ausbau seiner Lehren. Am 4. März 1852 ist er in Berlin gestorben.

Die plutonistische Theorie der Gebirgsentstehung gehört heute, wie die neptunistische, der Geschichte an. Auch sie vermochte die eigentlichen wirksamen Kräfte der gewaltigen Aufschichtungen und Faltungen, die als Gebirge in den Himmel ragen, nicht ganz zu erklären, auch sie gab nur eine Teildeutung. Aber es liegt im Schicksal wissenschaftlicher Theorienbildung, daß eine neue Theorie, die Einzelerscheinungen wohl zu erklären in der Lage ist, sich in der Entdeckerfreude der ersten Zeit weit über die Grenzen ihrer Geltung ausbreitet, daß sie selbst von dem Glauben erfüllt zu sein scheint, alle wichtigen Fragen und offenen Probleme bewältigen und lösen zu können. Erst mit wachsender Erkenntnis muß sie sich zurückziehen, so wie die Wasser, die sich bei der großen Flut weit über den Strand ergossen haben, jetzt zurückfluten in ihr normales Bett. Wir wissen heute, daß ein Teil der Gesteine, die die Erde bilden, Ablagerungen sind, Sedimentgesteine, die auch aus wäßriger Lösung sich niedergeschlagen haben. Wir wissen auch, daß die andere große Gruppe der Gesteine aus dem Urgrunde der Erde emporgequollen, daß sie durch „plutonische" Kräfte gehobene Eruptivgesteine sind. Aber wir wissen, daß die Gebirge selbst nicht diesen beiden Kräften ihr Entstehen verdanken, ebensowenig wie etwa alle Erdbeben auf plutonisch-vulkanische Vorgänge zurückgeführt werden, wie es noch L. v. Buch wollte. Wir lernen es gerade an dem Werk dieser beiden Männer wieder deutlich: wissenschaftliche Theorien sind immer zeitgebunden, sie werden durch spätere Zeiten und ihre tieferen Erkenntnisse überholt, aber sie werden nur selten völlig verdrängt. Der dreifache Sinn, den Hegel in seiner plastisch-transparenten Sprache in dem Worte „aufgehoben" mitdenkt, er gibt uns die Berechtigung zu sagen, daß das Lebenswerk dieser beiden deutschen Geologen in der Wissenschaft selbst „aufgehoben" ist: ihre Theorien mußten aufgehoben werden, um anderen, richtigeren Platz zu machen, aber sie blieben aufgehoben, nämlich aufbewahrt, und wurden zugleich hinaufgehoben in eine höhere Ebene, in einen größeren Wahrheitszusammenhang, in dem sie jetzt ihre richtige Stellung gefunden haben. Was Abraham Gottlob Werner begonnen hatte, den Blick des Forschers für die nüchterne Beobachtung zu schärfen, das hatte Leopold von Buch mit seinen Mitschülern fortgesetzt und ausgebaut. Er hat der Forschung gezeigt, wie fruchtbar das genaue Studium der Natur selbst ist, wie sie den Umfang des Beobachteten gar nicht weit genug ziehen kann, und er hat durch seine Reisen und die auf ihnen erwachsenen theoretischen Einsichten nicht nur seiner eigenen Wissenschaft, der Geologie, große Dienste geleistet, sondern sich zugleich in der Schwesterwissenschaft, der Geographie, einen hervorragenden Platz gesichert.

Gottfried Schadow und Christian Rauch

1764—1850 1777—1857

Von

Paul Ortwin Rave

Nach einer Äußerung Goethes, vielleicht nur halb als Lob gemeint, beherrschte eine „grenzenlose Marmortätigkeit" das Kunstleben in Berlin. Das war dem Wirken namentlich zweier Männer zu danken: Johann Gottfried Schadow und Christian Daniel Rauch. Schon das mag uns berechtigen, sie beide in einem Atem zu nennen, so verschieden auch ihre Lebenspfade waren und so unterschiedlich wir ihre Kunst empfinden; aber gemeinsam war ihnen beiden vor allem die Aufgabe, in dem erst seit kurzem auch der Kunst erschlossenen Preußen die noch recht ungefesteten Wege einer landeseigenen Bildnerei weiter, ja zu einer neuen Höhe zu führen.

Der Name Andreas Schlüter bezeichnet uns einen ersten künstlerischen Aufschwung, wie er stolzer und prächtiger sich in Preußen weder zuvor noch nachmals ereignet hat. Mit der Thronbesteigung des Soldatenkönigs erfolgte der jähe Absturz. Sein bewußter, einseitiger, ja fast barbarischer Verzicht auf Entfaltung eines höfischen Lebens erklärt sich durch den Willen, daß der Staat alles bedeuten solle. Friedrich der Große fand den verlorengegangenen Ausgleich wieder. Aber die Kunst, die er in der Jugend bevorzugte, war nicht dem eigenen Boden entsprossen. Dafür wuchs dem alternden König ein junges Geschlecht von Künstlern zu, namentlich Baumeistern, die nun zum erstenmal in der Kunstgeschichte Preußens so etwas wie eine Überlieferung anbahnten und in dem vergleichsweise bildarmen Siedelland des nordostdeutschen Raumes wurzelechte Kunst schufen. Will man von einem preußischen Stil sprechen, muß man die Zeit um 1800 als seine Blüte bezeichnen. Niemals vorher oder nachher ist in Preußen das Herbe so natürlich und das Schlichte künstlerisch so richtig erschienen, niemals Armut so adlig und Sachlichkeit ein solcher Vorzug gewesen.

Die Voraussetzungen von Herkunft und Ausbildung, unter denen Schadow und Rauch in diese Umwelt hineinwuchsen, waren bei beiden keineswegs gleich. Ein echter Märker, ja gebürtiger Berliner der eine, der andere ein Zugereister aus dem kleinen Fürstentum Waldeck. Beide von Jugend an wohl leidenschaftlich Künstlerischem zugetan, doch nur dem Berliner war Werkstattluft zu atmen von früh auf vergönnt, wogegen sich Rauch durch äußere Widerstände schwer hindurchringen mußte. So verlief auch ihr Leben weiterhin, obwohl sie jahrzehntelang in derselben Stadt nebeneinander wirkten, nicht eigentlich in gleicher Bahn, vielmehr, auch ihrem Altersunterschied von etwa einem Dutzend Jahren entsprechend,

gewissermaßen in zwei sich folgenden Wellenbergen: In der Blütezeit Schadows war Rauch noch nichts oder doch nicht viel, und als er dann mit seinen Hauptwerken hervorzutreten begann, ebbte das Schaffen des anderen ab. Als beide um die Mitte des Jahrhunderts starben, stand Rauch bewundert auf der Höhe seines Ruhmes, nicht nur im Lande Preußen, während der andere fast als vergessen gelten konnte. Vom alten Schadow selbst rührt das halb verzichtende, halb wehmütige Scherzwort her, sein Ruhm sei in Rauch aufgegangen.

Schon beim jungen Schadow wäre, wenn auch noch nicht von Ruhm, so doch von einer gewissen Berühmtheit zu berichten. Er war, Sohn eines ehrsamen Schneidermeisters, wegen seiner Begabung früh in das französisch parlierende und kinderreiche Haus des Hofbildhauers Tassaert und bald auch in die Hofbildhauerwerkstatt aufgenommen, ließ aber wegen einer Liebesheirat — wie er späterhin beichtete — „fahren des Meisters Gunst, Pension und sonstige Aussichten und eilte nach Rom" (1785). Ein verwegenes Abenteuer, das auch künstlerisch nicht ohne Folgen blieb. In Rom begegnete ihm die Welt der Antike, und gerade der unverdorbene Wirklichkeitssinn des jungen Märkers mußte von dem echt Plastischen antiker Skulptur getroffen und geformt werden. Das „Gemein-Natürliche", mit dem die französisch ausgerichtete Bildnerei jener Jahrzehnte so glänzend zu überraschen vermochte, sagte dem kritisch Lernenden nun kaum mehr zu, ob es nun die Biederkeit Tassaerts war oder das zopfige Ungelenk Trippels, dem er sich in Rom zunächst anschloß, oder selbst die beseelte Bildniskunst Houdons, dessen Vorzüge zu bemerken er noch nicht reif genug gewesen sein mag. Das schlicht und einfach Natürliche war es, was sein blutvoll empfindendes Herz nun bewundern wollte und was er außer in antiken Werken bei einem gleichzeitigen Meister fand, bei dem wenig älteren Antonio Canova.

Der Tod Friedrichs des Großen war für die damalige Welt ein bewegendes Ereignis, vor allem für die Künstlerschaft, da nunmehr dem Toten ein Denkmal zu setzen der allgemeine Gedanke war. Auch Schadow beteiligte sich an einem Wettbewerb, wie Canova und der Schweizer Trippel. Galt es doch, gleichsam ein Gegenstück zu schaffen zu Schlüters Reiterbild des Großen Kurfürsten. Fast wäre eine der größten nationalen Kunstaufgaben einem Ausländer zugefallen, aber auch dem Preußen Schadow war sie nicht beschieden, obwohl er vielfache und sehr verschiedene Vorschläge ersonnen hat, vom kühl-sachlichen Entwurf bis zu einem fast noch im barocken Schwung übersteigert pathetischen. Wer schließlich nach vielfältigem Hin und Her, ein halbes Jahrhundert später, das Heroon errichten sollte, Christian Rauch, lebte damals als ein zehnjähriger Knabe in Arolsen.

Der Nachfolger des großen Königs war Friedrich Wilhelm II., ein Mann von Geschmack und Freund der schönen Künste, der die Stimmen seiner Zeit wohl verstand und neue Kräfte heranzog, die eine abgelaufene Epoche abzulösen bereitstanden. Das Bauwesen erfuhr einen außerordentlichen Aufschwung. Der Thronerbe, der wie so viele Hohenzollern eine Leidenschaft für das Bauen betätigt hatte,

berief so tüchtige und feine Architekten wie Erdmannsdorff aus Dessau, Langhans aus Breslau und David Gilly aus Stettin. Die leitenden Männer in Berlin, an erster Stelle der treffliche Minister von Heinitz, waren nun auch auf ihren in Rom lebenden Landsmann aufmerksam geworden und holten ihn zurück, und da auch Tassaert starb, konnte Schadow im Alter von dreiundzwanzig Jahren dessen künstlerische Erbschaft antreten. Er hat mit dem ihm anvertrauten Pfunde hundertfach gewuchert: mit spielender Überlegenheit dirigierte er einen umfänglichen Werkstattbetrieb und wurde den verschiedensten Anforderungen mit dem sieghaften Selbstgefühl der Jugend gerecht. Nach diesem beispiellos schnellen Aufstieg begannen die künstlerisch glücklichsten und ertragreichsten Jahre Gottfried Schadows.

Nur von seinen bedeutenderen Arbeiten kann hier berichtet werden. Unerwähnt im einzelnen müssen die vielen Aufträge bleiben, die ihm aus den Kreisen des Bürgertums und Adels zuflossen, wie die kleineren künstlerischen Aufgaben, die er sich etwa selbst stellte, auch die Anforderungen, die laufend nebenher von Behörden wie dem Hofbauamt oder der Porzellan-Manufaktur an die Werkstätte gelangten. Die Menge der Bildnisbüsten, Grabmäler, Tafelaufsätze und von allerlei ziermäßig an Häusern und Brücken, in Gärten und Sälen verwandtem Bildwerk ist fast unübersehbar, aber stets, wenn Schadow als Urheber genannt wird, erfreut die Frische der Erfindung und der Gestaltung, das gleichsam natürliche Leben des Kunstwerkes.

Aus allem ragt das Grabmal des Grafen von der Mark hervor (entstanden 1788—1791). Dieser war im kindlichen Alter von achteinhalb Jahren gestorben, heiß geliebt und tief betrauert von seinen Eltern, dem König Friedrich Wilhelm II. und der Gräfin Lichtenau. Des Künstlers Entwurf klärte sich von der ersten Eingebung rasch zur ausgewogenen Ruhe des ausgeführten Aufbaus: ein Marmorsarg frei vor der Wand stehend, zeigt an den Seiten in flachem Bildwerk auf den Tod Bezügliches; auf dem Deckel ein Polster als Ruhelager des Knaben, welcher, in leichten traumverklärten Schlummer versunken, ein Abbild kindlichen Lebens, mit Waffen noch spielend, nichts ahnt von den drei Parzen, die droben beieinandersitzen, vom Halbrund des Aufbaus gefaßt, und seinen Lebensfaden zerreißen. Gerade dieses verschiedene Tun, das Walten der Schicksalsgöttinnen über der Unschuld des schlafenden Kindes, verleiht dem Werk jene gehaltvolle, fast dichterische Spannung, in deren Bann sich noch jeder Beschauer unwiderstehlich gezogen fühlt. Das Marmorweiß der Gestalten hebt sich ab von verschiedenfarbigem dunkleren Gestein, wodurch ihre Natürlichkeit und Lebensnähe zu erhöhter Wirkung gelangen — so wenig dies im Sinne eines strengen Klassizismus war und so wenig dies Werk mit gleichzeitigen etwa eines Canova gemein hat. Welch ein Gegensatz aber auch zu den späteren Grabmälern Rauchs in ihrer starren Feierlichkeit! Aus wie anderer künstlerischer Empfindung schuf Schadow seinen anmutvollen, noch vom Hauche warmen Lebens beseelten Knaben und schuf Rauch die in künstlich



Johann Gottfried Schadow
Lithographie von Friedrich Georg Weitſch, 1795



Chriſtian Rauch

schöner Haltung, doch in unerweckbar versteinertem Todesschlaf liegenden Gestalten bei ähnlichen Aufgaben.

Obgleich sich das Grabmal heute noch an Ort und Stelle befindet, in der (durch einen Neubau ersetzten) Kirche der Berliner Dorotheenstadt, für die es von Anfang an geplant war, so wird es doch, „das schönste deutsche Grabmal", selten von einem Kunstfreund aufgesucht und gesehen. Tausende dagegen sehen täglich, ohne wohl freilich an den Urheber zu denken, das Viergespann auf dem Brandenburger Tor. Es gehört zu der Gattung öffentlich aufgestellter Werke, durch die nach dem königlichen Willen die Residenz „embelliert" werden sollte; kaum eines steht noch davon im raschlebigen Berlin am alten Platze. Mit Recht gilt das von dem älteren Langhans errichtete Brandenburger Tor als das Wahrzeichen sogar noch der Weltstadt. Der Baumeister hat damals auch im allgemeinen die Idee des bildnerischen Schmuckes angegeben, der unter Schadows Leitung in der Hofbildhauerwerkstatt ausgeführt wurde: mancherlei in Sandstein zu hauendes Flachbildwerk, zwei Sitzbilder antiker Gottheiten (besonders ausdrucksvoll und lebendig gelang die jugendlich kräftige Gestalt des Mars) und die bekrönende Quadriga, vier prachtvolle Rosse, fast noch antiker Art, gezügelt von der groß und aufrecht im Kampfwagen stehenden Göttin mit dem Siegeszeichen in der hocherhobenen Rechten. 1794 wurde die Gruppe vollendet, ausgeführt nicht in dem so selten geübten und fast unbekannt gewordenen Erzguß, sondern über Holzmodellen in Kupferblech getrieben, musterhaft, wie der Augenschein lehrt. Ihren besonderen Ruhm verdankt sie dem Umstand, als sie auf Napoleons Geheiß nach Paris entführt war, daß die Preußen sie im Triumph zurückholten und wieder aufstellten, nach Schinkels Entwurf bereichert um das Eiserne Kreuz im Lorbeerkranz als Siegeszeichen.

Daß in Berlin die Kunst des Bronzegusses (weniger von Geschützrohren als von Denkmälern) nicht mehr verstanden wurde, verdroß namentlich Heinitz, den rastlos um die Förderung der Künste bemühten Minister. Ihm ist es zu danken, daß Schadow, als nun von neuem Pläne und ein Wettbewerb für das Denkmal Friedrichs des Großen erwogen wurden, auf Reisen geschickt ward, um jenes Verfahren kennenzulernen. In den nordischen Königsstädten waren in den letzten Jahren Reiterbilder und andere Kunstarbeiten gegossen worden; so begab sich Schadow nach Kopenhagen und Stockholm und machte von dort aus schnell entschlossen einen Abstecher nach Petersburg, eine Seereise durch die finnischen Schären, die ihm fast das Leben gekostet hätte. Überall halfen dem jungen Meister sein geschulter Blick und rasches Erfassen, sein großstädtisch gewandtes Auftreten und die vielfachen Sprachkenntnisse, der unverbrauchte Lebens- und Wagemut, der trockene Humor und die unverwüstliche Gesundheit. Mit manchen neugewonnenen Einsichten kehrte er zurück und nahm in Berlin seine Tätigkeit wieder auf.

Wenn auch das Schicksal nicht ihm, sondern Rauch vergönnt hat, das Nationaldenkmal des großen Preußenkönigs zu schaffen, so konnte er doch an einigen Beispielen zeigen, worin er Neues in der Bildnerei seiner Zeit erstrebte. Es gab Stand-

bilder von Fürsten oder Feldherren in Berlin, vielfach in barocken Posen, meist in antikrömischer Tracht, doch wahrhaft künstlerischen Ranges nur die von Schlüters Meisterhand. Als der Reitergeneral Zieten, der hochbetagt im selben Jahre wie sein König gestorben war, durch ein Denkmal geehrt werden sollte, stand Schadow zum erstenmal vor der schweren Aufgabe, einen ebenso unscheinbaren und häßlichen wie charaktervollen Mann in die Reihe der Helden zu stellen. Überraschend gut gelang ihm die Absicht, indem er Zieten nicht äußerlich heroisierte, sondern so zeigte, wie er wirklich gewesen und wie ihn jedermann kannte, mit allem Zubehör einer verzwickten, malerisch wirkenden Uniform, den Dolman um die Schulter, die Pelzmütze auf dem Kopf. Gleichwohl steht er nicht vor uns wie eine Puppe aus dem Zeughaus, sondern durch bildnerische Klärung, Vereinfachung und Verdichtung als ganzer Kerl, echt und männlich, wirklich der „Ahnherr aller Husaren". 1794 wurde das Standbild auf dem Wilhelmplatz aufgestellt (1857 durch einen Erzguß ersetzt, heute im Kaiser-Friedrich-Museum). Ganz ähnlich verhielt sich Schadow, als bald danach der Fürst von Dessau, der sich, seine Söhne und Soldaten einst dem preußischen Nachbarn verschrieben hatte, durch ein Standbild, ebenfalls wie das Zietens in Marmor, verewigt werden sollte: auch hier entstand der Mann, wie er war, in seiner Zeittracht, das treffliche Rauhbein und doch ein Feldherr, ganz und gar der Alte Dessauer. Vom ursprünglichen Aufstellungsort im Lustgarten wurde es 1828 auf den Wilhelmplatz gebracht, 1859 durch Erzguß ersetzt und befindet sich heute im Kaiser-Friedrich-Museum. Auch als die pommerschen Stände von Schadow ein Bild Friedrichs des Großen für Stettin begehrt hatten, wurde ebenfalls hier das Natürliche der Erscheinung gepaart mit der Würde des Königs, der alltägliche Soldatenrock umrahmt vom fürstlichen Hermelinmantel, Bildnistreue mit herrscherlicher Gebärde vereint. Enthüllt wurde das Denkmal am 10. Oktober 1793.

Dergleichen Standbilder bedeuteten damals mehr als etwa eine ganze Siegesallee hundert Jahre später. Es gab schließlich doch nur einen Mann im Lande, der so etwas zu schaffen vermochte. Wir sind heute — aus vielerlei Gründen — leicht geneigt, ein Denkmal auf der Straße zu übersehen oder es nicht zur hohen Kunst zu rechnen. Zu Schadows Zeit wurde jedes einzelne in Wort und Schrift und Bild beschrieben und gefeiert, lebte und wucherte fort in den verschiedenartigsten Nachbildungen, fast den Heiligenbildern des Mittelalters vergleichbar. Auf uns heute wirkt dagegen ein bescheideneres Werk, ein schlichte Bildnisbüste etwa, oft stärker und unmittelbarer, und gerade wenn man an Schadow denkt, steht vor unserem Auge sogleich eine Reihe jener lebensvollen Köpfe in Marmor oder Erz, in gebranntem Ton oder Stuck oder gar nur in Gips, die man, einmal gesehen, nicht mehr vergißt. Da sind liebreizende Köpfchen junger Frauen und Mädchen, deren lächelnder Rokoko-Charme festgehalten wurde; da ist die Überlegenheit des einen oder anderen Denkerkopfes aus jener Epoche, als die Aufklärung in Berlin ihren Übergang fand in das goldene Zeitalter unseres Schrifttums; da wurde ein Urbild



Aufforderung Schadows an die Mitglieder des Vereins Berliner Künſtler, einen Beitrag für die Armenkaſſe zu leiſten. Federzeichnung von Gottfried Schadow. Berlin, National-Galerie

jugendſtolzer Geiſtigkeit in dem edlen Antlitz des Baumeiſters Friedrich Gilly bewahrt oder auch die mit genüßlichen wie gutherzigen Zügen vermiſchte maſſige Erſcheinung des derzeitigen Staatsoberhauptes, des „dicken Wilhelm aus Kanonenland".

In jenen Jahren, ſo erzählt Schadow in ſeinem Erinnerungsbuch, das er im Alter nach Tagebuchvermerken verfaßt hat und 1849 unter dem Titel „Kunſtwerke

und Kunstansichten" in Druck gab (ein unerschöpfliches, leider nicht immer ganz zuverlässiges Quellenwerk für sein Wirken und das künstlerische Leben seiner Zeit), in jenen Jahren „hatte sich in Berlin ein Zauber verbreitet, welcher über alle Stände ausging, durch das Erscheinen der hohen Schwestern, Gemahlinnen der Söhne des Königs ... Es entstanden Parteien, welcher von beiden der Vorrang an Schönheit zukomme". In einem der glücklichsten Einfälle des Künstlers setzte er sich über jene Parteien hinweg und schuf das Doppelstandbild der beiden jungen Frauen (Gipsmodell 1795, Ausführung in Marmor 1796—1797). Geschwisterlich lehnen sie aneinander. Die ältere, gereiftere Kronprinzessin erscheint selbstsicher, stolz und schön, die jüngere, lebhaftere, mit schmiegsamer Bewegung, lieblich, hold und keck, jede auf die andere angewiesen im Stützen, Halten, Umschlingen, eine Gruppe, wie sie kaum einheitlicher gedacht werden kann, auch nie inniger und anmutvoller in der Plastik gebildet worden ist. Mit wieviel seelischer Wärme, tiefster Einsicht und hohem Künstlertum die Gruppe geschaffen wurde, auch sie hat das für Schadows gesamtes Werk so eigenartige Schicksal geteilt, fast ein Jahrhundert lang wenn auch nicht wie so manches andere verschollen, so doch vergessen zu sein. Selbst daß eine der beiden Dargestellten bald als Königin Luise dem deutschen Volke eine der liebsten Gestalten wurde, kam leider dieser ihrer besten Bidnisdarstellung nicht zugut. Die allgemeine Vorstellung vom Leidensweg der hohen Frau belebte sich leichter im Anblick der hingestreckten Toten des Charlottenburger Grabmals, der ersten bedeutenden Arbeit von Rauch.

*

Der Weg des jungen Künstlers Christian Rauch bis zu dieser im Anfang seines Lebenswerkes stehenden Leistung von Rang war nicht so selbstverständlich und vom Glück begünstigt gewesen wie der Schadows. Wohl hatte sich bei ihm auch früh der Bildnertrieb geregt. Sein Waldecker Fürst, bei dem der Vater Rauch in Diensten stand, wollte ihm wohl, patriarchalisch waren die Verhältnisse in dem kleinen Arolsen. Es war Rauch vergönnt, bei dem Bildhauer Christian Ruhl in Kassel zu lernen, und er trug wohl nicht mehr und nicht weniger davon, als was ein junger und begabter Mensch in einer Bildhauerwerkstatt um 1800, einer jener zahlreichen in den kleineren deutschen Fürstenstädten, erlernen konnte. Aber als sich nun der Zwanzigjährige nach Berlin wandte, mußte er sich jahrelang damit abfinden, am Hofe Kammerdiener eben der Königin zu sein, deren Gestalt und geliebtes Antlitz er einst verewigen sollte. Zwar vermochte er sich nebenher künstlerischen Arbeiten zu widmen, war auch Schüler an der Akademie unter Schadow, aber die volle Freiheit errang er erst durch den schließlich bewilligten Urlaub nach Rom (1804).

Rom bedeutete für Rauch viel mehr als für Schadow. Für diesen war es eine Ausflucht in Ungebundenheit und Unabhängigkeit gewesen, Rauch sollte es heiß erstrebtes Ziel sein, Erfüllung seiner Wünsche und der Schlüssel entscheidender Erkenntnisse. Aber auch das künstlerische Rom war in den zwanzig Jahren zwischen

beider Aufenthalt ein anderes geworden. Winckelmanns nachhaltige Wirkung schien jetzt erst den Höhepunkt erreicht zu haben. Die Antike galt mehr denn je als unbedingtes Vorbild und zwang auch die Plastik in die Regeln strenger Formlogik. Was von gutem nordischem Stamm damals in der südlichen Sonne der Reife entgegenging, wie Rauch oder der fast gleichzeitig mit ihm angekommene Isländer Thorvaldsen, fand einen Mittelpunkt in Wilhelm von Humboldt. Dieser, so mächtig wie nur je ein Humanist von der Idee und der Erscheinung des Caput mundi getroffen, hatte im Süden jene Blutfülle erhalten, nach der sein Verstand lange getrachtet, und glaubte so dem Kreis von Künstlern und Gelehrten am Beispiel des unerschöpflichen Themas Rom eine Ahnung von ewigen Normen der Kunst vermitteln zu dürfen.

Humboldt war es auch, der half, daß der Auftrag zum Grabmal der Königin Luise († 1810) dem Künstlerfreunde zukam. Friedrich Wilhelm III., ein sparsamer, von Natur karger und gehemmter Regent, stand namentlich den Bezirken der Kunst fremd und unerschlossen, daher auch unentschlossen gegenüber. Aber die tiefe Liebe zu seiner Gemahlin bewog ihn zu Außerordentlichem. Er sandte den Bildhauer abermals nach Italien, damit er das Werk in den Steinbrüchen Carraras eigenhändig in Marmor vollende, dasselbe, das dann in dem kleinen Grabhaus des Charlottenburger Parkes aufgestellt wurde und noch heute Tausende anzieht. Wie auf einem Lager erscheint die Entschlafene gebettet, in lang fließendem schlichtem Gewande, die Füße leicht gekreuzt, die Arme sanft verschlungen, das Haupt leise zur Seite geneigt, ein Bild des Friedens und der Ruhe, ein Werk von maßvoller Einfalt, edler Gestaltung und auf das feinste durchdacht. Jahrzehnte später hat Rauch auch seinen König im weißen starren Marmorschlaf neben jenen Sarkophag gebettet, den dritten Friedrich Wilhelm († 1840), in Uniform und Mantel, streng und gerade, noch im Tode ein Gardeoffizier vom Scheitel bis zur Sohle, das steingewordene preußische Pflichtbewußtsein.

Als nach den Befreiungskriegen, die dem König sein Land und dem Lande die Freiheit wiedergegeben hatten, bald der Wunsch entstand, das Gedächtnis der ruhmvollen Führer zu ehren, schien Rauch der rechte Mann zu sein, die Heldenbilder zu schaffen. Der vor Prag gefallene Scharnhorst wie auch Bülow, der kurz nach Ende des Krieges gestorben war, sollten wie in antiker Kämpferehrung ihre Bildsäulen erhalten, zu seiten der Neuen Wache, die Schinkel soeben zu errichten im Begriff war. Dieser bevorzugte Standort hat, in wirkungsvollem Gegensatz des schönen hellen Marmors zu dem ernsten Wachgebäude (heute Ehrenmal des Weltkrieges), von je ihre Lebendigkeit gesteigert. Bülow steht da wie in spannungsvollem Augenblick vor dem Entschluß zur Tat, Scharnhorst gesammelt und nachdenklich, als „strategischer Soldatenprofessor" (nach Rauchs Ausdruck), jeder in Vollendung das Bild hoher Männlichkeit. Es ist für Rauchs Richtung lehrreich, zu beobachten, wie er, im Gegensatz zu Schadow, die Erscheinung der preußischen Generale in ihrer knapp sitzenden soldatischen Kleidung

durch einen antikischen Mantelwurf mehr ins Allgemeingültige zu heben und zu steigern versucht hat.

Selbst bei einer so volkstümlichen Gestalt wie Blücher muß die Figur von reichlichen und schwungvoll in Falten geworfenen Stoffmassen umhüllt werden. Zweimal war Rauch vor die Aufgabe gestellt, des Feldmarschalls Standbild zu schaffen; so ersann er ihn einmal für Breslau, stürmisch vorschreitend, wie im Aufbruch, da hier der Freiheitskrieg angegangen (entworfen 1819, enthüllt 1827), und einmal für Berlin, in der Haltung und mit der herrischen Gebärde des Siegers einen Fuß auf das eroberte Haubitzenrohr gestemmt (entworfen 1819, enthüllt 1826). Die Ausführung geschah beide Male in Bronze, bei dem Berliner war sogar auch und zum ersten Male der ganze Sockel aus gegossenen Bronzetafeln. Fast noch mehr als das hoch entrückte Bildnis wurden stets und werden diese Sockelplatten betrachtet, deren reizvolle Darstellungen von Rauchs plaudernder Erzählergabe, mit bestem Sinn für Verteilung der Massen, gestaltet worden sind. In dem frischen Erfassen und Darstellen von Vorgängen des Soldatenlebens und aus der Wirklichkeit des Feldzuges folgt Rauch hier mit Glück Wegen, die Schadow (beim Tauentzien-Grabmal für Breslau und sonst) angebahnt hatte.

Schadow wurde unterdes, so ist es offenbar, mehr und mehr von seinem natürlichen Wege abgedrängt. Auch er sollte ein Blücherdenkmal schaffen, das die mecklenburgischen Stände in seiner Vaterstadt Rostock zu errichten wünschten. Unglücklicherweise wurde Goethe mit der künstlerischen Leitung dieser Angelegenheit betraut. Zwischen dem schon gereifteren Dichter und dem noch jugendlichen Künstler waren früher Mißverständnisse vorgekommen. Goethe hatte einst das Kunsttreiben in Berlin als prosaisch hingestellt und eine Zurückweisung aus des Angegriffenen Feder lesen müssen. „Und war er damals", sagt Schadow trocken, „dergleichen Dreistigkeiten nicht gewohnt." Schadows Sinnenwärme lehnte alles Abstrakte ab, es gebe keine schöne, ideale Menschheit, wohl aber vorzüglich schöne Menschen. „Wer einen Menschen macht oder bildet, der mache einen Mann oder ein Weib, und zwar von bestimmtem Charakter, so schön er wolle, nur daß man genau seine Individualität kenne und seine Meinung und Bestimmung wisse." So hatte er sich ausgedrückt. Nun erwies sich beim Blücherdenkmal Goethes Rat, wiewohl in ausgesöhnter Stimmung erteilt, mehr hemmend als fördernd. Der Bildhauer befolgte diese Vorschläge, die vor allem die Bekleidung des Helden so seltsam erscheinen lassen: über einer ziemlich allgemein gehaltenen soldatischen Tracht trägt der brave Mecklenburger wie Herkules eine Löwenhaut, deren Rachen auf seiner Brust das Heft bildet. In dem vom Künstler geprägten Ausruf „Dichtung und Wahrheit!" sollte nicht nur das eine Werk gekennzeichnet werden, es deutet auch die leise Bitterkeit an, die das Dreinreden beim Schaffenden zu erzeugen imstande ist. Ein zweites größeres Werk Schadows aus diesen späteren Jahren, das Erzbild Luthers für Wittenberg (vollendet 1821), stand ebenfalls unter nicht sehr

glücklichen Sternen. Der Meister zog vor, zu entsagen und sich weise zu bescheiden auf das, was er in einem dreiundeinhalbes Jahrzehnt langen ununterbrochenen Wirken als Direktor der Akademie zu leisten berufen war, anregend und fördernd, unermüdlich und unverwüstlich, ein Kauz und Original, als „der alte Schadow" keinem Berliner unbekannt, dabei skeptisch, witzig und als Mensch dem Lauf dieser Welt überlegen.

Wie anders Rauch, der, seit den Tagen der Jugend an Hofluft gewöhnt, durch den Umgang in Rom geschliffen, durch den Erfolg seiner ersten Werke in jeder Hinsicht gehoben, sich in einem Kreis äußerst gebildeter Männer bewegte und in seiner Werkstatt einer stetig sich mehrenden Zahl von Gehilfen und Schülern zu befehlen hatte, sich stolz und gemessen trug und edel aussah, das schöne Haupthaar in Silberlocken wallend, angetan mit einem riesigen gelbseidenen Kragenmantel, wahrlich ein Gott des Biedermeiers! Zu ihm bewegte sich die vornehme Welt und verlangte die Bildnisbüste, der König, die Prinzen und die Hofstaaten, hoher und einfacher Landadel, Staatsmänner, Gelehrte, Dichter und Künstler. Es entstand eine Galerie von Bildnissen der Zeit ohnegleichen. Bei jedem einzelnen mühte sich Rauch, das Wahrnehmbare zu großen, gut geschnittenen und gefügten Formen zu klären, auszugleichen, aber ohne dabei flau zu verklären oder zu allgemein zu werden. Vielmehr sollte die menschliche Wesenheit des Betreffenden charaktervoll gehoben werden, bedeutend erscheinen, auch durch den zartesten Schmelz des feinkörnigen Marmors spürbar bleiben. Diese glänzende Oberflächenbehandlung war ein Hauptruhm der Rauchschen Marmorwerkstatt, und nur ihr vom Meister mit Umsicht geleiteter Betrieb konnte so zahlreichen Bestellungen genügen.

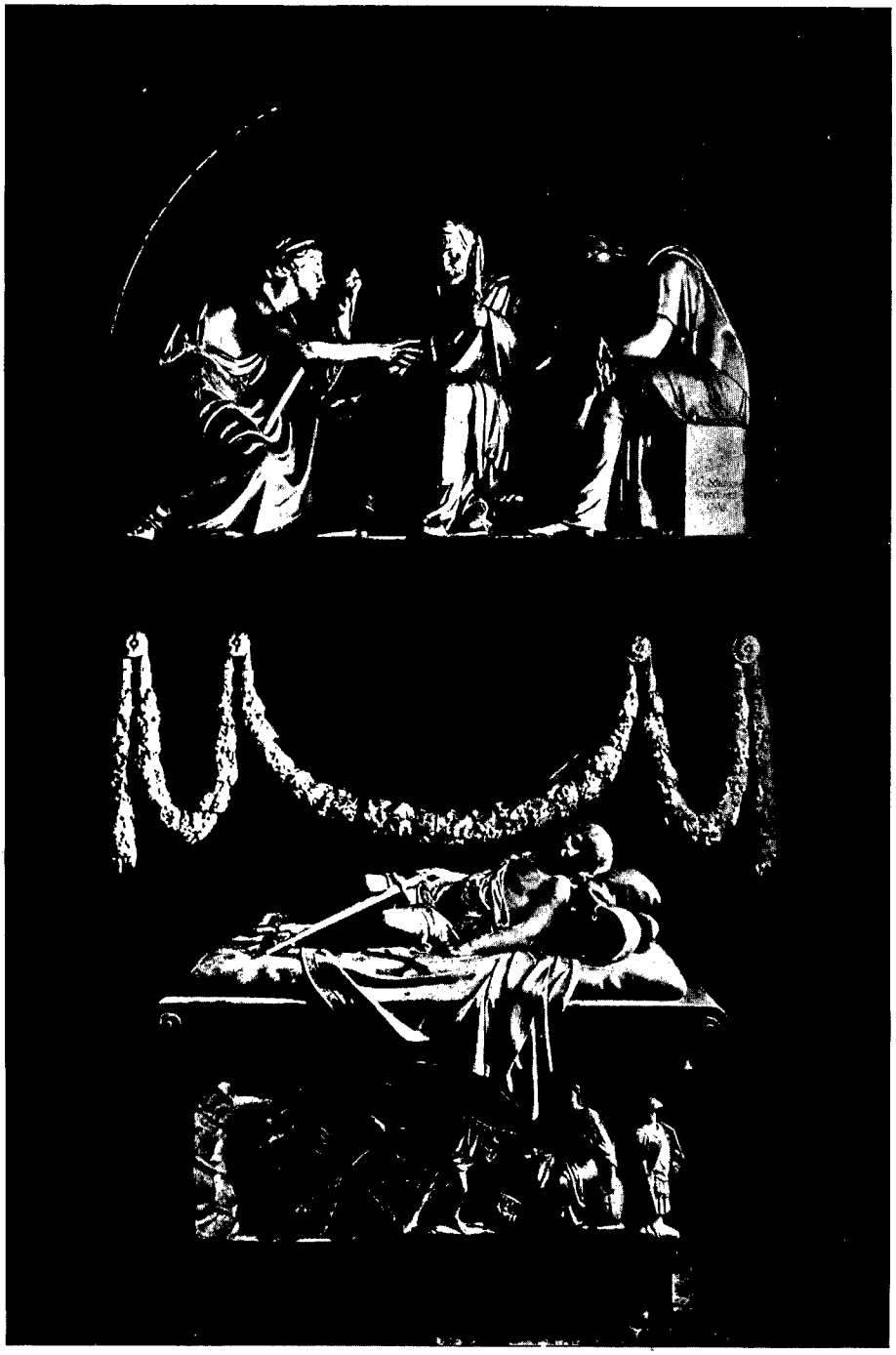
Große Aufträge gelangten nun auch vielfach von weit her nach Berlin. Der kunstbegeisterte Bayernkönig Ludwig I. bat Rauch noch im Jahre der Thronbesteigung (1825), das Denkmal seines Vaters Maximilian Josef für München zu übernehmen. Ähnlich wie das Blüchers erhebt es sich als reich verzierter Bronze-Unterbau mit der in einen weiten Mantel gehüllten Gestalt des Königs, der von seinem Sessel herunter die verfassungstreue Schwurhand halb wie im Gruß zum Volk hin hebt. In die leider nicht genug beachteten Sockelplatten hat der Bildner viel Zeit- und Stadt-Bezügliches hineingebannt, teils sinnbildlich, teils wirklichkeitsnah, im ganzen ein Ausdruck für die bildungsfrohe Zeit, als welche wir die des späten Goethe kennen, eine Zeit, die Kunstwerke oft mehr lesen und deuten wollte, als schauend genießen. Und doch hat Rauch auch hier das feinste Empfinden für Maßverhältnis und Massenverteilung bewiesen.

Die Stadtväter von Nürnberg wollten ihrem größten Sohne ein Gedächtnis weihen, auch hier erhielt Rauch den Auftrag und hat versucht, die Verehrung für Dürers Kunst in der würdig und aufrecht dastehenden Gestalt mit der gerafften Künstlerschaube auszudrücken. Für den Dom zu Posen fertigte er das Doppelstandbild der ritterlichen Vorkämpfer des Christentums in Polen,

Miecislaus und Boleslaus, in mittelalterlicher Tracht mit Kreuz und Schwert. In langem Predigertalar steht der fromme Francke, zwei Knäblein zur Seite, im Hofe des Hallischen Waisenhauses. Mancher Plan freilich geriet nicht zur Ausführung, wie das Goethebild für Frankfurt, das Goethe-Schiller-Denkmal für Weimar (das Rauchs Schüler Rietschel in glänzend durchgeführter tüchtigster Wirklichkeitstreue schuf), die Königsgruppe für die Kölner Rheinbrücke, von manchem Geringeren nicht zu reden.

Dergleichen oft im Zeitkostüm verlangte Aufgaben bedeuteten für den Bildhauer keineswegs immer eine reine Freude. Seine so sehr auf das Ideale gestimmte und nach der Antike ausgerichtete Kunstauffassung sah in der Bildung der nackten menschlichen Gestalt das eigentliche Ziel, was auch viele kleine, oft recht reizvolle Entwürfe seiner Hand beweisen. Aber nur einmal ist ihm eine größere Aufgabe dieser Gattung geworden, als er im Auftrag König Ludwigs die Viktorien für die Walhalla bei Regensburg schaffen durfte. Wenn er sie auch auf des Königs Wunsch reichlicher bekleiden mußte, als ihm lieb war, so hat er hier doch die schönste Erfüllung seines Sehnens gefunden, Werke im Geiste der Antike zu schaffen. In kunstvoller Abwandlung des einen Themas, recht treffend mit den sechs Strophen eines Siegesgesanges verglichen, hat Rauch, dessen Leben mit dem in Unglück und Glanz wechselnden Schicksal Preußens verknüpft war, die Göttin des Sieges gestaltet mit dem verschiedenen Ausdruck von zuwartender Teilnahme, von Feier, Jubel und Trauer. Sosehr die Form entlehnt sein mag, dem Gehalt und der Stimmung nach sind sie ein Werk der deutschen Romantik. Nach zwölfjähriger Arbeit konnte die Welt bei der Einweihung der Walhalla im Oktober 1842 die schönen Gestalten bewundern, im Innern von Klenzes Tempelbau, zwischen den Bildnisbüsten der Großen Deutschen wie im Begriff, die Kränze des Sieges und die Zweige des Ruhmes an die unter ihnen Weilenden zu verteilen.

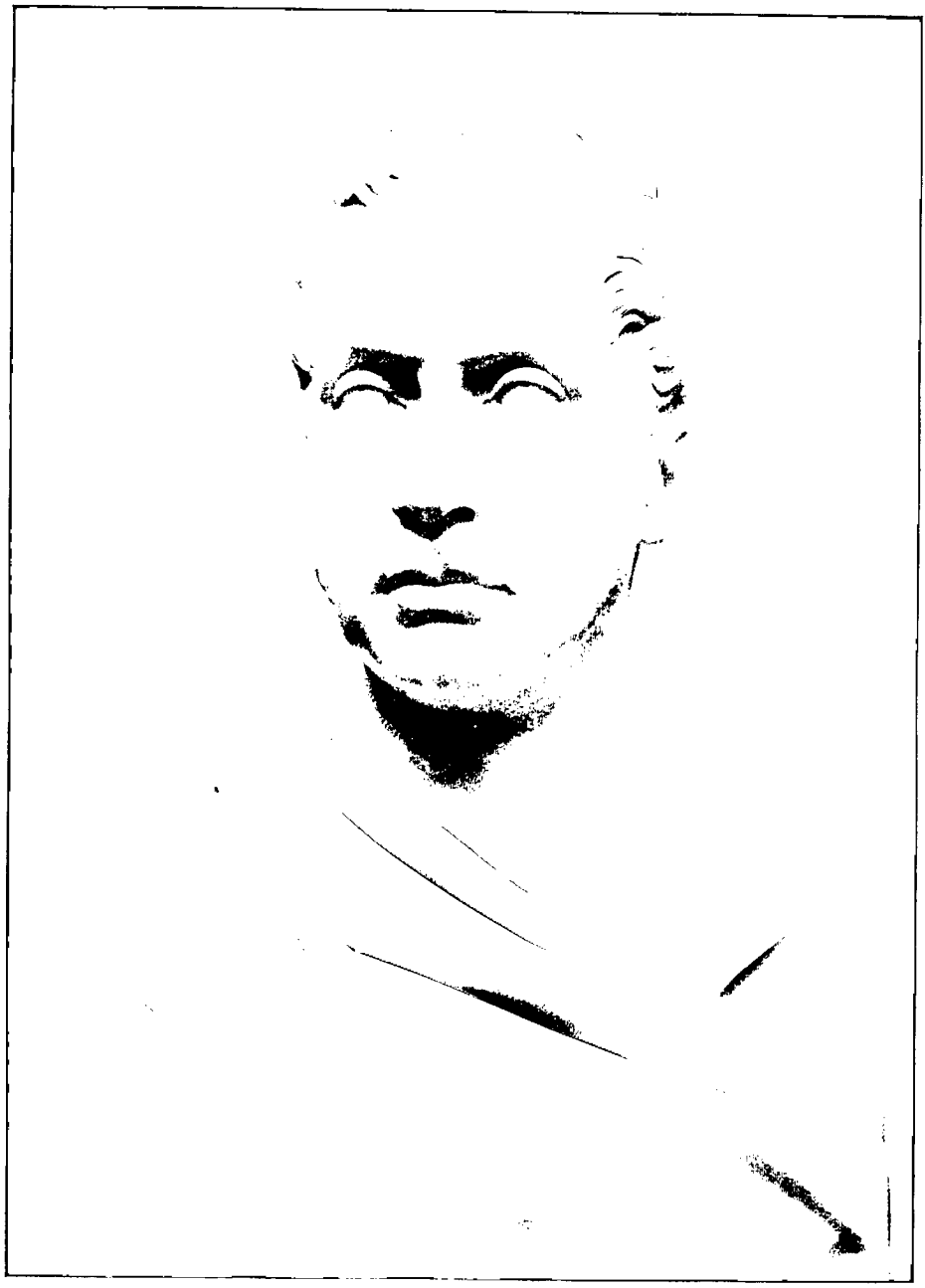
Ein anderer heißer Herzenswunsch hat den Bildhauer sein Leben lang beschäftigt: das Denkmal für Friedrich den Großen zu schaffen. Schon dem Knaben hat eine Marmorbüste des Königs von Trippel im Schloß zu Arolsen den ersten bewegenden Kunsteindruck gegeben. Ein eigenes Kapitel über die Vorgeschichte wäre zu schreiben, wie seit dem Tode des Königs die Denkmals-Idee ein halbes Jahrhundert lang die besten Künstler der Nation in Atem gehalten hat, einen Gilly und Schinkel nicht weniger als Schadow und Rauch. Den Weg, den Rauch mit mancherlei Versuchen dabei gegangen ist, zeigt eine Reihe kleiner Entwürfe in Gips. Jedermann kennt die Lösung, wie sich am (damaligen) Anfang der Straße Unter den Linden auf hocherhobenem Unterbau das Reiterbild erhebt. Den in den früheren Denkmälern (für Blücher und Max Josef) schon anklingenden Kunstgedanken, die Bedeutung des Sockels nicht nur durch sinnbildlichen Schmuck, sondern durch geschichtlich getreue Darstellungen zu erhöhen, hat Rauch hier, dem Drängen des Zeitgeschmacks nachgebend, auf die Spitze



Johann Gottfried Schadow: Grabmal des Grafen von der Mark, 1791
Berlin, Dorotheenstädtische Kirche



Johann Gottfried Schadow: Friedrich Wilhelm II.
Marmorbüste, um 1795. Berlin, Schloß



Chriſtian Rauch: Friedrich Wilhelm III.
Marmorbüſte, 1811. Rogau, W. von Rother



Chriſtian Rauch: Denkmal Friedrichs des Großen in Berlin
1840—1851

treiben müssen: der Sockel ist rings umgeben von der Umwelt Friedrichs, lebensgroß und lebenswahr, die ganze Generalität der drei Schlesischen Kriege zu Fuß und zu Pferd und an der vierten Seite, neben so viel Kriegerischem und Soldatischem selbst für den Bildner wohltuend und erleichternd, als „Schlußgruppe der monumentalen Gesellschaft von Heldenzöpfen", die Zivilpersonen, unter ihnen Lessing und Kant im Gespräch, wie sie sich allerdings im Leben leider nie begegnet sind. Der Grundstein des Denkmals wurde, noch unter Schinkels tätiger Mitwirkung und wenige Tage vor dem Tode Friedrich Wilhelms III., am 1. Juni 1840 gelegt; die feierliche Enthüllung fand am 2. Mai 1852 statt.

Rauch muß aus einem außerordentlichen bildnerischen Grundgefühl heraus gestaltet haben, um ein dergleichen umfangreiches Bronzegebäude von Anfang an bis zur letzten Durchführung auszudenken und aufzustellen, ohne sich viel mit Zeichnungen beholfen zu haben. Er war überhaupt kein guter Zeichner, sondern griff — mit dem Gedanken an Marmor oder Erz — stets lieber gleich in die Tonmasse, darin fast einseitig genial zu nennen. Dadurch unterscheidet er sich noch am meisten von Schadow.

Bei Schadow überwiegt die Lust am Zeichnerischen in manchen seiner Lebenszeiten jene an plastischer Arbeit, ja im Alter herrscht sie ausschließlich, als der Künstler sich ausgedehnten wissenschaftlichen Untersuchungen über den Körperbau widmete. Er hat sich lange mit solcherlei Studien befaßt. Schon früh boten ihm die durch die napoleonischen Heerzüge auftauchenden fremden Kriegsvölker ergiebigen Stoff der Beobachtung, aber auch einzelne etwa als Zauberkünstler auftretende Exoten oder Juden, Zwerge und Riesen vermaß er genau, um die Gesetze menschlicher Körperverhältnisse und Gesichtsbildung zu ergründen. Weil „das, was dem Künstler zustatten kommen soll, mehr handgreiflich als abstrakt dargeboten werden muß", faßte er seine Wissenschaft in drei großen Veröffentlichungen zusammen und ließ nacheinander die Atlanten dazu erscheinen: „Lehre von den Knochen und Muskeln" (1830), „Polyclet oder von den Maßen der Menschen nach dem Geschlecht und Alter" (1834) und „National-Physiognomien oder Beobachtungen über den Unterschied der Gesichtszüge und die äußere Gestaltung des Kopfes" (1835). Neben diesem theoretischen Niederschlag von Schadows Zeichenkunst findet sich mancherlei Graphisches, was wir als Gelegenheitsarbeit ansprechen möchten, wie die Folge von Radierungen, die das Tänzerpaar Vigano zeigt (1796), die inhaltlich nicht völlig verständlichen Spottbilder auf Logenbrüder und die überlegenen Verhöhnungen Napoleons. Versuche im Steindruck („Luthers Bildsäule" 1825, Berliner Witze, 1827 ff.) und in anderen Verfahren dagegen sind mäßig und lassen den ganzen Bereich von Schadows Graphik wohl als zu gewichtig genommen erscheinen, wohingegen eine Durchsicht der Zeichnungen seiner Hand reichlich entschädigt, Kinder einer geistvollen Laune, die er dem Papiere anvertraute. Da zeichnete er immer wieder in flotten Rötelskizzen die lieben Verwandten und den Kreis der Familienbekanntschaft

oder, scharf mit der Feder umrissen, Professoren, Hofleute, Schauspieler, Menschen aus dem Volk in scherzhafter Übertreibung so gut wie als höchst getreuen Rechenschaftsbericht, stets treffsicher in lebendigster Charakterisierung, hingeschriebene Gedanken wie fleißige Vorarbeiten zu den eigenen Werken, auch zu hunderten Akte nach dem nackten Modell, Übersetzungen aus der Antike oder nach künstlerischen Erzeugnissen der Söhne und Freunde, ein unerschöpflicher und ungehobener Schatz.

Auch das gehört zur Geschichte des Nachruhms von Schadow und Rauch. Nicht einmal der Kenner vermag Schadows Werk, sowohl das bildnerische wie das zeichnerische, ganz zu übersehen, indes für Rauch, bald nach seinem Tode, ein eigenes Museum begründet wurde, in dem der gesamte Nachlaß des Meisters, liebevoll verwahrt und vermehrt, und seitdem jedermann zugänglich ist. Und so war auch die Wirkung beider. Indes die zeichnenden Künste Schadows wie im geheimen eine Fortsetzung in der Klarheit Krügers und in der Eindringlichkeit Menzels fanden, hat Rauchs Großplastik eine im späteren neunzehnten Jahrhundert nicht immer erfreuliche Nachfolge gezeitigt, freilich dem Bildnis in der Plastik auf lange Zeit hin eine ziemlich gleichmäßige Höhe gesichert. Aber man kann nicht sagen, daß Goethes Erwartung sich überall erfüllt habe, die er in einem Brief an Schadow (bei Gelegenheit der Verhandlungen über das Blücherdenkmal) zum Ausdruck gab: daß nur allein von der Plastik die bildende Kunst in Deutschland ihr Heil zu erwarten hätte. Dafür sind Schadow wie Rauch viel zu sehr vereinzelte Begabungen gewesen, die wohl Schüler, aber keine Nachfolger gleichen Ranges gehabt haben. Die „grenzenlose Marmortätigkeit" war doch auf die Dauer mehr in die Breite als in die Höhe gegangen und hat in einem gründungstüchtigen Zeitalter einen üppig ins Kraut geschossenen Denkmalsbetrieb hervorgebracht, an den nur noch selten strengere künstlerische Maßstäbe gelegt werden können. Besinnung und Umkehr (in der Zeit der letzten Jahrhundertwende) konnten nur wieder von der Einsicht einzelner ausgehen und von der Kraft einzelner durchgeführt werden — ein Vorgang wie hundert Jahre zuvor, für den wir Leben und Leistung der beiden Bildhauer Schadow und Rauch als beispielhaft werten dürfen.

Moritz von Schwind und Ludwig Richter

1804—1871 1803—1884

Von

Fritz Hellwag

Die Kunst erfindet nicht die Ideale, sie gestaltet sie bloß je nach dem Geist der Zeit und des Volkes, dem der Künstler angehört." — Dieses Wort Ludwig Richters mag erklären, weshalb die beiden Künstler, Moritz von Schwind und Ludwig Richter, immer zusammen genannt und auch hier gemeinsam behandelt werden; denn in ihrer persönlichen Natur und künstlerischen Einstellung waren sie sehr verschieden, aber sie folgten beide willig dem ihnen übergeordneten Geist der Zeit und ihres Volkes und dessen Ziel: nach langer Zersplitterung das deutsche Wesen in möglichster Klarheit neu auszuprägen. Beiden ist dies, vom gleichen Stern geleitet, in einer so weder vorher noch später erreichten Weise gelungen, wenn sie auch mit grundsätzlich unterschiedlichen Vorbedingungen und jeder auf seine ganz persönliche Art jenem Ziel zugestrebt haben.

Schon äußerlich, in Erscheinung und Temperament, waren sie kaum miteinander zu vergleichen, ja sie bildeten sogar ausgeprägte Gegensätze. Deutlich zeigen das zeitgenössische Schilderungen aus der Feder des später als Kunstschriftsteller und Kritiker sehr namhaft gewordenen Malers Friedrich Pecht. Er begegnete 1836 zum erstenmal dem um elf Jahre älteren Ludwig Richter in Dresden und beschreibt seinen Eindruck so: „Eine hohe, aber so schlichtbürgerliche Gestalt, von so bescheidener Zurückhaltung, daß man wohl allenfalls einen ehrlichen soliden Handwerksmann oder einen frommen Dorfschulmeister in ihm gesucht hätte, schwerlich aber einen Künstler der romantischen Schule. Erst bei näherem Zusehen fiel einem in seinen großen blauen Augen mit dem kindlichfrommen Ausdruck bisweilen ein besonders helles Erglänzen wie von innerem Licht auf, das die Züge des hartknochigen, durchgearbeiteten, gleich einem altdeutschen Heiligen von reichem Lockenwuchs umrahmten Gesichts eigentümlich beseelte, ja verklärte." An anderer Stelle rühmte er „die heiter bescheidene Liebenswürdigkeit, das wohltuend tiefe und schöne Gemüt des Mannes", dessen kluges, wohlwollendes Gesicht im Gespräch „von Zeit zu Zeit jene eigentümliche Helle überflog gleich einem Sonnenstrahl, der durch mattes Gewölk verstohlen bricht, um rasch wieder zu verschwinden".

Den damals bereits einundvierzigjährigen Moritz von Schwind sah Friedrich Pecht erst im Jahre 1845 bei dessen Besuch in Dresden. Schwind hatte sich unter der Hand dort um ein Lehramt an der Akademie beworben; seine alten und neuen Freunde — u. a. die Bildhauer Rietschel und Hähnel, die Maler Ludwig

Richter, Oehme und Friedrich Pecht und der Kapellmeister Richard Wagner — gaben ihm ein kleines Fest, über das Pecht berichtet: „Uns überraschte die mittelgroße, wohlbeleibte, breitschultrige Figur mit dem kräftigen Nacken und stark gefärbten mächtigen Kopf mit den kleinen blitzenden Augen um so mehr, als sie durchaus an jene Flußgötter und Tritone erinnerte, die er selbst so oft unübertrefflich geschildert, und wie man sie wohl auch in alten Landkarten neben den Titel gelagert findet. Wir hatten etwas von der feinen Grazie seiner Kompositionen in der eigenen Gestalt zu finden erwartet. Er merkte das und versicherte uns in einer launigen Ansprache: ‚Meine Herren, Sie haben mich offenbar etwas dünner erwartet, aber ich habe wenigstens eine schlanke Seele!‘ Dann ging es funkensprühend weiter, so daß wir aus dem Jubel nicht herauskamen, obwohl er, der nie einen Witz unterdrücken konnte, Freund und Feind nicht verschonte, aber durch die kristallhelle Offenheit und Ehrlichkeit seines Wesens immer wieder versöhnte. Daß sich wegen seiner Vernachlässigung von seiten des Publikums, das den Meister noch immer ignorierte oder nach den Bildern, wie die ‚Musikanten‘ (‚Die Rose‘), gar verabscheute, während es viel schwächere Kräfte mit Geld und Ehren überschüttete, eine sehr begreifliche Bitterkeit in ihm festgesetzt hatte, das braucht keine Entschuldigung.“

Diese sehr treffenden Skizzen der beiden Persönlichkeiten stimmen auch mit ihrer künstlerischen Lebensäußerung überein. Beide Künstler trugen ihr Wesen ganz offen zur Schau. Ludwig Richter hat wohl kaum Feinde besessen, während Schwind sich leicht gar mit seinen besten Freunden aus der Jugendzeit überwarf, während er anderen lebenslang die Treue bewahrte; wenn er einsah, daß er unrecht hatte, bat er oft in rührenden Briefen, man möchte ihm wieder gut sein. Er litt selbst unter seinem cholerisch-sanguinischen Temperament; dazu kam, daß ihm ein hohl erscheinendes Pathos, wie es aber gerade unter seinen Kollegen von der „Historienmalerei“ oft zu finden war, immer in den Tod verhaßt blieb und er deshalb bei diesen, etwa bei Piloty, Kaulbach oder Makart, oft mit seinen herausfordernden Urteilen scharf aneckte.

Schwind war eine durch und durch musikalische, die Musik als Geigenspieler und froher Sänger auch selbst ausübend, lebenskünstlerische Natur; es ist für seine „Bestimmung“ überaus bezeichnend, daß er schon als Knabe mit Franz Schubert eng befreundet war und sich mit leidenschaftlich verehrender Liebe in dessen lyrisches Wesen einfühlte, und daß seine letzten Lebensjahre in inniger Freundschaft zu dem größten lyrischen Dichter seiner Zeit, zu Eduard Mörike, ausklangen. Ludwig Richter aber grübelte schon als Kind über Gott und die Welt, ging als Jüngling, keine Erfahrung scheuend, durch seine „Stationen“ und fand sich erst nach mancherlei Selbsttäuschung in den Kreis seiner künstlerischen Aufgaben hinein, der zwar, wie es im großen Zug der Kunstgeschichte erscheinen mag, eng begrenzt war, den er aber mit unendlicher Liebe zum Kleinen und mit seiner echten Wesensart so ganz erfüllte, daß auch nicht der kleinste Winkel übrigblieb,

in dem wir nicht mit voller Klarheit ihn selbst erkennen könnten. Schwinds fast unerschöpfliche Phantasie sprudelte aus der deutschen Märchen- und Sagenwelt, die unter seinen Augen neues Leben und fast spielend ihre Gestalt gewann; Richter schaffte die Menschen nach seinem Bilde und verklärte durch dessen Abglanz, mit geradezu paradiesischer Ausschaltung auch der geringsten bösen Atome, ein Dasein, wie es nur in reinen, behüteten, gläubigen Kinderseelen sich spiegeln kann; und gerade deshalb, weil wir wissen, daß eine solche Harmonie für uns nicht mehr besteht, wir aber doch alle noch einen Strahl davon in der Erinnerung unserer Kindertage in uns spüren, wärmen wir Alten uns so gern an diesem poetischen Ideal und fühlen die große Wirkung mit, die das wurzelechte, poetische Wesen dieses großen Plauderers auf das Gemüt unserer Kinder ausübt. So haben die beiden Malerdichter auf ganz verschiedene Art, der eine mit dem Zepter seiner oft wändefüllenden, großen Kunst, der andere mit dem Friedenszweig des nachfühlenden Menschenfreundes, den gleichen Quell angeschlagen, aus dem für immer Deutschlands große und kleine Kinder ihre geheime Seelenkraft schöpfen werden.

Es erscheint uns, die wir auf die Zeit, in der Schwind und Richter wirkten, zurückblicken, fast merkwürdig, daß ihnen der Durchbruch gelang. Denn der von Winckelmann angefachte Klassizismus mit seiner Griechenvergötterung und die ihr parallel laufende deutsche Historienmalerei hatten in der Romantik der Runge und Friedrich nur schwachen Widerstand gefunden und arteten teils in harten Realismus, teils in die so falsch tönende Düsseldorfer Genremalerei aus; daneben wurde die recht farblos und dünn gewordene, aber immer noch auf hohe Ideale gerichtete, sogenannte Kartonkunst von dem aus Frankreich über Belgien hereinbrechenden, derbmateriellen Kolorismus, dem sich die Mehrzahl der Künstler begeistert in die Arme warf, sehr scharf bedrängt. Es war demnach ein Glück für die beiden, daß sie, sozusagen zwischen den Schlachten, gerade schon so weit waren, daß sie wußten, was sie wollten und konnten, um zusammenzufassen und zu halten, was in der Kunst der Corneliusschule und in der Romantik an echtdeutschen Elementen enthalten war; dank ihrer reinen Persönlichkeit konnten sie die Bewegung in der entscheidenden Kurve abfangen, schwankende Werte im rechten Augenblick stabilisieren, wenn dieser Vergleich gestattet ist, und als unvergänglichen Schatz der deutschen Seele sichtbar machen.

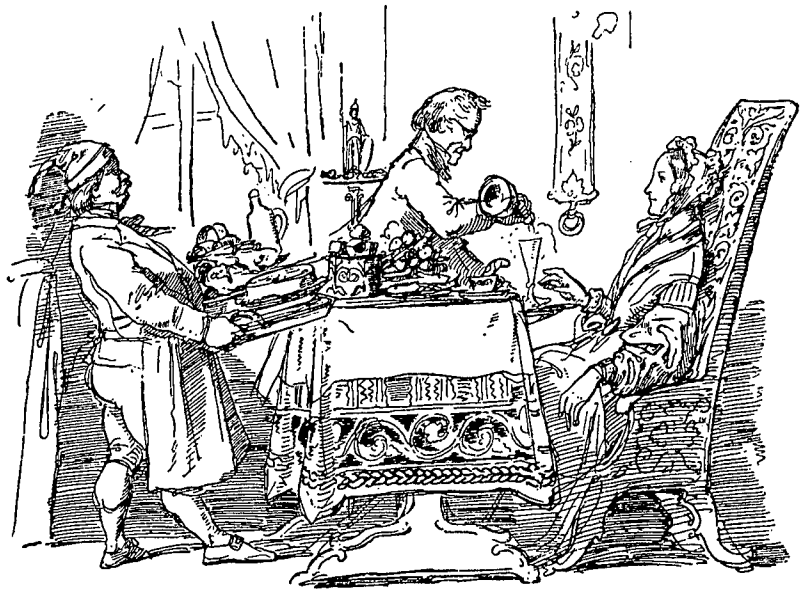
Was den Schülern der Akademien damals, als Schwind und Richter ihre Laufbahn begannen, als Ausbildung geboten wurde, war geradezu kläglich. Ludwig Richter schilderte seine Erfahrung auf der Dresdener Akademie so: „Das Zeichnen nach Originalen, d. h. nach Originalzeichnungen und später nach Gips wurde damals sehr mechanisch betrieben. Augen und Hand wurden indes geübt, obwohl ich nicht wußte, worauf es denn eigentlich ankam. Man lernte eben, einen Umriß machen, und bemühte sich, eine schöne Schraffierung herauszubringen; daß es sich um den Gewinn einer gründlichen Kenntnis des menschlichen Körpers

und um feines Nachempfinden der Schönheit dieser Form handele und deshalb um eine möglichst strenge, genaue Nachbildung zu tun sei, das wurde mir nicht und wohl den wenigsten klar. Es war mehr eine mechanische Kopistenarbeit, und die Antike wie das Modell wurden von den Lehrern in konventionelle Formen gebracht." Professor Schubert zeigte seine Methode des Landschaftszeichnens am Papiermodell: „Er nahm einen Streifen Papier, brach dieses zusammen, daß es vielfache Zacken bildete, bog es dann wieder herum, und der Baumschlag war fertig. Nur daß man aus mehr solchen Partien mehr oder weniger Zacken perspektivisch zusammensetzen mußte. Beim Ölmalen mußte ich einen Pinsel — sie waren damals von struppigen Fischotterhaaren gemacht, die nie eine Spitze bildeten — dick voll Farbe nehmen und dieselbe mit der Breite des Pinsels so auf die Leinwand setzen, daß sich kleine Halbmonde bildeten, und dies gab ebenfalls einen schönen Baumschlag und vortreffliches Gras, welches freilich kein Schaf dafür angesehen und somit nicht in Versuchung geraten sein würde wie die Spatzen des Apelles." — Ähnliches erlebte der junge Schwind auf der Wiener Akademie, die auch Hand und Auge in der Tradition von Mengs geistlos schulte, im übrigen nur die Antike kannte. Sein Lehrer war Ludwig Ferdinand Schnorr von Carolsfeld (der Bruder des viel begabteren Julius, zu dem Schwind später in München in freundschaftliche Beziehung trat), aber Moritz hatte so wenig von ihm, daß er ein ganzes Jahr lang gar nicht zu ihm ging und klagte: „Es ist nicht Mangel an Mut oder Verachtung der Zeit, wenn ich die alten Meister um ihre Schülerjahre beneide, aber der Schmerz, ganz allein zu sein und sein Handwerk niemand ganz zu verdanken. Fände ich den Mann, dem ich unbedingt trauen könnte, so wäre ich der beste Schüler, den man sich denken kann, so aber bin ich ein Fremder in der Kunstwelt."

Solche Mängel der künstlerischen Erziehung waren ein recht erschwerender Umstand. Es kam eben darauf an, wie das Talent sich später zur eigenen Ausdrucksweise durchkämpfte, schließlich auch ohne besondere Anleitung sich seine handwerkliche Technik erwarb.

*

Der in den Lebensverhältnissen glücklichere unserer beiden Künstler war ohne Zweifel Moritz von Schwind. Ihm war es vergönnt, in seiner Heimatstadt eine zwar nicht ganz von Entbehrungen freie, aber eine doch frohe und an Anregungen reiche Jugendzeit zu verbringen. Sein Vater, ein höherer Verwaltungsbeamter, war ein geistvoller Mann und, wie später sein Sohn, leidenschaftlicher Musikfreund und Violinspieler. Seine Mutter, adelig geboren, nahm sehr regen Anteil an der Entwicklung ihrer Kinder. Moritz zeigte früh Neigung zum Zeichnen, besonders von Karikaturen, wozu ihn eine Mappe von Hogarth, die sich im elterlichen Hause vorfand, anregte; von diesem Künstler übernahm er überdies die eigenartige Neigung zur Darstellung in zyklischer Form, die ja auch ein



Schwind und sein Freund, der österreichische Lustspieldichter Bauernfeld, feiern die Genesung der Frau Gutherz-Hönig, mit der Schwind einst verlobt war. Federzeichnung von Schwind, 1840

Element der Musik ist und die er zeitlebens beibehielt, um im symphonischen Auf und Ab seine Gedanken ausströmen zu lassen.

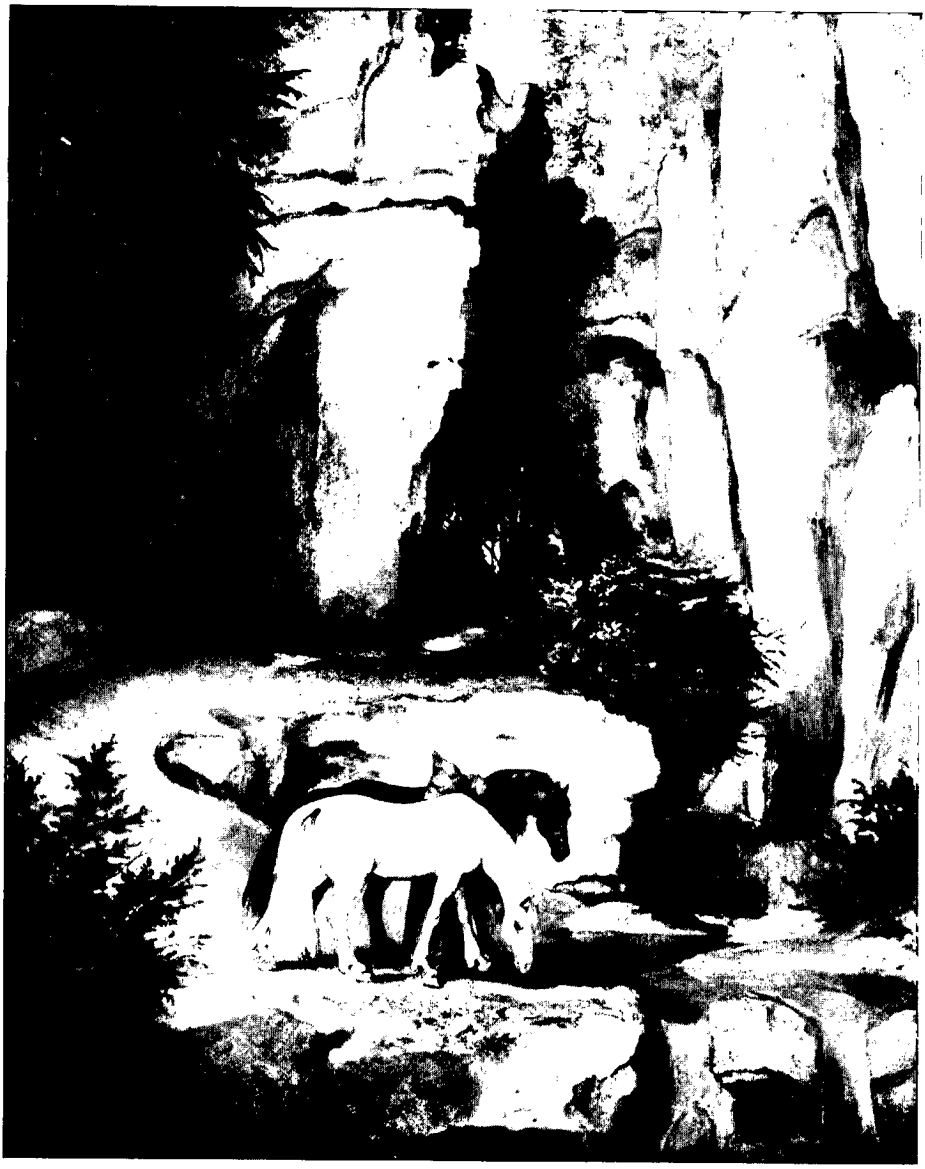
Schon auf der Schulbank hatte er anregende Freundschaften, z. B. mit Lenau und besonders mit dem späteren Lustspieldichter Eduard von Bauernfeld. Dazu traten außer dem bald verstorbenen und ewig beklagten Franz Schubert noch viele andere, hochbegabte junge Leute, meist aus dem Kreis der Dichtung und Musik, die jahrelang fest zusammenhielten, miteinander, auch wenn Schmalhans Küchenmeister war, heiter ihr Leben genossen und sich gegenseitig zum künstlerischen Schaffen begeisterten. Die Seele dieser Gemeinschaft war, wenn auch zeitweise von Wien abwesend, Franz Schubert, dessen Lieder dort geboren und zuerst gesungen wurden. „Schubert ist hier, gesund und himmlisch leichtsinnig, neu verjüngt durch Wonne und Schmerzen und heiteres Leben." An ihn schließt sich Moritz so leidenschaftlich harmlos an, daß der Ältere ihn oft scherzweise seine Geliebte nennt. Sein ganzes Leben lang erinnerte er sich immer wieder des genialen Kameraden, mit dem er „ein paar flüchtige Lebensjahre versungen und vermusiziert" hatte; immer wieder taucht der Plan auf, für den Jugendfreund einen Tempel oder mindestens einen Saal, mit entsprechenden Bildern geschmückt, in dem Schubertsche Lieder gesungen würden, zu schaffen. Noch im Jahre 1865 schrieb er an Mörike, er habe angefangen, etwas zu machen, was er dem „vernünftigen" Teil Deutschlands (der „unvernünftige" war für ihn derjenige, der sich Wagner und Liszt zugewendet hatte) schuldig zu sein glaube, seinen trefflichen

Freund Schubert am Klavier nebst seinem Zuhörerkreis darzustellen, er wisse die Leute noch alle auswendig. Dieser „Schubertabend bei Josef Ritter von Spaun" vom Jahre 1868 befindet sich in der Wiener Städtischen Sammlung. Schließlich hat Schwind in seinen letzten Lebensjahren dem Freunde noch ein schönes Denkmal gesetzt in dem Bilde zu dessen einziger Oper „Rosamunde", im „Opernzyklus" der Wiener Hofoper.

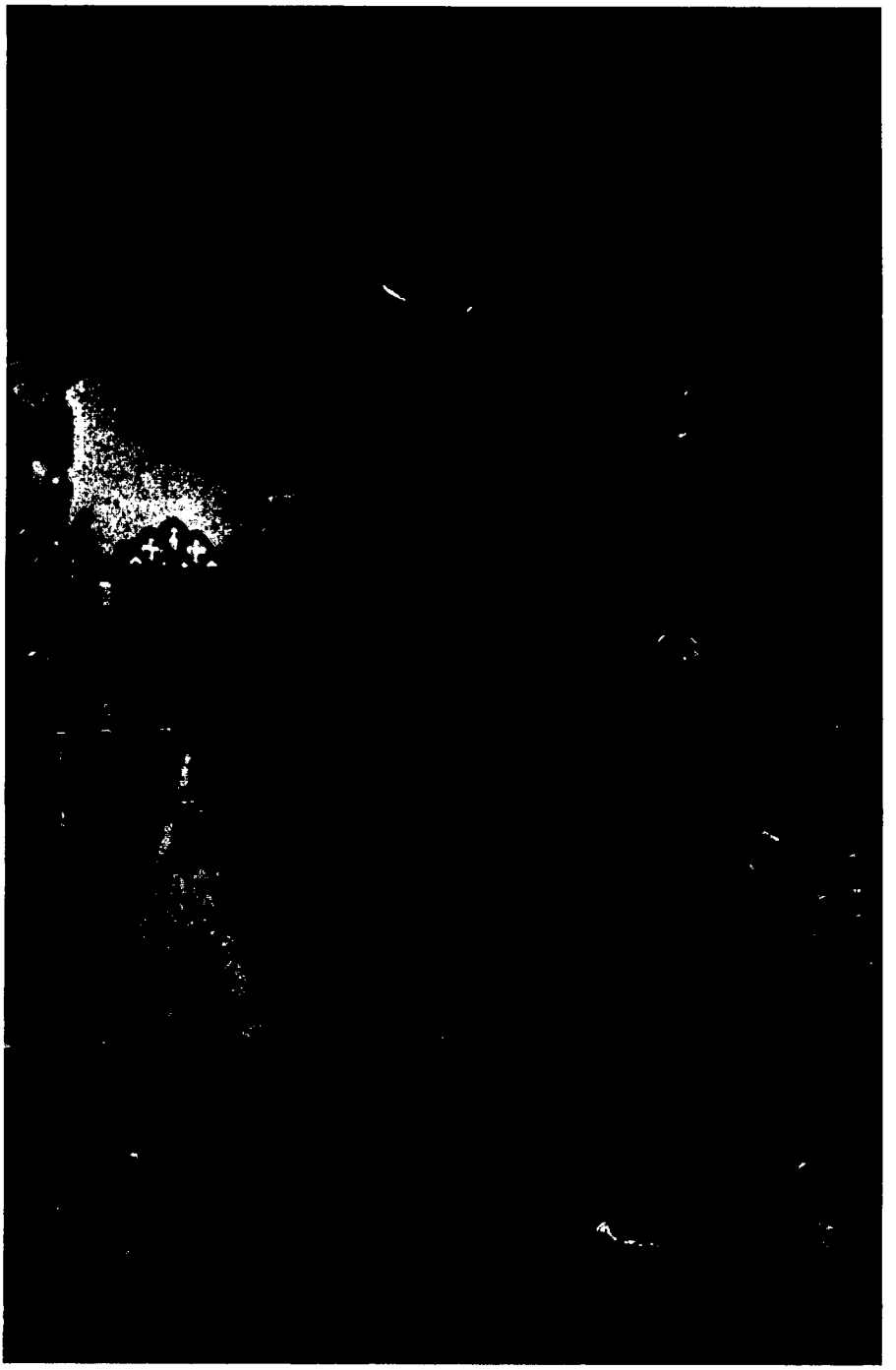
Nach dem Tode des Vaters (1818) wurden die abendlichen Zusammenkünfte der Freunde in das Haus der Großmutter, „Zum goldenen Mondschein" oder „Schwindien" genannt, verlegt. Tagsüber wurde aber fleißig gearbeitet. Schwind hatte schon mit vierzehn Jahren das Gymnasium verlassen und war in die Universität übergetreten, um dort einen dreijährigen philosophischen Kursus, wie er für die in Aussicht genommene höhere Beamtenlaufbahn Bedingung war, zu absolvieren. Dann entschloß er sich doch, ermuntert durch seinen Schwager, den Verleger Armbruster, der ihm kleine Aufträge gab, Maler zu werden und in den Antikensaal der Wiener Akademie einzutreten, wo er von 1821 bis 1823 tätig war, sich aber nebenbei vor den ewigen Griechen und Römern ins Belvedere-Museum flüchtete, um dort die geliebten alten deutschen Meister zu studieren. Es beschäftigte ihn daneben z. B. ein Bilderzyklus zu „Figaros Hochzeit", der dem Dichter Franz Grillparzer so viel Freude machte, daß er dem jungen Künstler versicherte, in zehn Jahren werde er sich noch an jede Figur erinnern können. Auf dem ersten dieser Blätter steht überdies, von Schwinds eigener Hand geschrieben: „Dieses Heft hatte der alte Beethoven in seiner letzten Krankheit bei sich; nach seinem Tode bekam ich es erst wieder zurück."

Im Auftrag eines Verlegers in Breslau zeichnete er eine Reihe von kleinen Bildern und Titeln für eine Ausgabe von „Tausend und Eine Nacht", die keinem Geringeren als Goethe Anlaß zu der für Schwind höchst charakteristischen Kritik gaben: „Der Kunstfreund erblickt hier merkwürdige Titelblätter, gezeichnet von Herrn von Schwind, Berlin(!), in Holz geschnitten von dem Engländer Watts. Es möchte schwer sein, die guten Eigenschaften dieser Arbeiten in wenig Worte zu fassen. Sie sind als Vignetten zu betrachten, welche mit einem geschichtlichen Bildchen den Titel zieren, dann aber arabeskenartig an beiden Seiten herauf und herabgehen, um ihn anmutig einzufassen. Wie mannigfaltig-bunt die Tausend und Eine Nacht selbst sein mag, so sind auch diese Blätter überraschend abwechselnd, gedrängt ohne Verwirrung, räthselhaft aber klar, barock mit Sinn, phantastisch ohne Karikatur, wunderlich mit Geschmack, durchaus originell, daß wir weder dem Stoff noch der Behandlung nach etwas Ähnliches kennen."

Moritz von Schwind stand niemals in künstlerischem Konflikt mit sich selbst, wohl aber fast bis ans Lebensende mit der Außenwelt, deren Anerkennung er sich, in oft sehr leidenschaftlich geführtem Kampf, erringen mußte. Nur in einer Hinsicht fühlte er sich innerlich unsicher — wohl wissend, daß er nicht die eigene, sondern die Schuld der Zeit zu büßen habe —: in der Farbe, bei der ihm niemand



Moritz von Schwind: Einsiedler führt Rosse zur Tränke
Gemälde um 1860. München, Schack-Galerie



Moritz von Schwind



Adrian Ludwig Richter



Ludwig Richter: Teich im Riesengebirge
Gemälde, 1839. Berlin, National-Galerie

raten konnte, weil niemand selbst sie beherrschte, am allerwenigsten sein im übrigen hochverehrter Lehrer Peter Cornelius, der sie einfach ganz ausschaltete. Es war eben die Zeit der die Linie übermäßig bevorzugenden und nur „kolorierenden" Gedankenkunst. Oft erinnerte er sich des Stoßseufzers, den er als Jüngling seinem abreisenden Freunde Kupelwieser, der ihn im „farbigen Malen" unterrichtete, nachgesandt hatte: „Wie unermeßlich und starr noch das Leben der Farbe vor mir liegt!" Dann wieder faßte er nach und nach das Zutrauen zu sich, daß er etwas zustandebringen könnte, was „die Möglichkeiten in der Malerei etwas erweitert". Sehr aufschlußreich für seine Wandmalerei ist eine Briefstelle, die sich auf die Wartburg-Bilder bezieht: „Vom halben Mai bis Ende August (1854) war alles fertig, was größtenteils dadurch möglich wurde, daß ich mich von dem bis jetzt in München geltenden Gesetz der Freskomalerei vollkommen emanzipierte und die Wand behandelte wie einen Bogen Papier, auf dem man mit Lasuren malt ... die Bilder von der Seite angesehen glänzen wie Sammet." Und endlich der Triumph auf der großen Halbjahrhundertausstellung in München 1858: „Habe mit den ‚Sieben Raben' (sein Hauptwerk) die Freude gehabt, daß ein einfacher, braver Stoff, auf ein paar Bogen aquarelliert, die größten und schwärzesten Schwarten (Kartons) in die Flucht schlug."

Es geht aus seinen Briefen auch deutlich genug hervor, wie Schwind zur Kritik stand, die für sein persönliches Wollen den Maßstab nicht finden konnte. „Immer noch die abgedroschenen Redensarten von Historie und Genre, immer noch der Deidideldum von Farbengebung und solchen Lumpereien —". Dem sehr kunstpäpstlichen Ernst Förster, Schwiegersohn von Jean Paul, verbot er das Haus, weil dieser im Bilde „den Karton nicht wiedererkennen" wollte. Genug, Schwind wurde endlich ausstellungsmüde; nur wenn ihm seine guten Freunde versprachen, z. B. die Aschenbrödelbilder nur in einem Atelier aufzustellen und niemand hineinzulassen als die Künstler, so wollte er sie herzeigen. Aber: „Wenn mir Gott das Leben schenkt, werde ich nächsten Herbst (1854) ein schönes Faß Wein auf den Wartburghof auffahren lassen, wo nebst Beschauung der hoffentlich fertigen Bilder Freunde aus Dresden, Frankfurt und wo noch welche mobil zu machen sind, auf einen bestimmten Tag werden eingeladen werden."

Ebenso unzufrieden wie mit der Presse war Schwind mit den fürstlichen Auftraggebern in Wien, München, Karlsruhe oder Weimar, zunächst über die unkünstlerische Form, in der die Aufträge gestellt und vergeben wurden. Ganz besonders ärgerten ihn die, er durfte wirklich sagen, „blödsinnigen" Allegorien, die man von einem Malerpoeten seines Ranges verlangte, etwa zur Verherrlichung des Erzherzogs Carl „Die Militärdienstzeit wird auf 14 Jahre herabgesetzt" und ähnliches. Die Zunge saß ihm oft recht lose im Munde, und dann hatte er die Folgen zu tragen. Einmal hätte er das Bild „Der Vater Rhein" (Der Rhein zieht fiedelnd, von seinen Nebenflüssen usw. gefolgt, die Straße entlang) gern dem König Ludwig verkauft; der meinte aber, nach seinem klassischen Geschmack

hätte Vater Rhein statt der Fiedel eine Leier tragen müssen. Da verbeugte sich Schwind tief und erklärte, er sei bereit, den Vater Rhein auf Befehl auch — klavierspielend darzustellen. Später hätte Ludwig gar zu gern die „Aschenbrödel" erworben, bot aber einen Preis, den Schwind nicht annehmen wollte; mit den Worten: „Da werden Sie keinen Käufer finden, Liebster, Bester!" verließ der König erbost das Atelier, und Schwind setzte ingrimmig seine Pfeife wieder in Brand. Er fühlte sich mit Recht im Vergleich zu anderen Künstlern sehr zurückgesetzt; an Cornelius schrieb er noch als fast Sechzigjähriger: „Ich bin nicht geldgierig, aber von dem K. K. Österreichischen Hof 60 fl, vom König Ludwig in den 15 Jahren, die ich in München Professor bin, 100 fl und von König Max 600 fl, das ist zu wenig!" Das Wort Mäzen schrieb er immer wieder hohnvoll in unglaublich vielen, orthographisch absichtlich falschen Abwandlungen; er wolle sein eigener „Mezän" sein, und letzten Endes war er dies auch, denn alle die Ideen zu den großen Werken, deren Ausführung ihm dann huldvollst übertragen wurde, sind seiner eigenen Phantasie entsprungen. Hohe Preise hat er nie erhalten, und hätte er nicht sein Professorengehalt gehabt, so wäre es ihm wohl recht schlecht gegangen. Übrigens war, im Ergebnis, die Berufung Schwinds an die Akademie in München ein Mißerfolg. Zwar trat er seinen Schülern in persönlicher, herzlicher und fördernder Weise nahe — aber ein Unterrichter war er nicht, es fehlte ihm für das Lehramt die „erforderliche Geduld, Stetigkeit und Zielbewußtheit". Schwind selbst schrieb, nachdem er das Amt drei Jahre lang innegehabt hatte, an einen Freund: „Ich frage überall an, was man denn für Verbrechen begehen muß, um quiesziert oder suspendiert zu werden, und niemand will's mir verraten. Vielleicht treibe ich ein Zeugnis auf, daß ich zum Professor nicht zu brauchen bin, da wird man, glaube ich, mit ganzem Gehalt in Ruhestand versetzt, und das wäre mir das Liebste." Diese scherzhaft naive Hoffnung wurde nicht erfüllt, und ganz so schlimm war's mit der Talentlosigkeit schließlich doch auch nicht, denn er hat wenigstens eine kleine Zahl seiner Schüler davor bewahrt, „Tröpfe" zu werden, und einige von diesen haben bei den Wartburgbildern und anderen Aufgaben dem Meister begeistert geholfen.

Schwind war eben ein freier Vogel, dessen Flug man am klarsten an seinen eigenen Werken verfolgen kann, und es gibt wohl keinen Deutschen, der Sinn für Kunst besitzt und glockenreine Klänge aufzunehmen vermag, der nicht irgendwann schon an einem Schwindschen Bild, sei es im Original, sei es in Märchenbüchern oder anderen Wiedergaben, seine Freude gehabt und die heitere Leichtigkeit und Poesie dieses Künstlergeistes bewundert hätte. Er hat sich durch das oft fast trübselige „Nazarenertum" seiner Zeitgenossen den Schnabel nicht verbiegen lassen, sondern ihn fröhlich gebraucht, wie er ihm gewachsen war; dies war sein Lebensgrundsatz, den er oft ausgesprochen hat, und zu dem er immer wieder zurückfand, wenn er, wie leider oft, Fronarbeit oder Dinge hatte ausführen müssen, die seinem Genius recht entgegen waren. Seine Künstlernatur blieb in allen Lagen

siegreich und triumphierte, wenn sie sich im Werk frei ausleben durfte. Es ist sehr bezeichnend, was seine Gattin mitteilt, daß Schwind beim Schaffen oft vor sich hingeschimpft, meist aber laut gesungen habe.

Er hat seine Pläne fast alle lange Zeit, oft durch Jahrzehnte, mit sich herumgetragen und allmählich reifen und Gestalt annehmen lassen und seinen vielen Freunden, mit denen er in mitteilsamem, oft recht drastischem Briefwechsel stand, immer wieder über ihr Reifen berichtet. Da wurde auch der stoffliche Inhalt zuweilen behandelt und in so markanter Wortprägung geschildert, daß man noch fühlen kann, wie sich in ihm dabei auch die künstlerische Form bildete. Ähnlich war es auch, wenn man ihm historische Aufgaben stellte, etwa die Geschichte der Thüringer Landgrafen für die Wartburg; dann nahm er sich viel Zeit für gründliche literarische Vorstudien und griff sich dann die Stellen heraus, in denen er eine tiefere Menschlichkeit mit dem Legendären vermischen und von dieser Basis, nicht von der heroischen Konvention aus, die Handlung gestalten konnte. „Wenn man mit Wundern zu tun hat, muß man sich gleich auf einen wunderbaren Boden stellen, von wo aus man so natürlich sein kann, wie man will."



Der Teufel und die Katze. Holzschnitt von Schwind für die „Fliegenden Blätter", 1847

So schön und reizvoll aber auch die Wand- oder Deckengemälde im Tiecksaal in der Münchener Residenz, im Schloß Hohenschwangau, in der Karlsruher Kunsthalle, in der Wartburg und im Wiener Opernhaus, seine Kirchenbilder in der Münchener Frauenkirche wirken, so überlegen sie dem meisten, was an Ähnlichem damals geschaffen wurde, sind — den Schwind, den alle meinen, wenn sie von dem volksverbundenen, unsterblichen Romantiker sprechen, den finden wir dort nicht. Den Märchenstoffen, mit denen er für sich allein hätte fabulieren und dichten können, ist dort zu viel „Historie" methodisch beigemischt, die seinen Genius binden mußte und aus deren Fesseln auch er sich nicht befreien konnte, weil die Form ihrer Darstellung und Auffassung sich zwangsläufig zu fest zum Kanon verhärten mußte. Wie fände sich auch ein geborener Lyriker ganz in Epik hinein? Was etwa Schuberts quellende Lieder von einem „Tongemälde" Liszts (Mazeppa) unterscheidet, das trennt auch einen freigeschaffenen Märchenzyklus Schwinds von den mehr erdachten als gefühlten „Kompositionen" eines Cornelius oder Schnorr.

Den echten, den deutschen Schwind finden wir nur in seinen kleinen Gemälden, die er ganz frei und nur aus sich selbst heraus geschaffen hat. Jahrelang kehrt in seinen Freundesbriefen immer die „kleine Galerie" wieder, die er (singend!)

für sich ganz allein malte und mit der Zeit auf über vierzig Gemälde brachte. Er nannte sie seine „lyrischen" oder „Reisebilder", weil er darin seine aus Sinn und Herz strömende Phantasie unbeschwert auf die Wanderschaft schickte. Eine große Zahl davon, z. B. „Der die Rosse eines fahrenden Ritters tränkende Einsiedler", „St. Wolfgang, der den Teufel Steine bergauf karren läßt zum Bau einer Kapelle", „Rübezahl", „Die Anachoreten", „Morgenstunde", „Hochzeitsreise" und „Jüngling auf der Wanderschaft", befinden sich in der Schackgalerie in München, in der Nationalgalerie in Berlin und in anderen Sammlungen. Eins der schönsten, „Ritter Kurts Brautfahrt", ist leider beim Brand des Glaspalastes in München im Jahre 1931 vernichtet worden. Und dann die Märchenbilder zu den Sieben Raben, zu Aschenbrödel, dem Gestiefelten Kater und zu Melusine, die man nicht zu beschreiben braucht, weil jeder sie aus seiner Kindheit kennt! Sie haben Moritz von Schwind in wahrem Sinn volkstümlich, zum Liebling des deutschen Volkes gemacht. In allen diesen Bildern sprudelt es von kühnen, zarten, geflüsterten und klingenden Erlebnissen, da rauscht der deutsche Wald, es öffnen sich geheimnisvolle Felskluften, huschen fleißige Zwerge, baden singende Nymphen, rasseln die Rüstungen minnedienender fahrender Ritter oder hausen weltabgeschiedene Mönche. Die Märchenbilder erzählen sich selbst, Zauber umspinnt Harmlose und Unschuldige, Schicksalsknoten schürzen sich und werden von rettenden und vergeltenden Rittern oder Prinzen, denen dann die Liebe lohnt, im rechten Augenblick gelöst, kurz alles, was von sanftem Heroismus in der deutschen Sage lebt, wird anschaulich lebendig und ist mit edlem Schwung erhoben in eine Sphäre, wo Bild und Wort, Linie und Klang nicht mehr zu trennen sind und sich in reiner Poesie verschmelzen. Dies alles ist keine Gedankenarbeit, nicht der Verstand hat es nach üblicher Regel komponiert — es hat zeitlebens in diesem Künstlerherzen geblüht, bis er es in guter Stunde gestaltete. Fast wehmütig nennt Schwind die Sieben Raben seine „Lebensarbeit", denn „die ersten Striche, wovon ich noch Gebrauch machen konnte, sind 30 Jahre alt". Kein Geringerer als Anselm Feuerbach pries sie als „von so köstlicher Genialität und so ergreifender Lieblichkeit, daß ich selbst ganz verzaubert bin. In Schwinds Sachen weht ewige Jugend, ein Duft, daß ich mich wirklich mit all meinen Talenten tief unter ihm fühle. Ich halte ihn für den Ersten und bloß, weil er das Herz bewegt."

*

Ludwig Richter stammte aus ziemlich engen Verhältnissen. Sein Vater Carl August Richter führte den Titel Professor und war ein nicht unbegabter Kupferstecher im landschaftlichen Fach; er hat eine „Anweisung zum Landschaftszeichnen, nach den vorzüglichsten Meistern zusammengestellt" herausgegeben. Für seinen Broterwerb radierte er für Buchbinder und Verleger kleine Prospekte und stattete nach bunten Jahrmarktsbildern Kalender mit den Haupt- und Staatsaktionen der Zeit aus. Um die Allgemeinbildung seines Sohnes konnte der Alte

sich nicht viel kümmern. Schon im zwölften Lebensjahr nahm er ihn aus der Schule und stellte ihn zu seiner eigenen Hilfe ans Zeichenbrett. Johann Friedrich Hoff und Karl Budde, die Ludwig Richters graphisches Werk in den Jahren 1877 bzw. 1922 sorgfältig katalogisiert haben — es umfaßt im ganzen über 3500 Nummern! —, haben als erste „Mitarbeit" des jungen Louis festgestellt: „Königl. Sächs. gnädigst Privilegt. Stolpen'scher Chronicken und Historien Kalender 1816". Da der Junge sich nicht nur für die hier notwendige Technik, sondern besonders für die Darstellung des Landschaftlichen sehr begabt zeigte, folgte in schnellem Tempo eine große Menge von Ansichtsdarstellungen, und im Jahre 1820 gaben Vater und Sohn gemeinsam im Verlag von Arnold in Dresden, dem Hauptbrotgeber, „70 Mahlerische An- und Aussichten der Umgegend von Dresden" heraus, denen noch viele andere folgten. Zu tun gab es also gerade genug, aber dennoch fand Ludwig noch kurze Stunden, um sich im Kopieren fortzubilden; er selbst erzählt in seinen Lebenserinnerungen, wie ihn ein Freund des Vaters, der Akademieprofessor Zingg, ein gebürtiger Schweizer, überrascht habe, als er eine Radierung von Berghem mit der Feder nachzeichnete. „Ja, by Gott, aus dem Bue kann etwas werde!", habe er in seinem heimatlichen Dialekt ausgerufen und vermittelt, daß der Junge von nun an in der Akademie eine etwas systematischere Unterweisung erhielt. Dem Vater war es recht, wurde sein Sohn dadurch doch wertvoller für ihn selbst, und er zog ihn nur noch intensiver zur Mitarbeit heran, die für jenen wenigstens das Gute hatte, daß er ein sehr geübter Zeichner wurde und den Stimmungsgehalt der Natur auch im kleinen herauszuholen lernte.

Dem Verleger Arnold war der eigene Sohn gestorben. Er nahm den jungen Ludwig viel in sein gutbürgerliches Heim, um ihm jene Liebe zuzuwenden, die im Vaterhause unter der vielen Arbeit nicht recht aufblühen wollte. Eine andere „Erlösung" folgte überraschend: Durch den Landschaftsmaler Graff wurde Ludwig dem Oberkammerherrn der Kaiserin von Rußland, Fürst Narischkin, empfohlen, der ihn bei freier Station und hundert Dukaten jährlich als Reisebegleiter (d. h. Vedutenzeichner) nach Südfrankreich engagierte; diese Reise ging im Jahre 1820 vonstatten und eröffnete ihm einen Blick in die Welt der Geselligkeit größeren Stils. Schon im Jahre vorher hatte ein künstlerisches Erlebnis ihm das Auge in anderer Hinsicht geöffnet. Von der Akademie in Kopenhagen, der weitaus besten jener Zeit, kommend, hatte der Norweger Christian Clausen Dahl in Dresden sein Bild „Waldbach im Gebirge" ausgestellt und damit die Freunde älterer Richtung ob seines „puren Realismus" aus dem Häuschen gebracht, die Jüngeren aber restlos begeistert; in seinen Lebenserinnerungen sagt Ludwig Richter darüber: „Schwerlich kann man sich jetzt eine Vorstellung machen, welche Wirkung ein Werk von solcher schlagenden Naturwahrheit unter dem Troß der übrigen, schattenhaften, leblosen, maniervollen Gemälde hervorbrachte. Nur Dahls Freund Caspar David Friedrich macht hierin eine Ausnahme mit seinen ganz originellen, poetisch gedachten und tief melancholischen Landschaften."

Was half's? Nach Dresden zurückgekehrt, mußte Richter wieder in die Tretmühle zurück, aber nun wurde es ihm doppelt schwer! Auf den Rand einer Radierung hat er damals sich selbst gezeichnet, am Tisch sitzend, den Kopf aufgestützt; auf dem Tisch steht ein Band des „Robinson", für den er arbeiten mußte, und auf dem Boden liegen große Packen „Kalender-Kupfer". Darunter die rührende Unterschrift: „Ich — 18 Jahre alt — Calender-Kupferstecher. Leider Gottes. Nicht mein Wille, sondern der meines Vaters." Vielleicht hat der Verleger Arnold diesen Stoßseufzer gesehen und vernommen, jedenfalls griff er nun ein und bewilligte dem für seine weiteren Zwecke bildungsfähigen Jüngling überraschend eine dreijährige Italienreise mit 400 Talern jährlich. Richter schreibt: „Ich war mit einem Schlage frei von dem Druck ägyptischer Dienstbarkeit, die hoffnungslos auf meinem Leben lastete und den eingeborenen Trieb nicht nur hemmte, sondern mit der Zeit zu vernichten drohte. Mit einem Zuge war der Vorhang weggeschoben, und der selige Blick sah das gelobte Land vor sich liegen, das Land einer bisher hoffnungslosen Sehnsucht, wohin der Weg nun gebahnt war. Nun durfte ich hoffen, einst auch andern gegenüber das im Grund der Seele schlummernde stolze Wort auszusprechen: auch ich bin ein Maler."

Als Ludwig Richter, hochgeschwellten Herzens, den italienischen Boden betrat, konnte er nicht ahnen, in welche Wirrsale von Kunstmeinungen und streitbar verfochtenen Richtungen er geraten würde. In Rom traf er am 28. September, gerade an seinem zwanzigsten Geburtstag, ein und schloß hier bald Freundschaft mit anderen Kunstjüngern, die zum Teil gar aus seiner engeren Heimat stammten und ebenso hungrig nach Idealen waren wie er selbst. Man orientierte sich gemeinsam und fand sich leider alsbald zwischen zwei Fronten.

Da war die eine Partei, die in klassizistischem Sinne die Landschaft „ideal heroisierte" und, historisch eingestellt, nichts von „Staffage" wissen und zur Belebung höchstens die Mythologie oder ein paar Nymphen dulden wollte. Ihr Haupt war Josef Anton Koch, eine kampffrohe und kraftstrotzende Persönlichkeit, der die neue Richtung der Landschaftsmalerei überhaupt nicht als Kunst anerkennen wollte. Jene „neue Richtung" vertrat der Berliner Franz Catel, der aus Paris eine mehr unmittelbare malerische Naturanschauung mitgebracht hatte, romantische Empfindungen pflegte und, wie Carl Friedrich Schinkel, gern Architektur in die Landschaft setzte. Wenn man die Catelsche Richtung recht verächtlich machen wollte, nannte man sie „Vedutenmalerei", also eine, die mehr nur Tatsachen „registriert". Zur Gruppe Koch gehörte auch Julius Schnorr von Carolsfeld. „Die landschaftlichen Zeichnungen Schnorr's waren es ganz besonders, die mir Aufschluß gaben und zum Wegweiser dienten, wie ein edler Stil mit Naturwahrheit zu verbinden sei; oder mit anderen Worten: wie der Künstler mit fein ausgebildetem Schönheitssinn die Natur zu erfassen und das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden habe." Von Koch sagt Richter: „Dessen Landschaften würden mir besser gefallen, wenn weniger Stil zu spüren wäre."

„Wir hielten es", schreibt Richter über seine damalige Tätigkeit, „mehr mit dem Zeichnen als mit dem Malen. Der Bleistift konnte nicht hart, nicht spitz genug sein, um die Umrisse bis ins feinste Detail fest und bestimmt zu umziehen. Gebückt saß jeder vor seinem Malkasten und suchte mit fast minutiösem Fleiß auszuführen, was er vor sich sah. Wir verliebten uns in jeden Grashalm, in jeden zierlichen Zweig und wollten keinen ansprechenden Zug uns entgehen lassen; ein jeder war bemüht, den Gegenstand möglichst objektiv, treu wie im Spiegel, wiederzugeben." Oder man setzte sich hin und disputierte über Idee und Komposition eines zu malenden Bildes, bis das viele Reden „die Empfindung kühlte und die Kraft des plastischen Hervorbringens minderte". Erwies man sich also als unfruchtbar, dann schlug einer vor, die Natur Natur sein zu lassen und irgend etwas schnell zu improvisieren; und angesichts der Landschaft von Tivoli, gegenüber der Kaskade des Anio ging der „Wettkampf" vor sich! „Ich hatte ohne weiteres Besinnen eine Gruppe sächsischer Landleute mit ihren Kindern gezeichnet, welche auf einem Pfade durch hohes Korn einer fernen Dorfkirche zuwandern, ein Sonntagsmorgen im Vaterlande." Das war nun freilich der echte oder, besser gesagt, die nachdrückliche Ankündigung des späteren Ludwig Richter, ließ sich aber schwer mit seinen damaligen „Bestrebungen und Theorieen" vereinbaren, zu denen er als Stipendiat sich eben verpflichtet fühlte.

Der arme Junge wurde von Zweifeln hin und her geworfen. Da war der junge Maler Ernst Fries, dem man „Sinn für Kolorit und malerische Technik" zusprach; er und Richter malten einmal dieselbe Landschaft. Historienmaler und strenge Stilisten zogen das Richtersche Bild vor wegen der idealeren und stilvolleren Richtung, andere das von Fries wegen der gewandten Technik und der feinen malerischen Tonwirkung. „Überhaupt schien man mehr und mehr gewisse Einseitigkeiten zu fühlen, die aus der großen Vorliebe und dem Studium der ältesten Schulen entstanden waren, und man faßte jetzt das eigentlich ‚Malerische' mehr ins Auge ... So machten sich die leisen Anfänge einer neuen Strömung bemerkbar, welche eine gewisse Einseitigkeit durchbrach, mit der man bisher vorzugsweise die Zeichnung, den Umriß, streng zu erfassen strebte, dagegen das Studium der Farbe, Stimmung und kräftigere Modellierung der Form vernachlässigt hatte ..."

Mögen diese Erkenntnisse auch erst späteren Überlegungen Richters zugehören, so ist nach den „Lebenserinnerungen", denen zweifellos Tagebuchaufzeichnungen zugrunde lagen, doch als sicher festzustellen, daß sich am Ende des dreijährigen Aufenthalts die Anschauungen Richters, mindestens im theoretischen Sinne, allmählich klärten. Als er den damals so unruhigen Boden Italiens verließ, war sein künftiger Lebensplan: „Für's erste will ich mich in das romantische Gebiet wagen, wo Natur und Mensch zu gleichen Teilen herrschen, eines dem anderen Bedeutung und Interesse gibt, und später, will's Gott, wage ich mich auch weiter in ein heiliges, großes Gebiet; dazu gebe Gott mir seine Gnade und Gedeihen, dann ist mein ganzes Leben und Beruf Umgang mit Gott und seinen Werken."

Mit Ludwig Richters Rückkehr nach Dresden waren aber seine „Wanderjahre" noch nicht beendet, die schwerste Prüfung, das „Erkenne dich selbst", stand ihm noch bevor. Zwar wurde er mit Anerkennung und Freundlichkeit aufgenommen, und ein reicher Kunstfreund, Johann Gottlob von Quandt, bestellte im Jahre 1826 sogleich die Bilder „Ariccia" und „Civitella". Quandt, der die eigene Anschauung über Kunst so formuliert hatte: „Im Bilde soll nur von der Natur abstrahierende Anschauung wiedergegeben werden", hatte damit den Beifall Goethes errungen und gründete (mit diesem!) den Dresdener Kunstverein; der Verein erwarb zehn Jahre lang, mit einer (nachstehend begründeten) Unterbrechung, regelmäßig die nach italienischen Skizzen in Dresden entstehenden Gemälde Richters zur Verlosung. Davon allein konnte dieser nicht leben, aber er bekam eine Lehrstelle an der mit der Porzellanmanufaktur in Meißen verbundenen Zeichenschule, konnte Gustchen, seine Tanzstundenliebe, heiraten und war mindestens vor materieller Not geschützt. Der dennoch drohende Konflikt aber entwickelte sich langsam viel tiefer aus der Erkenntnis, daß er sich über sein künstlerisches Fundament und über dessen Tragfähigkeit getäuscht hatte! Das „heilige, große Gebiet" hatte er sich mit einer Vereinigung der verschiedenen Richtungen Josef Anton Kochs und Franz Catels erschließen wollen, ohne zu bedenken, daß dies nicht die bewußte Tat eines einzelnen sein könne und daß er von der idealisierenden, heroischen Art Kochs nicht mehr als ein „nicht einmal koloristisch bewältigtes, ziemlich trockenes" Schema geerbt hatte, geschweige denn, daß er mit der Farbe im „poetischen" Sinne Catels oder Friedrichs zu schalten vermochte. Schon zu der Zeit, als Richter noch in Italien weilte und sich entschloß, sich „in das romantische Gebiet" zu wagen, hatte sich in Deutschland der Klassizismus mit der Weise Friedrichs zur mystischen „Erderleben-Kunst" verschmolzen. Richter wurde ganz unsicher und versuchte sich jetzt in der süßlichen Art Claude Lorrains, die doch schon Koch mit seiner gesunden Natur überwunden hatte. So sehr der Dresdener Kunstverein geneigt war, den jungen Künstler zu fördern, lehnte er doch den Ankauf eines solchen Bildes ab, weil es nicht nur nicht im Quandtschen Sinne von der Natur „abstrahierte", sondern diese „gleichsam aus zweiter Hand" gab. Richter sah das ein, es war für ihn, wie er bescheiden sagte, „ein Wink zur rechten Zeit, dem eigenen, ursprünglichen Gefühl zu folgen und sich nicht in die Anschauungsweise eines anderen künstlich zu versetzen". Das war gewiß ehrlich gesprochen, schaffte aber doch keinen Ausgleich für den offensichtlich gewordenen Mangel.

Da brach die Krisis mit einer bei Richters sanftem Charakter überraschenden Leidenschaft aus. Eine unbeschreibliche Sehnsucht nach Italien erfaßte ihn. Er hoffte wohl, die Eindrücke, für die er damals zu unvorbereitet und noch viel zu jung gewesen war, überlegter in sich zu erneuern. Er schrieb an seinen Freund Peschel in Leipzig die erstaunlichen Sätze: „Ich möchte wohl wissen, wie Preller (der Schöpfer der Odyssee-Landschaften) eine deutsche Landschaft, z. B. die der Wartburg, auffaßt und behandelt; ich kann mir seine großartige Behandlung



Moritz von Schwind: Abenteuer des Malers Binder
Gemälde, um 1860. Berlin, National-Galerie



Holzschnitt von Ludwig Richter, 1869

gar nicht zu so kleinlichen Formen unserer Gegend vorstellen. Mich stößt hauptsächlich das Volk (!) zurück, das ich in meinen Bildern brauche, und dem deutschen, vollends dem hiesigen Landvolk ist nur eine komische, aber keine schöne Seite abzugewinnen." Eine neue Fahrt nach Italien war beschlossen, da erkrankte Richters Frau im Frühjahr 1834 schwer, und der größte Teil des ersparten Geldes mußte für ihre Pflege verwendet werden. Für ihn selbst reichte es nur zu einer Herbstwanderung durch das böhmische Elbtal nach Teplitz; aber sie wurde entscheidend für des Künstlers innere Umkehr. Er malte sein berühmtes, zwar etwas schematisch konstruiertes Bild „Die Überfahrt am Schreckenstein": ein Fährboot setzt in der Abendstunde über das still dahinströmende Wasser der Elbe, und die Insassen lauschen ergriffen den Klängen eines improvisierten Harfenspiels. In diesem Motiv brach Richters Liebe zur Heimat endlich siegreich durch. Sein Gönner Quandt erfaßte schnell den psychologischen Moment, erwarb das Bild und setzte sich für die Anstellung Richters als Professor an der Dresdener Akademie ein, die dann auch bald erfolgte und die äußeren Lebensumstände sicherte. Es ist bezeichnend, daß der Künstler mit diesem Zeitpunkt seine „Lebenserinnerungen" abschloß. Der mehr von außen als von innen genährte Traum von großen, die deutsche Kunst beeinflussenden Bildkompositionen war ausgeträumt! Es sind zwar noch mancherlei und sogar sehr gute Ölgemälde entstanden, aber Richter wandte sich jetzt mehr und mehr dem Aquarell und der Radierung und endlich der Holzschnittzeichnung zu, wo er sich, wie ein zeitgenössischer Kritiker wohl richtig bemerkte, „nicht zu einer Ausführlichkeit genötigt sah, die ihm, der seinem ganzen Charakter gemäß lieber sich mit Andeutungen begnügte, weder geläufig noch sympathisch war, und wo es ihm freistand, den unendlichen Gestaltenreichtum, den sein unermeßliches Gedächtnis und seine scharfe Beobachtung ständig boten, mit Hilfe seiner Phantasie zu den reizendsten Erfindungen zu verwerten". Er selbst sagte darüber: „Zuletzt öffneten sich Wege, die mich auf ein Gebiet brachten, von dessen Vorhandensein ich damals noch gar keine Ahnung haben konnte, und auf welche doch der ganze Entwicklungsgang meines Lebens mich vorbereitet und hingedrängt hatte, in welchem ich meine bescheidene Aufgabe erfüllen konnte."

Wer Ludwig Richter ganz verstehen will, muß von diesem eben geschilderten Werden wissen, um ihn von schwächlichen Nachahmern, die nichts Ähnliches erlebt hatten oder zu erleben fähig waren, zu scheiden und sein großes seelisches Ausmaß zu begreifen. Es ist die schwer durchkämpfte, von falscher Einstellung befreite Resignation, die sein großes, gütiges Herz geöffnet hat und es nun in „gottgefälliger" Weise sich ausströmen ließ im Sinne seines großen, nun erst recht erkannten Vorbildes Albrecht Dürer, der einmal gesagt hat: Der heimliche Schatz des Herzens wird offenbar im Werk.

So bewegt auch Ludwig Richter noch heute die Herzen. Ein Wunder ist es, wie tausendfältig er seine Weise, immer neu und doch immer die gleiche, der Schalmei entlocken konnte: Liebe, Heimat, Kinderlust, Sonnenschein, Sommer-

freude, Winterluſt, Blumenblühen, Vogelſang, Hundekameraden und fromme Lämmer, Hirtenlied und Straßenmuſikanten — man würde niemals fertig, den ganzen Kreis der Geſtalten zu umſchreiben; die Fülle iſt zu groß, man findet alles, was anmutig und beſcheiden iſt, aber nicht ein einziges häßliches oder gemeines Stäubchen. Mag der Nachſchöpfer dieſer Welt der zufriedenen Beſchaulichkeit ſelbſt ſprechen: „Kam meine Kunſt auch nicht unter die Lilien und Roſen auf den Gipfel des Parnaß, ſo blühte ſie doch auf demſelben Pfade, an den Wegen und Hängen, an den Hecken und Wieſen, und die Wanderer freuten ſich darüber, wenn ſie am Wege ausruhten, die Kindlein machten ſich Sträuße und Kränze davon, und der einſame Naturfreund erquickte ſich an ihren lichten Farben und an ihrem Duft, welcher wie ein Gebet gen Himmel ſtieg. So hat es denn Gott gefügt, und mir iſt auf vorher nicht gekannten und nicht geſuchten Wegen mehr geworden, als meine kühnſten Wünſche ſich geträumt hatten."

Fragt aber einer: „Was war denn nun eigentlich, was iſt Romantik?" — dann antwortet der Dichter Eichendorff: „Heimweh nach der verlorenen Heimat". — Und Ludwig Richter umſchreibt ſie als Sechsundſechzigjähriger ſo: „Heute früh hatte ich beim Betrachten einer gelben ſchönen Johannisblume einen ganz eigentümlichen Eindruck, der gar nicht zu beſchreiben iſt; ſo muß es in Viſionen ſein. Wie ein lichter Blick in das Weſen, in den Geiſt der Blumen; ihre Schönheit als Ausſtrahlung einer höheren Welt geiſtiger Leiblichkeit empfunden. Leichter, gehobener, ſeliger Zuſtand. Wie ichs in Worte faſſen wollte, verlor ſich das ſchöne Geſicht." — Der ritterliche Moritz von Schwind ſagte wohlgemut: „Für mich iſt die romantiſche Welt die, wo man ſeine Feinde niederhaut, für ſeine Freunde ins Feuer geht und einer verehrten Frau die Füße küßt!"



„Bürgerſtunde", Holzſchnitt von Ludwig Richter, 1861

Carl Spitzweg

1808—1885

Von

Hans Wolff

Mit dem kleinsten Stückchen Natur kann man das größte Bild verderben", schreibt Friedrich Pecht in seinen Lebenserinnerungen und will mit diesen Worten die Kunstanschauung kennzeichnen, die in den dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts in München herrschte. Die Nazarener waren damals in ganz Deutschland die bestimmenden Künstler. Fast alle Direktorenstellen an den Akademien waren mit ihnen besetzt: Cornelius in München, Veit in Frankfurt, Schadow in Düsseldorf. Sie waren nicht nur untereinander befreundet, sondern meistens sogar miteinander verschwägert. Sie übten ihr Amt zwar in der ehrlichen Überzeugung ihrer künstlerischen Mission, aber ohne Verständnis und Nachgiebigkeit gegen Andersdenkende und -fühlende aus. Cornelius hatte den Unterricht in der Landschaftsmalerei an der Münchener Akademie verboten; erst sein Nachfolger Wilhelm von Kaulbach verstand sich nach langem Drängen dazu, ihn wieder einzuführen.

Es wurde nach Gips gezeichnet und dann sogleich ohne jede farbentechnische und koloristische Ausbildung an die Wandmalerei gegangen. Versuche junger Künstler, in der Galerie die alten Meisterwerke zu kopieren, wurden auf Befehl des Königs mit der Ausweisung bestraft. Bei den flüchtigen, fast heimlichen Besuchen durfte man sich nicht einmal eine Skizze machen, damit jede ketzerische Absicht im Keime erstickt werde. Wer sich nicht zu dem Ideal der reinen Gedankenmalerei bekannte, wer seinen Blick nicht in die Ferne und zum Himmel empor schweifen ließ, der war ausgeschlossen und fand in Deutschland keine Ausbildungsmöglichkeit. Dem Maler und als Kunstschriftsteller bedeutenderen Friedrich Pecht verdanken wir die genaue Kenntnis dieser Zustände. Er war selbst Schüler unter Cornelius, verließ aber bald die Akademie, um „sich sein Bißchen angeborenen koloristischen Sinn nicht gründlich ruinieren zu lassen". Wie ihm ging es vielen anderen jungen Künstlern, die ein malerisches Ausdrucksverlangen in sich trugen. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich selbst zu helfen und sich gegenseitig zu unterstützen. So wurde auch Carl Spitzweg Autodidakt.

Es hat sicherlich nicht in seinem Charakter gelegen, sich einem ordentlichen, staatlich anerkannten Lehrgang zu entziehen. Sein regelrecht durchgeführtes Studium als Apotheker beweist, daß er in keiner Weise aus der bürgerlichen Ordnung herausstrebte und durch Absonderlichkeiten aufzufallen wünschte. Aber als sich in ihm, er war damals schon fünfundzwanzig Jahre alt, der Drang nach

künstlerischer Betätigung meldete, hatte er sofort die richtige Erkenntnis, daß er sich auf sich selbst stellen müsse.

Ein gütiges Geschick hatte ihm ein sehr schätzenswertes Geschenk in die Wiege gelegt, nämlich wirtschaftliche Unabhängigkeit, die es ihm erlaubte, seinen ihm von seinem Innern vorgezeigten Weg ohne jeden äußeren Druck zu gehen. Seine väterlichen Vorfahren stammten aus dem Dorfe Unter-Pfaffenhofen bei Fürstenfeldbruck in Oberbayern, wo sein Großvater als Gastwirt und Postmeister zu Ansehen und Vermögen gekommen war. Der Vater des Künstlers, Simon Spitzweg, hatte sich als Handlungsgehilfe zuerst etwas in der Welt umgesehen und dann in München eine Materialwarenhandlung eröffnet, die sich zu einem sehr einträglichen Geschäft entwickelte. Seiner charaktervollen Persönlichkeit wurden auch äußere Ehren in reichem Maße zuteil, indem er zum Landtagsabgeordneten, zum Beigeordneten im Handelsgericht und schließlich zum ersten Vorstand des Gemeindekollegiums gewählt wurde. Er erzog seine drei Söhne mit selbstherrlicher Strenge, die er aus seiner Lebenserfahrung und aus seinen Erfolgen heraus glaubte verantworten zu können. So bestimmte er, daß der eine Arzt, der andere Apotheker werden, der dritte das väterliche Geschäft übernehmen solle, damit sie einander in die Hände arbeiten könnten und für ihr Leben gesichert seien. Und sie gehorchten.

Nach Beendigung der Lateinschule trat der junge Carl Spitzweg in die königliche Hofapotheke in München als Lehrling ein, konditionierte dann in Straubing und bezog im Jahre 1830 die Münchener Universität, um seine praktischen Kenntnisse wissenschaftlich zu erweitern. Nach einem mit Auszeichnung bestandenen Examen machte er eine ausgedehnte Vergnügungsreise nach Italien und beabsichtigte nach seiner Heimkehr, für einige Jahre eine Stellung als Provisor in der Schweiz anzunehmen, um sich danach in München eine eigene Apotheke zu kaufen. Von diesem ganz im Sinne und nach dem Vermächtnis des Vaters, der bereits 1828 gestorben war, aufgestellten Lebensplan sollte sich nichts verwirklichen. Im Frühjahr 1833 erkrankte er an einem heftigen Nervenfieber und mußte sich einer Kur in dem kleinen Bade Sulz beim Hohen Peissenberg unterziehen. Hier fiel die Entscheidung über seinen neuen Lebensberuf, hier wurde der Künstler Spitzweg geboren.

Der Besitzer des Sanatoriums, in dem sich Spitzweg aufhielt, Doktor Zeuß, war ein sehr kunstliebender Mann und suchte den freundschaftlichen Verkehr mit jungen Münchener Künstlern. Daß er kein „Nazarener" war, ersah man daraus, daß er von seinen Patienten verlangte, sie müßten sich ihr Abendessen durch eine Zeichnung „nach der Natur" verdienen. Spitzweg hatte schon als Apotheker gezeichnet, aber diesen Dingen keine Bedeutung beigemessen. Eines Abends aber erschien er mit einer Zeichnung, die den einstimmigen Beifall von Doktor Zeuß und der kunstverständigen Tischgesellschaft fand. Unter dieser war der Landschaftsmaler Christian Heinrich Hansonn, der den jungen Apotheker zum Aufgeben seines Berufes überredete und der Malerei zuführte. Sie blieben in Freundschaft verbunden.

Durch Hansonn nun wurde Spitzweg in den jungen Münchener Künstlerkreis eingeführt, der für seine künstlerische Entwicklung bestimmend wurde. Es waren junge Leute aus allen Teilen Deutschlands, die hier zusammengekommen waren, um sich selber weiterzubringen. Der Sprecher des Kreises war der Hamburger Hansonn, der im Stubenvollbräu die Mißvergnügten zusammenhielt und zu Taten anfeuerte. In dieser „moralischen Mördergrube" lernte Spitzweg den Landschaftsmaler Eduard Schleich kennen, der sich ihm menschlich und künstlerisch aufs engste anschloß.

Es gibt selten einen Menschen, der sich über die Aufgabe und das Ziel seiner Lebensarbeit innerlich so klar gewesen ist wie Carl Spitzweg. Er hat seinen Bezirk gekannt und ihn nie überschritten. Er hat alles gesehen, was auf dem Gebiete der Kunst geschah, in München wie sonst in der Welt, aber er hat sich nie verführen lassen, auch nur einen einzigen Schritt von seinem Wege abzugehen. Darin liegt seine Beschränkung und zugleich seine Größe, aber noch vielmehr die kristallene Klarheit seiner Erscheinung. Als er zum Pinsel griff, hatte er sich innerlich schon für die Darstellung romantischer Empfindsamkeit entschieden. Die äußere Anregung mag ihm vornehmlich von seinem Freunde aus dem Stubenvollbräu, dem Würzburger Hermann Dyck, gekommen sein, der Kleinstadtidyllen mit einer humoristisch angehauchten Staffage malte. In Dycks Gemälde „Die Schreibstube" findet man bereits alles das angedeutet, was Spitzweg lösen und vollenden sollte. Auch die Bürkel und Heß, die das bewegte, farbige Leben Oberbayerns in schlichter Sachlichkeit und mit ehrlichem Handwerk in ihren Bildern darstellten, haben auf ihn gewirkt. Aber alle diese Einflüsse erstreckten sich nur auf das Inhaltliche, den künstlerischen Gehalt holte er sich von den großen holländischen Meistern des 17. Jahrhunderts, aber nicht als Nachahmer, sondern in innerer Verarbeitung als Neugestalter.

Menzel hat einmal das treffliche Wort gesprochen, man müsse sich in seiner Jugend wie ein Schwamm gebärden. Das hat Spitzweg instinktmäßig getan. Er hat sich in seiner Jugend mit Erlebnissen und Eindrücken so vollgesogen, daß er sich in späteren Jahren ins Atelier zurückziehen und aus dem Vollen schöpfen konnte. Seine Vorwürfe erscheinen uns erträumt zu sein, seine Städte, Menschen und Stimmungen erdichtet, aber sie sind in Wirklichkeit gesehen und erlebt. Wieviel Bilder Spitzwegs ließen sich thematisch mit folgender Schilderung Friedrich Pechts belegen: „Am Abend zogen wir dann jubelnd in Landsberg am Lech ein, jener sich so unendlich malerisch bergan ziehenden altbayerischen Stadt. Dieser Ort war berühmt unter den jungen Malern wegen seiner vielen schönen Kinder, und wirklich stak denn auch, da es gerade Sonntag war, unter jedem Fenster der ihre Giebel nach der Straße zukehrenden alten Häuser ein mit dem Ringelhäubchen und dem silbernen Geschnür am Mieder geschmückter lächelnder Mädchen- oder Frauenkopf. Natürlich versäumten wir nicht, die breite Hauptstraße abzupatrouillieren, um jedem der zahlreichen hübschen Gesichter unsere Verehrung zu bezeugen.

Was aber auf schwer findbaren Wegen so ein Dutzend junger Maler da von Mutwillen zu leisten vermag, ist nicht zu beschreiben." Es ist bezeugt, daß Spitzweg überall dabei war, wo es eine Gaudi gab, daß er tagelang in fröhlicher Gesellschaft die nähere und weitere Gegend durchstreifte und sich dabei künstlerisch bereicherte.

Von Lehrjahren kann man bei Spitzweg kaum sprechen. Er malt vielfigurige Bilder wie „Die Extrapost" und „Das Kasperltheater in der Au", abhängige Arbeiten zwar, aber doch schon von einer erstaunlichen Beherrschung der darstellenden Mittel. Nach zweijähriger künstlerischer Tätigkeit verkauft er bereits im Kunstverein sein erstes Bild, ein Jahr später steht das erste Meisterwerk da, „Der arme Poet". Noch heute, nach hundert Jahren, gehört es zu den bekanntesten und meist reproduzierten Bildern Spitzwegs. Man hat gesagt, man könne die Bilder Spitzwegs als eine Art Selbstbiographie ansehen. Dieser arme Poet wäre durchaus mit Spitzweg zu identifizieren, nämlich im Sinne der Besessenheit, mit der der Künstler sich seiner Arbeit hingibt. Es regnet in seine Dachkammer hinein, es ist kalt darin, der Dichterling muß sich in Decken und Betten hüllen, aber das alles stört ihn nicht in der Erfüllung seiner vermeintlich göttlichen Berufung.



Holzschnitt von Spitzweg. Aus den „Fliegenden Blättern"

Das Bild wurde einmütig vom Kunstvereinspublikum abgelehnt und heftig angegriffen. Der Spießbürger fühlte sich in seinen edelsten Gefühlen verletzt. Es herrschte damals eine poetische Seuche in Deutschland, jeder dichtete und fühlte sich als Dichter. Man nahm sich selber sehr ernst, den Humor betätigte man an den unteren Schichten. Spitzweg zog, wahrscheinlich lächelnd, die Folgerungen daraus und stellte in Zukunft im Kunstverein nicht mehr aus. Aber ihm selbst hatte das Bild so gefallen, daß er es noch einmal malte. Das Original ist heute in der Neuen Pinakothek in München, die Wiederholung in der National-Galerie in Berlin.

„Der arme Poet" ist in jeder Beziehung ein fleißiges Bild. Mit ironischen Anspielungen überfüllt, gegenständlich so überreich, daß man ein Dutzend Stilleben herausschneiden könnte, zeichnerisch bis in das kleinste Detail durchgebildet und maltechnisch von peinlichster Sorgfalt. Trotz der betonten Lokalfarbigkeit ist es koloristisch so zusammengehalten, daß man den künftigen Stimmungsmaler herausfühlt. Spitzweg hat, um mit Dürer zu reden, das ganze Bild „durchgekläubelt" und sich damit den Boden für ein freieres Gestaltenkönnen geschaffen.

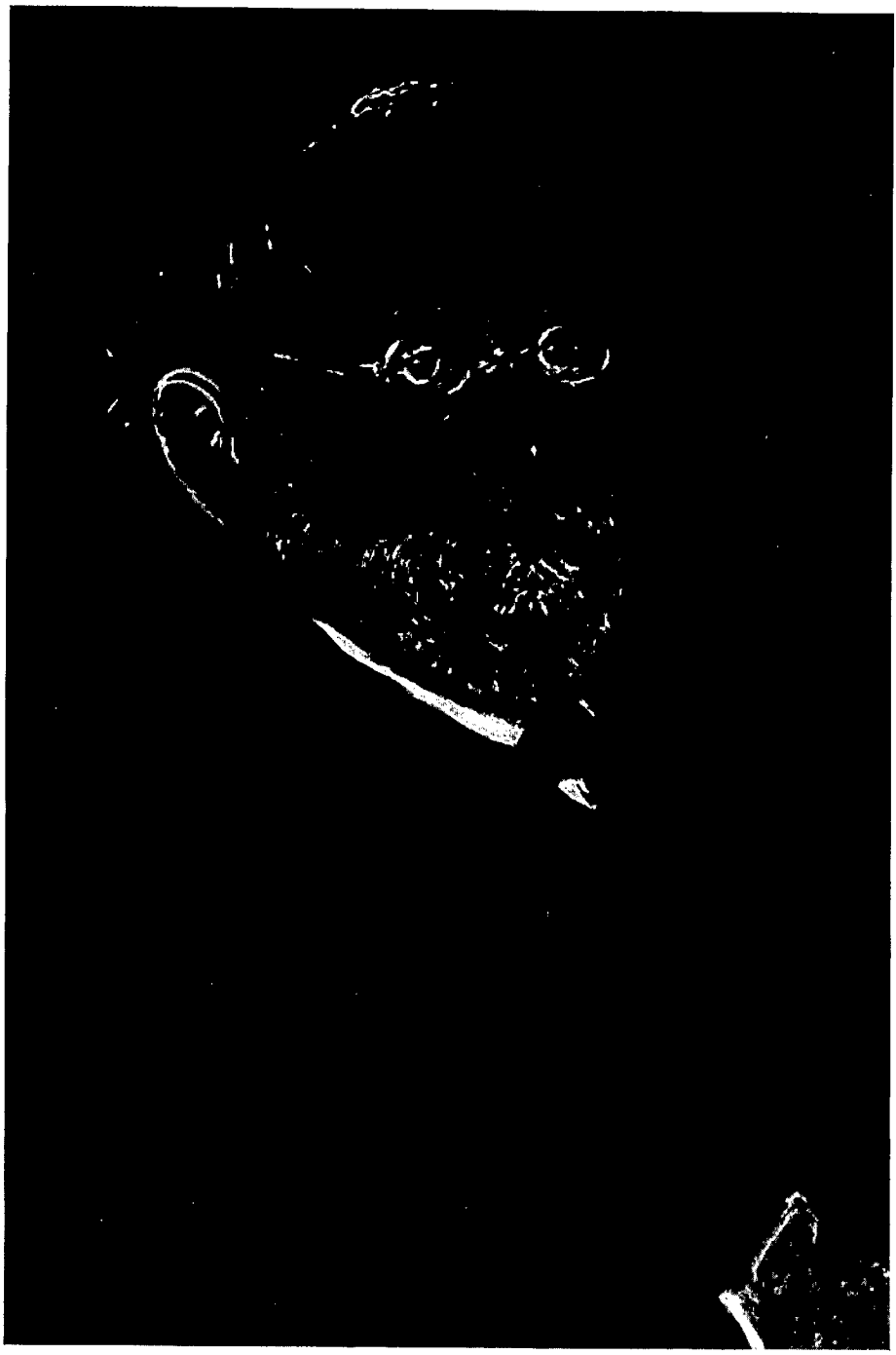
Die Einzelfigur im Innenraum und in der Natur bleibt ein Hauptvorwurf seines Schaffens. Dazu tritt gleichberechtigt das Architekturstück mit Staffage. Man hat in Spitzweg einen Zauberer gesehen, der eine poetische Welt verwirklicht hat. Dem ist aber nicht so. Er hat „das Reale poetisiert", im Gegensatz zu Schwind,

der „das Poetische realisiert" hat. Das, was Spitzweg gemalt hat, hat er gesehen und erlebt. Ein künstlerisch trunkenes Auge kann auch heute noch in Süddeutschland und Tirol Spitzwegsche Stimmungen und Bilder in Fülle erschauen. Rothenburg, ein Lieblingsplatz des Künstlers, steht noch, dazu Landshut, Wasserburg, Sterzing und Bozen und namentlich die große Zahl der kleinen Städte am Main, die Spitzweg von seinem langen Studienaufenthalt in Pommersfelden aus besucht hat. Und seine Menschen! Ein nüchternes Auge wird selbst in der Biedermeierzeit nur das Kleinliche und Beengte des Daseins erblickt und nichts von dem Schimmer der traulichen, bunten Welt wahrgenommen haben. Die Pfarrer, Ratsherren, Soldaten, Torwächter, Handwerksburschen und Orgeldreher gab es, man mußte sie nur innen und außen mit einem so liebenswürdigen Humor zu betrachten verstehen, wie es dem gottbegnadeten Künstler Spitzweg gegeben war. Er war Realist und Romantiker zugleich, und er ist der Romantiker geblieben bis an sein Lebensende in den achtziger Jahren, als schon eine ganz andere Weltanschauung das Leben um ihn herum bestimmte.

Er gehörte auch nicht in die Klasse der Genremaler, die nach dem Absterben der Nazarener das große Publikum für sich hatten. Er hat nie pointierte Geschichten erzählt, auch nie auf das gelehrte Wissen des Beschauers spekuliert. Spitzweg schilderte die schlichteste äußere Handlung oder den einfachsten Gemütszustand. Es ist nichts Hintergründiges hineingeheimnißt. Anfangs würzt er mit Schalkhaftigkeit oder leiser Ironie, in späteren Jahren fällt auch das noch fort. Die Darstellung verliert an Inhalt, je mehr der Maler wächst.

Die bedeutendste und gegenständlich reichste Gruppe der Bilder aus der Frühzeit enthält Gemälde wie „Das Ständchen", „Die Storchenapotheke", „Der verliebte Provisor" und „Er kommt". Ein prächtiges Architekturbild einer alten süddeutschen Kleinstadt ist aufgebaut, und darin spielt sich eine mehr oder minder liebenswürdige, humoristische oder behagliche Szene ab. Die Figuren sind überraschend klein, aber sie ziehen wie das Zentrum einer Schießscheibe mit magischer Kraft den Blick des Beschauers auf sich. Um diese Wirkung zu erreichen, verwendet er meisterhaft alle Mittel formaler wie koloristischer Komposition. Man hat mit Recht von Einflüssen des Theaters auf seine Bildgestaltung gesprochen. Spitzweg war ein großer Bühnenfreund und hat als Provisor selbst Theater gespielt. Aber das war nur einer von den vielen Eindrücken, den er zusammen mit dem Naturerlebnis und seiner Phantasie zu einer künstlerischen Einheit zusammenschmolz.

Daneben läuft die große Zahl der einfigurigen Bilder, die einen Menschen in einer ganz primitiven Situation zeigen: einen Pfarrer, der seine Blumen begießt, einen Bibliothekar, der, auf hoher Leiter stehend, noch Bücher lesen muß, eine Schildwache, die in die weite, schöne Sommerlandschaft hinausgähnt, und einen Fliegenfänger, der sich seine tödliche Langeweile mit dieser nicht gerade geistreichen Beschäftigung zu vertreiben sucht. Angesichts dieser inhaltlichen Belanglosigkeiten muß die Frage aufgeworfen werden, wie dieser hochgebildete Mann, der Spitzweg



Carl Spitzweg
Gemälde von Philipp Sporrer. München, Neue Pinakothek



Carl Spitzweg: Die Storchenapotheke in Rothenburg o. d. Tauber



Carl Spitzweg: Der Schreiber
Gemälde. München, Neue Pinakothek



Jeremias Gotthelf
Gemälde von Johann Friedrich Dietler

zweifellos war, zu dieser geistigen Einfalt kommt. Wenn wir einen Daumier oder einen Wilhelm Busch zum Vergleich heranziehen, so kommen wir in einen Bezirk von menschlicher Größe und philosophischer Einsicht, gegen die die stille Beschaulichkeit Spitzwegs fast zum Unbedeutenden herabsinkt. Die Lösung des Rätsels ist darin zu finden, daß Spitzweg mehr Maler als Denker war. Das hat er mit großer Klugheit erkannt und alles Gedankliche dem Malerischen geopfert. Er hat den Abgrund gesehen, in den die Genremalerei hinabzugleiten im Begriff war, und sich mit weiser Ökonomie auf ein Mindestmaß von Erzählung beschränkt. Wir haben ja in seinen Bildern die Tatsache vor Augen, wie er in fünfzigjähriger Arbeit vom Inhaltreichen zum Inhaltlosen, vom Gegenständlichen zum Räumlichen und vom handwerklich Gebundenen zur höchsten malerischen Freiheit fortschreitet. Er hat die Grenzen der Kunst und seines Könnens klar erkannt. Man braucht aus seinem Lebenswerk nichts zu streichen, wie man es so oft bei Größeren, als er es war, tun möchte, weil sie irre gingen und geschlagen umkehren mußten. Spitzweg wußte ganz genau, daß das Äußere zeitlich bedingt ist und daß man ihm nur durch künstlerische Gestaltung Ewigkeitswert verleihen kann.

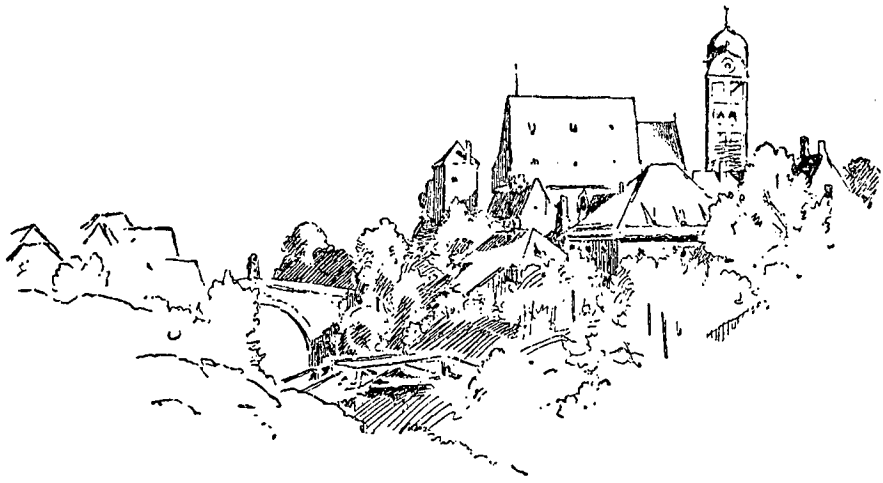
Wie diese Entwicklung im einzelnen verläuft, können wir nach unserer heutigen Kenntnis leider nur in großen Zügen aufzeigen. Es fehlt uns die große Spitzweg-Ausstellung, die es ermöglichen würde, sein Gesamtwerk, wenigstens in seinen Hauptstücken, chronologisch und stilistisch zu prüfen. Er hat seine Bilder nie datiert und der Forschung noch eine besondere Nuß zum Knacken gegeben, weil er wegen der vorher gekennzeichneten Beschränkung des Themas seine Bilder vielfach wiederholte. So gibt es zwanzig Variationen des „Ständchens" und sechsundfünfzig von „Einsiedlern". Den einzigen Anhalt, den Spitzweg uns hinterlassen hat, finden wir in einem eigenhändigen Verzeichnis, in dem er vom Jahre 1837 bis zu seinem Tode im Jahre 1885 laufend alle Bilder verzeichnet, die er verkauft hat. Diese Daten geben natürlich für die Entstehung eines Bildes nur den terminus ante quem an, da nachgewiesenermaßen Bilder Jahre oder sogar Jahrzehnte vor dem vermerkten Verkaufsdatum gemalt worden sind.

Die für seine künstlerische Entwicklung wichtigste Freundschaft, die Spitzweg im Stubenvollbräu geschlossen hatte, war die mit dem Landschaftsmaler Eduard Schleich. Zu Vergnügen und Arbeit waren sie unzertrennlich verbunden. Der wohlhabende und überaus hilfsbereite Spitzweg nahm den schwer um seine Existenz ringenden Freund auf Reisen mit, und so hatten sie sich im Frühjahr 1849 nach Pommersfelden in die Nähe von Bamberg begeben, um in dieser abgeschiedenen Gegend nach der Natur zu arbeiten. Im Schloß der Grafen Schönborn entdeckten sie eine großartige Sammlung von Gemälden alter Meister, von Rembrandt, Teniers, Ostade und sogar von zeitgenössischen Franzosen. Spitzweg begann eifrigst zu kopieren, bezeichnenderweise in seinem ihm eigentümlichen kleinen Format. Die Anregungen, die er hier von den Holländern und Franzosen erhielt, waren so stark, daß er beschloß, an die Quelle dieser Kunst zu gehen. Er reiste

daher im Jahre 1851 in Begleitung seines Bruders und Schleichs nach Paris. Diese Pariser Reise ist als der Umbruch in der Spitzwegschen Entwicklung gekennzeichnet worden. Nicht ganz mit Recht. Spitzweg fand auf der Großen Pariser Ausstellung durch die Werke von Delacroix, Courbet und Diaz nur eine Bestätigung für die Richtigkeit seines instinktiven Gefühls und einen mächtigen Auftrieb für die weitere Entwicklung seines Schaffens. Als Zeugnis für seine Stilwandlung wurde bisher das Bild „Das Frauenbad in Dieppe", eine Kopie nach Isabey, angeführt. Es hat sich aber herausgestellt, daß nur eine von den drei vorhandenen Kopien, und zwar die der National-Galerie in Berlin, mit Spitzweg in Verbindung gebracht werden kann, und zwar auch nur insoweit, als Spitzweg die kleinen Figuren der badenden Frauen gemalt hat, während die Landschaft von der Hand Schleichs stammt. Dieses Bild also, das auf der Deutschen Jahrhundertausstellung 1906 in Berlin so großes Aufsehen gemacht hat, ist nur als Beweis dafür zu werten, mit welcher Intensität sich unsere Künstler mit den neuen Eindrücken auseinandergesetzt haben. Sie haben sich sehr genau in Museen, Ausstellungen und Privatsammlungen umgesehen und dann, heimgekehrt, sehr langsam in jahrelanger Arbeit den Gewinn ausgemünzt. Nimmt doch Spitzweg das Thema badender Nymphen und die Darstellung eines Waldinneren, wofür ihm Diaz die Anregung gegeben hatte, erst zu Beginn der sechziger Jahre auf.

Sie haben dann noch London und darauf die alten belgischen Städte Gent, Brügge und andere besucht. Mit dieser Reise hatten Spitzwegs Wanderjahre ihr Ende gefunden.

Nach einigen Jahren des Zögerns und Klärens setzt dann für beide Künstler die Zeit des reichen Schaffens und der reifen Meisterschaft ein. Schleich wird der Begründer und Führer der neueren Münchener Landschafterschule, Spitzweg bleibt der Alleingänger, von wenigen erkannt und geliebt. Zu diesen wenigen gehörten Graf Schack, der Mäzen von Böcklin, Feuerbach und Schwind, der für seine weltberühmt gewordene Privatsammlung in den Jahren von 1860 bis 1866 vier Bilder von Spitzweg erwarb; für drei Hauptwerke zahlte er 1300 Gulden, das vierte erhielt er geschenkt. Es ist sehr aufschlußreich, diesen großen Kenner und Sammler seiner zeitgenössischen Kunst selbst über Spitzweg zu vernehmen: „Das Gebiet des sogenannten eigentlichen Genre ist in meiner Galerie spärlich vertreten. Ich finde nur an solchen Gemälden Gefallen, die meinem Geist und meiner Empfindung etwas sagen. Dienstmädchen, die ihrer Herrschaft den Kaffee präsentieren, bayerische Gebirgsbauern, an denen die nackten Knie das Interessanteste sind, finden sich nicht in meiner Sammlung. Hoch über dieser untergeordneten Art des Genre stehen nach meiner Meinung die Gemälde des vor einigen Jahren nach einem langen, an Produktion überreichen Leben abgeschiedenen Carl Spitzweg, und ich habe deshalb immer eine große Vorliebe für sie gehabt. Sie sind ebenso voll von Humor wie von tiefem und feinem Gefühl, und auch die malerische Ausführung läßt nichts zu wünschen übrig." Aber nicht nur Graf Schack, auch viele



Zeichnung von Carl Spitzweg

andere Angehörige des hohen, namentlich österreichischen Adels waren Käufer von Spitzwegs Bildern, wie man aus des Künstlers Verkaufsverzeichnis sehen kann. Nach diesen Aufzeichnungen hat der Künstler in dreißig Jahren etwa 450 Bilder verkauft, an die zwei- bis dreihundert wird er verschenkt haben, denn er war sehr freigebig, und ebensoviel betrug sein Nachlaß, so daß man sein Gesamtwerk auf rund tausend Bilder beziffern kann. Die Nachlaßausstellung, die durch ganz Deutschland ging, eroberte ihm die Herzen der Allgemeinheit, der Maler Spitzweg wurde erst auf der Jahrhundertausstellung 1906 in Berlin erkannt.

Spitzwegs Malerei fußte auf einer sehr soliden Technik. Er hatte sich seine Kenntnisse als Apotheker zunutze gemacht und stellte seine Farben und Malmittel selber her. Man hat scherzhaft gesagt, daß er sogar das überschlanke Format in Anlehnung an den Rezeptzettel gewählt habe, aber der Grund war ein unmittelbarer, er verwendete nämlich die Deckel seiner schmalen Zigarrenkisten als Malgrund. Auch seine Signatur entbehrt nicht des Humoristischen, einem Vierkreuzerbrot, dem „Spitzweck", nachgebildet, das in Rautenform gebacken wurde. Ihm geistesverwandt war der weinfrohe Rheinländer Adolf Schrödter, der sich einen Pfropfenzieher zum Signum gewählt hatte, im Gegensatz zu dem Nazarener Pforr, der bezeichnenderweise mit einem Totenschädel und einem Kreuz darüber signierte. Spitzweg war ein spaßvoller Sonderling in allem äußeren Gehaben, aber in seiner künstlerischen Tätigkeit von bitterem Ernst.

Die vielen Wiederholungen seiner Bildmotive entsprangen nicht etwa der Sucht, ein einmal geglücktes Thema aus Verkaufsrücksichten auszuwerten, sondern dem inneren Drange, einer Darstellung ihre letzte, endgültige künstlerische Form zu geben. So ist in der ersten Fassung des „Fliegenfängers" noch viel Beiwerk um den Kern der Handlung angeordnet, in der zweiten ist alles Nebensächliche unterdrückt. Große Form, vereinfachte Koloristik wirken zusammen, um der

Darstellung eine durchschlagende Kraft zu verleihen, der sich der Beschauer nicht entziehen kann. Man lacht nicht, man lächelt nur, aber nicht etwa über den armen Toren, der aus Langeweile Fliegen fängt, sondern im Grunde über sich selber, da man sich überzeugt fühlt, in der gleichen Situation wohl das gleiche tun zu müssen. Von Spitzwegs Bildern geht eine suggestive, fast hypnotische Kraft aus, die auf den Betrachter physisch einwirkt, wie die Töne der Musik auf den Hörer. Er umfängt, umschmeichelt den Betrachter, stärker oder schwächer, aber immer mit einer überzeugenden Geradheit und Eindeutigkeit, daß man sich willig seinen Einflüsterungen hingibt und jeden Widerspruch unterdrückt. Spitzweg behält immer recht.

Die seelische Wirkung des Gefangennehmens, des Sichselbstwiederfindens im Dargestellten erreicht Spitzweg durch die ihm und nur ihm eigene künstlerische Behandlung eines Bildvorwurfes. Da steht ein Schreiber vor einem Fenster, schneidet die Feder zurecht und schaut hinaus in den sonnigen Tag. Nur das Biedermeierkostüm, die steife Haltung und die eckige Geste geben dem Bilde die leise Note des Humoristischen. Aber diese steht im Blickpunkt eines großartig aufgebauten und gemalten Innenraumes, der sich jeder ironischen Anspielung enthält. Hierin liegt die große künstlerische Überlegenheit gegenüber einem Bilde wie dem „Armen Poeten", der ja noch mit gedanklichen Beziehungen vollgestopft war. In der malerischen Durchführung zeigt sich Spitzweg als der rechte Verwandte der alten Holländer wie Vermeer und Pieter de Hooch. Er hat sie nicht nachgeahmt, aber er hat ihre große Kunst erkannt und aus dem Gefühl künstlerischer Gleichgestimmtheit sie in seinem Geiste für sich umgebildet.

In dieser Art gibt es aus der Zeit der sechziger und siebziger Jahre eine Fülle von Meisterwerken. Die Anekdote ist zum Idyll geworden, das Nebeneinander von Einzelheiten hat sich zur Einheit des stimmungsvollen Raumes gewandelt. Er bevorzugt die Landschaft, die nicht erst durch die Staffage zum Leben erweckt wird, sondern die mit ihren Menschen zusammen lebt. Die Malweise ist aufgelockert, namentlich in Skizzen, von impressionistischer Leichtigkeit, die Farben sind leuchtend und glühend geworden. Die Voraussetzungen für eine Gestaltung im größeren Format wären gegeben gewesen, aber Spitzweg ist der deutsche „Kleinmeister" geblieben, als der er angetreten ist.

Trotz aller Zurückgezogenheit und persönlichen Bescheidenheit hat ihm eine Welt, die längst anderen Idealen huldigte, äußere Ehren erwiesen. Er erhielt einen hohen Orden und die Ehrenmitgliedschaft der Akademie der Künste. Aber erst die Nachwelt hat den wahren Wert Carl Spitzwegs erkannt. Er ist über den Liebling des Publikums, über den Münchener Maler hinausgewachsen und ist ein großer deutscher Künstler geworden. Rein deutsch ist sein Gefühlsleben, das ihn mit Schwind und Thoma verbindet. Aber über das Nationale hinaus hat er in seinen Werken Allgemeinmenschliches offenbart, das nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Welt verstanden werden müßte.

Jeremias Gotthelf

1797—1854

Von

Jakob Schaffner

Indem ich mich hinsetze, um über Jeremias Gotthelf zu schreiben, tue ich es mit dem Gefühl, das einen befällt angesichts einer außerordentlichen, mächtigen, schwer überblickbaren und in jedem Augenblick hochgeladenen Naturerscheinung, die ebenso gewaltig in den Wurzelbereich des Daseins hinabreicht wie in die Himmelshöhen des Geisthaften und der Sittlichkeit.

Jeremias Gotthelf oder Albert Bitzius, wie er bürgerlich hieß, ist geboren am 4. Oktober 1797 im Zeichen des Skorpions, der vom Mars regiert wird, in einer Gegend des Tierkreises, aus der eine große Anzahl von Revolutionären, Empörern, Führern und geistigen Entladungen hervorgegangen ist, aber auch von Verbrechern, Wahnsinnigen und Unglücklichen, alles in allem aus einem der widerspruchsvollsten Bezirke der Lebenshintergründe. Sein Vater war Pfarrer in Murten, wo Bitzius auch geboren ist; es ist die Landschaft, in welcher die Eidgenossen die ruhmvolle Schlacht gegen Karl den Kühnen von Burgund geschlagen haben, den ihnen der deutsche König auf den Hals hetzte. Der Platz liegt nahe der deutsch-französischen Sprachgrenze, wo der Geist, bewußt oder nicht, eine wachere Haltung hat als im Hinterlande. Aber noch mehr kämpferischer Anruf liegt in der Landschaft selber, einer bewegten Hochebene zwischen Jura und Alpen, deren weiße Häupter über den blauen See hinweg groß mit den langgezogenen hohen Einsamkeiten der Juraberge reden. In die Zeiten zurück fällt der Blick auf die große Epoche der Berner Geschichte, die eines der schönsten Führer- und Herrenvölker Europas am Werk sah. Noch weiter versinkt er ahnend in die Mysterien und Schicksale des Volkes, das vordem da war, der Kelten, von denen noch Denkmale und lebendige Sagen in allen Tälern und auf allen Höhen anzutreffen sind; denn es ist ein starkes, strenges und treues Volk, das schwer vergißt, das seinen Seelenbesitz mit rauher Leidenschaft zu verteidigen weiß, und so reich und unbefangen, daß es über seinen Abgründen trotzig wölbt und ruhig wohnt, gläubig, diesseitsstark, blutmächtig und unbeugsam von Natur. Von diesem Blut ist Gotthelf eine reine Zeugung in allem Guten und Bösen.

Mit einem Vater, der noch ganz im Sinn der alten Selbstherrlichkeit despotisch herrscht, in einer Gegenwart, die nach sechs Jahrhunderten voll machtvollem und manchmal gewalttätigem Leben das Berner Volk zum erstenmal sachte seitwärts in die Gefilde der Demokratie und des Liberalismus lenkt,

und mit einer von Anbeginn gewitterhaften Zwiegeteiltheit in Seele und Geist wächst Gotthelf sich heftig und ungebärdig ins Dasein ein. Der Vater ist starr orthodox und hat als kämpferischer Altgläubiger offene Zusammenstöße mit den neuen Behörden, deren Ideal seinerzeit hinter französischen Bajonetten ins Land einzog und sich nicht ohne diese ausländische Gewalt so verhältnismäßig sicher festzusetzen vermocht hätte. Das kann der ehrliche, aufrechte Alte nicht vergessen. Gemessen an der früheren kalvinischen Strenge und Bürgergröße sieht er nur den Sittenverfall der Zeit und die Liederlichkeit einer Politik, die nunmehr im fremden Fahrwasser treibt, anstatt zu führen. Neben der historischen Höhe des Menschen lebt er noch völlig umfangen vom Glauben an die göttlichen Gegebenheiten und an den überirdischen Sinn des Daseins. Von dieser Urkraft zeigt Gotthelf schon früh, was davon von einem jungen Leben in Bewegung zu bringen ist: heiße Leidenschaft und konstitutionelle Auffässigkeit. Er sagt von sich selber: „Als wilder Junge durchlebte ich dort die wilde Zeit der Revolution und Helvetik, besuchte die dortige Stadtschule, wo man mir gewöhnlich das Zeugnis gab, daß man mit dem Kopfe wohl, mit den Beinen aber, welche ich nie stillehalten konnte, übel zufrieden sei." Je härter und schwerer der Druck des Vaters über ihm liegt, desto unbändiger ist der seitliche Ausschlag, denn gelebt muß sein, und zu spüren muß einen die Welt kriegen, möglichst früh.

Einer der großen aufbauenden Charakterzüge ist die unbedenkliche Leidenschaft, mit der sich der junge Mensch auf alles Lebende stürzt und auf das, was man jeweilen tun kann, auf Krebsen, Fischen, Raufen, Obststehlen, Bauernfoppen, aber auch auf das Festefeiern, wie es der Lauf des Kalenders und der Arbeit bringt, Flegel-, Sichel-, Spinnfeste, Erntefeste, Neujahr. Die Berner, wenn sie noch echt und urtümlich sind, sind ein ebenso ernstes wie leidenschaftliches Volk, in Arbeit, Krieg und Freude gleicherweise zum Durchgreifen geneigt. Dazu kommt das Leben auf dem väterlichen Hof. Der Pfarrhof ist ein Bauerngut mit allem, was dazugehört, sogar Knechten und Mägden. Gotthelf hütet das Vieh, wettert durch den Wald, träumt an Weidefeuern, und wenn es ihm erlaubt ist, Tiere zu halten, so pflegt er sie mit eifriger Treue. Er stammt aus einem Schlag Menschen, der immer etwas unter der Hand haben muß, bei dem Besitz und Arbeit altheilige Begriffe sind und zur Lebensherrschaft gehören. Neben dem Gewissensdruck des Vaters hat er die Freiheit in vollen Zügen genossen, und noch unter den Augen des Alten will sie sich fortsetzen als Trotz, Störrigkeit und Widersetzlichkeit. Darin ist er einig mit seinem jüngern Bruder Fritz, der in seinem Leben noch eine große, aber dunkle Rolle spielen wird, in allem ihm ähnlich, gleich unbotmäßig und heftig, aber in der Moral weniger wert. Was bei Albert wilde, aber sonst gerade und saubere Natur ist, das erscheint bei Fritz schon früh mit einem Einschlag von Lumperei, und Albert hat einen Streitpunkt mit dem Vater mehr. Es muß Auftritte von gegenseitiger

Maßlosigkeit gegeben haben, zwischen denen die Mutter etwas farblos und ohne eigene Umrisse steht, auch ohne Gemütstiefe, ohne echte Religiosität und daher auch ohne wahre Mutterschaft.

Im Gymnasium tut er sich nicht in den humanistischen Fächern hervor, sondern in Mathematik und Physik, daneben reizen ihn Philosophie und Geschichte, und ganz selbstverständlich ist es, daß ihn die Kampfstellung gegen den altgläubigen Haustyrannen ins Lager der Aufklärung treibt. Bei allem klagt er über sich, daß ihm die Gaben fehlen, um sich über die Mittelmäßigkeit zu erheben. „Nur mit der größten Anstrengung kann ich mich zur Gründlichkeit gewöhnen, ohne welche alle Studien vergebens sind." Das Frühelend des Weltjammers und des Verlorenheitgefühls macht er gründlich durch, entsprechend der heißen Leidenschaftlichkeit, die nun einmal sein Wesen bestimmt, und der rücksichtslosen Ehrlichkeit, aber ebenso gründlich sind seine Ausschläge in die Tanzsäle, ist seine Radaumacherei und sein Leben eines lachenden Mitmachers, wenn nicht Anführers. Daneben erscheint zum erstenmal eine Quelle vielen Verdrusses, die noch oft Bitterkeit in sein Leben tragen wird: sein unersättliches Bedürfnis, sich hervorzutun, bringt ihm beim Theaterspielen eine Niederlage ein, weil ihn sein Berner Dialekt auf der Bühne unmöglich macht, sogar auf Berner Boden. Die Eigenheit entspringt einem Mangel an Wandlungsfähigkeit, der aus zwei Zügen zusammenfließt: aus granithafter, unveränderlicher Echtheit und aus beinahe wilder Selbstverliebtheit trotz oder gerade wegen seiner fast zerstörerischen Einsicht in seine Mängel. Als theologischer Kandidat wirft er sich aufs Lehramt mit angeborener Leidenschaft und geht sofort zum Angriff gegen Orthodoxie und den gerade aufkommenden mystischen Pietismus vor. Mit ungeduldigem Verdruß wohnt er den Übertritten zum Katholizismus und dem Treiben einer mystischen deutschen Baronin als das Sonnenweib aus der Offenbarung auf Schweizer Boden bei. Der Zeitkrankheit setzt er einen zornigen und tumulthaften Liberalismus entgegen, der das Familienleben im Vaterhaus und seine Stellung darin nicht erleichtert haben wird.

Den ersten festen Anhalt im Leben findet er im Schulunterricht, durch den er dem „verfluchten Schlamm der Theologen" zu entkommen hofft. „Mir gefällt es unter meinen Buben recht wohl", schreibt er an den Freund Fetscherin. „Sie sind mir lieb und recht wackere Kameraden... Ich halte dafür, daß in diesem Alter das Lernen nicht das Höchste sei, sondern Entwicklung des Charakters und Bildung desselben, daher muntere ich sie zum Lärmen auf, mache selbst mit, was das Zeug halten mag. Während der Stunden aber handhabe ich die strengste Ordnung... Mit was ich mir die Buben vorzüglich gewann, war das Erzählen, wozu ich Gegenstände aus der alten Geschichte, besonders der vaterländischen, nahm, und jede derselben schloß ich, wie ehemals Cato: sie sollen nur sehen, daß das Höchste die Freiheit, das Recht, daß für diese alles aufgeopfert werden müsse, daß den Mutigen immer Ehre, den Feigen immer Schande

treffe." In diesen Sätzen offenbart sich erstmalig der Grundplan seiner Natur. Es erscheint eine völlig unumwundene Männlichkeit und eine vornehme, entschiedene Bedenkenlosigkeit im Darlegen des sittlichen Gehalts mit seinem hohen Dreiklang: Freiheit, Recht, Ehre. Auch der Begriff der Kameradschaft erscheint bereits darin in einer Zeit, in welcher der Schulbüttel und die mechanische Lernerei in der Schule alles war.

Die Kameradschaft pflegt er auch im burschenschaftlichen Leben, wo er leidenschaftlich und begeistert mittut. Die ganze studierende Jugend ist in Aufruhr. Hier auf der Erde will man seinen Himmel haben. Auflehnung gegen alle veralteten Gewalten ist die Losung. Er bekommt einen Rüffel als Rädelsführer beim Protest gegen einen obrigkeitlichen Wahlentscheid. Aus der ganzen Bewegung kristallisiert sich der Anspruch auf Mündigkeit und Selbständigkeit der studierenden Jugend heraus durch die Gründung der „Zofingia", eines nationalen Studentenvereins im Städtchen Zofingen. Die Zofingia wurde bald berüchtigt durch „rohe Kordialität". Auf den Gelagen der Sektionen ahmte man handfeste deutsche Studentenbräuche nach. Andrerseits ging aus dieser Generation eine ganze Reihe grundsätzlich richtunggebender eidgenössischer Erscheinungen hervor, denn es wird da nicht nur gekneipt und randaliert, sondern es werden auch die wichtigen Fragen des Vaterlandes und des Daseins überhaupt verhandelt.

Das Wesen schlägt sich auch bereits in Manuskripten nieder, die hoch geladen sind mit Philosophie und kühn gespannten Gedanken, bedeutend weniger geordnet als eruptiv wie ein Vulkan in einer mächtig erwachenden Frühlingslandschaft. Immer steht die Rauchfahne seines Zornes über den blühenden Tälern und über klingenden Geisblattlauben; in diesen sitzt er selber mitsingend, so rauh es tönt, prahlend, tändelnd, den Geistreichen spielend und sozusagen unterirdisch erschüttert von der Gegenwart des andern Geschlechtes, das er mit allen aufgerissenen Sinnen in sich hineintrinkt, ohne je satt zu werden, zumal er davon nie mehr einfängt als den Klang, den holden Schein und den Duft. Das genügt aber, um ihn in einer dauernden schweren Erregung zu erhalten. Dabei hört er nicht auf, sich selbst zu mißtrauen. Er hält sich immer für den Gefoppten, argwöhnt, daß er ausgelacht wird, und ganz wohl ist ihm nur, wenn er eine der Schönen füttern kann: wenn es ihm gelingt, das Wesen in ein Tun umzusetzen und ins Urverhältnis hineinzugelangen. Was er tun kann, dessen ist er sicher, und nur dessen. Er ist der Bär unter der spielenden Meute, der noch nicht flügge Adler im Hühnerhof.

Im Sommer 1820 besteht er sein theologisches Examen mit Erfolg. Eine Weile wirft er sich wieder auf die Schule. Im nächsten Jahr geht er mit einem Stipendium nach Deutschland, um die Welt kennenzulernen und in größeren Verhältnissen vollends frei zu werden. Das Studium spielt dabei keine große Rolle mehr. Er läßt sich Schnurrbart und Backenbart wachsen, bei ihm äußerst ernstgenommene Ereignisse, spielt Karten, raucht und hält sich im wesentlichen

an seine Landsleute. Wie er endlich doch in die Gesellschaft kommt, erweist er sich als ein solcher Hinterwäldler, daß er dort aus seiner Ecke, die er gleich bezieht, nur Spuk und Verlogenheit beobachtet. Er hält sich über die „Ölgötzen-Figuren" der deutschen Kommilitonen und die Zimperlichkeit der Damen auf. Da er gleich seinem Landsmann Gottfried Keller sich nicht mittenhinein wagen darf, erlebt er nur ein ärgerliches Kasperlspiel. Dabei hat er immer eifrig gegen den Vater und die Heimat seinen Aufenthalt in Deutschland zu verteidigen. Er prahlt mächtig und trägt dick auf. „Die Gefälligkeiten aller Art, Höflichkeit und Achtung, die man mir erwies — wem konnte ich Fremder sie zuschreiben als meinem Verdienst und Vorzügen! Wenn du einmal vielleicht meine Reisebeschreibung zu lesen kriegst, die ich vielleicht schreibe, so wirst du staunen, wie ich gefeiert wurde."

Eine immer bebende Neugier hält ihn in Atem. Später wird er als Vikar in alle Verhältnisse hineinriechen und sogar in Mädchenalkoven eindringen. Es ist das einzige, was sich im derzeitigen Zustand, der die Erfüllung verwehrt, „tun" läßt; getan muß aber etwas werden. Nebenher sammelt er ungeheures Material für seine spätern Romane, einen Schatz an Menschenkenntnis und an Einblicken in Natur und Zustände, wie ihn kein zweiter deutschschreibender Dichter besaß. Er lebt wie ein Hungernder, dem das Essen verboten ist und der gewaltige Vorräte an Lebensmitteln aufspeichert, auf den Tag hin, an dem er sich selber zur Tafel setzen wird. Bei dieser Hochgespanntheit, die beinahe eine Überspannung ist, besteht die Gefahr, daß der große Tag eine Enttäuschung sein wird. Mit dem Meer erlebt er bereits einen Vorgeschmack: als er es endlich zu sehen bekommt, ist es ihm bei weitem nicht groß genug. „Ich hatte es anders erwartet!"

Der wahrhaft große Eindruck dieser Reise wird für ihn der Prior eines freien Seminars für Geistliche in Hannover. „In hohem Stuhl sitzend", erzählt er von ihm, „glich er einem alten Seher, der, die Zukunft erschauend, seinen Schülern das Kommende verkündet und das Gegenwärtige erklärt." Die Zeit der Fürsten sei vorbei, in Napoleon habe sich ihre Schuld und ihr Untergang symbolisch verkörpert. Nun versuche man überall die Völker mit halben Maßregeln zu beschwichtigen, die Nationen kämpften noch vereinzelt und darum erfolglos um ihre Zukunft. Aber eine ungeheure Veränderung werde sichtbar: die Massen wüchsen zu immer größeren Dimensionen, seien immer schwerer zu unterhalten und von den Thronen abzuwehren. In einer solchen Zeit müsse auch der Theologe den Wahn abwerfen, daß das Gute durch bloßes Predigen zu erreichen sei. — Die Begegnung muß ihm einen mächtigen und nachhaltigen Eindruck gemacht haben, zumal die letzten Worte seine eigene Richtung ausdrücken: Zugreifen, etwas tun, einrichten, bauen, handeln.

Als Vikar geht er mit der ihm eigenen Freiheit von jedem Umschweif an die Verwirklichung. Er wirft sich vor allem wieder aufs Schulwesen, bringt die

Bauern dazu, ein neues Schulhaus zu bauen, greift in die Armenpflege ein, stiftet Versöhnungen, alles aus der entschlossenen Überzeugtheit, daß der Mensch seine Erfüllung hierseits suchen müsse und nicht jenseits. „Wo ist wohl ein besseres Wohnen als hier?" sagt er in der Aufrichte-Predigt. „Laß, o Gott, auch uns Menschen gut und schön werden wie das Land ... daß ... der Menschen Ruhm sich verbreite."

Weltlicher kann ein Pfarrer nicht mehr beten. Aber der Rückschlag tritt ein. Sein Gesuch um Überlassung dieser Pfarre, die er nun schon so gut kennt, wird trocken und kurz abgeschlagen als nicht gesetzlich. Ein früherer Zimmergenosse erhält sie, und sofort bricht eine erbitterte Feindschaft zwischen beiden aus, die bis ans Ende vorhält. Die Niederlage kann auch sie nicht leichter machen. „Der Tod meines Vaters zerstäubte die Ideale!" schreibt er vollends in der Autobiographie. Gleich steht er auch gegenüber seiner Vergangenheit und seiner Haltung darin richtend und urteilend. In der Abschiedspredigt bezieht er Stellung neben seinem Vater. Unter den zerstäubten Idealen meint er die liberalistischen, denen er nun absagt. Er erkennt in der Haltung seines Vaters, sobald er von dessen Druck entlastet ist, die höhere Größe und die eindrucksvollere Geschlossenheit. Die erlittene Bitternis von seiten des neuen Systems beschleunigt nur den Anbruch der Selbstbesinnung, gekommen wäre sie so oder so, denn er ist seiner ganzen Anlage nach ein echter bernischer Aristokrat und Autokrat.

In Herzogenbuchsee treibt er es wie vorher. Er klagt, daß er zwei Jahre lang schlecht angesehen war und vieles leiden mußte wegen seines Zerwürfnisses mit dem Freund um des Vaters Nachfolge, das im ganzen Land Gerede machte. Da ihm die mächtige Genugtuung versagt geblieben ist, in des Alten Fußstapfen zu treten, wirft er sich in ein wahres Schlachtfeld von Tätigkeit, das die Kraft eines einzelnen Mannes eigentlich weit überfordert. Vornean steht immer wieder die Schule. Er entwirft Eingaben an die Regierung. Er kämpft für andere. Er führt für die Gottesdienste einen Kinderchor ein. Dabei spricht er von sich als von einem halbverwilderten Jäger, der sich kaum ein sitzendes Leben angewöhnen kann. Er streift zu Pferd im ganzen Land herum. Er jagt in Moor und Wald. Auf den Höhen des Jura sehen ihn einsame Wanderer toben. Er hat einen so wilden Überschuß an Kraft, daß er nicht damit fertig werden kann. Zugleich weiß er genau Bescheid in jedem Haus. Er scherzt mit den Mädchen, plaudert ernsthaft mit den Frauen, sitzt im Wirtshaus mit den Mannen beisammen. Seine Predigten entwirft er auf weiten Gängen. In der Nacht steigt er auf der Leiter aus dem verschlossenen Pfarrhaus, um mit Freunden die Nacht hindurch zu toben und im Morgengrauen auf dem gleichen Weg zurückzukehren. Auch verkleidet als Fuhrmann will man ihn gesehen haben. Immer noch sind ihm die Weiber ein „Rätsel". Schließlich gerät er wieder in Streit mit der Behörde wegen einer Schulfrage, bekommt mächtige Feinde und wird abberufen: wieder die grundsätzliche Niederlage in einem tiefen menschlichen Recht.

Das ist die Linie, die durch sein ganzes Leben geht. Die Julirevolution begrüßt er begeistert. Sie kostet ihn die Stellung in der Schulkommission, weil seine pädagogischen Grundsätze von seinen Kollegen abgelehnt werden. Das ist in der Stadt Bern, wo nach den Jahrhunderten großer Geschichte das Leisetreten eingezogen ist. Auch dies Vikariat endet mit einer Niederlage: seine Bewerbung um eine freigewordene Pfarre wird abgeschlagen, statt dessen wird er nach der abgelegenen Gemeinde Lützelflüh versetzt. Als er im Winter hinausreitet, ist es wieder leer um ihn. Er hat alle Beziehung zum Leben verloren. Die große Frage „Wozu?" gähnt ihn an. Von Lützelflüh weiß er von vornherein, daß es eine der schwersten Gemeinden überhaupt ist, außerordentlich groß, reich, breit, hart, der Boden mit Steinen und Geld gepflastert, die Menschen schwer zugänglich. In Lützelflüh beginnt von Stund an seine Einsamkeit . . . jene wohltätige Verlorenheit und Absonderung, die der Fruchtboden jedes wahren innern Wachstums und jeder geistig-seelischen Entfaltung sind. In der dünnen, kühlen Luft von Lützelflüh wird Albert Bitzius zum Dichter Jeremias Gotthelf. Da ist er fünfunddreißig Jahre alt.

Leicht ist es ihm nicht gefallen. Seine Geburtsstunde wird nun einmal vom Mars regiert, und die Gewitterhaftigkeit ist die Stimmung seines Lebens. Den Abschluß der lange dauernden Frühzeit bildet auch äußerlich die Verheiratung mit einer Pfarrersenkelin, Henriette Elisabeth Zeender, bei achtundzwanzig Jahren nicht mehr überjung und ihrer farblosen, unausgeprägten Art nach bestimmt nicht eine Erfüllung irgendwelcher stürmischen Ideale.

Man könnte sagen, daß seine ganze Gemütskraft und Liebesfähigkeit mit seiner Phantasie auf die Reise gegangen ist und jetzt schon zu weit voraus, als daß er sie noch zurückrufen könnte. Zeugnisse besonderer Liebe oder Zärtlichkeit besitzen wir von den beiden nicht einmal aus den ersten Jahren. Sie hat ihm ordentlich Haus gehalten, war seinen Kindern eine zulängliche Mutter und ihm später eine von ihm geschätzte erste Kritik für seine Dichtungen. Später leidet sie viel an Kopfschmerzen. Die Briefe handeln nur von ganz alltäglichen Dingen. Neben seiner Ehe treibt er ungestört sein Männerwesen weiter, sein Freundesleben ist ungleich stärker und reicher entwickelt als sein Liebesleben.

Sein großes Erlebnis im Emmental soll ihm von ganz anderer Seite kommen, und bezeichnenderweise erwächst es seinem Tatendrang. Er betreibt die Gründung eines Erziehungsheims und bringt es trotz dem Geiz seiner Bauern dazu, daß er das erste Haus im Jahr 1834 mit fünfzehn Jungen eröffnen kann. Dies Heim wird ihm zur eigentlichen Familie, und er wird im wahrsten Sinn zum Vater seiner Pflegebefohlenen. Er marschiert zu ihnen hinüber, so oft er irgend kann, kennt sie alle mit Namen, nach ihrer Herkunft und ihren Begabungen, tafelt mit ihnen unter dem großen Birnbaum, sorgt nachher für sie und hält sie auch nach dem Austritt aus der Anstalt zusammen, und immer weiß er genau, wieviel

Kühe, Schweine, Hühner und so weiter auf dem Hof sind. Trotz allem fürchten sie ihn ein wenig wegen seiner Gewitterhaftigkeit.

Langsam tastet er sich nun auch zum Dichter vor. Aus dem ständigen Kampf für seine Armen und gegen die öffentliche Wirklichkeit mit ihrer Politikasterei, ihrer Armennot, ihrer Volksverwahrlosung, ihrem einheimischen und fremden Demagogenwesen, der Amterjägerei und der Überheblichkeit der einflußhabenden Kreise, aus seinen Zeitungsaufsätzen, die sich damit befassen, und die wegen ihrer starken Sprache unangenehm auffallen, entwickelt sich langsam der erste Roman; es ist der „Bauernspiegel", der 1838 im Druck erscheint. Da ist Gotthelf einundvierzig Jahre alt. In der Zeit der Entstehung stirbt seine Mutter und fällt sein verkommener Bruder, der immer drückend auf seinem Leben gelegen hat, in einem Gefecht auf dem Balkan. Es ist, als ob durch diese letzte Abrechnung des Schicksals erst sein Weg ganz frei geworden wäre. Er hat noch zu Vaters Zeit ein ziemlich hohes Darlehen Fritzens wegen aufnehmen müssen, das ihn lange nicht wieder hochkommen ließ. Jetzt ergießt sich dies ganze langwierige, traurige Erlebnis in die Dichtung. Aus einer eigentümlichen Mischung von eigenen und von Zügen des Bruders spiegelt er die Summe seiner Erfahrungen, zeigt sich selbst den Untergang, an dem er mit Mühe vorbeikam, und das gute Teil des Bruders rettet er mit dem eigenen in eine freie soziale Mission hinein, die er für den heimgekehrten Kriegsinvaliden geistreich erfindet. Außerdem zieht er öffentliche Zustände der Armenpflege mit unerhörtem Freimut ans Licht, so daß das Buch einen gewissen Skandal erregt und dadurch ein Erfolg wird.

In dem ergreifenden Brief an seinen Vetter Carl Bitzius beschreibt er noch einmal, wie er in seinem ganzen Leben darniedergehalten wurde, wie man ihn zurücksetzte, ihn als schlechten Prediger verschrie, ihn von Ämtern verdrängte, ihm unbescheidene Zudringlichkeit vorwarf, wie er in der Gemeinde nur durch „verfluchtes Zuwarten" Boden gewinnen konnte, Mißtrauen zu ertragen hatte, von allen Seiten gelähmt, und wie sein unterdrücktes Leben endlich durchbrach. „Es tat es in Schrift. Und daß es nun ein förmlich Losbrechen einer lange verhaltenen Kraft, ich möchte sagen, der Ausbruch eines Bergsees ist, das bedenkt man natürlich nicht ... So ist mein Schreiben gewesen ein Bahnbrechen, ein wildes Umsichschlagen nach allen Seiten hin, woher der Druck gekommen, um freien Platz zu erhalten."

Das Feindeslager tobte so laut, daß er für das zweite Buch, die „Leiden und Freuden eines Dorfschulmeisters", das Pseudonym wechselte. Diese Dichtung hat noch einmal ungefähr den Lebensverlauf und die Problemstellung des ersten, aber an Stelle der Armenpflege tritt nun das Schulwesen als soziale Umwelt in Erscheinung. Man muß historisch denken, um zu ermessen, was für ungeheuerliche Neuerungen diese Stoffgebiete waren und wie sie den damaligen Ameisenhaufen der öffentlichen Meinung politisch und literarisch aufwühlten. Bis Tolstoi kam nichts mehr von gleicher Wucht, Kenntnis, Größe und auch Brutalität. Gotthelf



Illustration von Ludwig Richter zu Gotthelfs „Besenbinder von Rychiswyl"

ist größer und tiefer als Zola, doch Zola ist ihm literarisch überlegen. Keiner von beiden übertrifft ihn an unheimlicher Kenntnis seiner Menschen und Zustände. Auch als großdeutscher Dichter und Aufdecker hätte er Anfeindungen auszustehen gehabt, aber in einem größern Raum wäre er ihnen nicht so rettungslos ausgeliefert gewesen. „Du dürftest gezeigt haben", schreibt ihm sein Vetter Carl, „daß man wenigstens Feinde aus der Erde stampfen kann. Aber ohne Not, ohne Pflichtgebot sich allmählich ein Heer von Feinden auf den Hals laden, Feinde in der Regierung, Feinde unter den Armen, Feinde in der Vaterstadt — das hieße sein eigenes Glück und die Zukunft seiner Familie vielleicht ebenso mutwillig untergraben, wie es Dursli (die Untergangsfigur in der Erzählung ‚Dursli der Branntweinsäufer') tat." Er fühlt das Wahre in diesem Vorhalt, und mit dem Roman „Uli der Knecht" tritt er in die große Zeit seiner Dichtung, in seine eigene Klassik.

Nunmehr wird es ewig um ihn, weit, urtümlich. Aus der eingesammelten Saat seiner Erfahrungen und dem gestapelten Reichtum seines Besitzes an Menschlichem wächst die heilige Zeitlosigkeit des Daseins empor und erblüht erschütternd das gültig Schicksalhafte, hinter dem es keine weitere Offenbarung mehr gibt. Politische Gegner schreiben ihm Drohbriefe. Er sieht geballte Fäuste wütender Bauern vor seinem Gesicht fuchteln. Aus einem Haus seiner Gemeinde ertönt höhnisches Gelächter, sobald er daran vorbeigeht. Aber unter seiner gesegneten

Hand entstehen nun die Wunderwerke seiner dichterischen Eingebung, die beiden Bände von „Uli der Knecht" und „Der Pächter", „Anne Bäbi Jowäger", „Käthi die Großmutter", „Die Käserei in der Vehfreude", „Zeitgeist und Bernergeist" und daneben eine lange Reihe von Erzählungen vorzeitlichen, historischen und gegenwärtigen Charakters, nicht zu reden von den Schriften politischer und religiöser Art, die immer noch von seinem Schreibtisch ausgehen, denn zum Predigen, Lehren und Kämpfen für das Rechte und Gute drängt ihn nach wie vor seine ganze Natur. Daneben tritt immer mehr die priesterliche Seite seines Wesens hervor. Die aber hat Wurzeln, die tief in das Vorzeithafte des Volksdaseins hinabreichen.

Unter jeder politischen Decke und unter dem klugen Gespinst zeitweiliger Systeme dauert unerschütterlich das heimliche Volk weiter mit seinem machtvollen Wissen um Zuvorgewesenes und Ewighaftes. Dieser protestantische Pfarrer des neunzehnten Jahrhunderts hat eine fast grauenhafte Nachbarschaft zu den mystischen Gestalten und Erscheinungen der Vorwelt. Seine Erinnerung ist noch voll von Druiden und Fabeltieren, die einmal übermächtiges Urerleben waren, bevor sie in den Traum des Volkes eingingen. Einen reichen, gefährlichen Abgrund von wildgroßem Frühleben spiegelt er in seinen Erzählungen, das unter seiner schöpferischen Hand wieder unheimlich lebendig wird. Er versteht noch die Beschwörung des Erzpriesters und beherrscht die gehüteten Worte des großen Zaubers. Er lebt tief und mit der Selbstverständlichkeit dessen, der dazugehört, im Blutinstinkt seiner Sippe und seines Stammes. Seine vermeintliche Naivität ist fürstliche Überlegenheit, und Mühen hat er nur durch die Not der Mitteilung an das späte, großer Worte und Haltungen entwöhnte Geschlecht, das seine Sprache nicht mehr spricht. Denn was er mitzuteilen hat, ist ja das Übermenschliche, das Unerforschliche, das Urwesen, das Raunen und Spinnen der grauen Ältermütter und der wuchtige Gang der Vorväter, die den Heutigen die Fundamente ihres Daseins bauten aus riesigen Quadern zur unaufhörlichen Dauer. Die Saga des Bernervolkes hat er geschrieben hintergründig, bluttief, abgrundehrlich und gott-zu-gewandt. Seinem gemütsfruchtbaren Stamm hat er das gegeben, was man den Mythus eines Volkes nennt, den Daseinssinn, das Urbild, die ewige Richtung, und etwas Größeres kann keiner geben. Seine Erzählungen sind das gestaltenreiche Weiterweben aus dem Grundgeheimnis, das schöpferisch schlummert und träumend schafft zwischen den Bergen und Wäldern jeder Heimat, sie sind lebendig gewordene Landschaft, und die Landschaft ist das bewegte Kleid ihrer Menschen, Wiege, Werkstatt, Schlachtfeld, Festplatz und das Grab als Tor zur Ewigkeit.

Das unendliche Gebären und das unendliche Zerstören, das hat er erlebt und begriffen bis tief hinab in die Gräber und Wurzelbereiche, was dasselbe ist. Daher begleitet ihn auch durch das ganze Leben diese gotterfüllte, ungeheure Erregung. Er hat sich nie „gewöhnt", er ist nicht zur „Beruhigung" gekommen. Was tun wir mit Gewohnheit und Beruhigung in dem ewigen Wallen und Weben?

„Ruhig" ist die niedergesunkene Asche. Unruhig ist das fruchtende und treibende Sein. „Ungewöhnt" ist der unaufhörliche Prozeß der Neubildung, das Spiel der Entfaltung, der ungeheure Gang der Abwicklung, Umwälzung, Neuanpassung, gotthafter Willensantrieb, das heilige Müssen, hinter dem es keine weitere Erklärung gibt. Darum ist Gotthelf auf das Absolute eingestellt. Fertig und abgeschlossen ist bei ihm nichts, so wenig wie bei einem andern wirklich fruchtbaren Geist. Er spielt nicht seine Figuren und Geschehnisse in ein zierliches Ornament aus. Er schafft kein stilistisches System. Sein Humor ist ungeheuerlich und riesenmäßig. Er ist kein Stadtbürger. Eine politische Ordnung kann man auf ihn nicht gründen. Seine vollerblühte Lebensrose schleudert Düfte von Urgewalt aus und gleicht eher einem Vulkan als einer zierlichen Ziselierarbeit. Mit einer unbedenklichen Naturgewalt, wie sie bloß der hat, der von sich zuletzt doch nicht weiß, bricht seine Vitalität in eine Zeit ein, die sich endlich „beruhigen" und „einrichten" will, die nach Systemen und Ornamenten ausschaut, die sich vom beunruhigenden Urwesen abkehrt, weil sie nicht mehr die Kraft dafür hat.

Gewiß, künstlerisch und intellektuell ist ihm Gottfried Keller überlegen und hat mit manchem scharfen Tadel recht. Aber er hat eine Geistnatur getadelt, eine Urerscheinung, die an Wucht, Kraft, Lebensbeherrschung und an Wissen vom abgründig Menschlichen ihn weit überragt. Gotthelfs stürmische Dynamik, seine kosmische Weite, sein abgründiges Herkommen, seine königliche Ablehnung der bürgerlichen Behelfe und der politischen Kunststücke, sein urtümlicher Sinn für die Unmittelbarkeit und Höhe des gottgeschaffenen Menschen im Umgang mit Leben, Welt und der Gottheit selber — alles das widerspricht dem Ideal des gerade heraufziehenden bürgerlichen Liberalismus. Ihm ist Politik um der Politik willen etwas, das überwunden werden muß, eine zeitweilige Krankheit, ein Fieberzustand, hinter dem das hohe, selbstgeführte Sein des unmittelbaren Zustandes einziehen muß. Seine Tragik ist, daß er hundert Jahre zu früh zur Welt kam.

Hinter seiner Leiche ging ein ganzes Volk. Alle Insassen seiner Erziehungsanstalt und viele, die er in die Welt hinaus entlassen hatte, begleiteten ihn zum Grab. Acht erwachsene Söhne aus seiner weitverbreiteten Fürsorgefamilie trugen seinen Sarg. Das gesamte Land horchte auf bei der Nachricht von seinem Ende, die nun vieler Verfolgung und Meinungsverwirrung ein Ende machte.

Sein Herz hat der leidenschaftlichen Entfaltung dieses Lebens nicht länger als siebenundfünfzig Jahre standgehalten. Jetzt steht er da als der mächtigste und edelste Zeuge seines Volkes. Wer ihn erfahren hat, der stellt nicht mehr die Frage nach dem Eigenleben seiner Nation.

Fraunhofer — Zeiß — Abbe

1787—1826 1816—1888 1840—1905

Von

Paul Karlson

Ein Knistern in den alten, rissigen Wänden, ein drohendes Knarren und Krachen der alten Balken. Und schon poltert die Decke nieder, und mit gräßlichem Donner stürzt das ganze Haus zusammen. Hart und furchtbar dröhnt der Schlag durch die engen Münchener Gassen. Stille folgt, und aus der aufsteigenden Staubwolke dringt nur das leise Rascheln niederrieselnden Schutts und dann das Stöhnen der Verschütteten. Zwei Menschen liegen unter den Trümmern des niedergebrochenen Hauses, in dem die Werkstatt des Spiegelmachers Weichselberger sich befand — die Meisterin und der vierzehnjährige Lehrjunge.

Wie ein Lauffeuer verbreitet sich die Nachricht in der Residenzstadt. Der Kurfürst Maximilian eilt an die Unglücksstelle. Wie durch ein Wunder lebt der Junge noch, man hört ihn reden und kann ihn vier Stunden später, wenig verletzt, aus dem Balkengewirr bergen.

Einige Tage darauf steht der blasse Lehrjunge wieder vor seinem Kurfürsten. Ja, er hieße Fraunhofer, Josef, Sohn eines Glasermeisters aus Straubing. Am 6. März 1787 sei er geboren, als letztes von elf Kindern, und beide Eltern seien gestorben, als er elf Jahre alt war. Klein und schwächlich ist der Junge. Man glaubt ihm gern, daß seine Kräfte zum Drechseln nicht ausreichten und daß ihn seine Vormünder für einen anderen Beruf bestimmen mußten. Nun soll er fünf Jahre bei dem Spiegelmacher, Meister Weichselberger, lernen, dreiviertel Jahr der sechsjährigen Lehrzeit habe man ihm erlassen, weil er schon im Geschäft seines Vaters geholfen und die ersten Handgriffe erlernt habe. Es will dem Kurfürst scheinen, als sei dieser bescheidene Knabe mehr als ein gewöhnlicher Lehrjunge; er beschenkt ihn mit 88 Gulden und empfiehlt ihn dem Geheimreferendar Utzschneider, der möge ein Auge auf ihn haben. Was er mit dem vielen Gelde beginnen wolle, fragt Utzschneider den Jungen. „Die Optik erlernen", soll Fraunhofer geantwortet haben.

Die Optik — was mag er darunter verstanden haben? Linsen schleifen jedenfalls, Brillen machen, vielleicht auch „Fernröhre", die er mit staunenden Augen auf dem Jahrmarkte gesehen hat. Utzschneider verschafft ihm ein paar Bücher über Optik. Ohne viel Zutrauen, denn es stellt sich heraus, daß des Lehrjungen Schulbildung gleich Null ist. Er kann zur Not lesen, aber weder schreiben noch rechnen. Der alte Weichselberger hält nichts davon — die Jungen sollen sich nicht durch dumme Gedanken von der Arbeit abhalten lassen. Aber nun Fraunhofer die

Bekanntschaft mit den hohen Herren gemacht hat, setzt er es wenigstens durch, daß er die Feiertagsschule besuchen darf. Was er da lernt? Lesen und Schreiben, Kenntnis der Ziffern, Kopf- und Tafelrechnen, einige Giftpflanzen, Regeln über Höflichkeit und Gesundheitslehre, dann Geschäftsaufsätze (Rechnungen, Schuldscheine usw.), Anfänge der Erdkunde, Kenntnis der Stadt-, Natur- und Kunstprodukte, Anstandsregeln. Das ist der Wissensstoff, mit dem Fraunhofer, siebzehn Jahre alt, ins Leben tritt. Fünfzig Gulden besaß er noch immer von dem kurfürstlichen Geld; mit ihnen kauft er seinem Lehrherrn das letzte halbe Jahr der unerträglich öden Lehrzeit ab. Außerdem besitzt er eine Glasschneide- und eine Schleifmaschine. Er hat Bekanntschaft mit dem Optiker Niggl geschlossen und einige Kenntnisse im Linsenschleifen erworben.

Daneben aber besitzt Fraunhofer ein paar Bücher über Optik. Niemals hätte ihm der grimmige Weichselberger Licht in seiner fensterlosen Kammer gestattet. So ist Fraunhofer Sonntag für Sonntag vors Carlstor gezogen, und unter einem Baum auf der Wiese sitzend, hat er sich in die Formeln der rechnerischen Optik vertieft. Wundert man sich über die Abstraktionsfähigkeit, über den unmenschlichen Fleiß des Jungen? Aber die Formeln leben für Fraunhofer, sie sind die eigentliche und höhere Wirklichkeit, in der er lebt, und sein ödes Dasein als Spiegelmacher sinkt zu einem Traum zurück. Vor seinem Auge formen sich die Linsen und Spiegel; helle Lichtstrahlen ziehen geometrische Figuren, sie werden gebrochen und wieder aufgefangen, Prismen zerspalten das Licht und fügen es wieder zusammen. „Aber auch unter Tags hatte er immer ein Buch über Optik im Sacke oder unter dem Rocke und entfernte sich unter dem Vorwande anderer Geschäfte, manchmal auf eine Viertel- oder halbe Stunde, zog dann sein Buch hervor, berichtigte seine Zweifel und sammelte sich neuen Stoff zum Nachdenken." Fraunhofer baut sich in diesen Jahren sein Reich — die Optik.

Die Lehrzeit ist um. Der Versuch, Besuchskarten in Kupfer zu stechen und sich so selbständig zu machen, schlägt fehl. Sehr wider Willen muß er noch einmal als Geselle zum alten Weichselberger zurück — kurze Zeit glücklicherweise.

Um 1800 gab es in Deutschland ein feinmechanisches Gewerbe in unserem Sinn überhaupt nicht. In Nürnberg, einstmals der Weltstadt des Handwerks, verfertigen Akkordschleifer billigste Linsen — oft zwei auf einmal, mit der rechten und linken Hand je eine Linse schleifend —, und marktschreierische Reiseverkäufer schwatzen den unwissenden Bauern die Schundware auf. Instrumente, die einigermaßen taugen sollten, bestellte man aus London oder Paris. Ein Fernrohr hieß damals kurzerhand ein „Dollond" — nach dem überaus tüchtigen Londoner Optikerhaus. Um hier Wandel zu schaffen, hatte der mechanisch sehr begabte und erfindungsreiche Artilleriehauptmann Reichenbach mit dem Uhrmacher Liebherr in München eine mechanische Werkstätte gegründet, die vorzügliche Instrumente, namentlich Feldmeßgeräte, baute. Aber die prächtigen Apparate blieben blind — es fehlte der Optiker, der sie mit Linsen versehen

hätte. In ihrer Notlage wandten sich die Teilhaber an Utzschneider, den unternehmungslustigen und erfogreichen Staatsbeamten, Fabrikherrn, Ingenieur und Baumeister, er möge mit Kapital aushelfen, vor allem aber das Glas herbeischaffen. Es zeigte sich indes, daß es damals keinen Mann deutscher Zunge gab, der optisches Glas zu schmelzen fähig war. So verpflichtete sich Utzschneider einen Schweizer, den Glasschmelzer und Schleifer P. Guinand, der in zäher und glücklicher Arbeit als Autodidakt ganz wesentliche Schmelzerfolge erzielt hatte. Guinand brachte seine wichtigste Erfindung mit, den Rührkolben; das ist ein tonüberzogener Stab, mit dem man die flüssige Glasmasse vollkommen durchrühren kann, ohne daß irgendwelche schädlichen Stoffe in die überempfindliche Schmelze geraten. In der ehemaligen Abtei Benediktbeuren richtete Utzschneider dem Schweizer Meister die Glasschmelze ein. Später wurde das ganze Institut dorthin verlegt. Der Optiker Niggl kam als Schleifer in das Institut. Ihm wurde 1806 als Gehilfe Utzschneiders alter Schützling Fraunhofer beigegeben. Wir wissen nicht, von welcher Seite der Anstoß zu diesem Schritt ausging. Es steht nur fest, daß der Astronom Schiegg Fraunhofers Kenntnisse prüfte und ihn zur Aufnahme empfahl. „Das ist der Mann, den wir brauchen, der wird uns liefern, was uns noch gefehlt hat", soll Reichenbach wenige Tage nach dem Eintritt des jungen Spiegelmachers gesagt haben. Wie recht er hatte, beweisen schon die nächsten Zeiten. Im ersten Jahr bereits liefert Fraunhofer eine komplizierte optische Studie über die günstigste Form eines großen Spiegelteleskops — eine Arbeit, die kaum ein Deutscher damals ihm nachgemacht hätte. 1807 wird Fraunhofer zunächst eine Art Werkmeister, der die Lehrlinge überwacht. Aber sehr bald rückt er weiter auf. Es scheint unmöglich, die Arbeitskraft des schmächtigen Jünglings zu überschätzen. Von Beginn an geht er über das Bestehende hinaus. Es ist ein Kampf um die Präzision. Mit jedem Tag nimmt seine Geschicklichkeit zu, und rascher noch wachsen seine Ansprüche an sich und seine Ideen über das, was einmal möglich sein müsse. Er ersinnt neue Arbeitsverfahren, die alle auf vollkommenere Flächengestaltung zielen. Er konstruiert eine Schleifmaschine, führt das Polieren nach dem Takt ein, baut genaue Fühlhebel. Und dann führt er in Benediktbeuren eine Probemethode ein, die mit einem Schlag die Genauigkeitsgrenze in Gebiete rückt, die der einfachen Mechanik immer verschlossen bleiben: das Farbenfleckpolieren. Wir kennen die Regenbogenfarben, mit denen eine dünne Ölhaut auf nasser Straße schimmert. Dieselben „Newtonschen Farben" — Newton hat sie zum erstenmal rechnend verfolgt — entstehen, wenn man eine Linse in eine zweite Hohllinse einpaßt, gewissermaßen in der dünnen Lufthaut zwischen beiden Linsen; sie sind eine Folge der Wellennatur des Lichts und verändern sich auf gesetzmäßige Weise mit dem Zwischenraum. Das Licht selbst mißt den Zwischenraum aus, die Lichtwellen, weniger als ein tausendstel Millimeter groß, werden damit zum Maßstab, der die tastende Hand des Schleifers führt und korrigiert. Zum erstenmal kommt Fraunhofer hier mit dem ätherischen Element in engste Berührung, das nun sein ganzes Leben beherrschen

wird — mit dem Licht selbst, und in den zwei, drei Anfangsjahren in Benediktbeuren wird er zum souveränen Techniker, dem sich das spröde Material willenlos fügen muß.

„Meine Beschäftigung ist also Aufsicht über das ganze Institut, das Schleifen der wichtigsten Gläser, Rechnung und Prüfung aller Gläser, dieses verträgt sich sehr wohl alles miteinander", schreibt der zweiundzwanzigjährige Fraunhofer 1809 an Utzschneider. Es ist angesichts der unwahrscheinlichen Leistung nicht mehr als billig, wenn er von diesem im selben Jahr in die Leitung des Unternehmens aufgenommen wird.

Nicht nur in Deutschland — in der ganzen Welt war die Optik damals ein Handwerk, eine „mechanische Kunst". „Künstler" nannten sich auch die Optiker, die Linsen schliffen und Fernrohre zusammensetzten. Wohl sagt die Theorie ungefähr, wie sich Lichtstrahlen verhalten, wenn sie durch so oder so geformte Linsen hindurchgehen. Aber der Nachdruck liegt auf dem „ungefähr". Man weiß, daß Fehler auftreten müssen, daß die Rechnungen nur angenähert richtig sind. Der praktische Optiker hat es in der Hand, durch geschicktes Probieren die genaue Form zu finden. Man weicht bewußt von der Theorie ab und überläßt sich der Werkstatterfahrung, dem Probieren und — dem Glück.



Josef von Fraunhofer
Zeichnung von Vogel von Vogelstein

Aber Fraunhofer wollte mehr, er wollte präzise Arbeiten, nicht nur im Handwerklichen, sondern noch mehr im Theoretischen. Er wollte das Probieren gänzlich ausschalten. Er gab sich nicht damit zufrieden, daß eine Linse glänzend ausfiel — sie sollte genau so ausfallen, wie er sie haben wollte. Aber trotz der Verbesserung der Rechen- und Arbeitsverfahren hielten die fertigen Linsen nicht das, was er sich versprochen hatte.

Er selbst sagte später von diesem Probeverfahren: „Die wichtigeren Ursachen, welche dies Verfahren nötig machten, sind, daß teils die Theorie der achromatischen Objektive noch unvollkommen war, teils, daß das Brechungs- und Farbzerstreuungsvermögen der Glasarten, welches bei der Berechnung als genau bekannt vorausgesetzt werden muß, durch die früher angewendeten Methoden nicht genau bestimmt werden konnte, teils endlich, daß man durch die Methode, deren man sich bisher zum Schleifen und Polieren der Gläser bediente, der Theorie nicht in dem Grad genau Folge leisten konnte, als es vorausgesetzt werden muß, wenn keine bemerkenswerte Undeutlichkeit entstehen soll." Die

Theorie — nicht die unzuverlässige Pröbelei, sollte nach Fraunhofers Willen den Vorrang haben: Fraunhofer wollte in Licht konstruieren.

Ernst Abbe sagt in seiner berühmten Rede über dies grundlegende neue Streben Fraunhofers, das diesen über den Handwerker hinaus zum Schöpfer der optischen Industrie überhaupt machte: „... wird doch längst keine eiserne Brücke mehr gebaut, ohne daß der Erbauer, noch ehe das Erz zu ihren Rippen aus der Erde geholt, schon genau angeben kann, wieviel Zentimeter sie sich durchbiegen wird, wenn sie nach drei oder vier Jahren fertig dasteht und der erste Eisenbahnzug sie befährt. So ist es aber auch auf diesen Gebieten nicht immer gewesen und so auch nicht in der Optik... Man darf also wohl die rationale Methode der Konstruktion technischer Erzeugnisse zu physischen Effekten im allgemeinsten Sinne die Fraunhofersche Methode nennen."

1809 wird Fraunhofer auf Utzschneiders Anweisung hin von Guinand, der allein nicht recht vorankam, in das Schmelzverfahren eingeweiht. In zweijähriger Arbeit stellen der alte Praktiker und der junge Optikus reines optisches Glas von unerreichter Qualität her, d. h. Glas, das genügend durchsichtig, schlierenfrei und frei von inneren Spannungen ist, die das Licht bei seinem Durchgang stören und das optische Bild verderben würden. Jahr für Jahr gelingen ihnen größere Scheiben. Äußerste Sorgfalt, peinlichste Sauberkeit und Reinheit aller verwendeten Substanzen, das scheint der wesentlichste Erfolgsgrund. 1814 macht Utzschneider in berechtigter Dankbarkeit seinen jungen Meister zum Teilhaber und schenkt ihm ein Kapital von zehntausend Gulden, das im Geschäft investiert bleibt. Fraunhofers äußeres Leben ist damit gesichert, aber wie vordem bleibt Arbeit das einzige, was er kennt, Arbeit Tag und Nacht, kaum daß er sich einen Spaziergang in die nahen Berge gönnt.

Wir müssen nachholen, weshalb gerade die Glasherstellung so wichtig war und weshalb die Engländer den großen Vorsprung erlangt hatten. Wir wissen, daß ein Glasprisma die Lichtfarben zerstreut, daß es sie in das Regenbogenband des Spektrums auseinander zieht. Rotes, langwelliges Licht wird am wenigsten gebrochen, blaues Licht mit seiner kurzen Wellenlänge muß sich die schärfste Ablenkung gefallen lassen. Nun, eine Linse bricht das Licht, und sie muß es, ganz unausweichlich, dabei auch zerstreuen. Das Bild einer billigen Lupe oder eines schlechten Opernglases ist immer von Farbsäumen umgeben. Man spricht vom „chromatischen Fehler", von der „Farbabweichung", die jeder Einzellinse anhaftet, eben weil sie die verschiedenen Farben verschieden stark bricht. Lange Zeit hat die Optik geglaubt, dieser störende Fehler sei prinzipiell unvermeidlich. Der Engländer Chester Moore Hall, und ihm folgend der Optiker Dollond bewiesen um 1750 das Gegenteil. Das normale Crown- (Kron-) Glas enthält im wesentlichen Kieselsäure, Natron und Kali. Fügt man noch ein wenig Bleioxyd hinzu, so erhält man das schwere Flintglas. Flint bricht das Licht viel stärker als Kron und zerstreut es auch viel kräftiger. Setzt man in geeigneter Weise eine Linse aus Kron mit einer

aus Flintglas zusammen, so können sich die Fehler, die jede Linse für sich haben würde, gerade aufheben, so wie zwei Fehler in einer Rechnung sich aufheben und zusammen ein richtiges Resultat liefern können. Dollond überraschte seine Zeitgenossen mit solchen zusammengesetzten Linsen, die keinen Farbfehler mehr aufwiesen, sondern überraschend klare und farbsaumfreie Bilder lieferten und die man „Achromate", Un-Farbige, nannte. Dollond hatte aus Nordengland eine große Lieferung vorzüglichen Flintglases sich gesichert. Aber sogar in England war es später unmöglich, gleich gutes Flint zu erhalten, und die Leistungen des Londoner Hauses gingen später zurück — ein Beweis, wie sehr man noch vom Zufall abhängig war.

Seit der Entdeckung der Achromate war die Aufgabe der Optik erleichtert und erschwert. Man durfte nun nicht allein Form und Abstand der Linsen wählen, sondern auch noch das Glas, dessen Brechungs- und Zerstreuungsvermögen für die Rechnung und die Bildgüte ausschlaggebend wurde. Man mußte also wissen, wie stark das Rot, Grün oder Blau gebrochen werden. Aber „Rot" und „Blau" sind verschwommene Bezeichnungen. Es ist so, als ob man von einem Hutmacher einen Hut „für einen Backfisch" verlangt. Backfische unterscheiden sich von Kindern und Erwachsenen, so wie sich das Grün im Spektrum von Rot und Blau abhebt. Aber der Hutmacher verlangt mit Recht nach einer genaueren Angabe, nach einem Maß, nach einer Zahl! Er will die Kopfweite wissen, sonst kann er nicht genau arbeiten. Auch der Optiker, und er noch mehr, verlangt nach einer Marke, mit der er die Stellung des „Rot" im Spektrum genau festlegen kann. Aber das Regenbogenband des Spektrums ist weich und harmonisch abgetönt, fließend verlaufen die Übergänge der Farben ineinander — es scheint hoffnungslos, eine feste Marke zu finden. Die ganze wissenschaftliche Welt hielt das für unmöglich.

Der Schmelzer Fraunhofer liefert dem Werk Glas von immer besserer Qualität. Der rechnende Optiker Fraunhofer kann sich mit Zutrauen an die schwierigsten Linsenberechnungen wagen, die selbst entwickelten Formeln — längst ist er über seine Lehrmeister Kügel, Euler und Seidel hinausgeschritten — tragen weit genug. Der Mechaniker und Schleifer Fraunhofer ist jetzt mühelos imstande, dem gegebenen Material genau die Form zu geben, die die Rechnung verlangt. Aber noch leiden all seine Arbeiten unter einer unerträglichen Verschwommenheit; der unbestimmte Begriff „Brechkraft" des Glases läßt sich nicht in meßbare Grenzen zwingen. Wie viele Gelehrte haben sich vor dem fünfundzwanzigjährigen Münchener Autodidakten mit dem gleichen Problem herumgeschlagen, wie viele haben vergebens versucht, dem verfließenden Lichtband des Spektrums eine feste Marke abzugewinnen! Fraunhofer, gerade er, will das Unmögliche möglich machen? Unablässig durchmustert er die Lichtquellen. Längst ist ihm eine helle, gelbe, scharfe Linie aufgefallen, heller als der sanft getönte Untergrund, die sich immer in seinem Prismenapparat zeigt. Nun zerspaltet er das Licht künstlich, er baut sich ein großes Gerät mit sechs Lampen, aus ihrem Licht sondert er durch ein Hilfsprisma ganz

schmale Farbbereiche aus und kann dann auf die Mitte der Einzelbereiche einstellen. Schon dies Gerät mußte genaue Messungen ermöglichen. Aber bevor es noch ganz fertig ist, richtet Fraunhofer einmal sein Fernrohr mit dem schmalen Spalt und dem Prisma auf die Sonne. Zu seinem maßlosen Erstaunen erblickt er auf einmal eine Reihe dunkler Linien, die schmal und scharf, ein geisterhaftes Gradnetz, das Lichtband zerteilen. Eine Sinnestäuschung? Ein Fehler im Apparat? Nein, immer und immer wieder wiederholt sich die Erscheinung. Die dunklen Linien sind wirklich, sie sind im Sonnenlicht enthalten und — das wichtigste — sie stehen unverrückbar immer an der gleichen Stelle im Spektrum. Und mit Staunen und Überraschung entdeckt er auch die gelbe Linie an ihrem alten Platz wieder — aber hier, im Sonnenspektrum, als ausgeprägte dunkle Linie im hellen Gelb.

Fraunhofer ist Praktiker genug, die ungeheure Bedeutung seiner Entdeckung sofort zu verstehen. Die Natur selbst liefert im Sonnenspektrum mit diesen schwarzen Linien die gewünschten Meßmarken. Mit einem Schlag ist die letzte Unbestimmtheit aus seiner Arbeit verschwunden. Mit beliebiger Genauigkeit kann er nun die Brechkraft und das Farbzerstreuungsvermögen seiner Gläser bestimmen; er braucht nur auszumessen, wieweit die dunklen Linien durch die verschiedenen Glasarten auseinandergezogen werden. Damit hat er genaue Zahlen, die er seinen Messungen und Rechnungen zugrunde legen kann. Der Weg ist frei, und er wird erfolgreich beschritten. In Bayern und weit im übrigen Deutschland heißt wenige Jahre später ein gutes Fernrohr einfach „ein Fraunhofer".

1824 vollendet Fraunhofer sein Meisterwerk — den Riesenrefraktor für die Dorpater Universität, dessen Frontlinse 24 cm Durchmesser hat, eine ganz unwahrscheinliche Leistung für die damalige Zeit. Drei Tage ist das gewaltige Instrument in der Salvatorkirche in München ausgestellt und wird von Tausenden ehrfürchtig und staunend betrachtet. Der König Maximilian verleiht ihm für diese Arbeit den Zivilverdienstorden und den persönlichen Adel, die Stadt München bedenkt ihn mit dem Bürgerrecht. In der ganzen Welt gibt es keine Sternwarte, die etwas auf sich hält und nicht wenigstens ein Instrument bei Utzschneider und Fraunhofer bestellt. Bayern hat die unbestrittene Führung in der Optik.

Kann ein Einzelner mehr vollbringen? Doch in Frauenhofer wird jetzt der Wissenschaftler wach. Wo kommen die dunklen Linien her? Sie sind nicht der Sonne eigentümlich, er erkennt, daß die Venus die gleichen Linien aufweist und daß die Fixsterne andere Linien enthalten als die Sonne. Der Augenblick dieser Fraunhoferschen Entdeckung ist die Geburtsstunde der Astrophysik, aber mehr als ein Menschenalter später haben erst Bunsen und Kirchhoff Fraunhofers Gedanken wieder aufgenommen und zu Ende geführt.

Mit seinen feinen, unendlich geschickten Händen baut er sich Instrumente, wie sie kein Zeitgenosse zuwege bringen kann. Seinen ganzen Verdienst opfert er dafür. Nur wenige Stunden bleiben ihm, die Sonntage und hier und da ein paar

Augenblicke, die er dem ständig wachsenden Betrieb abringen kann. Er ahnt, daß sich hier Probleme auftun, an die er früher nicht einmal denken konnte. Er ist den tiefsten Geheimnissen des Lichts auf der Spur, er enträtselt Dinge, die niemand vor ihm sah und wußte. Die alles überstrahlende Leidenschaft des großen Forschers ist in ihm erwacht, und er hat es später selbst gesagt, daß er in diesen Bemühungen um die Natur des Lichts sein eigentliches Verdienst gesehen habe.

Fraunhofer sieht die Beugung des Lichts, wenn es durch einen sehr schmalen Spalt fällt. Dann ist das Spaltbild verwaschen, und links und rechts davon zeigen sich helle, farbige und dunkle Streifen — eine Folge der Wellennatur des Lichts. Auch Fresnel und der gelehrte Arzt Thomas Young beobachten die Beugung. Aber in wenigen Jahren hat Fraunhofer sie an Genauigkeit und Ausdehnung der Messung weit übertroffen. Er baut sich haarfeine Gitter aus Draht und findet, zu seiner Überraschung, daß das Sonnenlicht von solch einem Gitter in ein Farbspektrum zerlegt wird, ähnlich, aber doch von anderer Art als ein Prismenspektrum. Auf Glas ritzt er mit einem Diamanten unvorstellbar feine Liniennetze, viele tausend Striche in so engem Abstand nebeneinander, daß 300 Striche auf den Millimeter fallen! Messend und berechnend verfolgt er die Erscheinung bis in die letzten Einzelheiten, und sein stolzester Triumph ist, als er die Wellenlänge des Lichts auf ein Tausendstel des wahren Werts genau bestimmen kann. Vierzig Jahre sind Fraunhofers Messungen von keinem Physiker übertroffen worden!

1819 wurde der optische Betrieb von Benediktbeuren nach München zurückverlegt, nur die Schmelze bleibt am alten Ort. Hier findet Fraunhofer Anschluß an wissenschaftliche Kreise, er wird Mitglied der Akademie — anfangs machte man ihm Schwierigkeiten, weil er die zünftige akademische Laufbahn nicht durchmessen hatte; das nach der erstaunlichen Arbeit über die dunklen Linien! — und später Professor am Physikalischen Kabinett, wo er Vorlesungen über Optik hält. Gelehrte aus aller Welt kommen in diesen Jahren zu Fraunhofer und lassen sich die merkwürdigen Versuche zeigen. Sein Wort hat Gewicht, und seine Ideen setzen sich durch. Es fehlt nicht an Erfolgen. Im Grund aber ist Fraunhofer einsam. Niemand anders als er vermag den Betrieb zu leiten; ihm fehlt der Mann, der an seine Stelle treten und ihn entlasten könnte, der Schüler und Freund, und als er den verständnisvollen und tüchtigen, ihm wesensverwandten jungen Pauli findet, ist es zu spät. Die tödliche Krankheit — ein Lungenleiden, das durch eine Erkältung bei einer Isar-Floßfahrt ausgelöst wurde — hat von ihm Besitz ergriffen. Wieder und wieder verschiebt er die geplante Erholungsreise nach dem Süden. Das Werk ist ohne den Meister arbeitsunfähig. Als der kranke Fraunhofer am offenen Fenster ein Fernrohr ausrichtet, wirft die Krankheit ihn auf sein letztes Lager. Der schwächliche, überarbeitete Körper leistet keinen Widerstand mehr. Noch vom Bett aus gibt er Geschäftsanweisungen. Wenige Tage vor seinem Tod diktiert er das Verfahren der Glasherstellung seinem Freund in die Feder.

Am 7. Juni 1826 geht er hinüber. Auf seinem Grabstein stehen die zwei schönen Worte, die Utzschneider dem toten Mitarbeiter fand:

Approximavit sidera!
Die Gestirne hat er uns näher gerückt!

*

Jena 1887. Der Festsaal der Universität ist von einer glänzenden Versammlung besetzt, das Andenken des unvergeßlichen Meisters der Optik zu ehren. Keine andere Stadt in Deutschland tut das mit mehr Berechtigung. Ernst Abbe hält die Festrede. In großen Zügen umreißt er die gewaltige Gestalt des Müncheners.

„Ich kann nicht versuchen wollen", sagt er, „diese Leistungen im einzelnen aufzuführen; ihre Darstellung fällt beinahe zusammen mit einer Geschichte der Optik während des ersten Viertels unseres Jahrhunderts ... Weittragende Ideen, die er in den letzten Lebensjahren verfolgt hat, deren Verwirklichung die Optik noch um Jahrzehnte weiter vorwärts gebracht haben würde, sind erweislich mit ihm zu Grabe gegangen. Die Arbeit zweier nachfolgender Generationen ist erforderlich gewesen, die Wege wieder aufzufinden, die er schon angebahnt hatte, um neue Aufgaben ihrer Lösung entgegenzuführen ..."

Nur eines vergißt der Redner zu sagen — das Wichtigste. Abbe schweigt davon, daß er selbst es war, der, Fraunhofer geistig zutiefst verwandt, sein Werk erweitert und abgeschlossen hat. Fraunhofer holte uns die Gestirne auf die Erde, Abbe hat das Kleinste und Verborgenste, das Menschenaugen jemals sehen werden, sichtbar gemacht.

Auch Abbe stammt aus dürftigsten Verhältnissen. Am 23. Januar 1840 kommt er in Eisenach als Sohn eines Arbeiters, des Spinnmeisters Adam Abbe, zur Welt. Auf der Volksschule fällt seine ungewöhnliche Begabung auf. Ein Stipendium ermöglicht ihm den Besuch der höheren Schule. Abbe macht ein glänzendes Abitur; er muß, das ist ihm klar, studieren, und er denkt nicht daran, in die Eichelsche Spinnerei einzutreten. Für seinen Sohn ist der Vater zu jedem Opfer bereit. Aber mehr als 52 Taler jährlich kann er, selbst wenn alle Ersparnisse geopfert werden, nicht aufbringen. Dennoch bezieht Ernst Abbe als Mathematiker und Naturwissenschaftler die Universität Jena. Er legt sich keineswegs fest in dieser Zeit. Theoretische Mathematik und praktische Mechanikerarbeit — in Jena bei Zeiß, in Göttingen bei den Meyersteins —, Philosophie und Politik und Soziologie interessieren ihn in gleicher Weise.

Nach vier Semestern erweist sich, daß Jena Abbes Wissensdurst nicht mehr stillen kann, und er zieht in Deutschlands wissenschaftliches Zentrum, nach Göttingen, wo Wilhelm Weber, der berühmte Physiker, Listing, der Optiker, und der geniale Mathematiker Riemann lehren. Hier wird er 1861 nach einem glänzenden Examen zum Doktor promoviert. Was nun? Eine kurze Zeit ist er Assistent bei der Sternwarte. Dann wird er als Physik-Dozent an den Physikalischen Verein



Ernſt Abbe



Karl Zeiß



Robert Wilhelm Bunſen



Guſtav Robert Kirchhoff

in Frankfurt berufen, und als diese Stelle eingeht, habilitiert er sich, der Aufforderung seines früheren Lehrers Snell folgend, als Privatdozent für Physik in Jena. Ein Frankfurter Mäzen, der Privatgelehrte Reis, stellt ihm 1000 Gulden zur Verfügung. Fürs erste scheint Abbes Leben in sichere Bahnen einzumünden.

Aber die wirtschaftlichen Schwierigkeiten sind nicht beseitigt. Ein Privatdozent einer kleinen Universität wie Jena, namentlich wenn seine Vorlesungen, wie es zumindest anfangs der Fall war, sehr anspruchsvoll und damit sehr schwer verständlich sind, verdient so gut wie nichts. 1865 stellt Abbe verzweifelt den Antrag, ihn von der Universität zu entlassen — er wolle irgendwo Schulmeister werden. Wir müssen es dem Kurator Seebeck — der früher schon von Abbe geschrieben hatte, er sei „... zwar an niederer Stelle aber mit dem unzweifelhaften Anspruch für die Wissenschaft geboren" — danken, daß er auf Abbes Antrag nicht einging und statt dessen bei der Regierung eine Unterstützung von 200, später 500 Talern für den jungen Dozenten durchsetzte. Äußerlich ruhig, geschätzt und geborgen in dem lebendigen, geistig regsamen Kreis, der sich dort in Jena um Snells Haus als Mittelpunkt sammelte — der Zoologe Dohrn gehörte dazu, der Zellforscher Schleiden, der junge Haeckel —, verlaufen Abbes nächste Jahre. 1871 heiratet er Elise Snell, und alles scheint auf eine normale Professorenlaufbahn — nicht einmal unbedingt der Optik gewidmet — hinzusteuern. Da kommt die Berührung mit Carl Zeiß.

Wer ist Zeiß? Einer der Mechaniker, die es an jeder Universität gibt. Er entwirft und baut einzelne Instrumente, er repariert viele andere. Obwohl der Ausbildung nach mehr Mechaniker, schleift er auch Brillen und macht einfache Mikroskope. Ganz klein — mit 100 Talern Kapital — hat er begonnen. Sein einziger Lehrling, der spätere Werkmeister Löber, erzählt aus dieser früheren Zeit: „... wurden auch in den fünfziger Jahren Handelskrisen und Teuerungen dem Geschäfte hinderlich, so daß der zweite Gehilfe entlassen und Herr Zeiß und meine Wenigkeit das ganze Personal ausmachten. Aus all dem ist wohl zu ersehen, daß die ägyptischen Fleischtöpfe oft schlecht gefüllt waren. Da muß ich zum Beispiel bemerken, daß Herr Zeiß zum Frühstück für drei Pfennig Semmel und ein kleines Schnäpschen Korn verbrauchte, was ich selbst gesehen und auch wohl mal einen Schluck bekommen habe ... So wurde ich nicht selten aus meiner Sonntagsbeschäftigung (Gartenarbeit) geholt wegen einer lumpigen Brille für 1.80 Mark. Wenn ich da nicht an Fettsucht zu leiden hatte, ist es wohl erklärlich."

Später freilich hat die Zeißsche Werkstatt die Krise überwunden. Jakob Schleiden, einer der bedeutendsten Vertreter der neu aufblühenden Zellforschung, saß in Jena. Er regt Zeiß zum Bau leistungsfähiger, zusammengesetzter Mikroskope an, häufig kommt er in die Werkstatt und bewundert die exakte Arbeit des Mechanikers. „Herr Zeiß hat mich um eine Empfehlung seiner Arbeiten gebeten", schreibt Schleiden 1857, „ich weiß wahrlich nicht weshalb. Meine Empfehlung

könnte nur bezüglich seiner optischen Arbeiten einen Wert haben, und gerade diese bedürfen derselben nicht mehr. ..."

Aber Carl Zeiß ist nicht zufrieden. Das alte Pröbelverfahren, das Fraunhofer bei den Fernrohren so erfolgreich verlassen hatte, beherrschte den Mikroskopbau noch unumschränkt. Vielleicht fühlte Zeiß, daß er auf die Dauer mit der Erfahrung der großen Häuser nicht würde Schritt halten können. Er war Autodidakt; wenn er nebenbei, so gut es ging, Vorlesungen hörte und sicher mehr als gewöhnliches Interesse für die Zwecke hegte, denen seine Instrumente einmal dienen sollten, so war er doch niemals ein Mann der Wissenschaft und kam über eine stille und respektvolle Verehrung aus der Ferne nicht hinaus. Alles, was er tun kann, ist, seine geschickte Hand zu immer größerer Präzision zu zwingen.

Um so bewundernswürdiger ist es, daß gerade dieser einfache Mechaniker zu der festen Überzeugung kommt: die Arbeitsmethoden sind falsch; die wissenschaftliche Optik muß die Führung übernehmen, und die Kunstfertigkeit des Mechanikers muß sich darin erweisen, daß er der Rechenvorschrift auf Bruchteile eines Millimeters folgt — nicht darin, daß er nach irgendwelchen unklaren Ideen davon abweicht. Die innere Unsicherheit der planlosen, glückspielhaften Arbeit ist ihm, dem zur Präzision erzogenen Mann, genau so zuwider wie dem großen Münchener Meister. Die Jenaer Werkstätte wußte lange davon zu erzählen, wie Zeiß einmal eine Serie mangelhafter Mikroskope, die der Werkmeister durchgehen lassen wollte, Stück für Stück auf dem Amboß zusammengeschlagen habe. Und auch von Fraunhofer wird berichtet, daß er, wenn er die Objektive prüfte, einen Hammer neben sich liegen hatte, mit dem er die unbrauchbaren Linsen sofort zerschlug. Freilich, Zeiß ist kein Fraunhofer. Die einmalige Leistung des Genies vermag er nicht zu wiederholen. Er zieht, seine eigenen Grenzen klar und offen erkennend, einen Mathematiker Barfuß hinzu. Und als dessen Versuche scheitern, gibt Zeiß die kostspieligen Arbeiten dennoch nicht auf, sondern wendet sich an einen zweiten, diesmal an Abbe. Er vollführt damit die Wendung vom Mechaniker zum wissenschaftlichen Optiker. Es ist ein Schritt ins Ungewisse, den die beiden wagen: Zeiß wollte die erprobten Verfahren, in denen er es zur Meisterschaft gebracht hatte, aufgeben, um sein Geschäft an einem Zukunftsgedanken auszurichten, dessen Erfolg so fraglich war.

„Carl Zeiß muß einer von denen gewesen sein, die fähig sind, Motive ihres Handelns, Argumente ihrer Entschließung durch das bestimmen zu lassen, was noch nicht ist, was nur ihren Gedanken nach sein sollte — in deren Sinnen und Trachten so das Zukünftige die Kraft der Kausalität gewinnt, bildend und gestaltend einzuwirken auf das gegenwärtig Bestehende. So allein aber vollzieht sich aller Fortschritt in menschlichen Dingen, großen und kleinen", sagte Abbe später.

Jahrelang blieb der Erfolg aus. Mit Löber zusammen konstruiert Abbe lange Zeit vergebens. Er findet dieselben Aufgaben vor, wie Fraunhofer sie einmal lösen mußte: Steigerung der Arbeitsgenauigkeit, Vertiefung der theoretischen

Kenntnisse, Verbesserung des Glases. Wie Fraunhofer beginnt Abbe seinen Eintritt in die Werkstatt mit einer Reihe von Neukonstruktionen zur Verschärfung der Prüfmethoden: ein Refraktometer, um die Brechzahl des Glases zu bestimmen, ein Apertometer, mit dem die Begrenzung des ins Mikroskop eintretenden Lichtkegels genau gemessen werden konnte, und Meßgeräte zur Längenbestimmung, den Dickenmesser, den Komparator, das Sphärometer. Dann verbessert er die Rechenmethoden. Er findet die allgemeinsten Bedingungen — die Abbesche Sinusbedingung — auf, der eine vollkommen scharf abbildende Linsenfolge genügen muß. Nun ist eine vollkommen scharfe Abbildung, wie jedes Ideal, unerreichbar. Die Linse bildet den Gegenstand nicht Punkt für Punkt ab, sondern sie macht aus jedem Punkt einen kleinen hellen Zerstreuungskreis. Aufgabe des Optikers ist es, diesen Kreis, gewissermaßen das Raster des entstehenden Bildes, möglichst klein, möglichst punktförmig zu machen, damit das Bild möglichst scharf wird. Nun, jeder Photograph weiß, daß die Bildschärfe zunimmt, wenn man das Objektiv abblendet; die Linsenfehler lassen sich um so einfacher beheben, je mehr man sich auf Lichtstrahlen beschränkt, die nahe der Achse, d. h. der Linsenmitte verlaufen. Abbe berechnete also Mikroskope, die nur einen kleinen „Öffnungswinkel" hatten, und konnte hoffen, die Fehler, die er im einzelnen genauer analysiert hatte als seine Vorgänger, weiter herabzudrücken. Es gibt im ganzen rund ein Dutzend verschiedener Abbildungsfehler der Linsen, und wenn man einen korrigiert, verschlimmert man meist die anderen. Aber die neu berechneten Objektive waren stumpfer, sie gaben schlechtere Bilder mit weniger Einzelheiten als die erpröbelten alten Linsen. Wieder hatte, wie schon bei Fraunhofer, die wissenschaftliche Methode zunächst eine Enttäuschung gebracht.

Nur der Schwache läßt sich von Enttäuschungen entmutigen. Für Abbe und Zeiß war der Fehlschlag eine Aufforderung zu neuer Arbeit. In mehrjähriger Arbeit geht Ernst Abbe dem Problem nach. Sie führt ihn bis an die Grenzen der Naturerkenntnis.

Die optische Theorie hatte bisher mit geradlinigen Lichtstrahlen gerechnet. In erster Näherung kann man das tun. Aber wir wissen, daß die wahre, die Wellennatur des Lichts zutage tritt, sobald wir mit unseren Meßapparaten in die Dimensionen hinuntersteigen, die den Lichtwellenlängen vergleichbar sind. Daß ein Lichtstrahl sich gewissermaßen spaltet, wenn er ein feines Fraunhofersches Gitter durchsetzt — in einen direkten Strahl, der geradeaus weiterläuft und in mehrere abgebeugte, die um so schräger seitlich laufen, je feiner das Gitter ist —, das ist eine Tatsache, die man nur verstehen kann, wenn man an die Lichtwellen denkt und untersucht, wie sie sich nach dem Durchgang durchs Gitter wieder zusammensetzen.

Und, so sagt sich Abbe, wir wollen im Mikroskop die feinsten Einzelheiten sehen, zwei Algenrippen unterscheiden, die vielleicht nur noch ein tausendstel Millimeter voneinander abstehen.

In den langen, stillen Nächten, die seit je Abbes Arbeit gewidmet sind, überfällt ihn plötzlich die Erkenntnis: Die Dinge, um die es sich hier handelt, sind nicht viel größer als die Lichtwellen selbst. Das Licht wird hier, muß hier gestört werden, zerrissen, abgebeugt, nicht anders als bei einem Fraunhoferschen Gitter. Abbe schreitet zum Versuch. Der geschulte Physiker, der klare und übersichtliche Bedingungen verlangt, wird in ihm wach. Statt der Algen und Pflanzenblätter ritzt sich Abbe in Glas feine Gitter und beobachtet deren Bild. Und nun sieht er tatsächlich, wie bei steigender Gitterfeinheit die Beugungsbilder entstehen, die seitlich im dunklen Raum neben dem Hauptbild zu schweben scheinen. Aber nur dann, wenn alle Beugungsbilder von den Linsen wieder eingefangen und in einem Punkt zusammengebracht werden, kann ein vollkommen getreues Abbild des Gitters entstehen. Je mehr von den äußeren Bildern man fortläßt, um so undeutlicher wird das Bild, und um so unähnlicher dem Gegenstand, dem Gitter! Wenn nur noch der gerade, nicht abgebeugte Strahl ins Objektiv fällt, so entsteht überhaupt kein Bild mehr — kein Gitter, sondern eine gleichmäßig helle Fläche. Und weiter: je feiner das Gitter ist, um so stärker wird schon das zweite Bild seitlich abgelenkt. Sehr bald tritt der Fall ein, daß dies zweite Bündel die Frontlinse des Mikroskops gar nicht mehr trifft, sondern seitlich vorbeigeht. In diesem Augenblick findet die Bilderzeugung im Mikroskop ihre prinzipielle Grenze. Das ist Abbes große Entdeckung. Es ist nicht so, daß Gegenstand und Bild einander haargenau entsprechen, so als ob man ein Mosaik Stück für Stück vergrößert und wieder zusammensetzt. Nein, der Gegenstand zwingt dem hindurchtretenden Licht, indem er es abbeugt, nur eine Art Botschaft auf, eine Ziffernschrift, die alle Linsen passiert und schließlich wieder zum fertigen Bild zusammengesetzt, „rückübersetzt" wird. Aber wenn die Einzelheiten des Gegenstands so klein sind, daß sie das Licht zu stark abbeugen, dann wird die Ziffernschrift sinnlos, weil nur ein zu geringer Teil von ihr noch ins Mikroskop gelangt, so wie ein Telegramm unverständlich wird, wenn allzuviele Worte verstümmelt sind.

Praktisch bedeutet das: Die Beobachtungsmöglichkeit besitzt eine prinzipielle Schranke. Nur Gegenstände, die größer als etwa eine halbe Lichtwellenlänge sind, kann man noch unterscheiden — der Rest ertrinkt in einem feinen Beugungsschleier. Kein optisches Mikroskop der Zukunft, mit noch so starker Vergrößerung, wird uns jemals mehr Einzelheiten entschleiern können. Als Folgerungen ergeben sich daraus: Je größer der Öffnungswinkel der Frontlinse ist, desto mehr abgebeugtes Licht wird aufgefangen, und desto mehr nähert man sich der theoretischen Grenze. Auch die Beleuchtungseinrichtung ist nicht gleichgültig, sondern muß so gestaltet werden, daß sie die Arbeit der Frontlinse unterstützt. Der Beleuchtungsapparat, den Abbe angab, errang bald große Bedeutung; in England wurde er kurzerhand „the Abbe" genannt. Je kürzer weiter die Wellenlänge des Lichts ist, mit dem beobachtet wird, desto feinere Einzelheiten sind noch unterscheidbar. Abbe sah es voraus, wenn er es auch nicht mehr ganz erlebte, daß die Mikrophotographie

mit sehr kurzwelligem, ultraviolettem, d. h. unsichtbarem Licht der visuellen Beobachtung einmal überlegen werden müsse.

1873 veröffentlicht Abbe seine neue Theorie, leider an versteckter Stelle, so daß sie von den Physikern kaum gelesen wird. Um so mehr Aufsehen erregt sie bei den Mikroskopikern. Alle Mühe sollte umsonst sein? Die schärfsten Beobachter sollten Sinnestäuschungen zum Opfer gefallen sein und Dinge gesehen haben, die es in Wahrheit gar nicht gab? Es hat nicht an scharfen Angriffen gegen die „theoretischen Hirngespinste" gefehlt — Angriffe, die Abbe, sonst liebenswürdig und zurückhaltend bis zum äußersten, scharf und sarkastisch zurückwies. Aber es fehlt auch nicht an Anerkennung. Der große Helmholtz kommt eigens aus Berlin nach Jena, läßt sich die Abbeschen Anschauungen eingehend erklären und bietet Abbe eine neu zu schaffende Professur für Optik in Berlin an.

Aber Abbe lehnte ab; zu sehr war er mittlerweile mit dem Zeißschen Institut verwachsen. Es sei erwähnt, daß Zeiß 1876 Abbe zum Teilhaber des Werkes machte und ihn am Reingewinn beteiligte; selten findet sich in der Geschichte der Optik eine Zusammenarbeit von Theoretiker und Praktiker, die bis zum Ende von beiden Seiten mit gleichem Verständnis und gleicher Vornehmheit durchgeführt worden wäre.

Es konnte Abbe einerlei sein, wie man über seine Theorie dachte. Die Praxis bewies, daß er recht hatte. Zeiß' Mikroskope wurden überlegen. Hatten bis vor kurzem die anderen Werke noch versichert, ihre Fabrikate würden nicht wie in Jena gemacht, so begannen sie jetzt zu behaupten, ihre Instrumente seien genau wie in Jena gemacht, d. h. errechnet und nicht erpröbelt. Theorie und Praxis sind in Jena einander ebenbürtig. Nur eine einzige Größe — eine Linsendistanz — wird bei den schwierigsten zusammengesetzten Mikroskopen offen gelassen, um die unvermeidlichen Arbeitsfehler zu korrigieren. Alle anderen Werte sind haarscharf vorher berechnet und werden ebenso haarscharf verwirklicht. Mit Stolz kann Zeiß darauf hinweisen, daß all seine Instrumente von gleicher Güte sind. „Sollte sich herausstellen, daß ein Instrument bessere Bilder liefert als die anderen einer Serie, so wird den Ursachen nachgegangen, und die anderen werden auf denselben Stand gebracht." Es ist der Triumph der exakten wissenschaftlichen Methode, an die der Außenseiter Zeiß immer geglaubt hatte.

Der Triumph? Ach nein, noch sind Zeiß und Abbe erst auf halbem Wege. Abbe weiß — noch fehlt es am Glas. Man muß nehmen, was die Schmelzer liefern — aber Abbe könnte sich Gläser mit anderem Gang des Brechungs- und Zerstreuungswerts denken, die viel bessere Resultate liefern müßten. Nur — diese Gläser gibt es nicht. „Jahrelang haben wir neben wirklicher Optik sozusagen noch Phantasieoptik betrieben, Konstruktionen in Erwägung gezogen mit hypothetischem Glas, das gar nicht existierte."

Im Jahre 1879 kommt ein junger Chemiker und Glastechniker zu Abbe, der Sohn eines Glashüttenbesitzers — Otto Schott, der sich eine seltsame und

unmöglich scheinende Lebensaufgabe gesetzt hat. Unbekümmert um materiellen Gewinn will er in seiner Hütte das optische Glas schaffen. Ein glücklicher, unvergleichlicher Instinkt für seinen Werkstoff hilft ihm, gleich zu Beginn die richtigen Stoffe zu finden. In zwei Jahren vollendet Schott die Fraunhoferschen Anfänge und erreicht das Ziel, an dem alle Vorgänger scheiterten. Nun kann man aus dem Laboratorium heraustreten. Mit Unterstützung des preußischen Staates wird das Glaswerk Schott und Genossen gegründet, dem Abbe und Zeiß als Teilhaber beitreten. Im Jahre 1886 schon wird die erste Preisliste herausgegeben, die eine Reihe ganz neuartiger Gläser bringt. Wenn Abbe in der Fraunhofer-Rede sagt: „Die Wiedererneuerung seiner verlorengegangenen Kunst (d. h. Glasschmelzkunst) und ihre Fortentwicklung in seinem Geist ist der unvergängliche Lorbeer, den unser Jena an seinem Geburtstag an seinem Grab niederzulegen hat", so spricht das ebensosehr für die ungeheure Wichtigkeit, die er diesem Unternehmen beimaß, wie für seine unvergleichliche Bescheidenheit, denn tatsächlich lebte in Jena niemand, der mehr und besser in Fraunhofers Geist wirkte als Abbe selbst. Dies Glas war das Letzte, was noch gefehlt hatte. Abbe schuf seinen berühmten Apochromaten, ein Objektiv, das aus zehn Einzellinsen zusammengesetzt ist und an Fehlerfreiheit und Zeichnungsschärfe alles Vorherige übertraf.

Carl Zeiß starb. Er hatte den Aufschwung seines Werkes noch kommen sehen, aber er erlebte die Umstellung zu einer Großindustrie nicht mehr. Als Roderich Zeiß, sein Sohn, freiwillig ausschied, war Abbe der Alleinbesitzer des Riesenwerks. Die Produktion wird erweitert — optische Instrumente aller Art, Photoapparate, Fernrohre kommen hinzu. Abbe selbst erfindet den Prismenfeldstecher aufs neue, ohne zu wissen, daß der Italiener Porro ihn zwanzig Jahre vorher schon angegeben hatte.

Ernst Abbe, der Sohn des Eisenacher Spinners, war nun Großindustrieller, Millionär. Ein erfolgreiches Leben — durch Arbeit, Entbehrung und Leistung mühevoll genug erkauft. Am Ziel seines Lebens? Nein, Abbe ist noch längst nicht am Ziel. Jetzt, gerade in den Jahren des Erfolgs, tut er den Schritt, der ihn heraus hebt aus der Menge der gleich großen Wissenschaftler und aus der Menge der gleich erfolgreichen Industriellen. Immer hat er sein eigenes Verdienst zurückgestellt, niemals in der Öffentlichkeit seine Erfolge betont. Er wußte Verdienst zu schätzen — fremdes und eigenes. Aber er vergaß nie, woher er gekommen war. Noch sah er sich als armen Arbeiterjungen in Eisenach, wenn er seinem Vater das Mittagessen in die Fabrik brachte, und dieser in seinem 14- und 16stündigen Arbeitstag nicht die geringste Pause machte, sondern das Essen stehend an der Maschine herunterschlang. Abbe wußte — das Zeißwerk wäre niemals ohne seine Mitarbeit entstanden. Aber ebensowenig hätte er seinen Erfolg ohne die Mitarbeit der vielen hundert Arbeiter und Angestellten erzielen können. Aus einer Gemeinschaftsarbeit war der Erfolg gekommen — und es schien Abbe im höchsten Grad unsozial, nein, unmoralisch, daß ein einzelner, und sei er noch so tüchtig, die

Früchte ernten sollte. Der einzelne ist nichts gegen das Werk, und nur das Werk gilt es zu erhalten, und aller Verdienst muß dem Werk wieder zugute kommen. Deshalb tat Abbe den großen Schritt: er gab sein Vermögen freiwillig fort. Nicht daß er, wie so oft geglaubt wird, die Arbeiter zum Eigentümer machte oder den Gewinn unter sie verteilte. Das schien ihm ebenso falsch wie der krasse Eigennutz des Unternehmers. Zwar wurden im Zeißwerk mindestens ebenso hohe Löhne gezahlt wie irgendwo anders, zwar wurde eine Pensionskasse für ausscheidende Arbeiter gegründet, Abbe führte frühzeitig den Achtstundentag ein und brachte die sozialen Einrichtungen freiwillig auf unerreichte Höhe. Aber ein Gewinn steht dem Arbeiter ebensowenig zu wie dem Direktor — nur dem Werk! Eine Art Bonus wurde von ihm eingeführt, eine Art gleitenden Lohnausgleichs, von dem übrigens die Direktoren ausgenommen sind. Und um das Werk unkontrollierbaren Einflüssen so weit wie möglich zu entziehen, führte Abbe sein Vermögen in eine Stiftung über, die Eigentümerin des Werkes wurde. Er gab ihr den Namen Carl-Zeiß-Stiftung, auch in diesem letzten Schritt sich hinter der Anonymität des Werkes verbergend und allein den toten Freund ehrend. Er selbst wurde der erste Angestellte dieser Stiftung, und wie vorher war auch jetzt seine ganze Kraft, vom Morgen bis in die späte Nacht, allein der Arbeit gewidmet. Alle Fäden liefen in seiner Hand zusammen, und für das Werk verzichtete er auf die Möglichkeit, die eigene wissenschaftliche Arbeit weiterzuführen. Als wäre mit dieser Krönung sein Leben erfüllt, neigt sich der Riesengeist dem Ende zu. Die übermäßige Arbeitsintensität hat seinen Körper unterhöhlt. Nur schwere Schlafmittel, im verderblichen Übermaß genommen, bringen ihm trügerische Ruhe. 1903 erfolgt der Zusammenbruch. Der Geist verlischt, ehe der Körper sich auflöst. Am 14. Januar 1905 ist er verschieden.

Fraunhofer, der Sohn eines armen Glasers, starb fast so bedürfnislos, wie er geboren war. Die Dinge der Welt hatten ihn nicht berührt. Abbe, der Sohn eines armen Spinners, ging freiwillig wieder zurück in die große Armee ohne Namen, aus der ein Volk seine Kräfte schöpft. Die Dinge der Welt hatten nicht vermocht, seine Gestalt zu verändern. Beide opferten ihre ganze Persönlichkeit der Wissenschaft und dem Werk. Sie wußten es beide: der Mensch ist nichts. Nur die Werke haben Bestand.

Robert Wilhelm Bunsen und Gustav Robert Kirchhoff

1811—1899 1824—1887

Von

Hans Schimank

Gern läßt sich die fabelsüchtige Menschheit das Märchen von einem zeitenüberdauernden persönlichen Nachleben erzählen, das kindhafter Herzenseinfalt entsprungene Märchen vom unsterblichen Kunstwerk und dem unvergänglichen Ruhme seines Schöpfers, und gewiß haftet äußerlich der künstlerischen Leistung das Gepräge der Einmaligkeit stärker an als der wissenschaftlichen und technischen Schöpfung, die, allmählich als selbstverständlich empfunden, zum namenlosen, aber unentbehrlichen Bestandteil menschlicher Kultur wird. Aber nur das Namenlose dauert wirklich, und Schöpfer namenlosen Segens für den Reigen kommender Geschlechter zu sein, ist das große und tragische Schicksal aller Naturforscher und Ingenieure. Der Ruhm selbst der Größten unter ihnen bleibt auf einen engen Kreis beschränkt. Sie sind schon bei Lebzeiten Fremdlinge in ihrem eigenen Volke, und ihnen allen haftet etwas von der Unheimlichkeit des landfremden Schmiedes an. Gerühmt und gemieden wie der Wieland der Eddaerzählungen, sind sie der Verwaltungsbürokratie auch dann noch verdächtig, wenn sie — ein Jahrtausend später als ihr mythischer Ahnherr — Krupp oder Siemens heißen.

Die großen deutschen Naturforscher teilen dies Geschick, selbst diejenigen unter ihnen, die vor kaum einem Jahrhundert in stiller und zäher Arbeit die Grundlagen schufen, auf denen der Bau einer wirtschaftlichen und militärischen Großmachtstellung Deutschlands überhaupt erst errichtet werden konnte. Wenn dann dem einen oder dem andern unter ihnen — wie etwa Bunsen und Kirchhoff — eine späte Zeit der Anerkennung und des Ruhmes blüht, verdanken sie dies selten einer einsichtigen Würdigung ihrer Gesamtleistung. Fast widerwillig wird hie und da durch eine ihrer Einzelleistungen das Staunen der Menge erregt und Gedankenlosigkeit zum gern gemiedenen Nachdenken über die unerbittliche Folgerichtigkeit naturgesetzlichen Geschehens gezwungen.

Vom Naturforscher — und mit aller Härte der Forderung vielleicht nur von ihm — wird verlangt, daß er sich der Lösung der selbstgestellten Aufgaben mit ganzer Hingabe und dem vollen Einsatze seiner Persönlichkeit unterzieht, obwohl er weiß, daß seiner Spur bald Männer folgen werden, die mehr erreichen werden als er selbst, ihr Wegbahner, und obwohl er weiß, daß alles, was er mühsam zu erkennen und zu enträtseln vermochte, sehr bald vor dem helleren Glanze jüngerer Kenntnis und Erkenntnis vergeht und verschwimmend in ihr

sich auflöst. Das einzig Fortlebende mag dann eine vage Erinnerung an einen richtungweisenden Mann und sein Wesen sein, Erinnerung an die Reinheit seines Strebens, die Unermüdlichkeit seines Willens und die nie erlahmende Kraft seiner Wahrheitsuche. Zu den deutschen Männern dieses Gepräges gehört Robert Wilhelm Bunsen, Sohn eines Göttinger Bibliothekars, der um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts Vorstoß um Vorstoß ins Niemandsland des Unerforschten unternahm.

Als er am 31. März 1811 zu Göttingen das Licht der Welt erblickte, war in Deutschland gerade eine Richtung der Naturforschung zur Macht gelangt, die — romantisch verschwärmt — über einer von geistreichen Einfällen gewitterhaft durchblitzten Spekulation allzu stark der sicheren Grundlage echter Naturforschung vergaß, der durch sorgsame Versuche untermauerten Erfahrung. Die Führung auf dem Gebiete der theoretischen wie der praktischen Chemie, an der Deutschland während des achtzehnten Jahrhunderts noch teilgehabt hatte, war fast vollständig auf Frankreich und England übergegangen. Die stolze Überlieferung der Stahl und Marggraf, der Scheele und Klaproth schien zu erlöschen.

Aber schon 1828, als Bunsen sich an der Universität seiner Vaterstadt dem Studium der Naturwissenschaften zuwandte und in erstaunlicher Vielseitigkeit Vorlesungen über Mathematik, Physik und Chemie, Mineralogie und Geologie, Botanik und Anatomie hörte, machten sich erste Anzeichen eines Wandels bemerkbar. Liebig und Wöhler hatten sich inzwischen aus fremden Landen — in Paris bei Gay Lussac der eine, der andere bei Berzelius in Stockholm — das wissenschaftliche Rüstzeug geholt, dessen es zum Wiederaufbau der experimentellen Naturwissenschaften in Deutschland bedurfte. Jetzt standen sie im Begriff, ein neues Geschlecht von Chemikern zu erziehen. Bald sollte Bunsen sich ihnen zugesellen und in glücklicher Ergänzung der Bestrebungen seiner beiden älteren Fachgenossen insbesondere die physikochemische Forschungsrichtung in der Chemie fördern und befruchten.

Mit einer akademischen Preisschrift, der in lateinischer Sprache abgefaßten „Aufzählung und Beschreibung der Hygrometer seit Saussure", hatte er 1830 seine wissenschaftliche Laufbahn begonnen. Die Schrift ward mit dem Preise ausgezeichnet, und von der hannöverschen Regierung zugleich dem vielversprechenden jungen Manne ein Stipendium gewährt, das ihm eine längere Studienreise durch Deutschland, Österreich und Frankreich ermöglichte. Nach seiner Rückkehr habilitierte er sich in Göttingen als Privatdozent und wurde von dort Anfang 1836 als Nachfolger Wöhlers an die Gewerbeschule in Kassel, im Herbst 1839 als außerordentlicher Professor und Direktor des chemischen Laboratoriums an die Universität Marburg berufen.

Schon in Göttingen war ihm eine recht bedeutsame Entdeckung geglückt. Er hatte nämlich wahrgenommen, daß in einer Auflösung von arseniger Säure diese durch „reines, frisch gefälltes und in Wasser suspendiertes Eisenoxyd-

hydrat so vollständig gefällt wird, daß ... in der abfiltrierten ... Flüssigkeit keine Spur von arseniger Säure" als solcher mehr nachweisbar ist. Dies veranlaßte ihn, gemeinsam mit dem Mediziner Berthold eine Untersuchung über die Brauchbarkeit des Eisenoxydhydrats als Gegenmittel bei Vergiftungen mit Arsenik durchzuführen, über deren Ergebnis beide 1834 berichteten. Bis auf den heutigen Tag lernen seitdem der praktische Arzt wie der Gewerbehygieniker entsprechend dem Titel der Bunsenschen Veröffentlichung, daß „das Eisenoxydhydrat ein Gegengift der arsenigen Säure" ist.

Ungleich bedeutungsvolleren Fragen wandte Bunsen in Kassel seine Aufmerksamkeit zu und fand bei ihrer Beantwortung reichlich Gelegenheit, alle seine Fähigkeiten im Ersinnen und Erproben neuer chemischer Hilfsmittel und Verfahren unter Beweis zu stellen. Er untersuchte nämlich einerseits „eine Reihe organischer Verbindungen, welche Arsenik als Bestandteil enthalten", und andererseits die „Produkte der Verbrennung von Kohle in Hochöfen", Forschungen, die ihn mehrere Jahre lang beschäftigten und erst 1843 beziehungsweise 1845 ihren Abschluß fanden.

Bunsen selbst deutet die gedankliche Überlegung an, die ihn zur Aufnahme seiner erstgenannten Arbeiten veranlaßte, wenn er im Eingang der ersten Veröffentlichung über das Kakodyl sagt: „Bei der großen Übereinstimmung, welche das Arsenik mit dem Stickstoff in seinem chemischen Verhalten darbietet, liegt die Aussicht zur Darstellung organischer Arsenikverbindungen so nahe, daß man sich in der Tat darüber wundern muß, wie diese Substanz so lange sich einer genaueren Beachtung habe entziehen können." Der Stoff, von dem Bunsen hier spricht, war den Chemikern freilich schon längere Zeit unter dem Namen der Cadetschen Flüssigkeit bekannt, er hatte aber Eigenschaften, die sehr wenig zu seiner näheren Untersuchung verlockten. Besaß er doch, um mit Berzelius zu reden, nicht nur „einen höchst unerträglichen, stinkenden Geruch", sondern entzündete sich auch von selbst an feuchter Luft und stieß dabei höchst giftige Dämpfe von arseniger Säure aus.

Bei der Durchführung der Untersuchungen über das Kakodyl und die Kakodylverbindungen mußte Bunsen daher vielfach im Freien und unter Benutzung eines Atemschutzes arbeiten und war zudem immer wieder den Gefahren schwerer Vergiftung wie denen unerwarteter Explosionen ausgesetzt, deren eine sein rechtes Auge der Sehkraft fast völlig beraubte. Es gehörte also ein nicht geringes Maß wissenschaftlicher Selbstlosigkeit dazu, unter solchen Umständen die einmal begonnenen Forschungen nicht vorzeitig abzubrechen, sondern sie mit Rücksicht auf die Bedeutung, die ihnen für die von Berzelius verfochtene Radikaltheorie zukam, zu einem jeglichen Zweifel bannenden Abschluß zu bringen.

Bunsen hat nach Beendigung seiner „Untersuchungen über die Kakodylreihe" das Gebiet der organischen Chemie niemals wieder betreten. Seine Hauptarbeit galt fortab der Durchdringung der chemischen Forschung mit physikalischen

Arbeitsverfahren, die eindeutige, genaue Angaben bei möglichst einfacher Handhabung zu liefern vermochten. Den glänzenden Auftakt hierzu bilden seine Untersuchungen „über die gasförmigen Produkte des Hochofens und ihre Benutzung als Brennmaterial" sowie ein gemeinschaftlich mit Playfair veröffentlichter ausführlicher Bericht „über den Prozeß der englischen Roheisenbereitung". Der Vorschlag einer Ausnutzung des Heizwertes der Gichtgase stellte zwar in Deutschland damals nichts Neues mehr dar, hatten sich doch die Hüttenleute schon seit Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts mit dieser Aufgabe beschäftigt. Aber erst Bunsen lehrte durch eine genaue wärmewirtschaftliche Betrachtung erkennen, daß in den entweichenden Gichtgasen noch siebzig bis achtzig vom Hundert des gesamten Brennstoffaufwandes enthalten sind, und er lehrte ferner innerhalb des Hochofens „drei Stationen, gleichsam Etagen" unterscheiden, in welchen der Verhüttungsvorgang „vorbereitet, ausgeführt und vollendet wird". Dank seiner Untersuchungen ist uns bekannt, daß die erste dieser Zonen, die man heute Vorwärmzone nennt, „die Stelle eines Röst- und Brennofens" vertritt, worin die Abspaltung des mechanisch und chemisch gebundenen Wassers sowie der Kohlensäure aus den Erzen und Zuschlägen erfolgt. „Der zweite Raum ... erstreckt sich bis in die untersten Tiefen der (sogenannten) Rast (des Hochofens). Man könnte ihn den Reduktionsraum nennen ... Der dritte Raum umfaßt das Gestell (den tiefsten Teil des Hochofens) und entspricht dem Schmelzofen."

Abfallstoffe waren die Gichtgase ursprünglich, als ein höchst wertvolles Nebenerzeugnis des Hochofenprozesses waren sie nunmehr erkannt. Wie aber eine gut geleitete chemische Industrie immer bestrebt ist, Abfallstoffe in Nebenerzeugnisse umzuwerten, so wird auch ein wirklich bedeutender Forscher Nebenerzeugnisse einer wissenschaftlichen Untersuchung alsbald für die Forschung allgemein nutzbar zu machen suchen. Ebenso wie aus den Versuchserfahrungen bei den Studien über die Kakodylverbindungen und über die Vorgänge im Hochofen die Grundlagen der neuzeitlichen Gasanalyse, Bunsens „Gasometrische Methoden", erwuchsen, waren verbesserte Verfahren für die Analyse kieselsaurer Verbindungen das Erträgnis geologisch-chemischer Arbeiten Bunsens.

Den Anstoß zur Durchbildung der Silikatchemie gab eine Forschungsreise nach Island, die Bunsen im Sommer 1846 gemeinsam mit dem Göttinger Geologen Sartorius von Waltershausen und dem französischen Mineralogen Descloiseaux unternahm. Es handelte sich dabei um das Studium der Veränderungen, die ein Ausbruch des Hekla 1845 in Island hervorgerufen hatte. Bunsen vermochte bei dieser Gelegenheit auch den Vorgang einer Geysirbildung sowie den Mechanismus der regelmäßigen Geysirausbrüche zu erklären und ward durch die Auswertung der Versuchsergebnisse seiner Analysen isländischer Gesteine, mit denen er und seine Schüler in Marburg mehrere Jahre beschäftigt waren, zu einem der Begründer der chemischen Geologie.

Noch vor den Antritt der Islandreise reichen die Anfänge von Bunsens Arbeiten auf dem Gebiete der Elektrochemie zurück, wofür der Besitz einer leistungsfähigen Stromquelle wesentliche Voraussetzung war. Bunsen hatte sie sich in dem nach ihm benannten Zink-Kohle-Element geschaffen, wobei wir nicht sowohl in dem Ersatz des Platins im älteren Groveschen Elemente das eigentlich Neue zu erblicken haben als vielmehr in dem Verfahren zur künstlichen Herstellung gut bearbeitbarer und gleichförmig wirksamer Elementkohlen. Erst durch das 1841 erfundene Bunsenelement gelangten Physik und werdende Elektrotechnik vor Erfindung der Dynamomaschine in den Besitz einer Vorrichtung, deren Ströme hinreichend kräftig und gleichmäßig waren, um damit die technische Verwertbarkeit elektrischer Stromwirkungen erproben zu können. Gleich anfangs führte Bunsen mit einer Batterie aus achtundvierzig Zink-Kohle-Elementen Versuche über das elektrische Bogenlicht aus, wobei die von den Bogenkohlen ausgesandte Lichtstärke mittels eines eigens hierfür erdachten Photometers, des auch heute noch in der Lichttechnik gebräuchlichen Fettfleckphotometers, gemessen wurde. Ebenso fand er bei dieser Gelegenheit, daß die Leuchtkraft des elektrischen Lichtbogens durch Zusatz von Salzen zu der Kohle erheblich gesteigert wird, eine Erscheinung, deren sich dann 1900 Bremer für die sogenannten Effektbogenlampen bediente.

Der Mann, der alle diese verschiedenartigen Arbeiten plante und durchführte, war aber auch als Mensch und als Hochschullehrer eine hervorragende Persönlichkeit, so daß es nicht wundernimmt, wenn seine Schüler mit großer Liebe an ihm hingen und wenn die älteren unter ihnen bald ebensosehr den Freund wie den Lehrer in ihm sahen. John Tyndall, einer der besten englischen Experimentalphysiker, der 1848 in Marburg studierte, hat uns in seiner „Ansprache in der Birckbeck Institution" ein höchst lebendiges Bild von Bunsen und von der Tätigkeit im Marburger chemischen Laboratorium überliefert.

„Die hervorragendste Erscheinung an der Universität war zu unserer Zeit Robert Bunsen, dessen Name durch chemische Untersuchungen von beispielloser Schwierigkeit und Bedeutung Berühmtheit erlangt hat ... Bunsen beherrschte die Sprache des Experiments und redete zum Verstande nicht bloß durch das Ohr, sondern auch durch das Auge ... (Er) war eine stattliche Erscheinung, schlank, schön, ritterlich und ohne eine Spur von Affektation oder Pedanterie ... er war jeder Zoll ein Gentleman. Nach einiger persönlicher Erfahrung blicke ich auf Bunsen zurück als auf den, der meinem Ideal eines Universitätslehrers am nächsten kommt. Manchmal schien er abwesend und starrte durch das Fenster auf den massiven Bau der Elisabethkirche hinaus, als dächte er mehr an diesen als an seinen Vortrag. Aber keine Unterbrechung, kein Stocken oder Stammeln verrieten, daß er sich einen einzigen Augenblick hätte zerstreuen lassen. Er las im Winter einmal, im Sommer zweimal täglich ... Nach den Vorlesungen wurde bis Mittag im Laboratorium weitergearbeitet. Während dieser Zeit durfte

nicht geraucht werden. Nachmittags aber herrschte Rauchfreiheit für den übrigen Tag. Bunsen selbst war ein starker Raucher, (und) in Marburg wurde eine besondere Sorte Zigarren unter dem Namen „Bunsensche Zigarren" verkauft; sie waren sehr billig und sehr schlecht, aber sie schmeckten (Bunsen) ... und waren ihm zweifellos eine Quelle des Behagens ... (Übrigens war er) nicht nur ein Chemiker, sondern auch ein Physiker ersten Ranges. Sein berühmtes Publicum über Elektrochemie, auf das wir uns alle wie auf ein Fest der höchsten Art freuten, war von Anfang bis zu Ende physikalisch."

Nur im Rahmen dieser Vorlesung wurden auch zunächst die Ergebnisse elektrochemischer Arbeiten aus Bunsens Laboratorium bekannt. Als ihr erstes voll ausgereiftes Ergebnis und zugleich als Dokument seiner kaum einjährigen Tätigkeit als Professor in Breslau erschien dann im Frühjahr 1852 der Bericht über „Darstellung des Magnesiums auf elektrolytischem Wege". Diese Arbeit ist grundlegend für die technische Elektrochemie geworden, denn sie wies den Weg zur Gewinnung der Leichtmetalle mittels der Schmelzflußelektrolyse, dessen sich auch die Technik unserer Zeit noch bedient und den etwas später als Bunsen auch Sainte Claire Deville erfolgreich zur Darstellung größerer Mengen von Aluminium benutzte. Schon aus Heidelberg stammt dann die Veröffentlichung „Über die Darstellung von metallischem Chrom", die den wichtigen Ausgangspunkt für das heute weitgehend verwendete Verfahren der elektrischen Verchromung bildet. Aber auch eine andere bedeutsame Erkenntnis findet sich in dieser Abhandlung ausgesprochen, daß nämlich einen sehr wesentlichen „Einfluß auf die chemischen Wirkungen die Dichtigkeit des Stromes ausübt, das heißt die Stromstärke dividiert durch die Polfläche, an der die Elektrolyse erfolgt". Auf Grund dieser Einsicht gelang es Bunsen sogar, die Erdalkalimetalle aus wässeriger Lösung statt aus dem Schmelzfluß herzustellen, ein Verfahren, das aber bisher keine praktische Anwendung gefunden hat.

Noch in Marburg, und zwar im Zusammenhange mit seinen geologisch-chemischen Untersuchungen, war Bunsen auch auf die Frage gestoßen, ob wohl „die Erstarrungstemperatur der Körper gleichwie deren Kochpunkt als eine Funktion des auf ihnen lastenden Druckes betrachtet werden müsse". Er konnte sie durch Versuche an Walrat und Paraffin 1850 bejahend beantworten und damit bestätigen, was etwa gleichzeitig James Thomson und Rudolf Clausius theoretisch aus den Grundsätzen der mechanischen Wärmetheorie abgeleitet hatten.

Am 6. August 1852 erfolgte Bunsens Berufung als Professor der Chemie und Direktor des neu zu erbauenden chemischen Universitätsinstitutes in Heidelberg. Er nahm sie an, und es bleibt einer seiner großen Ruhmestitel, daß er, im Gegensatz zu Liebig, keinen Augenblick davor zurückschreckte, „in Heidelberg ein gehetzter Schulmeister" zu werden. Deutschland brauchte solche genialen Schulmeister und wird sie um seiner chemischen Industrie willen immer wieder brauchen, sofern sie sich der Ausbildung der ihnen anvertrauten Studenten als

der wesentlichsten ihrer Amtspflichten mit gleicher Gewissenhaftigkeit wie Bunsen annehmen. Bei seiner ausgedehnten Lehrtätigkeit blieb ihm freilich nur wenig Muße zu eigener wissenschaftlicher Forschung, und er mußte sich die Zeit dazu in den Abendstunden, an Sonntagen und während der Ferien gleichsam erstehlen. Dennoch hat er Erstaunliches geleistet und findet als experimenteller Forscher unter den Zeitgenossen wohl nur in Michael Faraday seinesgleichen, dem er an Erfindungsgabe, Fleiß und Adel der Persönlichkeit ähnelt.

Als Einundvierzigjähriger, ein Mann in der Fülle seiner geistigen und körperlichen Kräfte, kam Bunsen nach Heidelberg, und hier sollten ihm die schönsten Früchte seiner Arbeit reifen. Wie dereinst durch die Einleitung zu Keplers „Marskommentaren" die Lehren der irdischen Physik zu einer Physik des Sonnensystems erweitert worden waren, machte ein Vierteljahrtausend später Bunsen aus der Chemie eine Wissenschaft des Himmels und der Erde. Die Untersuchung der chemischen Vorgänge im Hochofen hatte ihn gelehrt, den Weg zum Verständnis des Geschehens im glutflüssigen Innern der Erde zu finden. Er war danach mit seinen elektrochemischen Arbeiten und dem für die Entwicklung der Maßanalyse richtunggebenden Bericht „Über eine volumetrische Methode von sehr allgemeiner Anwendbarkeit" (1853) auf die Erdoberfläche zurückgekehrt. Nun schlug er mit dem Studium der chemischen Wirkungen des Lichtes gleichsam die Brücke von der Erde zum Himmel.

In den „photochemischen Untersuchungen", die er in Gemeinschaft mit Henry E. Roscoe, einem jungen englischen Chemiker, durchführte, galt es, wirkliche „photochemische Maßbestimmungen, die auf mehr als eine Schätzung Anspruch machen", vorzunehmen. Das war aber ungemein mühevoll, und ehe an die eigentliche Aufgabe herangetreten werden konnte, war es erst einmal erforderlich, in einer zweijährigen „zeitraubenden und an Schwierigkeiten überreichen Vorarbeit alle Umstände zu erforschen, welche auf die Verbindungsfähigkeit eines Gemenges von Chlor und Wasserstoff von Einfluß sein können". Die Mehrzahl der Versuche mußte zudem im Dunkeln ausgeführt werden, und da der Verschlag, wo dies geschah, sich auf dem Boden des Laboratoriumsgebäudes befand, hatte Roscoe, dem die Durchführung der Versuche oblag, nicht wenig unter der Hitze des besonders warmen Sommers von 1855 zu leiden. Erst nach Klärung dieser Vorfragen war es möglich, die chemische Vereinigung von Chlorgas und Wasserstoff zu Chlorwasserstoff, die unter der Einwirkung des Lichtes geschwinder als in der Dunkelheit erfolgt, als Maß der chemischen Lichtwirkung zu benutzen und so die chemische Wirksamkeit verschiedener Lichtquellen und einzelner Strahlenarten miteinander zu vergleichen.

Die größte und wichtigste Aufgabe blieb aber die Untersuchung der Sonnen- und der Himmelsstrahlung und die vergleichende Messung der Einwirkung, welche deren „von meteorischen Einflüssen abhängige Verschiedenheiten auf die photochemischen Erscheinungen der Pflanzenwelt ausüben". In vollem Umfange

ist sie auch heute noch nicht gelöst und wird es schwerlich in absehbarer Zeit sein, aber Bunsen und Roscoe bleibt das Verdienst, Begründer eines Forschungszweiges der meteorologischen Optik zu sein, der heute in den lichtbiologischen Untersuchungen und den daraus entsprungenen Arbeiten über die Heilwirkungsfaktoren des Höhenklimas für die Volksgesundheitspflege von hoher Bedeutung geworden ist. Demgegenüber stellt dann allerdings der Nachweis der ausgezeichneten photochemischen Wirksamkeit brennenden Magnesiums nur ein beiläufiges Ergebnis dar. Aber andrerseits vermittelt uns heutigen Menschen, die wir den Wert dieses Hilfsmittels der Kunstlichtphotographie wohl zu schätzen wissen, doch grade solch ein Nebenergebnis eine Vorstellung von dem Inhaltsreichtum und der Gedankenfülle dieser Arbeiten, die jeden fachfremden Leser durch ihren für chemische Abhandlungen ungewöhnlich großen Aufwand an mathematischen Formeln und Integralen abschrecken.

„Die photochemischen Untersuchungen von Bunsen und Roscoe", so urteilt Wilhelm Ostwald, „verdienen den Namen einer klassischen Arbeit.... (Man kann) sie geradezu als das klassische Vorbild auf dem Gebiet der physikalischen Chemie bezeichnen. Eine gleiche Summe von chemischer, physikalischer und rechnerischer Geschicklichkeit, von Scharfsinn im Ersinnen der Versuche und von Geduld und Ausdauer in ihrer Durchführung, von eingehendster Sorgfalt an jeder kleinsten Erscheinung und ausgiebigstem Weitblick den größten meteorologisch-kosmischen Erscheinungen gegenüber findet sich in keiner anderen wissenschaftlichen Arbeit auf diesem Gebiete wieder, und es ist, abgesehen von dem eminent belehrenden Inhalt dieser Arbeit, für jeden, der Sinn und Interesse dafür hat, wie die Bewältigung einer unendlichen Mannigfaltigkeit der Erscheinungen durch angemessene Fragestellung vor sich geht, das Studium des Weges, auf welchem Bunsen und Roscoe in ein außerordentlich schwieriges Gebiet eingedrungen sind, ein unvergleichlicher intellektueller Genuß."

Mit einigen Abänderungen könnte man dieses Urteil auf jede Arbeit Bunsens anwenden. Denn in jeder von ihnen trifft man auf einen bewundernswerten Scharfsinn im Erdenken von Versuchen, erstaunliche Geduld bei ihrer Durchführung, auf sorgfältige Ausarbeitung der kleinen Einzelheiten und auf Weitblick bezüglich des Wertes und der Benutzbarkeit der erarbeiteten Ergebnisse. Insofern könnte man sogar Ostwalds Feststellung zustimmen, daß in Bunsens berühmtester Leistung, der Entdeckung der Spektralanalyse, „nicht mehr Scharfsinn steckt als in vielen anderen, die Bunsen gemacht hat". Sie bedeutet dennoch einen Markstein in der Geistesgeschichte und einen entscheidenden Schritt zur Erkenntnis des Alls. Zudem scheint für die großen Erfinder und Entdecker Ähnliches zu gelten wie für die großen Feldherren. Auch auf dem Gebiete der Geistesgeschichte werden die weltbewegenden Entscheidungen nur von solchen Männern herbeigeführt, die sich bei einem noch so schönen Anfangserfolg nicht begnügen, sondern die ihn in unermüdlichem Weiter-

drängen bis zum Letzten ausschöpfen, und die — echte Genies — den geistreichen taktischen Erfolg so zum durchgeistigten strategischen Siege umgestalten. Wahres Schöpfertum reicht allemal über das bloß Geistreiche hinaus. Verharren wir aber noch für einen Augenblick bei unserem militärischen Bilde, so werden wir sagen dürfen, daß in dem Ringen um die Ausgestaltung der Spektralanalyse zu einem Werkzeug und Hilfsmittel menschlicher Geisteskultur Bunsen der Feldherr und Kirchhoff sein Generalstabschef war. Weil aber von je ein jeder Feldherr den Generalstabschef besaß, den er verdiente, bestätigt die Wahl Kirchhoffs zum Mitarbeiter erneut die Sicherheit des Instinktes, mit der Bunsen die Dinge der Wirklichkeit und auch die Menschen, die er näher zu sich heranzog, im voraus abwägend zu beurteilen wußte. Wo die Möglichkeit weitgehend selbständiger Entscheidung besteht, beweisen minderwertige Mitarbeiter letztlich immer die Minderwertigkeit des verantwortlichen Mannes.

Bunsen hatte die Bekanntschaft Kirchhoffs in Breslau gemacht und war zu dem um dreizehn Jahre jüngeren Amtsgenossen bald in nähere freundschaftliche Beziehung getreten. Schon als er selbst nach Heidelberg übersiedelte, war er entschlossen, den Freund alsbald dorthin nachzuziehen. Als durch die Berufung des Physikers Jolly nach München sich dann Gelegenheit dazu bot, setzte er sogleich mit allem Nachdruck durch, daß Kirchhoff „auf eine in den Annalen der Fakultät noch nicht dagewesene Weise ... nämlich einstimmig und allein ... zum Nachfolger Jollys vorgeschlagen" wurde. Das Ministerium in Karlsruhe stimmte zu, und schon im Herbst des Jahres 1854 konnte Kirchhoff seine Tätigkeit als Professor der Physik in Heidelberg aufnehmen.

Gustav Robert Kirchhoff wurde am 12. März 1824 als Sohn des Justizrates Carl Friedrich Kirchhoff in Königsberg in Preußen geboren und besuchte dort ebenso wie seine beiden älteren Brüder das Kneiphöfische Gymnasium, das er 1842 mit dem Zeugnis der Reife verließ, um an der Universität seiner Vaterstadt Mathematik zu studieren. Unter dem bestimmenden Einfluß Franz Neumanns, des damals bedeutendsten Vertreters der mathematischen Physik in Deutschland, faßte er jedoch den Entschluß, sich „ganz auf die Physik zu legen, wenn das auch langweilige Beobachtungen und noch langweiligere Rechnungen mit sich bringt". Unter Neumanns Leitung führte er seine erste selbständige Untersuchung durch, die er der philosophischen Fakultät der Königsberger Universität als Preisschrift einreichte und in etwas umgearbeiteter und erweiterter Gestalt bald danach als Doktorschrift verwendete. Die Arbeit handelte „Über den Durchgang des elektrischen Stromes durch eine Ebene, insbesondere durch eine kreisförmige" und beschäftigte sich ebenso wie eine Reihe weiterer Veröffentlichungen mit Fragen, die in begrenzterem Umfange schon Georg Simon Ohm behandelt hatte. Kirchhoff leitete in voller Allgemeinheit die beiden für die Berechnung von Leitungsnetzen grundlegenden Gesetze ab, die seitdem seinen Namen führen und besagen, daß für jeden Verzweigungspunkt einer Stromleitung

die Summe der zu ihm hinführenden Ströme gleich derjenigen der von ihm fortfließenden ist, und daß gemäß dem Ohmschen Gesetz auch in mehrmaschigen Netzen für jeden geschlossenen Kreis die Summe der dort auftretenden elektromotorischen Kräfte der Summe sämtlicher zugehörigen Produkte aus Stromstärke und Widerstand gleich gesetzt werden muß.

1848 habilitierte sich Kirchhoff auf Anraten von Jacobi und Magnus als Privatdozent in Berlin, um dann 1850 einem Rufe nach Breslau zu folgen, wo er als außerordentlicher Professor der Physik von 1850 bis 1854 tätig war und unter anderm Untersuchungen über die Schwingungen elastischer Kreisscheiben sowie über die Magnetisierung eines Zylinders von weichem Eisen veröffentlichte. Auch nach seiner Berufung als Professor der Physik nach Heidelberg waren es zunächst noch Fragen der theoretischen Elektrizitätslehre, mit denen Kirchhoff sich befaßte und von denen hier seine Abhandlung „Über die Bewegung der Elektrizität in Leitern" unzweifelhaft Erwähnung verdient. Es ergab sich nämlich, daß der Ausdruck, zu dem man schließlich für diesen Vorgang gelangt, „eine sehr merkwürdige Analogie zwischen der Fortpflanzung der Elektrizität in dem Drahte und der Fortpflanzung einer Welle in einer gespannten Saite oder einem longitudinal schwingenden elastischen Stabe" zeigt und daß „die Fortpflanzungsgeschwindigkeit einer elektrischen Welle ... sich ... als unabhängig sowohl von dem Querschnitt als von der Leitungsfähigkeit des Drahtes ... (erweist). Ihr Wert ist der von 41 950 Meilen in einer Sekunde, also sehr nahe gleich der Geschwindigkeit des Lichtes im leeren Raume". Die Abhandlung, in der sich diese Ergebnisse finden, stammt aus dem Jaher 1857 und liegt somit dreißig Jahre vor dem von Hertz erbrachten experimentellen Nachweis für das Vorhandensein elektrischer Wellen im freien Raume und geht auch noch den ersten für die Begründung der elektromagnetischen Lichttheorie maßgebenden Arbeiten von Maxwell voraus, deckt sich aber in gewisser Weise mit Erkenntnissen, zu denen etwa gleichzeitig Wilhelm Weber gelangte.

Auf einem völlig anderen Gebiete bewegen sich Versuche und Betrachtungen „Über das Verhältnis der Querkontraktion zur Längendilatation bei Stäben von federhartem Stahl", die für die Entwicklung der Elastizitätstheorie und damit wichtiger technischer Fragen von Bedeutung waren, sowie die 1858 erschienene Abhandlung „Über einen Satz der mechanischen Wärmetheorie und einige Anwendungen desselben". Der anspruchslose Titel läßt schwerlich ahnen, daß Kirchhoff mit dieser Arbeit die Thermodynamik der Lösungen begründete, die für die spätere Entwicklung der physikalischen Chemie von großer Bedeutung wurde, und ähnlich würde es auch bei der Aufzählung anderer Veröffentlichungen Kirchhoffs gehen. Denn Wesen und Bedeutung theoretisch-physikalischer Untersuchungen lassen sich dem Fachfremden nur selten und dann allemal recht unvollkommen erläutern, wenn von der Benutzung mathematischer Zeichen Abstand genommen werden muß. So mag statt dessen eine fast dichterisch

verklärte Schilderung aus einer Gedenkrede hier Raum finden, in der Ludwig Boltzmann — selbst ein Meister der theoretischen Forschung — ein Bild von Kirchhoffs Forscherpersönlichkeit vermittelt.

„Wie der Musiker", so sagt Boltzmann, „bei den ersten Takten Mozart, Beethoven, Schubert erkennt, so würde der Mathematiker nach wenigen Seiten seinen Cauchy, Gauß, Jacobi, Helmholtz unterscheiden. Höchste äußere Eleganz, mitunter etwas schwaches Knochengerüst der Schlüsse charakterisiert die Franzosen, die größte dramatische Wucht die Engländer, vor allem Maxwell ... Kirchhoffs ... ganze Richtung (ist) eine andere, und ebenso auch deren treues Abbild, die Form seiner Darstellung, welche wir neben der Eulers, Gauß, Neumanns usw. wohl als Prototyp der deutschen Behandlungsweise mathematisch-physikalischer Probleme hinzustellen berechtigt sind. Ihn charakterisiert die schärfste Präzisierung der Hypothesen, feine Durchfeilung, ruhige, mehr epische Fortentwicklung mit eiserner Konsequenz ohne Verschweigung einer Schwierigkeit, unter Aufhellung des leisesten Schattens. Um nochmals zu meiner Allegorie zurückzugreifen, er glich dem Denker in Tönen: Beethoven. — Wer in Zweifel zieht, daß mathematische Werke künstlerisch schön sein können, der lese seine Abhandlung über Absorption und Emission oder den der Hydrodynamik gewidmeten Teil seiner Mechanik."

Der Aufsatz von Kirchhoff, den Boltzmann mit so besonderem Lobe hervorhebt, besitzt in der Tat alle als typisch deutsch bezeichneten Eigentümlichkeiten: die sorgfältige Umschreibung der gemachten Annahmen, feine Durcharbeitung des Dargelegten und eine gelassen fortschreitende Entwicklung der möglichen Folgerungen bis ins einzelne. Er handelt „Über das Verhältnis zwischen dem Emissionsvermögen und dem Absorptionsvermögen der Körper für Wärme und Licht" und ist im Zusammenhange mit den von Bunsen und Kirchhoff durchgeführten „Untersuchungen über das Sonnenspektrum und die Spektren der chemischen Elemente" entstanden. Seinen Hauptinhalt bildet die genauere Durchführung einer Betrachtung „Über die Fraunhoferschen Linien" und die Erklärung ihres Zustandekommens, und sein Hauptwert liegt in der Darlegung des allgemeinen Zusammenhangs, der zwischen der von einem glühenden Körper ausgesandten und der von ihm verschluckten Strahlung besteht. Denn von hier nehmen alle jene Untersuchungen über die Temperaturstrahlung schwarzer Körper ihren Ausgang, die um die Jahrhundertwende Planck zur Erkenntnis seines allgemeinen Strahlungsgesetzes führten und damit zu den Grundlagen der für unsere ganze Naturauffassung umwälzenden Quantentheorie.

Nun ließe sich freilich einer solchen Art der Bewertung der gleiche Vorwurf machen, den Ostwald gegen die übliche Einschätzung der Leistung bei der Entdeckung der Spektralanalyse erhebt. Man könnte behaupten, daß auch hier die sich nachträglich offenbarende „Größe des Anwendungsgebietes mit der Größe des Mittels" verwechselt und das Bewunderungswürdige nicht in dem gesehen

wird, „was bei dem Entdecker vorangegangen war, sondern in dem, was der gemachten Entdeckung nachfolgte". Nicht sowohl die Entdeckung der Spektralanalyse ist aber der Gegenstand unserer Bewunderung als vielmehr die beinahe augenblickliche Erkenntnis ihres Wertes, die in Bunsen und Kirchhoff aufblitzte und sie das neugefundene Hilfsmittel sofort vielseitig anwenden ließ.

Den Anstoß zu diesen Untersuchungen lieferten — natürlich! fühlt man sich versucht zu sagen — Bemühungen Bunsens um die Vervollkommnung der Lötrohranalyse. Er zog dazu auch die Färbungen heran, die gewisse Salze der farblosen Alkoholflamme oder der Flamme des Bunsenbrenners erteilen, und bediente sich zur Erkennung von Kalium- beziehungsweise Lithiumsalzen neben denen des Natriums statt des von Cartmell benutzten Kobaltglases oder eines mit Indigolösung gefüllten Troges eines Hohlprismas mit dieser Farbstofflösung. Eine fast quantitative Bestimmung des Natrongehaltes von Salzgemischen gelang durch eine Art kolorimetrischen Verfahrens unter Verwendung von Prüfpapieren mit einem Anstrich von rotem Queckſilberjodid. Als Bunsen nun eines Tages Kirchhoff von derartigen Versuchen erzählte, riet ihm dieser, an Stelle von Farbfiltern die spektrale Zerlegung des Lichtes durch ein Prisma zu verwenden.

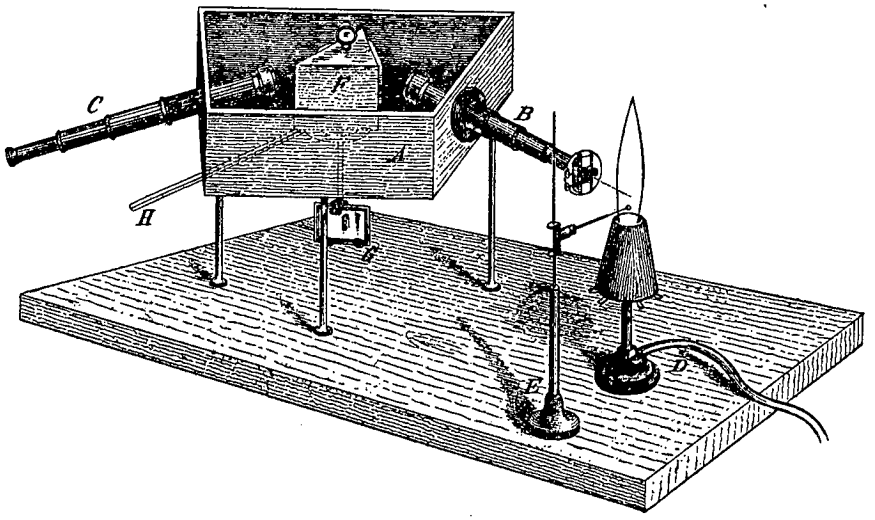
Gemeinsam angestellte Versuche zeigten alsbald, was trotz der Bemühungen von John Frederick Herschel, Wheatstone und Talbot bisher keineswegs sicher stand: glühende Gase und Dämpfe senden unter bestimmten Versuchsbedingungen Spektren aus, die sich im Gegensatz zu den stetigen Spektren glühender fester Körper aus einzelnen Linien oder Banden zusammensetzen, deren gegenseitige Lage praktisch unveränderlich und für die zur Lichtausstrahlung angeregten Stoffe kennzeichnend ist. Erst auf Grund dieser Erkenntnis konnte dann eine „chemische Analyse durch Spektralbeobachtungen" entwickelt werden, über deren Wesen und Bedeutung es gegen Ende der ersten, in der Hauptsache von Bunsen verfaßten Abhandlung darüber heißt:

„Bei der Spektralanalyse ... erscheinen die farbigen Streifen unberührt von ... fremden Einflüssen und unverändert durch die Dazwischenkunft anderer Stoffe. Die Stellen, welche sie im Spektrum einnehmen, bedingen eine chemische Eigenschaft, die so unwandelbarer und fundamentaler Natur ist wie das Atomgewicht der Stoffe, und lassen sich daher mit einer fast astronomischen Genauigkeit bestimmen. Was aber der spektralanalytischen Methode eine ganz besondere Bedeutung verleiht, ist der Umstand, daß sie die Schranken, bis zu welchen bisher die chemischen Kennzeichen der Materie reichten, fast ins Unbegrenzte hinausrückt. ... Denn wenn es Stoffe gibt, die so sparsam in der Natur verbreitet sind, daß uns die bisherigen Mittel der Analyse bei ihrer Erkennung und Abscheidung im Stich lassen, so wird man hoffen dürfen, viele solcher Stoffe durch die einfache Betrachtung ihrer Flammenspektren noch in Mengen zu erkennen und zu bestimmen, die sich auf gewöhnlichem Wege jeder chemischen Wahrnehmung

entziehen. Daß es wirklich solche bisher unbekannte Elemente gibt, davon haben wir uns bereits zu überzeugen Gelegenheit gehabt. Wir glauben ... mit völliger Sicherheit schon jetzt die Behauptung aufstellen zu können, daß es neben dem Kalium, Natrium und Lithium noch ein viertes der Alkaliengruppe angehöriges Metall gibt ...

Bietet einerseits die Spektralanalyse ... ein Mittel von bewunderungswürdiger Einfachheit dar, die kleinsten Spuren gewisser Elemente in irdischen Körpern zu entdecken, so öffnet sie andererseits der chemischen Forschung ein bisher völlig verschlossenes Gebiet, das weit über die Grenzen der Erde, ja selbst unseres Sonnensystems hinausreicht ... Der eine von uns (Kirchhoff) hat durch theoretische Betrachtungen nachgewiesen, daß das Spektrum eines glühenden Gases umgekehrt wird, das heißt, daß die hellen Linien in dunkele sich verwandeln, wenn hinter dasselbe eine Lichtquelle von hinreichender Intensität gebracht wird, die an sich ein kontinuierliches Spektrum gibt. Es läßt sich hieraus schließen, daß das Sonnenspektrum mit seinen dunkelen Linien nichts anderes ist als die Umkehrung des Spektrums, welches die Atmosphäre der Sonne für sich zeigen würde. Hiernach erfordert die chemische Analyse der Sonnenatmosphäre nur die Aufsuchung derjenigen Stoffe, die, in eine Flamme gebracht, helle Linien hervortreten lassen, die mit den dunkelen Linien des Sonnenspektrums koinzidieren."

Man könnte beinahe sagen, daß in dieser Zusammenfassung ganz eindeutig hervortritt, welchen Anteil Bunsen und welchen Kirchhoff an der Entdeckung und Ausgestaltung der Spektralanalyse hat. Von Bunsen stammte alles eigentlich Chemische: der Grundgedanke einer analytischen Verwendung von Flammenfärbungen, die Auswahl und Reindarstellung der Salze, die in der farblosen und genau regelbaren Flamme des Bunsenbrenners saubere und brauchbare Linienspektren lieferten. Mit seinem bewundernswerten experimentellen Geschick schuf er die unerläßlichen Voraussetzungen für jede weitere physikalische Schlußfolgerung und war auch der eigentliche Entdecker der beiden neuen, mit Hilfe der Spektralanalyse gefundenen Alkalimetalle Cäsium und Rubidium, die er sowohl rein in Form der Metalle wie in ihren wichtigsten Verbindungen herstellte und untersuchte. Kirchhoff machte den Vorschlag zur Verwendung eines Prismas, entwickelte den eigentlichen Spektralapparat und sprach den für die Begründung der chemischen Astrophysik entscheidenden Gedanken aus: „Für jede Gattung von Wärme- oder Lichtstrahlen ist das Verhältnis zwischen dem Emissionsvermögen und dem Absorptionsvermögen für alle Körper bei derselben Temperatur das gleiche. Aus diesem Satze folgt leicht, daß ein glühender Körper, der nur Lichtstrahlen von gewissen Wellenlängen aussendet, auch nur Lichtstrahlen von denselben Wellenlängen absorbiert; woraus dann weiter sich ergibt, wie aus den dunkelen Linien des Sonnenspektrums auf die Bestandteile der Sonnenatmosphäre geschlossen werden kann."



Spektralapparat von Bunsen und Kirchhoff, nach Poggendorffs Annalen der Physik, 1860

Die Leistung von Bunsen und Kirchhoff in ihren Arbeiten zur Spektralanalyse ist also eine dreifache. Mit dem Nachweis der kennzeichnenden Eigentümlichkeit eines jeden Linien- oder Bandenspektrums wurde eine neue Art der Analyse geschaffen, die an Empfindlichkeit alle zuvor bekannten Verfahren übertraf. Sie ermöglichte die Entdeckung neuer Elemente und führte schließlich in Verbindung mit den Vorstellungen der Quantenphysik in jüngster Zeit zu ungeahnten Einblicken in die Feinheiten atomphysikalischen Geschehens. Das Kirchhoffsche Grundgesetz für die reine Temperaturstrahlung wurde zum Ausgangspunkt der gesamten späteren Strahlungsforschung. Nach Verwirklichung des von Kirchhoff so genannten „absolut schwarzen" Körpers wurde die Aufdeckung weiterer Eigentümlichkeiten der schwarzen Strahlung möglich, die in den Gesetzen von Stefan und Boltzmann, Rayleigh und Jeans, Willy Wien und endlich von Planck ihren Ausdruck fanden. Sie wurden richtunggebend für die Entwicklung der Lichttechnik und den Ausbau der Temperaturmeßverfahren nach Seite der höheren Temperaturen. Durch die Anwendung des Kirchhoffschen Gesetzes auf die Deutung der Fraunhoferschen Linien wurde eine Übertragung der irdischen Spektralanalyse auf selbstleuchtende außerirdische Körper ermöglicht und damit ein neues Zeitalter der astrophysikalischen Forschung begründet. Unter Heranziehung des Dopplerschen Prinzips von der scheinbaren Schwingzahländerung bei bewegten Körpern ist es dann ja sogar möglich geworden, durch die geringfügigen Abweichungen, welche die Spektrallinien der Gestirne von den entsprechenden Linien irdischer Lichtquellen aufweisen, Sterngeschwindigkeiten einwandfrei zu messen.

Im übrigen wurde in Heidelberg damals nicht nur sehr fleißig und erfolgreich gearbeitet, sondern auch bei passender Gelegenheit heiter gefeiert, und in Adolf

Mayers „Bunseniana" wird uns neben andern Bunsenanekdoten auch von einem übermütigen Feste berichtet, bei dem der unentwegte Junggeselle Bunsen unfreiwillig Gastgeber war. Als er eines Abends heimkam, fand er eine große Gesellschaft vor, die sich bei ihm für eine gar nicht ergangene Einladung bedankte, im übrigen aber alles für das Fest Erforderliche selbst mitgebracht hatte. Der Historiker Häusser, der Zoologe Pagenstecher, Helmholtz und Kirchhoff mit ihren Frauen gehörten zu den Gästen, und als die Fröhlichkeit ihren Höhepunkt erreicht hatte, ging man zur Darstellung lebender Bilderrätsel über, deren wirkungsvollstes ein Kamel mit einem darauf sitzenden Äffchen war. Der lange Pagenstecher und der kräftige, gedrungene Helmholtz bildeten den Körper des Tieres, auf dem im roten Konzertmantel der Frau Helmholtz als Äffchen Kirchhoff thronte, der sich zu dieser „Rolle keineswegs durch seine Gesichtszüge, die im Gegenteil häufig mit denen von Schiller verglichen worden sind, sondern höchstens durch seine Zierlichkeit (und) seine damalige Barttracht" eignete. Bei dieser Feier wurde dann auch gleich „die Gesamtwohnung Bunsens einer genauen Inspektion unterworfen, und man fand ein im übrigen leeres Zimmer ausschließlich dekoriert mit längs den Wänden stehenden Dutzenden von abgelegten Schuhen und auf dem Nachttische des notgedrungenen Gastgebers viele Bände von Schauerromanen und Jahrgänge des Neuen Pitaval (einer Sammlung von Kriminalprozessen), mit Hilfe welcher Lektüre sich Bunsen vor dem Schlafengehen in einen Zustand angenehmen Gruselns zu versetzen pflegte."

Bunsen, der selbst viel Humor besaß, ward durch seine sich immer stärker ausprägenden Eigenheiten, wie beispielsweise seine gelegentlich übertriebene Schwerhörigkeit, Gegenstand zahlreicher launiger Geschichten, und manche dieser Anekdoten, die auch Kirchhoff gern und mit Laune zu erzählen liebte, lassen uns den großen Chemiker als einen rechten niederdeutschen Eulenspiegel und fast einer Raabeschen Erzählung entstiegen erscheinen. Aber hinter dieser in Damengesellschaft mit manchem Mutwillen getriebenen Schalkheit verbarg sich wohl bewußt die tiefere Empfindsamkeit seines Wesens und eine innere Zartheit und Güte, für welche manche Einzelzüge ebenso beredt Zeugnis ablegen wie die Anhänglichkeit und Zuneigung seiner Schüler und Freunde.

In späteren Jahren wandte sich Bunsen der Verfeinerung verschiedener analytischer und physikochemischer Verfahren und im Zusammenhange damit auch kalorimetrischen Untersuchungen zu. Er erfand neben einer für die Schnellfiltration bestimmten besonderen Art von Luftpumpen, der Wasserstrahlluftpumpe, auch das nach ihm benannte Eismantelkalorimeter sowie ein verbessertes Dampfkalorimeter. 1889 trat er von seiner Lehrtätigkeit zurück, am 16. August 1899 erlöste der Tod den mehr und mehr Vereinsamten von den sich steigernden Altersbeschwerden.

Kirchhoff hatte nach Abschluß seiner spektralanalytischen und strahlungstheoretischen Arbeiten zunächst mit hydrodynamischen Untersuchungen begonnen

und in einer dieser Abhandlungen „Über die Kräfte, welche zwei unendlich dünne, starre Ringe in einer Flüssigkeit scheinbar aufeinander ausüben können" Bericht gegeben. Es zeigte sich nämlich, daß in einer reibungsfreien und unzusammendrückbaren Flüssigkeit zwei Ringe, die von ihr umströmt werden, „scheinbar Kräfte aufeinander ausüben, die denjenigen gleich sind, mit welchen sie aufeinander wirken würden, wenn zwei elektrische Ströme in ihnen flössen". Kirchhoff hatte jedoch gemäß seiner überlegten und abwägenden Art keine weiteren unzulässigen Schlußfolgerungen aus diesem Ergebnis gezogen, obwohl es den Versuch zu einer rein mechanischen Deutung elektrodynamischer Vorgänge nahe genug legte und obwohl die Zurückführung aller Naturvorgänge auf rein mechanisches Geschehen damals als eine der größten Aufgaben der Naturforschung galt. Auch Kirchhoff hatte sich in einer Festrede, die er als Prorektor der Heidelberger Universität 1865 hielt, zu dieser Auffassung mit den Worten bekannt:

„Kennte man alle Kräfte der Natur und wüßte man, welches der Zustand der Materie in einem Zeitpunkte ist, so würde man ihren Zustand für jeden späteren Zeitpunkt durch die Mechanik ermitteln und ableiten können, wie die mannigfaltigen Naturerscheinungen einander folgen und begleiten. Das höchste Ziel, welches die Naturwissenschaften zu erstreben haben, ist die Verwirklichung der eben gemachten Voraussetzung, also die Ermittlung der Kräfte, welche in der Natur vorhanden sind, und des Zustandes, in dem die Materie sich befindet, mit einem Worte die Zurückführung aller Naturerscheinungen auf die Mechanik."

Bunsen, der allem Hypothetischen abhold war, dürfte diesen Standpunkt kaum geteilt haben, und auch Kirchhoff gab ihn offensichtlich auf, nachdem er sich eindringlicher mit den Grundlagen und Grundfragen der gesamten Mechanik beschäftigt hatte. Die Ausarbeitung seiner klassischen Vorlesungen über Mechanik fällt schon in die letzte Zeit seines Heidelberger Aufenthalts und schließt sich an die Leidensjahre von 1868 und 1869 an, in der ihn die Folgen eines Sturzes auf der Treppe körperlich und der Tod einer innig geliebten Gattin seelisch lähmten. Eine neue Ehe ließ ihn wieder aufleben, und als auch sein Fußleiden sich etwas besserte, entschloß er sich 1876, eine Berufung nach Berlin anzunehmen, die er früher schon zweimal abgelehnt hatte. Ein volles Jahrzehnt vielseitigen und fruchtbaren Wirkens als Forscher und Universitätslehrer war ihm hier noch vergönnt, und neben eigenen theoretischen Untersuchungen über Gegenstände der Hydrodynamik und der Elastizitätslehre waren es experimentelle Arbeiten „über die Leitungsfähigkeiten der Metalle für Wärme und Elektrizität", die er in Gemeinschaft mit Gustav von Hansemann durchführte.

Mit Ablauf des Wintersemesters 1886 sah Kirchhoff sich genötigt, seiner Vorlesungstätigkeit zu entsagen. Am 17. Oktober 1887 schlief er nach einem Fieberanfall sanft in den Tod hinüber, ein Mensch, bei dem sich nach den Worten A. W. von Hofmanns höchstes Vollbringen mit fast demutvoller Bescheidenheit verband.

Das Vermächtnis, das er der Physik und damit der exakten Naturwissenschaft überhaupt hinterließ, ist nicht verschleudert. Auch heute noch gilt als eigentliche Aufgabe der physikalischen Forschung, was für das enger umschriebene Gebiet der Mechanik Kirchhoff in die Worte faßte:

„Man pflegt die Mechanik als die Wissenschaft von den Kräften zu definieren und die Kräfte als die Ursachen, welche Bewegungen hervorbringen oder hervorzubringen streben. Gewiß ist diese Definition bei der Entwicklung der Mechanik von dem größten Nutzen gewesen ... Aber ihr haftet die Unklarheit an, von der die Begriffe der Ursache und des Strebens sich nicht befreien lassen ... Bei der Schärfe, welche die Schlüsse in der Mechanik sonst gestatten, scheint es mir wünschenswert, solche Dunkelheiten aus ihr zu entfernen, auch wenn das nur möglich ist durch eine Einschränkung ihrer Aufgabe. Aus diesem Grunde stelle ich es als die Aufgabe der Mechanik hin, die in der Natur vor sich gehenden Bewegungen zu beschreiben, und zwar vollständig und auf die einfachste Weise zu beschreiben. Ich will damit sagen, daß es sich nur darum handeln soll, anzugeben, welches die Erscheinungen sind, die stattfinden, nicht aber darum, ihre Ursachen zu ermitteln."

Nur dieser von Kirchhoff gewiesene Weg führt mit Sicherheit zur Ergreifung des Naturseitigen in unserer Welterkenntnis. Über das Geistseitige in aller Naturwissenschaft können und wollen die Physik und ihre Schwesterwissenschaften nichts aussagen. Hier setzt eine andere Art der Betrachtung und Bewertung ein, in deren Mittelpunkt nicht mehr das physische Geschehen, sondern die vom schöpferischen Physiker geschaffene Welt durchgeistigter Begriffe steht. Aber erst wenn man sich die Begriffsschärfe des Kirchhoffschen Denkens zu eigen macht, kann man bis zu dieser Grenzscheide zweier einander verbundenen Reiche vordringen. Alle große Naturforschung schließt auch das Philosophische in sich mit ein. Darum sind Taten der Naturwissenschaft Geistestaten, und Bunsen wie Kirchhoff haben mit den besten ihrer Arbeiten Marksteine in der deutschen Geistesgeschichte und in der Geschichte der Menschheit gesetzt.

Ludwig Uhland

1787—1862

Von

Heinz Otto Burger

Ludwig Uhland ist von Hebbel „das bestvermummte Genie" genannt worden, und derselbe sagte: „Er ist ein Tropfen feurigen Weins in einem Faß von Eis." Hebbel zielt mit solchen Bildern auf das seltsam Rätselhafte von Uhlands Gestalt, das sie einem manchmal in fast komischem Zwielicht erscheinen und dann doch wieder wie ein großes Wunder aufleuchten läßt. Da steht ein ganz und gar „normaler", erschreckend durchschnittlicher, höchstens noch besonders kühler und trockener Mensch mit einem Holzbirnenkopf, wie Vischer sagte — und er soll ein großer Dichter sein. Mutet das nicht an wie Widersinn? Mit diesem Widersinn aber muß die andere, noch viel größere „Unmöglichkeit" zusammenhängen: daß ein Mann auf der Höhe der Bildung des neunzehnten Jahrhunderts echte Volksdichtung zu schaffen vermochte.

Gerade heute, wo wir so sehr nach solcher Dichtung verlangen, wissen wir, wie selten Dichter Menschen sind, die sich nicht, einfach infolge ihrer besonderer Gabe, aus der Gemeinschaft lösen, und wie selten andererseits Menschen, die ganz mit der Gemeinschaft fühlen, als echte Dichter gelten können. Auf dem schmalen Pfad volkhafter Dichtung vermögen nur wenige frei dahinzuschreiten. Die meisten versteigen sich in Regionen, wo das Volk nicht nachkommt, oder geraten ins platte Land, wo kein Firnhauch der Dichtung mehr weht. Uhland aber hat den Pfad nicht verloren. Man kann das Gnade nennen. Und letzten Endes ist es sicher Gnade. Aber als denkende Wesen, die nun einmal die meisten von uns sind, müssen wir wohl versuchen, uns das Wunder einigermaßen begreiflich zu machen.

Jedenfalls konnte solch ein Wunder nur auf dem Boden einer großen und starken Herzenseinfalt erblühen. Namentlich Uhlands Pariser Bekannte bezeugen denn auch den Eindruck innerer Reinheit und Unberührbarkeit, den der Jüngling machte, seine „helle Einfalt und Lauterkeit". Fr. Th. Vischer aber, der mit dem Greis zusammenkam, erklärt: „Man fühlte ihm die innere Reinhaltung an, man ahnte, noch ehe man es wußte, daß man hier einem Leben gegenüberstehe, das unbefleckt war, wie ein reines Tuch. Und das so ohne Zwang, so schlicht, so natürlich."

Den innersten Herzschlag Uhlands erlauschen wir in dem Gedicht „Schäfers Sonntagslied". Es kündet die Erfahrung einer völlig einsamen Stunde:

Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch eine Morgenglocke nur,
Nun Stille nah und fern.

Anbetend sinkt der Schäfer in die Knie:

O süßes Graun! geheimes Wehn!
Als knieten viele ungesehn
Und beteten mit mir.

In der tiefsten Einsamkeit fühlt sich Uhland plötzlich angerührt und gehalten von einer unsichtbaren Gemeinschaft. „Hat man aber Charakter", sagte Nietzsche, „so hat man auch sein typisches Erlebnis, das immer wiederkehrt." Immer, wenn er dichtet, spürt Uhland um sich die Gemeinschaft. Jede Empfindung, die bloß ihn allein angeht, dünkt ihn zufällig und im Grunde wertlos. So kommt er dazu, zu sagen: „Für eine Poesie, vom Volk abgewendet, eine Poesie, die nur die individuellen Empfindungen ausspricht, habe ich nie Sinn gehabt. Im Volke muß es wurzeln." Im Volke als einer gegenwärtigen und zugleich geschichtlich dauernden Einheit. Er fährt fort: „Mein Streben geht dahin, mich immer fester in ursprünglich deutsche Art und Kunst zu verwurzeln, der wir leider so lange entfremdet waren. Mir kam es diesem nach zu, in Bild, Form und Wort mich der größten Einfachheit zu befleißigen, sollte ich mir auch den Vorwurf der Trockenheit zuziehen, die einheimischen Weisen zu gebrauchen, vaterländischer Natur und Sitte anzuhängen, mir unsere ältere Poesie, und zwar unter dieser wieder die wahrhaft deutsche zum Vorbild zu nehmen." Könnten diese Worte nicht heute gesprochen sein? Und wie hat Uhland seinen Willen zur Tat gemacht! Er besaß eben nicht bloß den Willen, sondern dazuhin das Wissen und das Können. „Der Wirtin Töchterlein" z. B. oder „Der gute Kamerad" sind richtiggehend zusammengeschweißt aus Verszeilen und Satzgefügen echter Volkslieder, mit großer Kenntnis und feinem Können, vor allem aber mit einem tiefen Wissen um das Wesen des Volkslieds. Gerade hier fassen wir, glaube ich, Uhlands eigentliche Gabe: ein noch mehr instinktives als bewußtes Wissen darum, was Dichtung ist, wie ein wahres Volkslied, im weitesten Sinn, aussehen muß. Aus dieser Vision stammt sein Werk. Ein bloß verständesmäßiges Wissen um volkhafte Dichtung konnte es nicht zustande bringen, wohl aber konnte es geboren werden aus einer Intuition, die letztlich wurzelt in innerer Verwandtschaft, in der eigenen Herzenseinfalt. Ihr danken wir Lieder wie das vom „Guten Kameraden". Wo immer Deutsche, seien es zwei oder drei in stiller Stunde, sei es die ganze Nation in hoher Feier, eines Toten gedenken, wird dieses Lied angestimmt. Als Klage und Gelöbnis der Treue bis übers Grab stiftet es die innigste Gemeinschaft der Trauernden unter sich und mit dem Toten. Es ist eins der deutschen Nationallieder geworden.

*

Wir versuchten, uns das Wunder solcher Lieder aus Uhlands Persönlichkeit und Begabung begreiflich zu machen. Wir können ihm vielleicht noch näher kommen, wenn wir an den Lebensraum dieser Persönlichkeit denken.

Ludwig Uhland ist am 26. April 1787 in Tübingen als Sohn des Universitätssekretärs geboren. Mit vierzehn Jahren bezog er die heimische Hochschule, vier Jahre später geht er von der vorbereitenden Artistenfakultät über zur Rechtswissenschaft. Im selben Jahr schenkt der Achtzehnjährige unter einer größeren Anzahl guter Gedichte der Nation eins ihrer schönsten Lieder: „Schäfers Sonntagslied" und eins ihrer berühmtesten: „Die Kapelle". Uhland steht damals in einem Kreis mitdichtender Freunde, fast lauter Schwaben, deren Mittelpunkt Justinus Kerner bildet. Das hat ihn ganz offensichtlich befeuert und gestärkt. Nach dem Advokatenexamen (1808) und der Promotion (1810) reist er erst dreiviertel Jahre zu juristischen und philologischen Studien nach Paris, dann übt er in Tübingen und Stuttgart die Advokatenpraxis aus. Seine Heirat aber mit Emilie Vischer (1820) ermöglichte es ihm wirtschaftlich, sich immer mehr der Wissenschaft und Politik zuzuwenden. 1829 erhielt er die Berufung in eine außerordentliche Professur für deutsche Sprache und Literatur in Tübingen. Doch schon 1833, als ihm die Regierung den Urlaub zur Ausübung seines Landtagsmandats verweigerte, kam er — es fiel ihm schwer genug — um seine Entlassung ein; sie wurde ihm „sehr gerne" gewährt. Von nun an lebte er im wesentlichen als Privatgelehrter in Tübingen, seit 1836 in dem schönen Haus an der Neckarbrücke, bis ihn am 13. November 1862 „der Engel des Todes küßte", wie es in der Anzeige heißt.



Uhlands Wohnhaus in Tübingen

Siebenundfünfzig Jahre also hat Uhland in der Stadt gehaust, wo er zur Welt kam und der Erde übergeben wurde. An diese Stadt ist auch sein ganzes Dichten gebunden. Reisen blieben für ihn dichterisch unfruchtbar, aber von Spaziergängen in der Umgebung Tübingens kehrte er immer wieder mit reichem Segen heim.

„Nie erschöpf' ich diese Wege,
Nie ergründ' ich dieses Tal,
Und die altbetretnen Stege
Rühren neu mich jedesmal."

Für Uhland kommt die dichterische Stimmung nicht aus dem Schauen, sondern immer nur aus dem Ahnen. Er gestaltet keine drängende Fülle äußerer Eindrücke, aber auch keine im Innern aufbrandende Woge von Gefühlen, er muß sich in ein Gegebenes empfindend versenken und erinnernd oder träumend an ihm weiterbilden können, so, wie er tat, wenn er vom Österberg oder vom Schänzle hinter der Burg auf die duftig verschwimmenden Berglinien der Alb hinüberschaute. Vom lyrischen Gedicht verlangt er dann ebenso, daß es „klar und ahndungsvoll zugleich emporsteige": eine Verdichtung des Erlebnisses, das ihm die Tübinger Landschaft gab.

Noch eine andere Seite Tübingens war für Uhland bedeutungsvoll. Nie herrschte in Schwaben eine so schroffe Scheidung der Stände wie anderwärts. In Tübingen, der Stadt der Professoren und Weingärtner, hat das oft zu merkwürdigen Verbindungen zwischen „Volk" und „Bildung" geführt, gerade auch auf literarischem Gebiet. Tübingens erster Welterfolg waren zu Beginn des 16. Jahrhunderts die Facetien von Heinrich Bebel: eine Sammlung von Schwänken und Scherzreden, zum guten Teil dem schwäbischen Volksmund abgelauscht, aber dann in klassischem Latein wiedererzählt. Bezeichnend auch, daß Bebel ein deutsches Volkslied: „Ich stund an einem Morgen gar heimlich an eim Ort" in lateinische Verse brachte. Das ist „Tübingen". Ganz ähnlich wie Bebel hat dreihundert Jahre später ein anderer Tübinger, Wilhelm Hauff, ein Volkslied, das von der Gasse in seine Dachkammer heraufklang, umgedichtet zu seinem schönsten Sang: „Morgenrot, Morgenrot ..." In diese Reihe scheinen mir Uhlands Lieder von „Der Wirtin Töchterlein", vom „Guten Kameraden" und manch andere zu gehören. Jedenfalls ist die starke Bindung auch des Gebildeten in seiner inneren Haltung, seiner Sprache und seiner Dichtung ans Volk für die Schwaben charakteristisch. Und Uhland ist ein Erzschwabe.

So kann uns der Gedanke an Uhlands Lebensraum helfen, das Wunder seiner Dichtung zu begreifen. Helfen kann uns dazu aber auch die Besinnung auf seine Zeit. Jener überraschende Liederfrühling von 1805 brach auf unter den Strahlen des Goetheschen Gestirns. Gedichte wie „Schäfers Sonntagslied" oder „Hoch auf dem alten Turme" zeigen deutlich diese Einwirkung. Trotzdem war es wohl nur so, daß der Große Uhland Mut gab zu sich selbst und ihm unbewußt die allgemeinen Ausdrucksformen bot, wenn am Morgen auf den Neckarwiesen oder am Abend auf dem Tübinger Schloß Gefühle und Träume seine Seele schwellten.

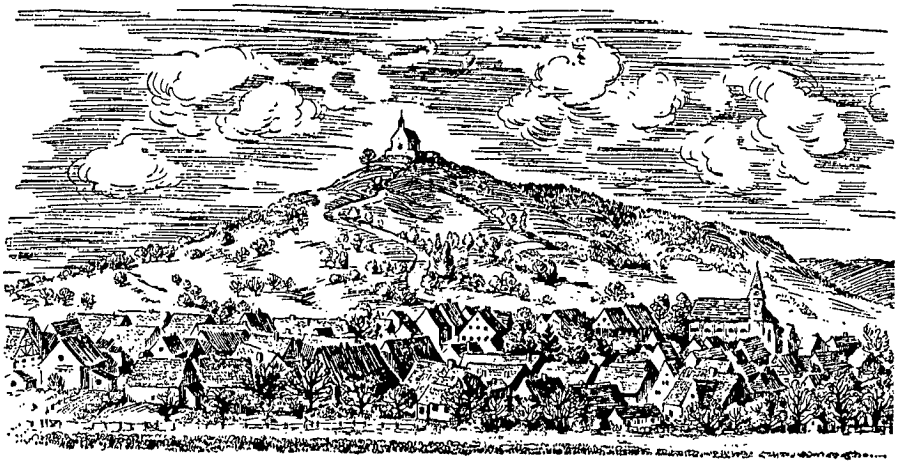
Ganz anders ist es, als noch im selben Jahr 1805 „Des Knaben Wunderhorn, Alte Deutsche Lieder, gesammelt von L. A. von Arnim und Clemens Brentano" erscheint. Hier unterwirft sich Uhland ganz und gar; nicht zu seinem Vorteil. Und als das aufklärerisch-reaktionäre Stuttgarter „Morgenblatt für gebildete Stände" die ersten veröffentlichten Gedichte Uhlands und Kerners übel zerzaust, fängt man in Tübingen an, sich bewußt zu den Neutönern zu zählen und als „Romantiker" zu fühlen. Kerner leitet, halb Ernst, halb Scherz, eine Gegenaktion gegen das Morgenblatt ein: eine eigene Zeitung wird herausgegeben, das

„Sonntagsblatt für ungebildete Stände". Jeden Sonntagmorgen lag es handgeschrieben auf Kerners Bude im „Neuen Bau" zur allgemeinen Einsicht auf. Hier, im Schatten des Stiftskirchenturms, war gleichsam „das Hauptquartier der Schwäbischen Romantik". Uhland schrieb außer Gedichten einen Aufsatz „Über das Romantische" ins Sonntagsblatt. Der antiken Dichtung stellt er da die nordisch-christliche als „romantisch" entgegen: eine alte Vorliebe hat durch Wilhelm Schlegel, Tieck, Novalis, durch Arnim und Brentano ihre Rechtfertigung und Bekräftigung gefunden.

1808 kommen der zweite und dritte Band des „Wunderhorns" heraus; von ihnen angeregt entsteht als zweiter Höhepunkt Uhlandscher Dichtung jene Reihe liedhafter Balladen: „Des Goldschmieds Töchterlein", „Der gute Kamerad" usw. In Paris dann gewinnt Uhland vollends die endgültige, ihrer selbst stets sichere Meisterschaft. Erst jetzt arbeitet er sich ernsthaft in den echten Geist des Mittelalters ein, und damit erwacht die Lust und Kraft zu seiner ungetrübten dichterischen Darstellung. Uhland erreicht die ihm angemessenste Schaffensweise: unvoreingenommene Verdichtung eines gegebenen Stoffes. Mit dem Schatz altertümlicher und volksmäßiger Stilmittel weiß er dabei nun frei und selbständig zu schalten. Auf solchem Grund baut sich Uhlands Balladenwerk auf, das gipfelt in den Schöpfungen von 1814 und 1815. Zumeist ist das Thema die Treue der Freundschaft und Gefolgschaft; die Form wird von historischem Wissen und Takt bestimmt: die „Schwäbische Kunde" aus den Tagen Barbarossas gießt Uhland in Reimpaare mittelhochdeutscher Art voll altertümlicher und schwäbischer Worte, die breit epische Erzählung von Graf Eberhard dem Rauschebart in die Nibelungenstrophe usw. Die Eberhardsballaden verwirklichen das Ideal der Sachlichkeit am strengsten, da wirft Uhland auf einmal das Steuer herum und fährt mit vollen Segeln aufs wogende Meer schrankenloser Subjektivität. Zwei Gesänge zu einem Oktavenepos „Fortunat und seine Söhne" entstehen: ganz witzig kecke Laune, geistreich lebensprühende Ironie und überlegene Meisterschaft über Rhythmus und Sprache. Auch das konnte Uhland. Freilich ist es wohl kein Zufall, daß das Werk nicht vollendet wurde. Diese Seite der Romantik war Uhland im Grunde nicht gemäß. Gemäß war ihm der neuerwachte Sinn für Gemeinschaft und Geschichte und die daraus sich erhebende Forderung an den Dichter, wieder anzuknüpfen an die volkhaft deutsche Dichtung der Vorzeit. Dazu gehört auch, daß die Romantiker, so sehr sie für ihre Person hemmungs- und bindungsloser Ironie verfallen sein mochten, andererseits doch die Einfalt priesen. Selbst Friedrich Schlegel verkündet: „Der Geist unserer alten Helden deutscher Kunst und Wissenschaft muß der unsrige bleiben, solange wir Deutsche bleiben. Der deutsche Künstler hat keinen Charakter oder den eines Albrecht Dürer, Kepler, Hans Sachs, eines Luther und Jakob Böhme. Rechtlich, treuherzig, gründlich, genau und tiefsinnig ist dieser Charakter, dabei unschuldig und etwas ungeschickt." Dieses Ideal konnte Uhland in seinem eigenen Wesen bestätigen, darum unterstellte er sich ihm. Uhland besaß nicht jene

unglückselige Sehnsucht nach dem, was ihm verschlossen und versagt war, er hatte den männlichen Stolz, sich zu sich selbst zu bekennen. Weil er von Geburt so normal, so gesund, so einfältig war und dazu stand mit seinem Leben und mit seiner Kunst, auch der Romantik nur folgte, sofern sie die kraftvolle Einfalt des deutschen Mittelalters wiedererwecken wollte, darum wurde die historische Gestalt „Uhland" so „uninteressant" und doch so groß. Schon Friedrich Theodor Vischer geriet einmal, wie er an Mörike schreibt, mit Uhland in Streit über sein Menschenideal: „Die Kontroverse war eigentlich diese: ist der Mensch, wie ihn die moderne Poesie zum Gegenstand machen soll, das einfach treue, von unbedingter Pietät, von unskrupulöser Energie, von körniger, konkreter Gediegenheit des Charakters bestimmte Wesen, wie frühere Zeitalter ihn darstellten, oder aber: ist er ein kämpfendes, dem Zweifel, der jetzt mit dem Vorrecht der Geister, keine Katze im Sack zu kaufen, Ernst macht, sich öffnendes Wesen ... ein kämpfender Mensch samt all seiner Ironie und Frechheit?" Vor dieselbe Frage werden wir von Uhland immer wieder gestellt. Fast ein Jahrhundert hat sich dabei gegen Uhland entschieden, heute werden schon mehr sich bereit finden, auf seine Seite zu treten.

Dank seiner Herzenseinfalt und einem besonderen künstlerischen Gefühl, begünstigt von Raum und Zeit, konnte Uhland das Wesen der Volksdichtung intuitiv erfassen und aus dieser Intuition heraus seine eigenen Gedichte schaffen. Volkhaft ist er in „Kunstliedern" wie „Die linden Lüfte sind erwacht ..." so gut wie in den volksliedmäßigen von der Art des „Guten Kameraden". Freilich so naiv sie alle auf den ersten Blick anmuten mögen, sie sind nicht wild gewachsen, sondern wurden sorgsam kultiviert. Die lyrische wie die balladenhafte Dichtung Uhlands hat etwas im besten Sinne Handwerkshaftes. Jener Reisende, der Uhland in der Postkutsche nach Paris auf einen Feinhandwerker, etwa einen Uhrmacher, einschätzte, muß ein guter Menschenkenner gewesen sein. Des Dichters genial geübtes Feinhandwerk wird uns deutlich, wenn wir etwa beachten, wie sich bei ihm Form und Inhalt bis ins kleinste hinein entsprechen, wie bei ihm jede logische Einheit zugleich syntaktisch und metrisch, stilistisch und rhythmisch in sich geschlossen ist und schon im einzelnen Wort Bedeutungs- und Klangwert verschmelzen. Klar und streng gebaut wie ein Kristall sind seine Gedichte und tief wie ein grundlos durchsichtiges Wasser. Für die plastische oder auch berauschende Gewalt individueller Sprache dagegen hat Uhland keinen Sinn. Als sein tiefstes Bekenntnis zum dichterischen Wort und zur dichterischen Form überhaupt erscheinen die folgenden Sätze aus seinem Tagebuch: „Unter den überraschenden Erscheinungen einer künftigen Welt wird auch die sein, daß ... aus der irdischen Sprache eine himmlische hervorbrechen wird. Eine Ahnung von dieser kann uns nicht sowohl der Glanz und Pomp der jetzigen Sprache als die Ruhe und (belebte) Stille der Sprache der älteren Dichter geben, wie in meinem Liede in der Stille des Sonntagmorgens der Himmel sich öffnen will, wie nur, wenn es ganz stille



Wurmlingen in Württemberg mit der durch Uhlands Gedicht „Droben stehet die Kapelle" berühmt gewordenen Kapelle

ist, die Töne der Aolsharfe oder der Mundharmonika vernommen werden." Den Gegenpol zu einer solchen Kunst der Aolsharfe finden wir bald danach in dem Orchester Richard Wagners. Dieser greift zum „höchsten überhaupt Erreichbaren". Uhland dagegen resigniert, weil er weiß, daß sich das Tiefste auch mit den Mitteln der Kunst nicht ausdrücken läßt. Große Worte, fürchtet er, möchten nur die stille Andacht zerstören, auf die die Seele gestimmt sein muß, wenn sie hinter der Sprache eine Wirklichkeit ahnend spüren soll. Die dichterische Sprache soll also weder durch ihren Klang überwältigen noch durch ihre Bildkraft zwingen, sondern nur die Phantasie und das Gemüt zur eigenen Entfaltung anregen. „Das Gemüt aber liebt die unmittelbarsten Laute und weiß das einfachste Wort zu beleben." In diesem Sinne nimmt sich Uhland die mittelalterliche Poesie zum Vorbild, von der er sagt: „Weit entfernt, in der Mannigfaltigkeit und dem Schmucke der Sprache eine eigene Kunst zu suchen, hält sie sich lediglich an die Sache und bedient sich für sie des einfachsten und klarsten Ausdrucks. Dieser stellt sich von selbst ein und wird sich stets wieder einstellen, so oft dasselbe Bedürfnis wiederkehrt." Das heißt: der Ausdruck soll so wirken, als hätte er sich von selbst eingestellt. Er soll gar nicht ins Bewußtsein fallen, sondern nur durch seine schlichte Wahrhaftigkeit das Gemüt bewegen. Um das zu erreichen, bedarf's oft langer Überlegung. Eine schöne Probe dieser Art von „Philologie" bilden die Verbesserungen zu „Schäfers Sonntagslied", Strophe 3, Vers 2: Uhland versuchte hier nicht weniger als sechs verschiedene Fassungen, bis er schließlich die einfachste und wirklich treffendste gefunden hatte: „der Himmel blau und feierlich" — „Er schweigt so blau und feierlich." — „Umwölbt mich" — „Umfängt" — „Er ruht so" — „Umgibt mich" — „Er ist so klar und feierlich".

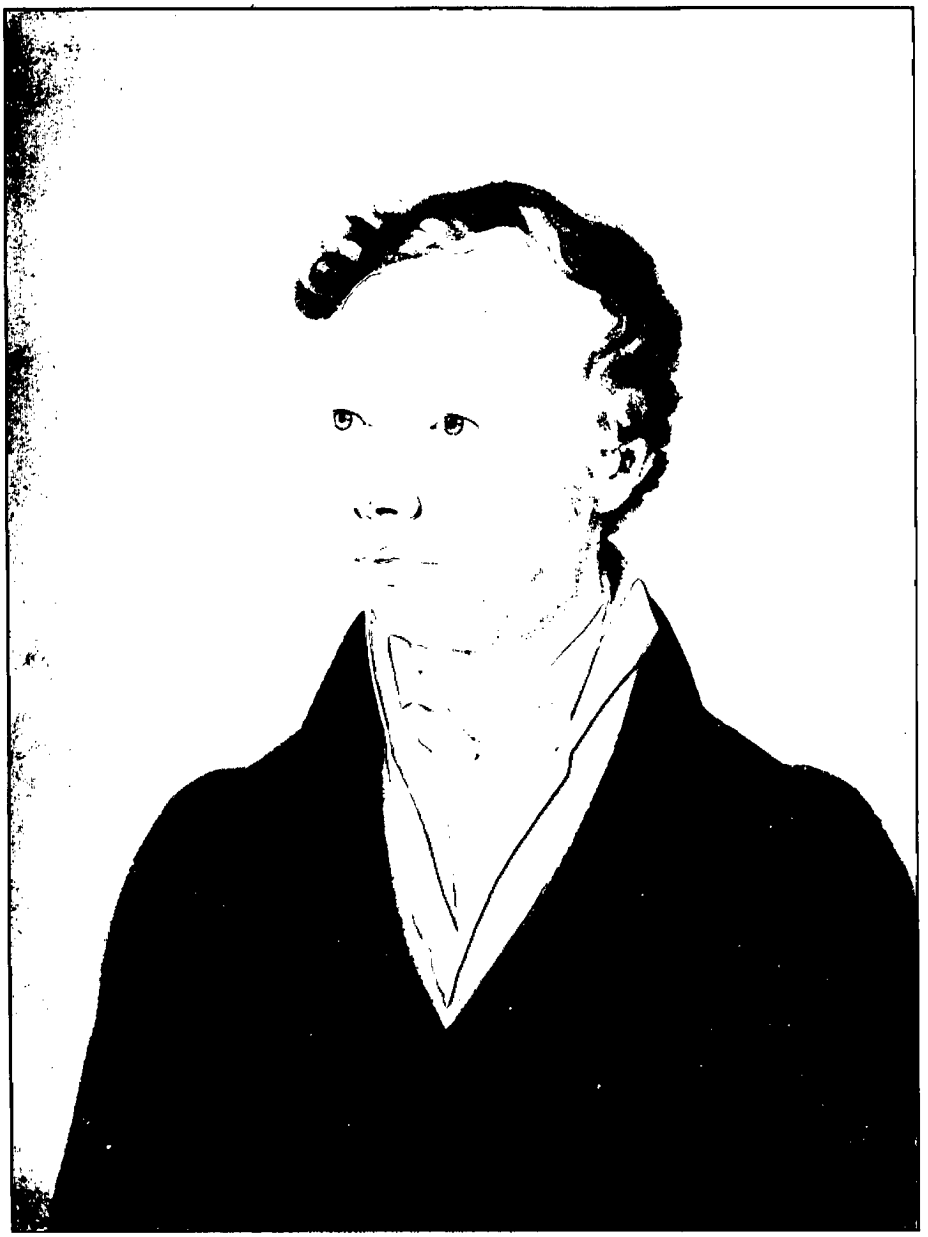
Die strenge und klare Einheit von Form und Inhalt, die anspruchslos schlichte

und doch trefffichere Sprache ſind die weſentlichſten Eigenſchaften von Uhlands volkhafter Kunſt — ſoweit wir ſie begrifflich beſtimmen können. Mit achtzehn Jahren, ſahen wir, hat Uhland ſchon ein paar in ihrer Art vollkommene Gedichte geſchrieben. Mit dreißig ſcheint er bereits an einem Ende zu ſtehen. 1815 erſcheinen zum erſtenmal ſeine „Gedichte". Er verſucht ſich nun im Epos, er verſucht ſich auch im Drama, aber ſelbſt „Fortunat" bleibt ſtecken, und ſeine beiden abgeſchloſſenen Dramen „Ernſt, Herzog von Schwaben" (1818) und „Ludwig der Baier" (1819) zeigen nur, daß Uhland kein Dramatiker iſt. Das erſte Drama iſt ohne Zweifel das geglücktere, doch auch hier gibt Uhland wie in ſeinen Balladen bloß mehr oder minder ideale Typen. Wir erkennen auf dieſe Weiſe ſehr fein germaniſches Weſen als die Einheit von nordiſchem Heroismus, verkörpert in Werner von Kiburg, und fäliſcher Treue, verkörpert in Herzog Ernſt. Aber dieſe Geſtalten haben kein wirklich ſelbſtändiges Leben. Sie ſind in der Phantaſie zu ſehr Schemata und darum auf der Bühne zu ſehr Schemen.

Etwas über zwölf Jahre war Uhland Dichter im vollen Sinn des Wortes geweſen. Nun verſtummt er für faſt genau die gleiche Zeit. Erſt 1829 erlebt ſeine Ballade, 1834 auch ſeine Lyrik noch einen kurzen Nachſommer. Der Dichter ſchafft ſich jetzt eine neue kunſtvolle Sprache und Strophenform. Das Gedankliche gewinnt Macht, und wie nie zuvor leuchten Klänge und Farben auf im „Glück von Edenhall" oder in „Bertran de Born". Dann iſt für immer des Dichters Sonne untergegangen, die Sterne des Gelehrten und des Politikers ſteigen auf.

*

Wenn als das Wunder von Uhlands Weſen und Werk ſein volkhaftes Dichtertum uns erſcheint, ſo gehört dazu auch deſſen völlige Begrenzung auf rund zwölf Jahre, die Frühreife des Jünglings, das Verſtummen des Mannes. Man mag das konſtitutionspſychologiſch erklären und Uhland als den nach Körper wie Seele „klaſſiſchen Schizothymiker" bezeichnen. Aber mir ſcheint, Uhlands Schickſal hat nicht nur ſeinen Grund in der Perſönlichkeit, ſondern auch ſeinen Sinn in der Geſchichte. Es iſt ja nicht, als ob Uhlands Geiſtigkeit nach einem kurzen Aufſprudeln überhaupt verſiegt wäre, ſie trat nur gleichſam ein in einen anderen Aggregatzuſtand. In einem Brief an die Gattin aus der Frankfurter Zeit leſen wir: „Es iſt eigen, mir ſchwebt jetzt, wo ich doch mit ganz anderem beſchäftigt bin, oft in der ſtillen Nacht eine Mythengeſchichte von Schwaben vor. Es wird mir ohne alle Bücher manches klar und deutlich ... ich fühle, daß, wenn ich wieder heimkomme, ich etwas ſchaffen und ausführen muß; ſtudieren und vorbereiten wäre mir nach dem hieſigen Treiben nicht möglich. Vor dem Einſchlafen, beim Erwachen oder beim Baden kommen mir die Gedanken zu." So entſtand der Torſo der Schwäbiſchen Sagenkunde, Uhlands größtangelegtes wiſſenſchaftliches Werk: nicht Ergebnis emſigen Zuſammentragens, ſondern Verwirklichung einer Schau. Das Beſte Uhlandſcher Poeſie war aus ſeinem Wiſſen um volkhafte



Ludwig Uhland
Gemälde von G. W. Morff, 1818. Marbach, Schiller-National-Museum



Fritz Reuter

Dichtung erwachsen. Dasselbe Gesicht, Intuition und Erfahrung in einem, leitet ihn auf den Wegen der Wissenschaft. Uhlands Biograph, Hermann Schneider, sagt über den Gelehrten, den Literarhistoriker: „Es ist der wesentlichste romantische Niederschlag in Uhlands Wesen und Wirken, ein Empfinden, das er zeit seines Lebens nicht hat loswerden können, wenn er nur die Gattungen der Literatur für voll zu nehmen vermag, die angeblich oder wirklich in ihrem Werden und Wachsen mit dem Volke verknüpft sind ... Volkskunst ist sein Programmwort; und auch diese ist ihm nur dann wertvoll, wenn er in ihr einen Abglanz altdeutschen Wesens zu sehen glaubt." Der Unterschied zwischen dem Dichter und dem Gelehrten Uhland liegt nur darin, daß die Vision volkhafter Dichtung zuerst im Schaffen eigenen Gedichts und später in der Deutung des Überlieferten sich zu verwirklichen sucht. Die Kraft des Schaffens erlischt, die Kraft des Schauens aber nimmt eher zu. Uhlands Dichten mußte immer etwas Fiktives an sich haben, d. h. es war nur möglich unter jenem wunderbaren Als-ob — Uhland ganz und gar ein Mann des Volkes wäre. Dieses Als-ob wird nun aufgegeben, Uhland gesteht mit seinem Übergang zur Wissenschaft offen ein, daß seine Kunsterkenntnis stärker ist als die unmittelbare künstlerische Schöpfungskraft. Damit aber enthüllt er nicht nur das eigene Innere, sondern die geistige Lage der ganzen Zeit. Wie ein Zeichen der Zeitwende erscheint die Wandlung Uhlands vom Dichter zum Gelehrten.

Uhland hat nur weniges aus seiner wissenschaftlichen Arbeit selbst veröffentlicht: den schon in Paris entstandenen Aufsatz „Über das altfranzösische Epos", dann „Walther von der Vogelweide" (1822), „Der Mythus von Thor" (1836), „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder" (1844/45). Die Tübinger Vorlesungen mit ihren schönen, eigentlich noch immer unübertroffenen Inhaltsangaben altdeutscher Dichtung und die umfangreichen Bruchstücke erschienen erst nach seinem Tod.

Aus der Vision volkhafter Dichtung speist sich Wissenschaft wie Kunst Ludwig Uhlands. Die Idee des Volks ist der weite Bogen, der alles überwölbt, auch noch Uhlands Politik. Im Jahr 1815 war in Württemberg der Kampf entbrannt zwischen dem König, der seinem Land eine neuzeitliche Verfassung geben wollte, und den Landständen, d. h. den Vertretern der höheren bürgerlichen Stände, die an ihren hergebrachten Vorrechten, dem sogenannten „guten alten Recht" festhielten. Uhland setzt sich für dieses Recht mit einer Mannhaftigkeit ein, die unheroischen Zeiten wie beschämende Sage klang. Der größte Württemberger der Zeit, Friedrich Hegel, schildert die Lage so: „Man sieht in der Art, wie sich die in Wirtemberg berufenen Landstände gehalten, gerade das Widerspiel von dem, was vor 25 Jahren in einem benachbarten Reiche begann ... Wenn damals die Majorität der französischen Reichsstände und die Volksparthie die Rechte der Vernunft behauptete und zurückforderte und die Regierung auf der Seite der Privilegien war, so stellte in Wirtemberg vielmehr der König seine Verfassung in

das Gebiet des vernünftigen Staatsrechts, die Landstände warfen sich dagegen zu Verteidigern des Positiven und der Privilegien auf ... Von der magischen Kraft (des „guten alten Rechts") geben die Stände näher an, daß nichts das Vaterland gegen das Gift der gefährlichen Grundsätze, welche jetzt wieder wie vor 25 Jahren von Frankreich verbreitet werden, so gewiß sicher stelle ... Dem Volke solle nicht seine Geschichte entrissen werden." Die Verfassung, die der König bot, war vernünftig und sehr liberal, aber eine Vertretung des wohlhabenden Bürgertums, die nach eigenem Gutdünken zusammentrat und Steuereingänge selbständig verwaltete, die Nebenregierung einer Oligarchie, gab es danach nicht mehr. Hegel spricht wahr: „Der Staat würde mit solchen Bestimmungen aufhören, ein Staat zu sein." Sicher also war, staatspolitisch gesehen, der König im Recht. Die „Demokraten" aber wollten eben gegenüber den Ideen von 1789 den Volkskörper als lebendigen Organismus in seiner geschichtlich gewordenen Gliederung erhalten. Letztlich stehen Staatsidee und Volksidee widereinander. Hegel tritt ein für das „Moderne". Wir Heutigen aber werden, bedenkenloser noch als bei dem Gegensatz zu Friedrich Theodor Vischer, uns — im Grundsätzlichen — wieder mit Uhland entscheiden.

Im neugewählten Landtag war Uhland von 1820 bis 1826 Abgeordneter für das Oberamt Tübingen, von 1833 bis 1838 Vertreter Stuttgarts. Danach zog er sich von der politischen Tätigkeit zurück. Erst das Jahr 1848 entriß ihn aufs neue seinem beschaulichen Gelehrtenleben. Er wurde in die Frankfurter Nationalversammlung gewählt. In seinen beiden großen Reden sprach er gegen den Ausschluß Österreichs und gegen das Erbkaisertum. Für ihn war Deutschland das gesamte deutsche Volk, und als seine Spitze träumte er sich den vom Volk aus dem Volk gewählten Führer. Wieder war Uhland der Besiegte des Augenblicks: es zeigte sich, daß die einzig mögliche Lösung der deutschen Frage für jene Zeit die kleindeutsche Erbmonarchie war. Wir wollen aber Uhland darum nicht gegen Bismarck stellen wie gegen Vischer und Hegel, denn was mag der Grund sein, daß das einzige Bild, das in Friedrichsruh in Bismarcks Schlaf- und Sterbezimmer hing, das Bildnis Uhlands war? Ein Rätsel, das zu denken gibt.

Fritz Reuter

1810—1874

Von

Gerhard Ringeling

Es gibt kaum einen Dichter, von dem wir dank einer eindringlichen wissenschaftlichen Forschung so viel wissen, wie von Fritz Reuter, und der uns doch das Tiefste seines Lebens so keusch verhüllt. Wie so oft beim Humoristen, hat man den Schöpfer mit seiner Schöpfung verwechselt. Die Welt, die der Dichter schafft, wird durchleuchtet von der Sonne des Humors: sein eigenes Leben aber war nicht humorvoll, sondern tragisch. Die meisten Mitlebenden kannten ihn in einer bestimmten Umwelt, wenn er sich entspannte im fröhlichen Kreise, kannten den geistreichen Gesellschafter, der das sprühende Feuerwerk des Witzes liebte und den Rausch, der in solchen Stunden aus den Bechern steigt und das Leben glühender, leuchtender macht. So entstand die Reuterlegende von dem biederen, behaglichen Stammtischerzähler. Aber unser Volk hat ein Sprichwort: Hausteufel — Wirtschaftsengel. Die Freunde, die auch um die andere Seite seines Lebens wußten, schwiegen, voll Mitleid und Trauer, denn sie hatten ihn lieb. Sie wußten, daß Reuter, der Mensch, nicht jovial und gemütlich war, sondern eine im tiefsten Grunde dämonische Persönlichkeit, bei aller inneren Güte voller Härten und Brüchigkeiten. Ein Mensch, der sein Leben in unerhörten Spannungen durchlebte und schwer mit dem Dämon in der eigenen Brust rang.

Die weit verbreitete Vorstellung von dem jovialen Stammtisch-Reuter ist unwürdig des größten Dichters unserer mecklenburgischen Landschaft, eine kränkende Herabziehung des genialen Schilderers unseres Volkstums auf die Ebene des Kleinbürgers. Wir wollen ihn ohne diese Maske sehen. Der Mensch, der hinter ihr steckt und seine wirkliche Lebensleistung erscheinen nur um so größer und ehrwürdiger.

Reuter wurde am 7. November 1810 in dem mecklenburgischen Landstädtchen Stavenhagen geboren, das damals 1200 Einwohner zählte. In seiner Skizze „Meine Vaterstadt Stavenhagen" erscheint die Kindheit, mit den Augen der Erinnerung gesehen, als eine Idylle. Aber das Leben dieses kleinen Ortes nach den furchtbaren Zeiten der französischen Invasion und der Befreiungskriege war alles andere als idyllisch. Es war ein unerbittlich harter Kampf um die nackte Existenz, um so schwerer, als zu Beginn der zwanziger Jahre die englische Zollpolitik fast mit einem Schlage die Kornpreise auf ein Nichts zusammenschrumpfen ließ. Seit dem Jahre 1808 war „Triebfeder und Unruh in der Uhr des städtischen Lebens und — was mehr sagen will — auch ihr Pendel und Regulator" der Vater des Dichters Johann Georg Reuter, der Sohn eines Predigers aus Dehmen bei

Sternberg. Er soll aus einer um ihres Glaubens willen vertriebenen Salzburger Familie stammen. Wir besitzen sein Bildnis von der Hand des Sohnes. Auf ihm wirkt er wie ein friderizianischer Offizier oder Minister. Man spürt etwas von der Gesammeltheit, von der Gehaltenheit, kurzum, von dem Lebensstil dieses Mannes. Und wie ein kleiner, aufgeklärter Despot führte er das Ruder des Gemeinwesens. Er war nicht beliebt. Dazu war er zu schroff, eigenmächtig und halsstarrig, wie selbst seine Freunde von ihm bekennen. Wohl aber geachtet ob seiner Energie, seiner unermüdlichen Arbeitskraft und seiner Pflichttreue. Klug und beharrlich führte er das richtig Erkannte in zäher Arbeit und auf weite Sicht hin durch und wies neue Wege, wo andere in dumpfer Verzweiflung die Dinge laufen ließen. Neben seinem Bürgermeisteramt betrieb er eine ausgedehnte Ackerwirtschaft und unternahm das damals unerhörte Wagnis, diese auf den Anbau von Krapp, Waid, Gewürz und Färbepflanzen umzustellen und, als seine Versuche gelangen, auch die nötigen Fabrikanlagen für die Ausnutzung seiner Wirtschaft zu errichten. Ein Mann, dessen ganzes Streben auf Erwerb gerichtet ist. In stetem Kampf mit seiner leidenschaftlichen Natur. Mißtrauisch, aufbrausend und doch wieder sachlicher Darlegung zugänglich. Nach außen hin hart, kalt und streng und doch ganz tief innen von einer Güte, die seltsam rührt, weil sie so scheu und versteckt ist. Sein Leben ist trotz aller Erfolge glücklos, melancholisch. Das Schicksal gab ihm viel und versagte ihm den heißesten Wunsch seines Herzens. Er wurde reich, seine Einnahmen schätzte man in späteren Jahren auf 8000 Taler, sein Vermögen bei seinem Tode auf 100000 Mark nach unserem Gelde; aber seine Ehe war ohne Glück. Nach der Geburt eines zweiten Sohnes, der bald wieder starb, blieb die Mutter gelähmt. Vom Lehnstuhl oder vom Bett aus leitete sie mit Hilfe ihrer Schwester den weitläufigen Haushalt, selber unermüdlich mit Handarbeit tätig. Eine natürliche Tochter brachte der Bürgermeister mit in die Ehe, eine zweite wurde später geboren. Beide wurden mit dem Bruder und dessen beiden verwaisten Vettern im Hause erzogen. Seine Frau konnte das tragen, denn sie hat ihren Mann sehr lieb gehabt. Ihre letzten Worte an den Gatten lauteten: „Ja, ja, mein Reuter, du mein Mann, mein Herz und meine Liebe, Dein!" Auch der Bürgermeister war seiner Frau gegenüber stets freundlich und rücksichtsvoll. Aber eine Ehe war es trotz alledem nicht, die er führte.

Einer hat diesen Mann geliebt wie kein anderer und hat ihm doch den tiefsten Schmerz bereitet: das ist der Sohn. Und der Vater wiederum liebte den Knaben als den Erben seines Werkes. Welche unerbittliche Tragik offenbart der Briefwechsel zwischen den Beiden. Ein verzweifelter Kampf zweier Menschen, die sich lieb haben und doch nicht zueinander können. Mißtrauen, Verständnislosigkeit bei aller Langmut, Härte und schließlich ein stummes Sichabwenden auf seiten des Vaters; Ausweichen vor der Forderung des anderen, Verstellung, Unwahrhaftigkeit bis zu grausigem Zynismus auf seiten des Sohnes, für den doch

Johann Georg Reuter, dieser ernste, schmallippige Mann, fordernd wie richtend, Maßstab seines oft irren Lebens blieb.

Das ist das tiefste Erlebnis des Dichters. Und seltsam, wie der reife Reuter seinem Vater nachartet! Von der Mutter stammen seine musischen Züge. Sie führt schon den Knaben in die Welt unserer Dichter ein. Vor allem aber dankt er ihr jenes lebendige Christentum, von dem wenig gesprochen wird, das man aber vorlebt.

Der Kampf zwischen Vater und Sohn beginnt in dem Augenblick, wo der Knabe nach mancherlei Unterrichtsversuchen bei allerhand Dilettanten auf die höhere Schule kommt. Berücksichtigt man den verworrenen Bildungsgang, so hat Fritz eigentlich mehr geleistet, als der Vater billigerweise von ihm verlangen konnte. Schließlich bestand er doch, wenn auch dürftig, ein halbes Jahr früher, als erwartet, seine Abgangsprüfung. Auf der Schule schon, in Friedland und dann in Parchim, erkennt man eins: der Knabe drängt in die Welt künstlerischen Gestaltens. Maler will er werden; er schreibt den besten Aufsatz — vielleicht spukt in ihm schon die Idee des Dichters —; sonst möchte er Baumeister werden. Bei allem aber stößt er auf schroffe Ablehnung des Vaters. Und das ist nicht einfach Engstirnigkeit; hier spricht ein Tieferes, eine Grundeinstellung des ostelbischen Menschen überhaupt. Unser Land bringt Staatsmänner, Soldaten und Männer der Wirtschaft hervor. Diese Berufe — besser Stände — werden gewertet. Und wiederum ist es merkwürdig zu sehen, wie auch beim Dichter diese Züge hervortreten. „Ut mine Stromtid", Reuters Hauptwerk, schildert ein wirtschaftliches Thema: den Kampf um Grund und Boden, um die Scholle. Als Reuter, der Dichter, berühmt wird, entwickelt sich bei ihm eine naive Freude am Geldverdienen. In seiner Vermögensverwaltung zeigt er sich als zählerner, nüchterner Geschäftsmann, der um sein Honorar handelt und feilscht wie ein Hansekaufmann. Damals aber als Schüler, und bald darauf als Student, beginnt jene Periode des Spielens mit dem Leben: von außen gesehen ein Hang zum Bummeln und frühzeitig — mindestens seit seinem Studium in Rostock — eine Neigung zum Trunk. Bei tieferer Schau erkennen wir, daß das Streben, das bei seinem Vater in den Erwerb und die Gestaltung des kleinen Gemeinwesens hineinschlägt, ihn in das Abenteuer drängt. Der Dämon in seiner Brust hetzt ihn, so viele Menschenschicksale in sich



Der Vater Fritz Reuters
Nach einer Zeichnung seines Sohnes

aufzunehmen wie möglich, weil dann sein Ich, von dieser Lebensmelodie angerührt, zu tönen beginnt. Er spielt, weil er nicht imstande ist, das, was ihn erfüllt, zu gestalten.

Es kann nicht anders sein: der Vater sieht in diesem Bummeln nur das Ausweichen vor der Pflicht, vor der Arbeit. Mißtrauisch setzt er dem Sohn Wächter und Aufpasser. Der leidet unter dem Argwohn. Ganz dumpf spürt er, daß er bei allem Fehl doch auch wohl recht hat, spürt aber zugleich, wie der Vater im Recht ist. Denn viel zu tief ist er ja dessen Sohn, als daß er — wie es die Romantiker damals so gerne taten — die Welt des Bürgers verachten kann. Er ahnt nicht, daß das Schicksal ihm sehr bald die furchtbare Wirklichkeit der großen Lebensmächte Staat und Geld in ihrer gnadenlosen Härte zeigen wird.

Die Semester in Rostock waren verspielt und vertan. Davon mußte sich der Vater bei der Heimkehr des Sohnes überzeugen. Schulden, die er verschwiegen hatte und nun beichten mußte, führten zu heftigen Auftritten. Endlich willigte der Vater ein, daß Fritz studieren könne, wo er wolle, nur müsse er mit jährlich 300 Talern auskommen und in drei Jahren das Examen machen. — Wenn man sich die Langmut vor Augen führt, mit welcher der Vater hier und auch später immer wieder dem Sohne verzeiht und die Möglichkeit eines neuen Anfangens gibt, so ahnt man, daß dem leidenschaftlichen Manne doch wohl ein tieferes Wissen eignete um die dämonische Triebnatur seines Sohnes. Auch er erscheint nach der spärlichen Kunde, die wir von ihm haben, als ein Getriebener. Er hatte den Dämon in seiner Brust gebändigt, abgeleitet in die Arbeit. — Arbeit ist es, die er immer wieder dem Sohne empfiehlt. Über eins nur ist er sich nicht klar: daß für diesen gar kein Feld fruchtbarer Tätigkeit besteht. Seine, des Vaters, rastlose Tätigkeit trug ihren Sinn in sich: das Regiment der kleinen Stadt, die er langsam aus dem Elend emporhob, seine Tätigkeit in der Wirtschaft. Fritz aber wollte nicht Jurist werden; und dieser sein Wille war ebenso stark wie der äußere Zwang des Vaters, der ihn in diese Bahn drängte. So blieb das Studium für ihn nur ein verhaßtes Sichbeladen mit ödem, formalem Wissen. Und abseits lockte das Leben mit seinen bunten, gefährlichen Weiten.

Die deutschen Hochschulen waren damals erfüllt von gärender Unruhe. Die große Idee der Einheit der Nation ließ die Herzen erglühen. Man war revolutionär, Republikaner aus Überzeugung, weil man nur auf diesem Wege das Reich schaffen zu können glaubte. Man verkannte die große Realität der Macht; man verkannte vor allem, daß die Frage der deutschen Einheit keine deutsche, sondern eine europäische sei. Erst der große Realist Bismarck war berufen, Traum und Sehnsucht jener Generation in schwerem Kampf mit den starken, politischen Gegebenheiten in die Wirklichkeit umzusetzen. Daß Reuter der schwärmerischen Sehnsucht seiner Zeit verfiel, wen will das wundern? Es waren die Besten unserer Jugend, die damals diesen Weg gingen. Aber der dereinstige Dichter war kein Politiker. Er hat wirklich — wie er später vor dem Richter aussagte — sich im

eigentlichen Sinne nicht politisch betätigt. Er schwamm mit in dem bewegten, freien Burschenleben, war beteiligt an einer Anzahl von im Grunde genommen harmlosen Studentenstreichen. Schon damals führte er den Namen „Bier-reuter". Die Kollegs blieben ungehört, und schließlich kam er nur eben um eine Relegation herum. Wieder rief ihn der Vater nach Hause. Und noch einmal gestattet er ihm, diesmal auf die Universität Berlin überzusiedeln. Inzwischen aber hat die politische Lage sich jählings verändert. Der törichte Anschlag der Studenten auf die Frankfurter Stadtwache im April 1833, hatte den Staat gegen die Bur-schenschaft mobil gemacht. Die Immatrikulation wird ihm verweigert; die ersten Verhaftungen waren erfolgt. Um ihnen zu entgehen, war Reuter nach Leipzig geflüchtet. Von dort ruft ihn ein angstvoll dringendes Schreiben seines Vaters zurück. Und nun ist's, als ob der Dämon ihn seinem Schicksal entgegentriebe. Er wählt den Rückweg über Berlin, verweilt dort, trotzdem er um die Gefahr weiß, und wird am 31. Oktober 1833 verhaftet. Und damit gerät er in die furchtbare Maschinerie der staatlichen Macht. Sein Spiel mit dem Leben endet mit einem „Verspielt". Er wird zum Tode verurteilt, dann zu dreißigjähriger Festungshaft, die späterhin auf acht Jahre abgekürzt wird, begnadigt. Was er dort erlebt und erlitten hat, steht nicht in der „Festungstid". Man muß es lesen in den Briefen an den Vater. Und man muß es verstehen, zwischen den Zeilen zu lesen. Denn selbst hier bleibt Tiefstes verschwiegen: daß er dem Trunk verfällt, die grausige Zerrissenheit zwischen dem Bewußtsein des Abgleitens, wildem Taumel und ver-zweifeltem Sichtreibenlassen. Als er nach zuletzt milder Haft in Dömitz in das väterliche Haus zurückkehrt, ist er ein Zerbrochener: krank, dem Trunke ergeben, belastet mit dem Bewußtsein, die sieben besten Jahre seines Lebens verschüttet zu haben. Der Versuch des Vaters, ihn noch einmal auf die Universität zu schicken, endet mit der Katastrophe von Heidelberg, von wo er den Sohn zwangsweise zurückholen lassen muß mit der Drohung, ihn in eine Anstalt zu bringen. Schon in Dömitz hat ihn der Vater zu einem Verzicht auf sein Erbe veranlaßt. Als dieser im Jahre 1845 am Krebs stirbt, erklärt er ihn in seinem Testament für einen Trinker und bestimmt, daß er von dem Pflichtteil von 4750 Talern nur die Zinsen beziehen und deren verlustig gehen soll im Falle einer Heirat. Der Vater hat den Schluß-strich gezogen unter das — wie er glaubt — verfehlte Leben seines geliebten Sohnes.

Neun Jahre weilt Reuter von nun an auf dem Lande, zuerst bei seinem Onkel, dem Pastor in Jabel, wo er seelisch langsam gesundet in der friedevollen Atmo-sphäre eines evangelischen Pfarrhauses. Dann lernt er bei dem trefflichen Guts-pächter Rust Landwirtschaft. Doch zu einer Pachtung fehlt ihm das Vermögen und auch die stetige, wirtschaftliche Haltung, die der Landmann nun einmal braucht. So hat es den Anschein, als ob er den Rest seines Lebens als einer jener schrulligen alten Onkel bei Verwandten und Freunden zuzubringen habe, wie sie damals auf so vielen mecklenburgischen Gütern zu finden waren: Lebenswracks, die man mit durchschleppte.

Da begegnet er den beiden Menschen, deren Glaube und tätige Hilfe das allgemeine Urteil „ut em ward nicks" Lügen strafen sollten: Fritz Peters, dem Schwager seines Lehrherrn, und der Pastorentochter Luise Kuntze. Der Dichter steht an der Wende seines Lebens. Kein Zweifel — die Frau, zu der er sich jetzt flüchtet, hat dem deutschen Volke den Dichter gerettet. Von jetzt an beginnt bei Reuter der heroische Kampf, aus seinem Leben, so, wie es nun einmal geworden ist, das Beste zu machen. Für Luise Kuntze war der Entschluß, sich diesem Manne anzuvertrauen, ein Stück Heldentum der Liebe. Nicht blind ging sie ihrem Schicksal entgegen; nicht leicht erhörte sie sein Werben. Daß diese beiden Menschen zueinander fanden, daß die Ehe nicht gleich zu Beginn in Scherben ging, ist das Verdienst des treuen Fritz Peters. Er wagte es, vor der Hochzeit die Braut an des Dichters Krankenbett zu führen, unmittelbar nachdem dieser eine seiner furchtbaren Attacken überstanden hatte. Und die waren grauenvoll.

Hier muß einmal über das Wesen von „Fritz Reuters Trunksucht" gesprochen werden. Der Dichter war in dem damals trunkfreudigen Alt-Mecklenburg ein gewaltiger Zecher. Das waren andere auch und wurden trotzdem nicht aus der Bahn geworfen. Bei ihm kam aber ein Zweites hinzu: Von Zeit zu Zeit überfiel ihn der Trunk in der Form einer Süchtigkeit. Beides muß man auseinanderhalten. Diese letztere Erscheinung beginnt mit einer krankhaften Reizbarkeit und Verdüsterung seines gesamten Seelenlebens. Er trinkt nicht aus Freude am Trinken, sondern um sich zu betäuben, aus einem Gejagtwerden, ohne daß der Alkohol seine eigentliche Wirkung tut. Dieser letztere Zustand entwickelt sich oft aus dem gewöhnlichen Zechen, tritt aber vielfach auch nach Wochen und Monaten völliger Abstinenz ein. „Wenn in solchem Anfall endlich die Natur reagierte", — berichtet Fritz Peters — „so marterte furchtbare Todesangst den Gequälten; er war jedesmal des sicheren Glaubens zu sterben, und wer ihn sah, glaubte, er habe recht. Kam er dann zu sich, so war sein Gemüt verwüstet, sein Magen krank; er nahm nichts an als Sodawasser, gekochtes Backobst, etwas schleimige Nahrung. Plötzlich entwickelte sich dann aber die ganze Heilkraft seiner riesigen Natur. Mit ungeheurer Eßlust stellte er sich wieder her. Sein Geist lebte wunderbar auf; seine höchsten Gaben entfalteten sich."

An immer wiederkehrenden, inneren Verstimmungen hat Reuter schon als Schüler gelitten. In Jena haben sie ihn zu ausschweifendem Zechen verführt. Der letztere, pathologische Zustand ist das Ergebnis seelischer und physischer Qualen während der Festungszeit. Schuld und Schicksal erscheinen hier untrennbar verschlungen. Jedenfalls hat der Dichter sein Tun stets als Schuld empfunden. Er ist auch seinen Dämon in der Ehe nicht losgeworden. Dieser wich von ihm erst nach jenem, von rastloser Tätigkeit erfüllten Jahrzehnt, in dem er seine Meisterwerke schuf, mit dem Erlöschen seiner Schöpferkraft: damit andeutend, daß er schicksalhaft, dunkel irgendwie mit dem Genius in Verbindung stand, daß er mehr war als ein Laster oder eine Krankheit.



Zeichnung von Fritz Reuter: Die Familie des Pastors Auguſtin auf Reiſen

In die Zeit ſeiner landwirtſchaftlichen Lehrjahre gehen nun die erſten literariſchen Entwürfe zurück, ſo eine hochdeutſche Vorſtufe zur „Stromtid", zur „Feſtungstid", zur „Reiſ' nah Belligen" und zur „Franzoſentid" neben kleineren Arbeiten. Daneben regt der Genius ſeine Schwingen in den Briefen, die aus dieſer Zeit ſtammen. Sie ſind in ihrer Durchgeformtheit, ihrer plaſtiſchen Anſchauungskraft eigentlich ſchon halbe Kunſtwerke, Vorſtudien, in denen der künftige Poet zum erſtenmal die Umwelt zu geſtalten verſucht. Was all dieſen Fragmenten fehlt, iſt die epiſche Gelaſſenheit. Das Ich des Dichters hat noch keinen Abſtand gewonnen zu den Zuſtänden und Perſönlichkeiten, die er ſchildert; der Humor geht noch auf Stelzen und entbehrt der ſchelmiſchen Trockenheit; er quillt nicht auf aus jener inneren Weltſchau, die dem Niederdeutſchen nun einmal eigentümlich iſt.

Überhaupt — als Grundlage einer Exiſtenz kommt ſchriftſtelleriſche Tätigkeit nicht in Betracht, wenn ſie auch nebenher ins Auge gefaßt wird. Darum handelt es ſich jetzt, wo der Dichter ein Heim ſchaffen will für die geliebte Frau. Er muß ganz von vorne anfangen. Der große Vergeuder muß lernen, wie ſchwer es iſt, nur den Lebensunterhalt zu erwerben. Alle hochgeſpannten Pläne wirft er über Bord; nur der enge, geflickte Rock des Schulmeiſters iſt das, was ihm bleibt. In dem kleinen pommerſchen Städtchen Treptow läßt er ſich als Privatlehrer nieder.

Im Jahre 1851 wurde Reuter getraut, und die beiden nächſten Jahre waren der Gründung und dem Ausbau einer Lebensſtellung gewidmet. Sie war beſcheiden und mußte in harter Arbeit verdient werden. Dann aber erfolgt jene

schicksalhafte Wendung im Leben, die wir bezeichnen können als die Begegnung Reuters mit der Sprache der Heimat.

Gewiß ist er zu seinen „Läuschen un Rimels" angeregt worden durch Claus Groths Quickborn. Gewiß handelte es sich für ihn zunächst wirklich nur darum, sich eine Einnahme zu verschaffen, als er jenes Büchlein mit plattdeutschen Schnurren herausgab. Aber es war wie bei einem Rutengänger, der über eine verborgene Quellader hinschreitet. Vielleicht, daß er selber erschrickt über den jähen Ausschlag der Rute. Der Quell in der Tiefe ruft, ohne daß er ahnt, was ans Tageslicht treten wird.

Der Erfolg des Büchleins war wunderbar. Schon nach sechs Wochen wurde eine Neuausgabe erforderlich. Rasch folgen „Polterabendgedichte in hoch- und niederdeutscher Mundart" und der erste tastende Versuch zu epischer Darstellung in „De Reis' nah Belligen". Der Dichter hat das Feld seiner Arbeit gefunden, die ihn nach des Vaters Glauben erlösen würde. Und er begreift: seine Stunde ist gekommen; noch einmal bietet ihm das Schicksal eine letzte Chance. So wird er der fleißigste Schriftsteller, den es gibt. Vielleicht ahnt er, daß seine Zeit bemessen ist. Jahr für Jahr in unerschöpflicher Fülle, aber gleichzeitig in steigender Vollendung, türmt er Werk auf Werk: 1855/56 „Meine Vaterstadt Stavenhagen" neben den meist hochdeutschen Beiträgen in dem „Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern", das er kurze Zeit herausgibt, 1857 „Kein Hüsung", die Tragödie eines mecklenburgischen Tagelöhners. Mit seinem Werk „Ut de Franzosentid" vom Jahre 1859 erreicht er zum erstenmal den Gipfel der Vollendung. In der reizenden Vogel- und Menschengeschichte „Hanne Nüte un de lütte Pudel" wird ein Stück altmecklenburgischen Handwerkertums geschildert. Dann zieht er mit der „Festungstid" eine Brandmauer vor der dunklen Tiefe, durch die sein Lebensweg lief, und gewinnt so die Kraft, in seinem großen Epos „Ut mine Stromtid" die Welt des mecklenburgischen Gutes aufzubauen. Mit „Dörchläuchting" kehrt er noch einmal zur geschichtlichen Dichtung zurück. Die sinkende Gestaltungskraft kündet sich an in einem Humor mit leise grotesken Zügen. Noch zwei Werke folgen: „De Reis' nah Konstantinopel" und „De Urgeschicht von Meckelborg". Damit ist der Kreislauf seines Schaffens erfüllt. Der Dichter schweigt. Lieber will er aufhören, „als seinen Lesern Birnen vorsetzen, die teigig geworden sind".

Entscheidend ist für Reuter die Hinwendung zum Niederdeutschen. Alle bisherigen dichterischen Ansätze waren mehr oder minder steckengeblieben. In dem Augenblick, wo er beginnt, plattdeutsch zu schreiben, ist es, als ob die Sprache ihn trägt. Er gewinnt jene große Gelassenheit des Erzählers von Gottes Gnaden. Erst der sinnliche Reichtum des Plattdeutschen, dem für das Abstrakte überhaupt weitgehendst der Ausdruck fehlt, gibt seiner Schilderung jene Plastik und Schärfe, hinter der das Ich des Erzählenden verschwindet, so daß es ist, als ob wir unmittelbar mit den Augen des Dichters selbst schauten. Daher die unendliche Lebendigkeit

dieser Dichtungen. Was hier geschildert wird, ist Blut von unserem Blut. Denn wer ist der Held in Reuters Dichtungen? Kein einzelner: das mecklenburgische Land und der mecklenburgische Mensch, unser Volk! Er schafft die Welt der heimatlichen Landschaft mit dem weiten Wolkenhimmel über ihr; er bevölkert sie mit seinen Gestalten; er läßt sie weinen und lachen und ihr Schicksal erfüllen. Aber es ist seine Welt, von ihm geschaffen.

Hier gilt es, einem weit verbreiteten Irrtum entgegenzutreten. Man hat vielfach geglaubt, Reuter habe gewissermaßen vom Leben abgeschrieben, d. h. jene vielen Originale und Käuze, an denen Alt-Mecklenburg so reich ist, seien so, wie sie sind, in sein Werk hineinspaziert. Die fleißige Forschung hat scheinbar für jede Persönlichkeit, für jedes Motiv aus den Büchern des Dichters eine Entsprechung im Leben festgestellt. Nur eins hat man übersehen: nicht eine einzige Gestalt ist in Reuters Werk eingegangen, so wie sie ist. Des Dichters Phantasie ist gesättigt mit exakt aufgenommener Wirklichkeit, aber er schaltet souverän mit diesen Bildern. Er haucht ihnen erst ihr innerstes Leben ein, daß sie den Schein der Wirklichkeit von sich ausstrahlen. Und doch sind es Dichtungen! Es wirkt wie ungewollte Ironie, wenn es in den wissenschaftlichen Einleitungen immer heißt: Eigentlich war die Person so und so. — Als ob überhaupt Wirklichkeit und Dichtung auf einer Ebene lägen! Nein, etwas anderes ist es, was heimatliches Volkstum Reuters Dichtung gibt: Bei aller Fülle bunten und persönlichen Lebens seiner Personen, bei aller tiefen und echten Menschlichkeit, die ihnen eignet, scheint doch durch sie hindurch die Umrißlinie ihres Typus, die Gebundenheit an Stand und Gewerbe. Das ist die Art, wie der Landmensch schaut, der in jeder Gestalt die ewige Daseinsform gewachsenen Lebens hindurchschimmern sieht. Darum findet er sich in den Gestalten des Dichters wieder. Sie sind zeitlos und allgegenwärtig. So sprechen sie unmittelbar zum Herzen des Volkes. Bismarck hat das entscheidende Wort geprägt, wenn er Reuter schon im Jahre 1866 den „berufenen Volksdichter" nennt. Denn das ist ja das besondere an Reuters Werk: Alle verfallen sie seinem Zauber, der Gebildete wie der einfache Mann. So geschieht das Staunenswerte, daß der Plattdeutsche weit über die Grenzen des Niederdeutschen hinweg gelesen wird, aber eben plattdeutsch, nicht in Übersetzung, denn diese Dichtungen lassen sich nicht übersetzen. Es hat Zeiten gegeben, wo der Absatz von Reuters Dichtungen nach Mittel- und Süddeutschland, vor allem nach der Schweiz, größer war als nach dem niederdeutschen Sprachgebiet. Waggonweise sind seine Werke nach Amerika gegangen zu den Deutschen ins Ausland.

Aber zu diesem beispiellosen Erfolg des Dichters trug wohl noch etwas bei: Die Zeit des alten, agrarischen Deutschland ging ihrem Ende entgegen; die Stadt und die Maschine begannen in steigendem Maße das Leben zu beherrschen. So entstand etwas wie Heimweh nach dem Lande und nach dem landgebundenen Menschen. Im Werk des Dichters erscheint noch einmal das alte Deutschland, mit dem es nunmehr zu Ende geht.

Und doch haben wir an das Tiefste noch nicht gerührt: Das ist die christliche Grundhaltung, die ihm eignet, unaufdringlich, aber doch eindringlich. Dieser Dichter sieht das gesamte Leben als auf Gott bezogen an. Gott ist die alles bewegende Macht in dieser Welt. Man denke an das wundervolle Bild aus der „Stromtid", wo jeder einzelne Mensch an einem unsichtbaren Faden hängt, dessen Ende in Gottes Hand liegt. Wo ist die christliche Atmosphäre eines evangelischen Pfarrhauses schöner geschildert als in der „Stromtid"? Oder der Zauber der Weihnacht, die Weihe einer Konfirmation? Die christliche Grundhaltung hat Reuter von seinen Eltern ererbt und in seinem Leben erprobt. Sie ist ohne jede Engherzigkeit gegenüber konfessionellen oder dogmatischen Meinungsverschiedenheiten. Jene klare, milde Religiosität, in der sich lutherische Glaubensinnigkeit paart mit Lessingscher weitherziger Duldung. Man spürt den frohen, optimistischen Glauben der Aufklärungszeit: Diese gottgeschaffene Welt ist trotz allen Leides gut. Das Böse ist nur der dunkle Schatten, auf dessen Hintergrund Tüchtigkeit und Güte der Menschennatur aufleuchten. Wohl findet sich manch hartes Wort gegen Unduldsamkeit, Engherzigkeit und Pfaffentum. Denn das sind die Grundsünden, weil in ihnen der ewige Gott verkleinert und auf menschliches Niveau herabgezogen wird. Aber — und auch das muß betont werden — wie bei Shakespeare sind alle Personen auf das Ewig-Menschliche von Gut und Böse ausgerichtet. Auch der böse Mensch steht in seiner ganzen Abgründigkeit in Reuters Werk. Der Dichter war tapfer genug, die Welt zu sehen so, wie sie ist. Und darum, weil diese Grundsubstanz des Christentums ihren lebendigen Ausdruck fand, ward er der große Liebling seines Volkes. Denn so wie er, sieht der schlichte Mann die Welt. Er ist nüchtern genug, um darum zu wissen, daß die Menschen keine Engel sind. Aber er weiß auch, daß sie mehr sind als kluge Raubtiere, die sich gegenseitig fressen oder in Schranken halten. Die Welt ist für ihn ein Wunder voller ehrfürchtiger Tiefe, weil beides da ist in wundersamer Verflechtung: Menschliches und Ewiges!

Und weil er um beides weiß, ist er fähig zu jener großen Gelassenheit des niederdeutschen Humors, jener Haltung, in der auch das Schwerste und Bitterste plötzlich leicht und schwebend wird und sich in einem Lächeln löst. Es ist ja nicht wahr, daß der Humor an sich ein eigentümlicher Ausdruck des Niederdeutschen ist. Bei Storm findet er sich nicht, bei Hebbel kaum. Humor — wohl zu scheiden von der bloßen Komik, die noch vorwiegend in Reuters Erstlingswerken, vor allem in den „Läuschen un Rimels" waltet — ist weltanschaulich bedingt. Er beruht auf der Fähigkeit, das Heroische und Tragisch-Pathetische in seiner Fragwürdigkeit zu sehen, in seiner Winzigkeit gegenüber dem Ewigen; aber andererseits das, was wir belachen oder für belanglos erachten, doch verbunden zu wissen mit all dem Schmerzlichen und Mühebeladenen, das nun einmal in jedem Menschentun und Werk steckt. Erst das Wissen um beides läßt jenes Lächeln aufkommen, in dem sich das Mitgefühl des Herzens an beiden Strebungen befreit: Niederdeutscher Humor hat etwas zu tun mit tapferer Gelassenheit.



Bräsig bei Madame Nüßlern und Jochen.
Illustration zu „Ut mine Stromtid" von Ludwig Pietsch

Der Gehalt ist es, der dieses Dichters Werk unsterblich gemacht hat, sein Herzschlag — nicht ästhetische Vollendung. Mit leisem Lächeln liest der Leser in den Einleitungen die Beanstandungen der Literarhistoriker. Wirklich vollendet ist vielleicht nur die „Franzosentid". Vielleicht aber ist es so, daß das Volk nicht falsche, sondern andere Maßstäbe an die Dichtung legt. Die Geschichte der deutschen Dichtung vom Leser aus ist ja noch immer nicht geschrieben. Welche Dichter werden denn eigentlich von unserem Volk gelesen, immer und immer wieder gelesen? Wir wissen es nicht, auch nicht, warum es dieser oder jener ist. Eins aber wissen wir: daß in der Wertschätzung des deutschen Volkes Fritz Reuter mit obenan steht.

Von dem Leben des Dichters ist nun nicht mehr viel zu erzählen. Nachdem er in Carl Hinstorff einen Verleger gefunden hatte, der bis an das Ende seines Lebens und darüber hinaus seine Schöpfungen betreute, konnte er es wagen,

die bisherige Grundlage seiner Existenz, die Privatschule, aufzugeben und als freier Schriftsteller zu leben. Im Jahre 1856 zog er nach Neubrandenburg, um seinem Freundeskreis näher zu sein und gleichzeitig das Anregende einer größeren Stadt zu haben. Dort ist im wesentlichen die Hauptreihe seiner Schöpfungen entstanden. Der immer steigende Umsatz seiner Werke gestattet ihm eine breitere und behaglichere Lebensführung. Er kann reisen, besucht verschiedene Bäder — immer im Kampf gegen seinen Dämon, ohne ihn jedoch ganz zu überwinden. Der Anerkennung durch die Leserschaft folgt die der literarischen Kritik. Führende Männer des deutschen Geisteslebens zollen ihm Beifall. Die Stirn des langsam Alternden kränzt der Ruhm. Es ist doch noch etwas aus ihm geworden! Und nur eins überschattet ihn mit melancholischer Trauer: Der Mann, den er zutiefst geliebt hat, sein Vater, hat seinen staunenswerten Aufstieg nicht mehr erleben dürfen.

Der Wunsch seiner Frau, die wohl nicht zu unrecht die Gefahr fürchtete, die die Geselligkeit in dem trinkfreudigen Kreise seiner mecklenburgischen Freunde für den Dichter blieb, brachte ihn dazu, 1863 nach Eisenach überzusiedeln. Der Reichtum, der ihm zuströmte, erlaubte ihm, sich hier eine behagliche Heimstätte zu schaffen. Reisen in die Heimat und Besuche bei alten Freunden, wiederholter Aufenthalt in Heilbädern und Kurorten unterbrachen seine rastlose Tätigkeit, die sich bis in das Jahr 1871 fortsetzte. Er erlebte die Genugtuung, daß die Ideale seiner Jugend, für die er gelitten, durch Bismarcks starke Hand zur Wirklichkeit wurden. Und früh schon hat er, der alte Achtundvierziger, den Weg zu dem politischen Genius seines Volkes gefunden. Dann schließt sich der Ring seines Lebens.

Das schöne Haus am Hang des Wartburgberges steht vollendet. Im Garten, den der ehemalige „Strom" sich mit großer Liebe eingerichtet hat, wachsen die Sträucher und Blumen, die er sich aus der Heimat kommen ließ. Für ihn selber aber gilt es, Abschied zu nehmen. Ein Herzleiden, das seit 1871 in steigender Heftigkeit auftrat, raffte ihn am 12. Juli 1874 dahin. Ein unendlicher Trauerzug zeigte die Teilnahme der Nation am Heimgang ihres Dichters. Die Grabschrift, die er in schlummerloser Nacht sich dichtete, steht nicht auf seinem Grabe, aber über seinem Leben:

Der Anfang, das Ende, o Herr, sie sind Dein.
Die Spanne dazwischen, das Leben, war mein.
Und irrt' ich im Dunklen und fand mich nicht aus,
Bei dir, Herr, ist Klarheit, und licht ist Dein Haus.

Annette Freiin von Droste-Hülshoff

1797—1848

Von

Hans Franck

Annette von Droste-Hülshoff ist Westfalin. Das besagt mehr als die üblich gewordenen, vielfach billig ausgemünzten Heimatzuweisungen. Denn hier handelt es sich nicht um eines jener mittleren, bodengebundenen Talente, bei denen zweifelhaft bleibt, wie sehr die Heimat für sie dichtet, sondern um Deutschlands größte Dichterin. Während bis zu ihren Tagen bei allen Großen unserer Dichtkunst das Heimatliche nur den Malgrund der gesamten Lebensleistung ausmachte, lieferte es der Droste die entscheidenden Farben. In einem solchen Ausmaße geschah dies, daß sie bis auf unseren Tag als die höchste und reinste Verkörperung des Westfalentums gelten muß.

Die Familie Annette von Droste-Hülshoffs hieß ursprünglich Deckenbrock. Sie saß während des elften und zwölften Jahrhunderts auf einem mäßig großen Erbhof des Münsterlandes. Im dreizehnten Jahrhundert waren aus den freien Besitzern westfälischer Erde Dienstmannen des Bischofs zu Münster geworden. Engelbert I. von Deckenbrock wurde damals Drost(e), will sagen: Amtmann, Truchseß des Domkapitels und Kämmerer des Klosters Überwasser, dem sein Hof gehörte. Seine Nachfahren legten das durch Handelsgeschäfte schnell sich mehrende Geld in ländlichem Grundbesitz an. Als Johann IV. im Jahre 1412 die „Burg auf dem Hülshove" erwarb, begann das Geschlecht sich von Droste-Hülshoff zu nennen.

Clemens August II., Freiherr von Droste-Hülshoff, dem als zweites Kind Annette geboren wurde, war eine grundgütige Natur, in dessen zartem Körper eine zarte Seele wohnte. Pflanzen und Tiere standen ihm innerlich weit näher als Menschen. An die Pflege der Blumen, vor allem der Orchideen, verwandte er einen großen Teil des Tages. Ein Zimmer des Schlosses war als Wohnstatt für Vögel hergerichtet. Auch Steine sammelte Clemens August, war ein ausgezeichneter Spieler auf der Geige und dem Spinett, verehrte Bücher. Die Empfindelei des ungewöhnlichen Mannes wußte freilich die Grenze zur Empfindlichkeit nicht immer zu wahren; das Wundersame artete in manchem zur Wunderlichkeit aus. So legte er, der das „gedruckte Blutvergießen" liebte, ein Buch an, das den seltsamen Titel trug: „Liber mirabilis, sive collectio prognosticorum, visionum, revelationum et vaticiniorum etc." und zur Sammlung von Merkwürdigkeiten aller Zeiten und Länder diente.

Dieser gemütvolle, aber blutmüde Mann, dem die erste abgöttisch geliebte Frau Rosina von Böselager nach halbjähriger Ehe starb, heiratete die Freiin

Maria Thereſia von Harthauſen aus dem Hauſe Abbenburg im Paderborner Land, die vierzehn Geſchwiſter ihr eigen nannte. Die Familie Harthauſen hat eine Reihe hochbegabter Söhne hervorgebracht, die den Romantikern, insbeſondere den Brüdern Grimm, naheſtanden und als Mitbegründer des „Tugendbundes" leidenſchaftlich ebenſowohl für alles betont Deutſche wie gegen Napoleon kämpften. Trotz ihrer außerordentlichen Begabung aber hat es keiner von ihnen zu überzeitlichen Leiſtungen gebracht, weil ſie ihre ſtaunenswerten Kräfte nicht auf ein einziges Ziel zu richten vermochten. Thereſe von Droſte-Hülshoff, eine ſtolze, ſtattliche Frau, deren unverwüſtliche Natur dazu neigte, ins Herriſche auszubrechen, hat ſowohl die Gefahren, welche Annette von den überempfindſam gewordenen Droſtes wie von den zerfahrenen Harthauſern her drohte, klar erkannt und ihnen unbeirrbar entgegengewirkt. Deswegen zu behaupten — wie vielfach geſchehn —, daß ſie durch Unverſtändnis und Unduldſamkeit die freie Entfaltung des Dichtertums der Droſte verhindert hat und Schuld daran trägt, daß betrüblich vieles von ihrem Schaffen unvollendet und unausgeglichen blieb, geht nicht an. Die Mama war keineswegs der Widerſacher Annettens, wohl aber die ſchickſalentſcheidende Gegenkraft, an der ſie die Berechtigung und Eigenart ihres Dichtertums zu erweiſen hatte. Gewiß, Thereſe von Droſte-Hülshoff ſtand dem Dichten ihrer Tochter ſehr lange ablehnend gegenüber, aber dieſelbe Frau, welche ſich gegen das Verſemachen ihres vielgefährdeten Kindes wehrte, hat doch heimlich die allererſten Gedichte Annettens aufgeſchrieben, ſo daß wir einzig ihr die Kenntnis dieſer rührenden Zeugniſſe frühreifer Kindlichkeit verdanken.

Dieſem ungleichen Paar, der fünfundzwanzigjährigen Frau aus Harthauſenſchem Geſchlecht und dem um ein Jahrzehnt älteren Freiherrn von Droſte wurde am 10. Januar 1797 als zweites Kind abermals ein Mädchen geboren. Das hatte ſich einen Monat vor der Zeit eingeſtellt. Annette hat unter dem Schickſal des „zu früh geboren!" körperlich und ſeeliſch bis an ihr Lebensende gelitten. Mit Meliſſe, Kamille und Zuckerwaſſer mußte das Würmchen am Leben erhalten werden, bis es die Kraft zum Trinken beſaß. Zur Nahrung des kümmerlichen Achtmonatskindes, dem jedermann baldigen Tod vorausſagte, wurde eine Amme angeworben.

Mit dieſer Amme, der Webersfrau Anna Katharina Pettendorf (nach neueren Forſchungen: Plettendorf) trat der dritte Menſch in das Leben Annettens, der für das Dichtertum der Droſte weſensbeſtimmend geworden iſt; denn die Pettendorf war eine Geiſtesverwandte jenes alten Mütterchens, dem die Brüder Grimm ihre ſchönſten Märchen verdanken. Sie ſang ihrem Bruſtkind die alten Lieder des Volkes, ſprach die von den Vorvätern überkommenen Sprüche, erzählte die vergangenheitumraunten Geſchichten. Die Pettendorf, welche in der Tat jene Gabe beſaß, die durch einige auch Clemens Auguſt zugeſprochen wurde, das Zweite Geſicht, wurde von Annette „Mutter" genannt.

Annette von Droste-Hülshoff
Eigenhändige Niederschrift des Gedichtes „Am Turme"

(Münster, Westfälisches Literaturarchiv)

Das Gedicht ist 1842 in Meersburg entstanden und im gleichen Jahre im „Morgenblatt für die gebildeten Stände" veröffentlicht worden. Eine erste Niederschrift mit zahlreichen Korrekturen befindet sich im sogenannten „Meersburger Nachlaß" im Besitz des Frhrn. Clemens von Droste-Hülshoff auf Schloß Stapel.

Am Turme

Ich steh' auf hohem Balkone am Turm,
Umstrichen vom schreienden Stare,
Und laß' gleich einer Mänade den Sturm
Mir wühlen im flatternden Haare;
O wilder Geselle, o toller Fant,
Ich möchte dich kräftig umschlingen,
Und, Sehne an Sehne, zwei Schritte vom Rand
Auf Tod und Leben dann ringen!

Und drunten seh' ich am Strand, so frisch
Wie spielende Doggen, die Wellen
Sich tummeln rings mit Geklaff und Gezisch
Und glänzende Flocken schnellen.
O, springen möcht' ich hinein alsbald
Recht in die tobende Meute,
Und jagen durch den korallenen Wald
Das Walroß, die lustige Beute!

Und drüben seh' ich ein Wimpel weh'n
So keck wie eine Standarte,
Seh' auf und nieder den Kiel sich dreh'n
Von meiner lustigen Warte;
O, sitzen möcht' ich im kämpfenden Schiff,
Das Steuerruder ergreifen
Und zischend über das brandende Riff
Wie eine Seemöve streifen.

Wär' ich ein Jäger auf freier Flur,
Ein Stück nur von einem Soldaten,
Wär' ich ein Mann doch mindestens nur,
So würde der Himmel mir raten;
Nun muß ich sitzen so fein und klar,
Gleich einem artigen Kinde,
Und darf nur heimlich lösen mein Haar
Und lassen es flattern im Winde!

Am Thurme.

Ich steh' auf hohem Balkone am Thurm,
Umstrichen vom schreyenden Staare,
Und laß' gleich einer Mänade den Sturm
Mir wühlen im flatternden Haare:
O wilder Geselle, o toller Fant,
Ich möchte dich kräftig umschlingen,
Und, Sehne an ~~Sch~~ Sehne, zwey Schritte vom Rand
Auf Tod und Leben dann ringen!

Und drunten seh' ich am Strand, so frisch
Wie spielende Doggen, die Wellen
Sich tummeln rings mit Geklaff und Gezisch,
Und glänzende Flocken schnellen.
O, springen möcht' ich hinein alsbald,
Recht in die tobende Meute,
Und jagen durch den korallenen Wald
Das Wallroß, die lustige Beute!

Und drüben seh ich ein Wimpel wehn
So ~~lustig~~ keck wie eine Standarte,
Seh auf und nieder den Kiel sich drehn
Von meiner luftigen Warte;
O, sitzen möcht' ich im kämpfenden Schiff,
Das Steuerruder ergreifen,
Und zischend über das brandende Riff
Wie eine Seemöve streifen!

Wär ich ein Jäger auf freyer Flur,
Ein Stück nur von einem Soldaten,
Wär ich ein Mann doch mindestens nur,
So würde der Himmel mir rathen;
Nun muß ich sitzen so fein und klar,
Gleich einem artigen Kinde,
Und darf nur heimlich lösen mein Haar,
Und lassen es flattern im Winde!

Das zu früh geborene Kind empfing in der Taufe die Namen Anna, Elisabeth, Franziska, Adolphine, Wilhelmine, Louise. Man rief es „Annette"; wollte man seiner Vertraulichkeit Ausdruck geben, „Nette" oder auch „Nettchen".

Auf der düsteren Wasserburg Hülshoff und in seiner blühenden Umgebung — einer abgegrenzten Welt innerhalb der Welt — verlebte Annette ihre Kindheit. Spielgefährte war neben der älteren ausgeglichenen Schwester, der lieblichen Jenny, ihr jüngster kränklicher Bruder Ferdinand, ein zarter Schwärmer, während zu dem älteren Bruder, dem urgesunden, nüchternen, lebenstrotzenden Werner Konstantin, sich mancherlei Gegensätze ergaben. Denn Annette war ein sehr empfindliches, reizbares, von Krankheiten, insbesondere von Kopfschmerzen, vielgeplagtes Kind. Ihr ungewöhnliches Wesen muß schon früh offenbar geworden sein. Man sah — wohl unter dem Einfluß der Amme — eine „Sternenjungfrau" in ihr; ein Wesen, das nach dem Volksglauben „weder lieben noch sich lieben lassen mag, durch seine unantastbare Keuschheit geheime Kräfte in sich birgt und in verzweifelten Krankheitsfällen Heilung bringen kann".

Ursprünglich unterrichtete Therese von Droste-Hülshoff ihre beiden Töchter Jenny und Annette selber. Weil sie aber zum Unterrichten nur sehr geringes Geschick und nicht die mindeste Geduld hatte, so mußte sie bald auf Abhilfe bedacht sein. Die fand sich in der Gestalt Bernhard Wenzelos. Diesem Hauslehrer verdankt Annette einen großen Teil ihrer außerordentlichen Kenntnisse. Sie brachte es insbesondere bei dem Lernen fremder Sprachen, mit Ausnahme des Griechischen, zu ungewöhnlichen Leistungen. Den anderen, äußerlich und innerlich bedeutsameren Teil erwarb sie sich selber durch unermüdliches Lesen, an dem auch die starke Kurzsichtigkeit ihrer übergroßen, seltsam weit vorgewölbten blauen Augen sie nicht zu hindern vermochte.

Gedichtet hat Annette, deren lebhafter Phantasie sich immer wieder die Grenzen zwischen Wirklichem und Überwirklichem verwischten, von frühester Kindheit an. Wir besitzen, wie gesagt, durch Aufzeichnung der Mama eine Reihe von Versen der noch nicht Zehnjährigen, die gerade dadurch echt wirken, daß sie ungetrübt kindlich sind und keine Gefühle von Erwachsenen vortäuschen. Auch komponiert hat Annette, die von ihrem Vater Musikunterricht erhielt und schon mit zwölf Jahren den Organisten des Kirchdorfes Roxel beim Gottesdienst vertreten konnte, bereits im Kindesalter. Von Anbeginn war sie sich ihrer Mission, eine Dichterin zu werden, bewußt. Eines Tages wickelte sie zwei ihrer frühesten Gedichte in Goldpapier, bestieg den Hülshoffer Turm und versteckte sie im Gebälk, damit dereinst, wenn die Burg der Droste verfallen war, in dem Schutt ein vergoldetes Blatt gefunden werde, das der Nachwelt verkünde, wo das Leben der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff begann.

Trotz dieses frühesten Wissens um ihre Aufgabe und des unbeirrbaren Willens, das ersehnte Ziel zu erreichen, ist bei kaum einem Dichter der Weg so lang und mühselig gewesen wie bei der Droste. Die Gründe dafür sind mannigfacher

Art. Sie liegen in der Gebrechlichkeit ihres Körpers und in ihrem Frauentum, in den Widerständen der Familie und in dem vom unmittelbaren Leben abgeschlossenen, mauergeschützten, wasserumwehrten Burgdasein.

So war es nur zu begreiflich, daß Annette nach Verbindungen mit geistigen Menschen in dem nahen Münster Ausschau hielt. Erster Berater, Kritiker und Förderer der wegunsicheren Kunst Annettens wurde Anton Matthias Sprickmann zu Münster. Dieser mehr als sechzigjährige Jurist war in seiner Jugend ein Dichter gewesen. Während seiner Studienzeit in Göttingen standen ihm alle Poeten des Hainbundes nahe. Mit Bürger verband ihn innige Freundschaft. Als Berufung und Beruf in Gegensatz gerieten, entsagte er „dem holden Mädchen auf dem Parnasse". In ungewöhnlich jungen Tagen wurde er Professor des Staatsrechtes und der Rechtsgeschichte an der Universität Münster. Sprickmann hat der um fast fünfzig Jahre jüngeren Annette sowohl durch seine unbestechliche Kritik ihrer verfehlten Jugenderzeugnisse wie durch Anregungen zu weiter ausgreifendem Schaffen mannigfach genützt. Der glühende Patriot wies sie auf vaterländische Stoffe hin. Der ehemalige Hainbunddichter legte ihr die großen Formen, Epen und Trauerspiele, ans Herz. Obwohl von dem allen, was Annette unter dem Zuspruch ihres väterlichen Freundes dichtete — dem Fragment gebliebenen Trauerspiel „Berta", dem von der Mama gepriesenen, von der Dichterin später verworfenen Epos „Walter", dem ebenfalls nie vollendeten Roman „Ledwina" —, kaum noch etwas lebendig ist, so kann doch der Einfluß Sprickmanns auf die werdende Dichterin keinesfalls überschätzt werden. Auch als dieser nach Breslau und später nach Berlin berufen wurde, blieben brieflich beide in Verbindung.

Nachdem Sprickmann Münster verlassen hatte, las, spielte, sang Annette noch mehr als früher. Außerdem schrieb sie an ihren „großen" Dichtungen, den Dramen, den Epen. Das konnte nur mit langen Pausen geschehen. Die Augen litten keine zusammenhängende Arbeit. Ihre Brust schmerzte. Husten quälte sie. Im Jahre 1815 brach Annettens schwacher Körper unter der Überlast des Geistes zusammen. Sie hustete Blut. Es schien so, als ob auch sie der Krankheit verfallen würde, die ihren Bruder Ferdinand nicht mehr aus den Krallen ließ, der Schwindsucht. Während des ganzen Winters konnte sie das Haus nicht verlassen. Aber im Frühjahr gesundete Annette langsam. Und der Dichterin wurde bewußt, daß neben dem Lehrmeister Mensch noch eine Lehrmeisterin für sie ebenso große, wenn nicht größere Bedeutung hatte: die Natur.

Ehe Annette von dem Leben, das auch bei ihr wie bei allen wahrhaften Frauen Liebe hieß, gepackt und gerüttelt wurde wie eh und je eine ihrer Geschlechtsgenossinnen, führte das Schicksal ihr, wenigstens für kurze Zeit, einen schöpferischen Menschen zu, der alle ihre Hoffnungen zu erfüllen schien. Auf Veranlassung des als Künstlerin völlig unbekannten Burgfräuleins fand Westfalens berühmte Dichterin Sibilla Katharina Busch den Weg nach Hülshoff. Die glückverwöhnte Schriftstellerin, deren Verse in allen Almanachen gedruckt wurden, und die hilflose,

unbeachtete Versschreiberin verstanden sich beim ersten Blick. Aber die Wege der beiden Dichterinnen kreuzten sich nur. Die Buschin war mit dem Juristen Paul Modestus Schücking verlobt, und sie brachte ihrer Liebe, ihrer — wie sich späterhin erwies — unglücklichen Ehe sowie ihrem Muttersein das künstlerische Schaffen zum Opfer. Annette aber, die an die Begrenzung der Frau nicht glaubte, vermeinte Künstlertum und Muttertum vereinen, aus der Liebe heraus, kraft der Liebe Dichterin sein zu können.

Da die Gesundheit der Dichterin noch immer viel zu wünschen übrig ließ, wurde sie auf Wunsch des Arztes im Sommer 1820 zu den Verwandten ins Paderbornsche geschickt, und zwar nach Bökendorf, wohin der Großvater sich samt seiner zweiten Gattin und seinen vielen Kindern zurückgezogen hatte. Mit dieser Stiefmutter ihrer Mama, einer leidenschaftlichen, geistvollen und frommen Frau, verband Annette seit längerem echte Herzensgemeinschaft. Auch den meisten der Onkel und Tanten, die an Jahren zum Teil gleichaltrig, ja jünger waren als sie, stand Annette innerlich nahe. Der bedeutendste unter den Söhnen des Hauses, ihr kaum fünf Jahre älterer Oheim August von Haxthausen, brachte zu Beginn des Sommersemesters zwei Studienfreunde aus Göttingen mit, August von Arnswaldt und Heinrich Straube. Arnswaldt war ein Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle: im Besitz untadeliger Formen, wohlgewachsen, feinsinnig, hochgebildet, innerlich ausgeglichen. Straube, der Sohn unbegüterter Eltern, war in allem sein Gegenteil: ungelenk, häßlich, formlos, ohne Haltung, aber voller dunkler dämonischer Kräfte. Sehr bald gewahrte Annette, daß Arnswaldt sie liebe. Da sie für ihn eine innige Neigung empfand, schien ihr weiterer Lebensweg völlig geebnet. Aber zu gleicher Zeit entbrannte Straube in heftiger Leidenschaft zu dem westfälischen Edelfräulein. Annette verfiel, trotz ihrer Neigung zu dem Standesgenossen, dieser in jeder Hinsicht anders gearteten Liebe. Als Arnswaldt, infolge eines Eingreifens August von Haxthausens, Annette zur Rede stellte, gab sie eine unklare Antwort. Da infolgedessen beide Männer sich von ihr betrogen glaubten, reisten sie ohne Abschied von Bökendorf fort und schrieben der gemeinsam Geliebten aus Göttingen gemeinsam den Scheidebrief, den sie ihr durch Anna von Haxthausen überreichen ließen.

Annette stürzte aus dem Himmel der Glückseligkeiten in die Hölle der Verzweiflung. Da sie keinen Laut der Klage, kein Wort des Vertrauens über ihre Lippen kommen ließ, hielten alle Verwandten sie nicht nur für eine verworfene, sondern obendrein für eine verstockte Seele. In Wahrheit kämpfte Annette drei Monate lang einen Kampf auf Leben und Tod; wider sich selbst, der sie an allem die Schuld zuschrieb, wider die Menschen, die kein Recht hatten, sie zu verurteilen, wider Gott, der ihr keinen Ausweg aus der Wirrnis zeigte, in die er sie hineingeführt hatte. Dann erst, nach drei Monaten, fand sie als Mensch die ersten Worte. Sie schrieb an die jugendliche Tante Anna jenen herzzerwühlenden Brief, der eines der erschütterndsten Liebesdokumente nicht nur der

deutschen Sprache ist. Wer dieses Schreiben, das lange verborgen blieb und der Öffentlichkeit erst sehr spät Kunde von der Doppelliebe der Dichterin gab, unbefangen liest, für den kann es keinen Zweifel geben, daß Annette, die jetzt maßlos unglücklich war, liebend über alle Maßen glücklich gewesen ist. Liebe ist der Inhalt des gewaltigen Briefes. Um den geliebten Mann geht der Kampf. Erst mittelbar betrifft er Gott, der das Widersinnige, das die Dichterin zu vernichten drohte, in seinem Weltenplan zuließ. Als dieser Brief geschrieben war, berührte Annette das Erlebnis ihrer Liebe mit Worten nicht wieder. Sie hat, nach Hülshoff zurückgekehrt, geschwiegen. Fünf Jahre ihres Lebens ging, außer einem inhaltlosen, kein Brief in die Welt hinaus. Kein Drama, kein Epos, kein Roman, keine Novelle, kein Gedicht wurde geschaffen. Von Annettens Liebe kündet in dem Lebenswerk der Droste nur hie und da eine scheu versteckte Verszeile, eine verhüllte Szene.

Der Kampf mit Gott wurde auf Jahre hinaus der ungeheuerliche Inhalt des Daseins der Droste. Waffe während dieses wilden Kampfes war ihr das Wort. Schon vor längerer Zeit hatte die Großmutter ihre liebste Enkelin gebeten, ihr einige geistliche Lieder zum Gebrauch an festlichen Tagen des Kirchenjahres zu verfassen. Annette war auf diesen Plan eingegangen. Als aber das Leben sie betrog, die Liebe ihr log, da begann Annette von Droste-Hülshoff ihr „Geistliches Jahr in Liedern auf alle Sonn- und Festtage" von neuem. Sie veränderte die bereits für die Großmutter geschriebenen Gedichte völlig. Wo durch Veränderung nicht auszudrücken war, was sie um ihrer selbst willen dem Ewigen mit Versen sagen mußte, vernichtete, zerriß, verbrannte sie das Vorhandene. Für die Bökendorfer Großmutter war mit der neuen Fassung dieses Buch geistlicher Gedichte unbrauchbar geworden; wohl auch, wie Annette tapfer eingestand, für alle „frommen" Menschen. Denn es ging bei dem Kampf ihres „vielfach gepreßten und getrübten Gemütes" bedingungslos um das Letzte. Mit einer Inbrunst, die immer wieder Gefahr lief, zur Wollust zu werden, bekannte Annette ihre Schuld, rang um Gnade, gestand ihren Unglauben, griff nach dem ihr zugeworfenen Rettungsring des Glaubens. Bis an die Grenze des Wahnsinns riß es die unerbittlich hellsichtige Dichterin. Gerettet hat Annette aus der geistigen Nacht, die durch Ringen um Entsühnung ihrer Liebessünden und um Erlösung von ihrem Trotz wider Gott über sie hereinzubrechen drohte, nicht die Tröstung der Kirche, nicht die festgelegte Glaubenslehre, nicht Zuspruch der Menschen, nicht Gott, der seine Gnade verhielt, sondern dies: daß sie jetzt zur wahrhaften Dichterin wurde und ihrem persönlichen Leid überpersönliche Form, ihrem einmaligen Ringen um Gott gültige Gestalt geben konnte.

In der Zeit der Erschöpfung, die folgen mußte, wandte Annette von Droste-Hülshoff sich mit leidenschaftlicher Ausschließlichkeit der Musik zu. Sie spielte, sang, komponierte ohne Aufhören. Sie studierte die Generalbaßlehre ihres Kölner Komponistenonkels Max von Droste-Hülshoff. Es schien so, als werde ihr verstummtes, schwergeprüftes Herz der Dichtkunst untreu werden und sich

ihrer trostreicheren Schwester, der Musik, für immer zuwenden. Doch die Abirrung von dem vorbestimmten Lebensweg endete auch hier mit körperlichem Zusammenbruch. Wochenlang verließ das Kopfweh Annette nicht. Fieber schüttelte ihren schmächtigen Körper. Der Husten verschlimmerte sich. Sie warf wieder Blut aus. Nur noch eines schien der Dichterin bevorzustehen: unter dem Sturmwind ihrer inneren Erregung körperhaft zu verflackern. In diesem Zustand traf sie im Herbst 1825, fünf Jahre nachdem sie Bökendorf mit den ersten Blättern ihres „Geistlichen Jahres" verlassen hatte, ihr Onkel Werner von Haxthausen. Kurz entschlossen nahm er die Kranke mit sich.

So weilte denn Annette seit dem Oktober des Jahres 1825 plötzlich am Rhein. Ohne Widerstand überließ sie sich dem Strom des Lebens. Sie wurde von den Kölner Verwandten verhätschelt. Zu den Bonner Verwandten führte sie immer wieder der Weg. Eine Freundin aus münsterischen Tagen, die Gräfin Thielmann, hochbegabt, aber gemütskrank, wurde in Koblenz besucht. Eine neue, nicht minder gefährdete Freundin hinzugewonnen: die reiche, unglückselig verheiratete Sibylle Mertens, Meisterin auf dem Klavier, Kennerin aller Literaturen, Sammlerin unübersehbarer Kunstschätze. Mehr denn je wurde komponiert. Weder das „Geistliche Jahr" noch die Erzählung „Ledwina", in der Annette ein erschütterndes Abbild ihres eigenen Innern gab und zum ersten Male ihren Stil als Epikerin fand, wurden ernsthaft gefördert. Doch vollbrachte das freudige Leben am Rhein, was die Ärzte zu Hülshoff nicht vermochten: das westfälische Wasserburgfräulein gesundete.

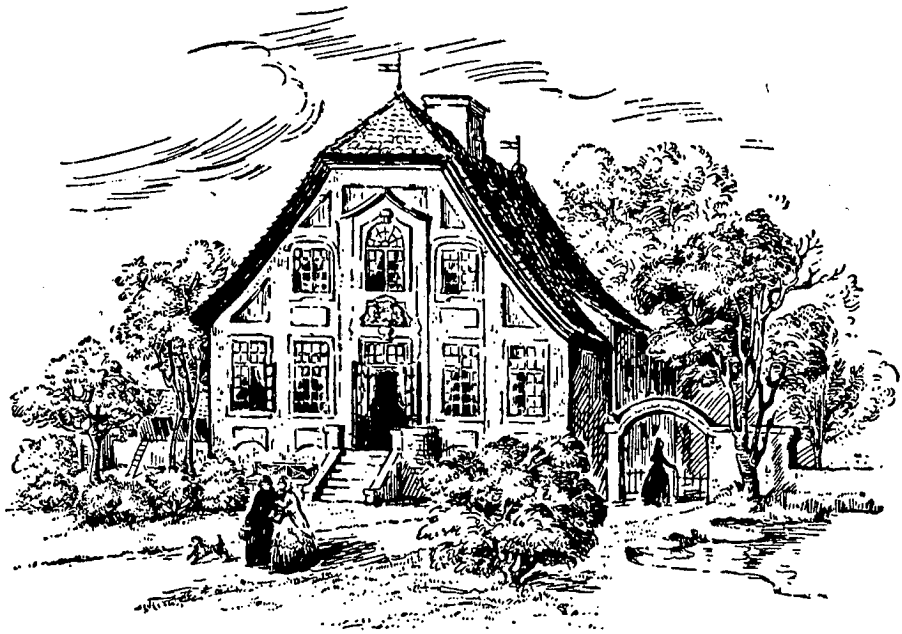
Im Frühling 1826 wurde Annette heimgerufen. Ihr Bruder Werner Konstantin hatte sich mit einer Verwandten der Großmutter verlobt. Im Mai sollte die Hochzeit sein. Der Heimgekehrten schien Hülshoff wie verwandelt. Jenny, trotz ihrer einunddreißig Jahre noch immer unverheiratet, war beglückt durch das Glück des Bruders. Der Papa führte Annette verklärt zu seinen Orchisbeeten. Die Mama zeigte sich aufgeräumter und nachsichtiger als je. Werner, der ältere Bruder, überbot sich an Rücksicht und Aufmerksamkeit gegen die oft verhöhnte Schwester. Ferdinand, der jüngere Bruder, machte trotz aller Voraussagen der Ärzte einen gesunden Eindruck. Wieder schienen Glück und Gleichmaß für Annette gekommen. Da starb, bald nach der Hochzeit seines Ältesten, Clemens August II. von Droste-Hülshoff unvermutet an den Folgen einer Erkältung. Auch die Hoffnung, daß Ferdinand gesund werde, erwies sich als trügerisch. Er erlag der Krankheit seines Lebens, der Schwindsucht. Da Therese von Droste-Hülshoff aus Rücksicht auf das Ganze die Erbteilung, welche sie hätte fordern können, zurückwies, so bezog sie das in der Nähe Münsters gelegene Rüschhaus als Witwensitz. Außer ihren beiden Töchtern begleitete sie Maria Katharina Pettendorf, die in die Familie aufgenommene Amme, dorthin.

Mit der Übersiedelung von Hülshoff nach dem Rüschhaus endete die Jugend Annettens. Wie stand es jetzt um sie? Niemand kannte, da sie ungedruckt

blieben, die Verse der fast Dreißigjährigen. Für die mündliche Verbreitung ihres Epos „Walter" hatte die Mama durch unablässige Vorlesungen freilich gesorgt; aber Annette schämte sich dieser unzulänglichen Arbeit. Ihr Trauerspiel „Berta": unvollendet, ohne Möglichkeiten einer gedeihlichen Entwicklung. Ihr Roman „Ledwina": voll reicher, vielverheißender Keime, doch auch unvollendet. Versprechen ohne Maß und Zahl, aber keines eingelöst. Blieb nur das durch die Mutter verurteilte und zurückgehaltene „Geistliche Jahr": wenn man auf den verwegenen Plan des Ganzen sah, auch das ein Fragment, wenn man aber die Gedichte einzeln nahm, eine Leistung, durch die sie sich als große Dichterin erwiesen hatte.

In dem durch den großen münsterischen Baumeister Johann Conrad Schlaun ursprünglich zum eigenen Sommersitz errichteten schönen Rüschhaus, wurde Annette zu der Dichterin, die Deutschland kennt und liebt. Da sich Therese von Droste-Hülshoff viel auf Reisen befand, so war sie jetzt viel allein. Ihr Bruder nannte die Einsamkeit das größte aller Übel auf Erden. Annette aber wußte sich nichts Lieberes, als im Rüschhaus ihre Tage träumend zu verbringen. Ob sie viele Stunden erzählend mit ihrer alten „Mutter", der einstigen Amme, beisammen war oder mit wachen Augen sinnend zu Bett lag, ob sie mit untergeschlagenen Beinen auf dem schwarzen Sofa ihres Stübchens, des Schneckenhäuschens, lesend, schreibend saß oder in vermeintlichem Nichtstun stundenlang, an den Stamm einer Eiche gelehnt, wie erstarrt hockte, ob sie sich verlangend mit ausgebreiteten Armen ins blühende Heidekraut warf oder bei Tag, bei Nacht mit Wind und Wetter um die Wette jagte, ob sie sittsam in die Mergelgrube ging, Steine loszuklopfen, die von vergangenen Erdzeiten kündeten oder den Dorfkindern Geschichten erzählte, ob sie, das Grenzenlose ersehnend, die Nacht im Freien verbrachte oder als Kranke wieder einmal das Bett hüten mußte: was Annette auch tat und litt, so weit sie den Weg nach innen vortrieb, so sehr sie sich zerspaltete und ihr bewußtes Ich drangab, nun kam alles ihren Dichtungen zugute. Im Rüschhaus war Annette Dichterin auch dann, wenn sie es nicht wollte und wußte. Sie hatte begriffen, daß man — um es zu erreichen — Natur sein muß, unverfälschte Natur. Was sie über Tag mit wachen Augen träumte, was sie während der Nacht in sich einströmen ließ — sie brauchte es späterhin zur schicksalsbestimmten Stunde nur sich ent-träumen, sich ent-strömen zu lassen, und Gedicht nach Gedicht, das in Seligkeit und Schmerzen jahrelang, jahrzehntelang ausgetragen war, mußte als unvergängliches Lebewesen das Licht der Welt erblicken.

Zu dieser Dichtereinsiedelei wanderte von Münster her Anfang 1830 ein fünfzehneinhalbjähriger Gymnasiast mit seinem Lehrer, einem Vikar, hinaus. Es war Levin Schücking, der Sohn Katharina Buschs. Die Mutter, auf deren Wunsch er nach dem Heiligen Lebuin, dem Apostel Westfalens benannt wurde, hatte sich, um seiner Bildung und mancherlei unliebsamer Dinge willen, die durch den Vater geschahen, von ihrem Lieblingskinde getrennt. Levin überbrachte ein Schreiben



Das Rüschhaus bei Münster, erbaut von J. C. Schlaun

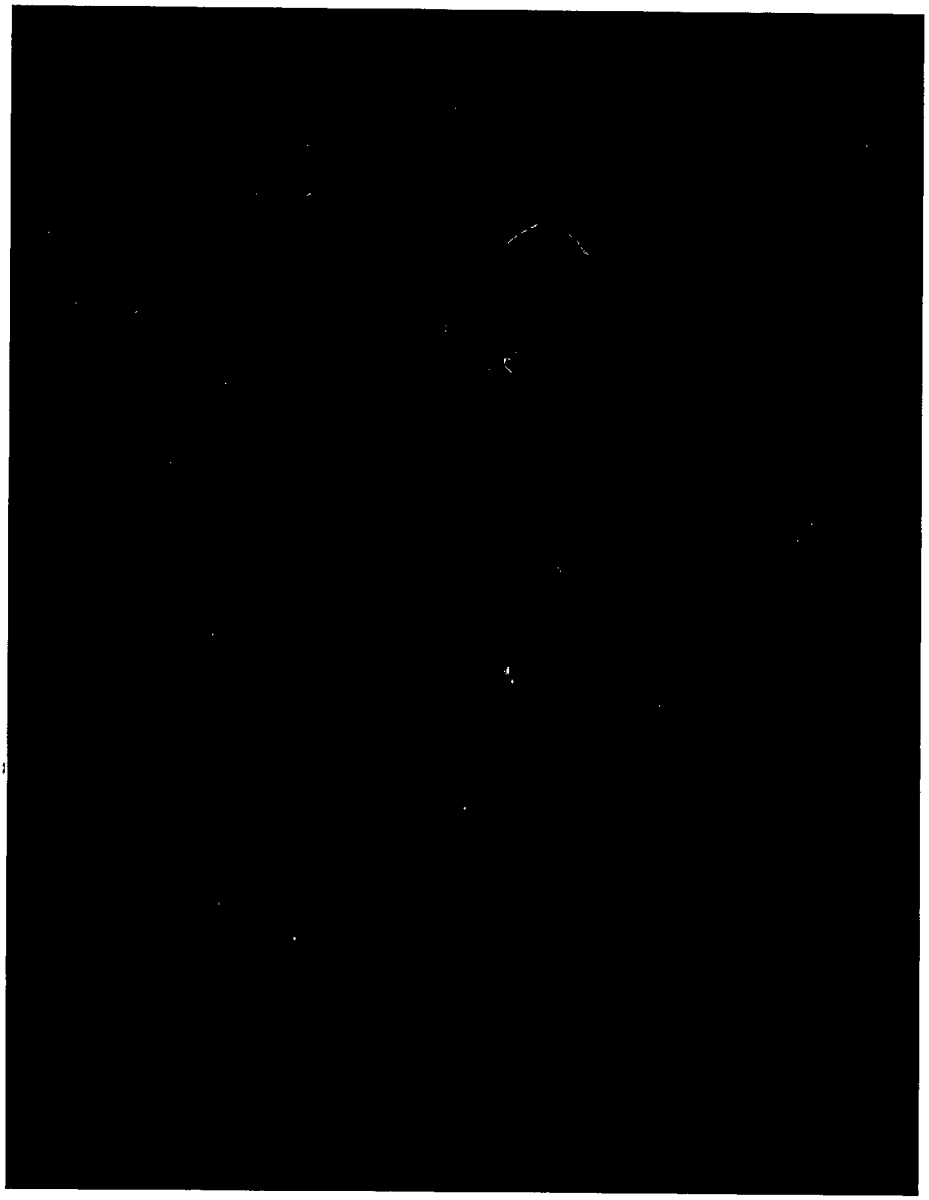
der ehemals berühmten Dichterin Westfalens an die noch immer unbekannte Droste durch das sie ihren Jungen der ehemaligen Freundin an das mütterliche Herz legte. Annette, fünfzehn Jahre älter als ihr Schützling, nahm Levin mit offenen Armen auf. Sie zeigte ihm ihre Sammlungen, fütterte ihn, tollte mit ihm. Sie nannte ihn: „Mein Junge! — Mein Pferdchen! — Mein Prinz! — Mein liebes Herz!" und mit manchen anderen Kosenamen noch. Er nannte sie: „Mein Mütterchen!" Innig schloß Annette den bald nachher verwaisten Levin ins Herz. Eine Urkraft ihres Wesens, das Mütterliche, hatte den Ausweg zum Menschlichen hin gefunden.

Als Levin Schücking Münster um seiner Studien willen verließ, verschaffte Therese von Droste, die zu dem Verkehr mit dem Sohn des unruhigen, aufrührerischen Justizmannes Paul Modestus Schücking scheel gesehen hatte, ihrer dichtenden Tochter einen neuen Lebensfreund: den blinden, gottseligen, sanften Privatdozenten der Philosophie Christoph Bernhard Schlüter, von dessen Gleichmut sie sich die besten Einflüsse auf das wilde, trotzige Herz Annettens versprach. Diese betrat den von der Mama gewiesenen Weg nur zögernd, und auch Schlüter sah der ersten Begegnung mit Mißtrauen entgegen. Denn das vielgerühmte Epos „Walter", welches die Mutter ihm als Beweis des Dichtertums ihrer Tochter übersandt hatte, gefiel ihm in keiner Weise. Dennoch fanden die siebenunddreißigjährige Dichterin und der dreiunddreißigjährige Philosoph schneller zu einander, als man vermuten konnte. Zunächst freilich verband sie nur die Musik.

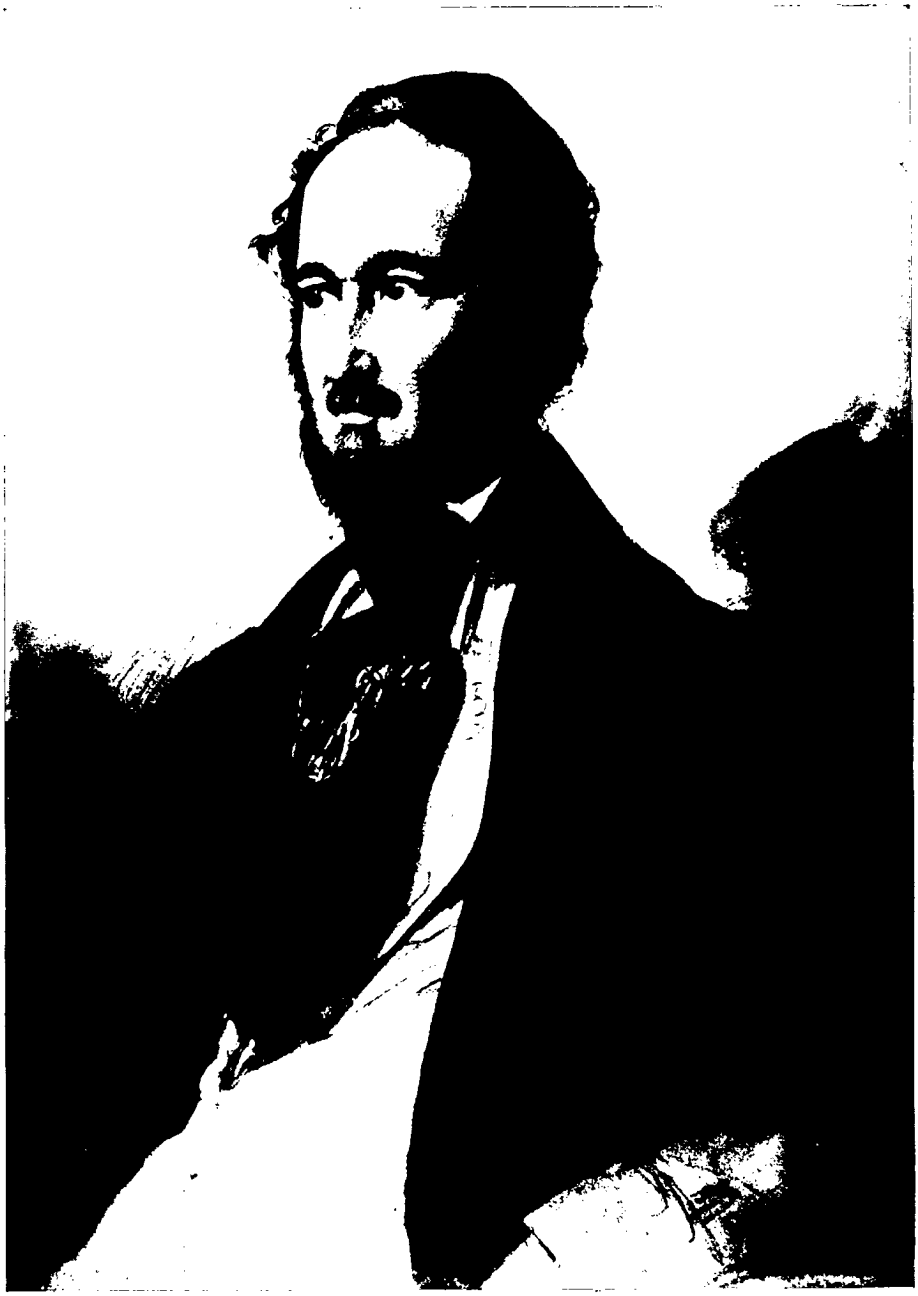
Dann erschien Annette eines Tages bei Schlüter mit ihrem „fuchsigen Buch", einer rotbraun gebundenen Mappe, darin sie ihre Verse eintrug, und las ihm den Anfang ihres Epos „Das Hospiz auf dem Großen Sankt Bernhard" vor. Dessen kraftvolle, lebensstrotzende Verse bezwangen den neuen Schicksalsfreund. Als das Eis gebrochen war, teilte Annette dem blinden Schlüter durch Vorlesen auch ihre Epen: „Die Schlacht im Loener Bruch", das mit großartiger Wucht um den tollen Christian herumgedichtet ist, und das dunkle, aufwühlende „Vermächtnis des Arztes" sowie ihre Gedichte mit. Das „Geistliche Jahr" hielt sie lange zurück. Denn für Schlüter war Gott das grenzenlos Gute, dessen Tun nicht in Frage gestellt werden, sondern demütig und dankbar hingenommen werden muß. Annette aber wies diese Anschauung des Weichmütigen weit von sich. Sie erkannte auch bei dem Kampf um und mit Gott keine Grenzen an. Trotzdem wurde Schlüter von keiner Dichtung seiner Hülshoffer Freundin so überwältigt wie von dem „Geistlichen Jahr". Er wurde nicht müde, sie um Vollendung des erhabenen Werkes zu bedrängen. Nun hatte Annette wenigstens einen geistigen Lebensfreund, der sie verstand; aber dieser eine verstand sie falsch. Für Schlüter ist Annette eine „fromme" Dichterin gewesen. Er machte zwischen ihr und Louise Hensel, der Verfasserin des „Müde bin ich, geh zur Ruh", keinen wesentlichen Unterschied. Schlüter selber hat es später öffentlich eingestanden, daß er zu den Lebzeiten der Annette das Eigentliche des dichterischen Wesens seiner Freundin nicht begriffen hat. So schrumpfte der persönliche Verkehr immer mehr auf den Austausch von Büchern und Briefen über Bücher zusammen.

Um Anschluß an die Dichtung der Zeit zu gewinnen, geriet Annette von Droste-Hülshoff in das Literarische Kränzchen der Elise Rüdiger hinein. Es war eine wunderliche Gesellschaft, die sich Sonntag für Sonntag in dem Hause der jungen Regierungsrätin traf. Auf der einen Seite dilettierende, unbefriedigte Frauen, auf der andern schöntuende Männer; darüber schwebend eine haltlose, zerfahrene, zeitberühmte Literatin. Für ihre Dichtung konnte Annette, von der noch immer kein Buch erschienen war, in diesem Kreise — außer negativen Erkenntnissen — nichts gewinnen. Aber sie fand hier die Lebensfreundin, welche ihr bis über das Grab hin treu blieb und entscheidenden Anteil an dem Nachruhm der Droste hat: Elise Rüdiger, ihr „Lieb Lies".

In diesem „Literarischen Kränzchen" sah Annette nach fünf Jahren der Trennung Levin Schücking wieder. Er hatte inzwischen Jura studiert, die Dichtung nicht vergessen und mancherlei aussichtsreiche Verbindungen zu den journalbeherrschenden Männern des Jungen Deutschlands angeknüpft. Inzwischen war aus dem tumben Toren ein schöner, gepflegter, von den Frauen verwöhnter junger Mann geworden. So mißfiel er Annette tief. Sie fand ihn gefallsüchtig und eitel, weibisch und aufgeblasen, spielerisch und lapsig. Seine mittelmäßigen Gedichte gefielen ihr ebenso wenig wie seine schwachen Dramen. Nur seine erzählenden und vor allem seine kritischen Arbeiten fanden Gnade in ihren Augen.



Annette Freiin von Droste-Hülshoff
Gemälde, 1840. Familie Schücking, Pyrmont



Hermann Fürſt Pückler-Muskau
Zeichnung von Wilhelm Henſel, um 1840. Osnabrück, Paſtor Leo

Als aber Levin Schücking zum ersten Male wieder ins Rüschhaus hinausgewandert war, änderte sich dieses Bild völlig. Annette erkannte die äußere und innere Not des Bedrängten. Noch weiter als bisher tat sie ihm ihr Herz auf. Sie war wieder sein liebes Mütterchen und er ihr lieber heimgekehrter Junge. Jahre der Gemeinsamkeit folgten, über denen der Schimmer des Märchens lag. Neben der Freundschaft ging berufliche Kameradschaft her. Unübersehbar ist, was die Dichterin Annette von Droste-Hülshoff dem unbestechlichen, gescheiten, weitblickenden Kritiker Levin Schücking an Anregungen und Förderungen, an Zielsetzungen und Bestätigungen verdankt. Wie auf der anderen Seite Schücking durch Annettens Unbedingtheit lange vor dem Versinken in seichte Tagesgewässer bewahrt wurde. So hatte also endlich Annette den Mann gefunden, der beidem in ihr gerecht wurde: dem Menschentum und dem Dichtertum.

Die Wendung ins Weite kam für die Droste, der das Rüschhaus zur eigentlichen Heimat geworden war, durch ihre Schwester Jenny. Diese hatte sich auf einer Schweizer Reise mit dem einundsechzigjährigen Freiherrn Joseph von Laßberg verlobt. Erst nach einer Reihe von Jahren gab Therese von Droste ihre Einwilligung zu der Ehe mit dem urlebendigen, allzeit fröhlichen Manne, der nach einem bewegten Leben zu dem größten Handschriftensammler Deutschlands geworden war und mit allen Germanisten der Zeit, bis zu den Brüdern Grimm hinauf, lebhaften persönlichen Verkehr pflegte. Um ihr Versprechen einzulösen, nicht weil sie noch wie einst am „Hinaus-Weh" litt, reiste Annette im Sommer 1835 nach Eppishausen, dem Sitz der Schwester. Länger als ein Jahr weilte sie auf fremdem Boden, inmitten einer ihrem Wesen ungemäßen Natur, unter Menschen, deren Art und Sprache sie nur mühsam verstand, neben einem Manne, der ihre Dichtung ebensowenig begriff, wie sie seiner Gelehrsamkeit und seiner Sammelwut gerecht werden konnte. Obwohl Annette sich den einzigartigen Schönheiten der Natur nicht verschloß, in der Umgegend von Eppishausen verständnisvolle Freunde fand, durch die Geburt des Zwillingspaares, das die Schwester ihrem betagten Gatten schenkte, tief beglückt wurde — die Schweiz blieb ihr fremd. Jene fünfzehn Monate, welche sie dort verlebte, waren ein Martyrium; bedeutungsvoll allerdings dadurch, daß sie der Dichterin nachdrücklich offenbarten, wo die Wurzeln ihrer Kraft lagen: in der westfälischen Heimat. Ende Oktober 1836 verließ sie das „ungeliebte Land" und kehrte nach frohem Aufenthalt am Rhein, bei dem sie sich Adele Schopenhauer als Freundin gewann, in das Rüschhaus zurück.

Mehr als vierzig Jahre war Annette von Droste-Hülshoff jetzt alt, und noch immer lag nicht das kleinste Gedichtbändchen von ihr vor. Aus der Schweiz waren, nachdem die Mama endlich ihre Einwilligung dazu gegeben hatte, zwar Verhandlungen mit dem Verleger du Mont in Köln angeknüpft, aber sie zerschlugen sich. Als nach einem Jahr Schlüter meldete, daß ein münsterischer Verleger einen Band Verse von ihr bringen wolle, willigte die Dichterin ein und übertrug dem

blinden Freunde nicht nur die Auswahl, sondern auch die Korrekturen und die äußere Herstellung des Buches. So erschienen 1838 in der Aschendorffschen Buchhandlung „Gedichte von Annette Elisabeth von D.... H...." Das zweihundertundzwanzigseitige Bändchen war ein völliger Mißerfolg. Verkauft wurden keine hundert Exemplare. Dieser Mißerfolg war nicht ganz unverdient. Schlüter hatte seine Sache schlecht gemacht. Außer den Epen, acht Kosthappen aus dem „Geistlichen Jahr" und den Schweizer Versen enthielt der Band als einzig wahrhafte Dichtung nur die Ballade „Der Graf von Thal", von ihren westfälischen Gedichten aber nicht eines. Annette war entsetzt. Die Familie erklärte das Ganze für Plunder, nannte es unverständlich, verworren und begriff nicht, wie eine vernünftige Person den Namen Droste-Hülshoff, der trotz der Auslassung erkennbar war, dadurch besudeln konnte. Von fern aber kamen, namentlich aus dem Kreise der Romantiker, bedeutsame anerkennende Stimmen. Sogar drei oder vier lobende Besprechungen erschienen.

Aber weder dieser Fehlschlag, noch der Unverstand überheblicher Menschen, weder die Schwächlichkeit des eigenen Körpers, noch das Gerede ihrer Umgebung vermochten Annetten ernsthaft etwas anzuhaben. Sie hatte zwei helfende Kräfte um sich: die Heimat und den Freund. Jene erwies sich als unerschöpflich beim Wundenheilen. Dieser kam ihr immer näher. Als Therese von Droste-Hülshoff während des Winters 1840 bis 1841 im Süden weilte, wanderte Schücking fast täglich zum Rüschhaus hinaus. Damals hatte die Verbindung Annettens und Levins jenen Grad erreicht, für den nur das Wort Liebe umfassend genug ist. Damals stellte sich als selbstverständlich das „Du" bei ihnen ein, das später so viel Verstellung, Unaufrichtigkeit und Kampf erzeugen sollte. Ungehemmt von Menschen, lebten Annette und Levin einen Winter lang ihrer Liebe. In welchen Formen — welchen Unformen, in welchen Grenzen — in welcher Unbegrenztheit, wie weit in Unschuld — wie weit in Schuld: niemand hat es bis zur Stunde ergründet, niemand wird — wie zu hoffen steht — je den Schleier zu lüften vermögen, der über dieser Liebe der größten deutschen Dichterin liegt.

Bald nachdem Annette von Droste-Hülshoff die Schweiz verlassen hatte, war ihr Schwager Joseph Freiherr von Laßberg Besitzer der Meersburg geworden. Dort fanden die Liebenden Zuflucht vor den Bedrängnissen der Heimat. Da der verwegene Plan, sich von der Familie zu trennen und auf dem Gute der Freundin Sibylle Mertens eine freie Künstlerkolonie zu gründen, nicht ausgeführt wurde, legte Annette ihrer Schwester Jenny, die mit den Zwillingen in das Rüschhaus eingekehrt war, nahe, ihren Mann zu veranlassen, daß er Schücking als Bibliothekar berufe. Im September 1841 reiste Jenny von Laßberg mit ihren beiden gesunden Kindern und ihrer kränkelnden Schwester nach Süden. Am Bodensee hat Annette ihre zweite Heimat gefunden. Nicht eigentlich die Heimat ihrer Seele, die sich im Wachen und Träumen immer wieder nach Westfalen aufmachen mußte, wohl aber die zweite Heimat ihres Leibes, der sich in dem milden Klima schnell kräftigte. Die

Herrlichkeit der gewaltigen Berge am anderen Ufer, die unermeßlichen Wunder des Sees zu ihren Füßen, die Schönheit der Erde ringsum wetteiferten, Annettens Kräfte zu stählen. Sie begann planvoll zu arbeiten. Der zweite Teil des „Geistlichen Jahres" wurde vorgenommen. Ein Buch über Westfalen, zu dem Schücking die Anregung gegeben hatte, galt es zu vollenden. Die Erzählung „Friedrich Mergel", von einem Mörder handelnd, den es zum Selbstgericht an den Ort des Mordes zurücktrieb, versprach ungewöhnlich gut zu werden.

Ende September war Annette am Bodensee eingetroffen. Bereits Anfang Oktober kam Levin Schücking, der geliebte Freund, von Laßberg zum Bibliothekar berufen, nach Meersburg. Annettens Versuch, der Mama dieses Beieinandersein als zufällig hinzustellen, mißlang. Sie brauchte in einem Brief an ihre älteste Tochter das Wort „bestelltes Rendezvous". Einen zweiten Winter lang lebten Annette und Levin ihrer Liebe. Und der Arbeit. Dieser gehörte der Vormittag. An den Nachmittagen aber machten beide weite einsame Spaziergänge, dabei geflissentlich den Schein wahrend, daß sie nicht mehr als literarische Kameraden seien, welche die verwandte Lebensaufgabe zusammenführte. In Wahrheit wußte Annette jetzt, daß sie Levin Schücking liebte; nicht nur als sein Mütterchen, seine Freundin, seine Schicksalsschwester, sondern so, wie eh und je die Frau den Mann liebte: mit ihrem ganzen, unzertrennlichen Sein. Aber sie wußte auch und machte es sich unerbittlich klar, daß über dieser Liebe das flammende Gebot „Verzichten!" stand und weder eine Verbindung vor der Welt noch eine sich um die Welt nicht kümmernde Vereinigung möglich war. Nicht nur der siebzehn Jahre jüngere Geliebte muß frei bleiben, sondern auch sie selber. Denn über allem, auch über der Liebe, stand ihr das schöpferische Lebenswerk.

Annette arbeitete also mit großem Eifer an ihren Prosaschriften. Sie führte das Buch über Westfalen „Bei uns zu Lande auf dem Lande" weiter — eine der kraftvollsten Schilderungen deutschen Volkstums — sie half Schücking, wenn er mit seiner Buchfolge „Das malerische und romantische Westfalen" nicht zurechtkommen konnte; sie schrieb große Stücke seiner Romandichtungen; sie führte mit letzter Hingabe ihre Novelle von dem Judenmörder Mergel weiter. Alle diese Arbeiten galten der herrlichen Heimat. Nie ist Annette von Droste-Hülshoff westfälischer gewesen als dann, wenn sie fern von Westfalen weilte.

So sehr Levin Schücking die Hilfe Annettens erfreute, so unbedenklich er ihre Kräfte nützte — er verkannte darum ihre eigentliche Begabung nicht. Denn was man gegen seine weltzugewandte, gefügige Natur auch immer sagen mag, niemals ist er der Gefahr erlegen, vorteilsüchtig zu werden. Eines Tages behauptete er mit Nachdruck: nicht in der Prosa, so stark und eigenwüchsig sie sei, liege die tiefste Begabung der Freundin. Annette, die überschätzte, was ihr, wie die Erzählform, Mühe machte, und unterschätzte, was ihr, wie Verse, leicht fiel, widersprach. Sie machte sich anheischig, in den nächsten Wochen einen neuen Gedichtband zu schreiben. Angestachelt durch den Widerspruch des geliebten Freundes, stieg sie in

ihr Turmzimmer hinauf und kam gegen Abend mit einem großen Gedicht herunter. So blieb es auch fortan: Tag für Tag entstand ein großes Gedicht; an manchen Tagen genügte eines nicht; zwei, drei Gedichte brachte Annette am Abend Levin Schücking. Eine wahre Springflut von Versen brauste über Annette hin. In wenigen Wochen schrieb sie mehr als ein Halbhundert Gedichte: eines herrlicher denn das andere, das nachfolgende immer wieder das voraufgehende an Großartigkeit, Naturseligkeit und Wortgewalt überbietend; unvergängliche Gebilde, die nun in Tagen, in Stunden nach einem mehr als vierzigjährigen Leben voller Sehnsucht und Entsagen, voller Verlangen und Verzichten, voller Suchen und Irren Annette zur größten Dichterin Deutschlands machten. Da sind einmal die westfälischen Gedichte, Hymnen an die ferne, erste und eigentliche Heimat: Die Lerche, Der Weiher, Die Mergelgrube, Das Hirtenfeuer, Das Haus in der Heide, Der Knabe im Moor, Im Moose und manche andere noch. Da sind des weiteren Bodenseegedichte, Rufe, Entrückungen, Verzückungen eines durch das Frauentum beseligten und bewegten Herzens: Am See, Am Turm, Das alte Schloß, Mondesaufgang und andere. In einigen Monaten war, wie die Dichterin vorausgesagt hatte, der schicksalentscheidende Gedichtband Annette von Droste-Hülshoffs fertig.

Man hat immer wieder gefragt, wie solches möglich sein konnte. Sofern man bei einem Wunder, das jedes schöpferische Werk bleibt, diese Frage stellen darf, ist zunächst zu sagen: Was Annette jetzt in Wochen aus sich herausdichtete, war vom Schicksal jahrzehntelang in sie hineingedichtet. Sie hatte nicht viel mehr nötig, als alle Türen ihres Herzens weit aufzumachen und die gefangenen Lebewesen, die schon oftmals mit den Ketten geklirrt hatten, in die Freiheit hinausgehen zu lassen. Weil dadurch aber nur die Fülle der westfälischen Heimatgedichte begreiflicher — wenn auch nicht begreiflich — gemacht ist, keineswegs jedoch die überwältigende Zahl der Bodenseegedichte, ist weiter zu antworten: Wenn es eine Menschenmacht war, die Annette über sich hinaushob, dann war es die Liebe. Im Wettstreit, im Widerstreit mit dem Geliebten wurde Annette wie nie zuvor Dichterin. Sie hat es eines Tages zu Levin Schücking gesagt: „Mein Talent steigt und stirbt mit deiner Liebe; was ich werde, werde ich durch dich und um deiner willen." Der erste Teil dieses Wortes hatte sich erfüllt: Annettes Dichtertum war durch die Liebe in ungeahnte Höhen gestiegen.

Es erfüllte sich aber auch der letzte, schmerzliche Teil dieser Vorhersage. Die Liebenden lebten in dem zweiten Winter ihrer Gemeinsamkeit nicht mehr wie im Rüschhaus auf einer einsamen Insel, sondern inmitten der Menschen. So mußten sie das „Du" und „Dein" der vertrauten Stunden verbergen. Schücking war der „Herr Bibliothekar", der Angestellte Laßbergs, Annette das „gnädige Reichsfräulein". Der Frau fiel die Verheimlichung leichter als dem Mann. Levin jedoch fühlte sich zurückgesetzt, verkannt, verleugnet. Da er unter dem Schicksal, als Paria der Liebe behandelt zu werden, je länger desto mehr litt, Schwäche sah, wo Rücksicht waltete, Feigheit vermutete, wo Festigkeit die Haltung bestimmte, Heuchelei

nannte, was Überlegenheit war, Freiheit forderte, wo Achtung vor dem Gesetz geübt wurde, so kam es zu Auseinandersetzungen, bei denen harte Worte fielen. Da letzte Vereinigung nicht sein konnte, weil der Weg Annettens in andere Richtung, zu größeren Höhen führte als der Schlängelpfad Levins, war die Trennung unvermeidlich. Im Frühling 1842 nahm Schücking eine Stelle als Hauslehrer an. Er ging nicht fort, weil er eine bessere Stellung gefunden hatte, sondern er hatte sich eine andere Stellung verschafft, weil er von Annette fortgehen wollte. Nach sechs Monaten verließ Levin Schücking die Meersburg.

Annette brach zusammen. Erst einen Monat später schrieb sie dem entflohenen Geliebten den ersten Brief; nicht einen Brief der Verzweiflung und der Anklage, sondern der Herzlichkeit und der Hoffnung. Damit hob der Briefwechsel zwischen Annette und Levin an: uferlos, unendlich, häufig die Briefe von ihrer Seite, Berichte über Arbeit, Bekannte, Verwandte, und immer wieder Liebe, lautere Liebe; abgegrenzt, karg, selten von seiner Seite, Mitteilungen über literarische Verbindungen und Erfolge die Hauptsache, kaum je Worte der Freundschaft, geschweige denn der Liebe.

Im Frühling 1842 hatte Levin die Meersburg verlassen; im Frühling 1843 schrieb er der zurückgebliebenen Geliebten, daß er sich verlobt habe, und zwar mit Louise von Gall, einer Waise aus freiherrlichem Geschlecht, die er nie gesehen, sondern sich durch einen Briefwechsel erschrieben hatte. Levin erwartete, daß die verlassene Freundin an seinem Liebesglück durch Mitfreude teilnähme. Und Annettens großes Herz leistete, was von ihr gefordert wurde. Als freilich im Mai des Jahres 1844 Schücking mit seiner Gattin an den Bodensee reiste, da begegnete ihr der Freund zwar immer wieder einmal, wenn auch nur für Minuten und Sekunden, in alter Weise. Zu der Frau des Geliebten aber führte sie kein Weg. Da Levin auf die Seite seiner Lebensgefährtin trat, wurde das Wiedersehen zum eigentlichen Scheiden.

Der Trennung folgte die Trübung, dem Meiden das Mißverstehen. Weil beim Erscheinen von Schückings Roman „Die Ritterbürtigen" sich in Westfalen ein noch größerer Sturm der Entrüstung einstellte als bei Annettens „Bilder aus Westfalen" und diese beschuldigt wurde, ihm das Material für seine „Schmähschrift" geliefert zu haben, erhob sie sich wider ihn und schlug — nun ebenso maßlos in ihrem Haß wie einst in ihrer Liebe — mit Briefworten in überharter, ungerechter Weise zu.

Schücking ließ sich jedoch weder in seiner Verehrung für den Menschen noch in seiner Hilfe für die Dichterin beirren. Durch seine Vermittlung erschienen im Jahre 1844 in dem größten Verlage Deutschlands, bei J. G. Cotta in Stuttgart, die „Gedichte von Annette von Droste-Hülshoff". Da bereits durch die Erzählung von dem Totschläger Friedrich Mergel in Cottas weitverbreitetem „Morgenblatt" — jener zu der allerdichtesten deutschen Prosa gehörigen Novelle, welcher der Redakteur Hauff eigenmächtig den Titel „Die Judenbuche" gegeben hatte — der Bann ge-

brochen war, so machte diese, allerdings ungewöhnlich reichhaltige Versammlung Annette mit einem Schlage berühmt. Sogar die Familie, eingeschlossen die Mama, fing an, auf die „Schreibereien" einer Droste-Hülshoff stolz zu werden. Der Ruhm war da. Aber er kam auch zu dieser Dichterin, nach ihren eigenen Worten, als Leichenhuhn geflogen.

Denn fortan ging Annette als lebendig Tote über die Erde. Zwar konnte sie sich von dem Honorar Cottas das Fürstenhäusle, ein vor den Toren Meersburgs gelegenes Rebhäuschen, kaufen. Niemals waren die äußeren Bedingungen fürs Dichtenkönnen so günstig gewesen wie jetzt. Aber das Dichterherz hatte seine Antriebskraft verloren. Wohl schrieb Annette noch manche Gedichte, sogar einige gute. Aber alles war jetzt Nachklang, Widerklang, Echo aus einem früheren Leben. Wohl nahm Annette ihre Prosaarbeiten wieder auf. Aber sie führte nichts mehr zu Ende, nicht die „Ledwina" aus langvergangenen Tagen, nicht die angefangenen jüngeren Erzählungen. Wohl bemühte sie sich um das Werk ihrer Werke „Das Geistliche Jahr". Aber sie vollendete auch dieses nicht. Zwei Gedichtbände — ein schmaler, ungeschickt zusammengestellter und ein umfänglicher, der eine Fülle unvergänglichen lyrischen Gutes enthält — das ist alles, was Annette der Öffentlichkeit übergab. Drei Jahre nach ihrem Tode ließ Schlüter das Fragment des „Geistlichen Jahres" hinausgehen. Erst zwölf Jahre nach dem Tode folgte, durch Schücking herausgegeben, die Nachlaßsammlung „Letzte Gaben". Der verstoßene, später milder beurteilte Freund veranstaltete 1878 auch die erste der Gesamtausgaben, deren Zahl heute unübersehbar ist.

Annette war während der letzten Lebensjahre fast immer krank. Der Kopfschmerz verließ sie kaum mehr. Die Brust schmerzte wie in der Jugend, da sie die Auszehrung hatte und der Tod schon vor der Türe stand. Ihre Empfindsamkeit steigerte sich oft bis zur unerträglichen Gereiztheit. Mehrere Male weilte sie trotzdem noch in Westfalen. Als sie selber todkrank im Rüschhaus und zu Hülshoff daniederlag, ließ sie sich an den Bodensee bringen. Dort flackerte ihr Lebenslicht noch einmal auf. Aber es war das letzte Erglühen vor dem völligen Erlöschen.

Am 24. Mai des Revolutionsjahres 1848, das seine Wellen bis in die Meersburg warf, ist Annette verschieden. Allein — von keinem Menschen betreut, beweint, bebetet — hat das leidenschaftliche Herz der größten deutschen Dichterin seinen letzten Schlag getan. Zwei Tage darauf wurde, was sterblich an ihr war, auf dem hochgelegenen Friedhof zu Meersburg, der — um ihres Werkes und ihres beispielhaften Seins willen — heute ebenso eine deutsche Wallfahrtsstätte ist wie ihr Fürstenhäusle und die Meersburg, dem ewigen Frieden übergeben. Was sie — der Heimat getreu, ihrem Werk leidenschaftlich ergeben, Gott dienend, zu unermeßlichen Opfern bereit — geschaffen hat, wird, solange Deutschland besteht, nicht vergehen.

Fürst Hermann von Pückler-Muskau und Peter Joseph Lenné

1785—1871 1789—1866

Von

Heinrich Fr. Wiepking—Jürgensmann

Im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts begann ein Kampf um die deutsche Erneuerung, der bis in unsere Tage weitergeführt wurde. Wenn auch der Durchbruch des deutschen Geistes in der Landschaftsgestaltung zu einem vollen Sieg führte und durch das Reichsnaturschutzgesetz seine Krönung und endgültige Zielsetzung erhielt, so sind dennoch manche Kreise noch heute im Zweifel über den eigentlichen Sinn dieser gewaltigen Bewegung, die eine echte Volksbewegung ist. Keine Äußerung unseres künstlerischen Erlebens war so umstritten und ist es auch zum Teil noch, wie die Loslösung des germanisch-deutschen Naturgefühls von den strengen Regeln des italienisch-französischen Architekturgartens.

Der kaiserliche Pfalzgraf, Ratsherr und Statthalter in Ritzebüttel, Barthold Heinrich Brockes (1680—1747), war wohl der früheste deutsche Sänger des „Irdischen Vergnügens in Gott". Die Inbrunst seiner Garten- und Blumengedichte leitete eine neue Gartenzeit ein, in der der Garten nicht mehr höfischer Festplatz, sondern das alltägliche vertraute grüne Heim war. Dieses Sichzuhausefühlen im eigenen Garten ist das Bezeichnende in Brockes Gartengefühl.

Wenn Brockes literaturgeschichtlich an den Anfang eines „neuen" Gartengefühles gestellt wird, so muß doch festgehalten werden, daß das naturnahe Gartenleben in deutschen Landen keineswegs eine neue Erkenntnis darstellt. Der Garten ist aus dem Leben des deutschen Volkes nicht fortzudenken, ja, er steht mit dem Baum am Anfang germanisch-deutscher Geistesgeschichte.

Der Midgard war ein Garten; ein gegen die wilden Tiere der feindlichen Außenwelt, des nicht bestellbaren und Gefahren bergenden Utgards, stark umfriedetes Stück Eigenland. Wir wissen es heute sicher und können es noch an vielen Orten im germanischen Urraum beweisen, daß der Midgard stets im Mittelpunkt der landschaftlichen Schönheiten lag. Dieser Garten war nicht nur die Stätte bäuerlicher Tätigkeit und menschlicher Besiedlung. Der sich aus dem Midgard entwickelnde deutsche Garten war und blieb bis auf den heutigen Tag ein geradezu seelischer Begriff des Eigentums und des Geborgenseins.

Wie es in deutschen Landen niemals romanische, gotische oder barocke Bauernhäuser gegeben hat, so hat es auch niemals andere Bauerngärten gegeben als solche, die das Bauernvolk sich selbst aus Bedürfnis und Empfindung, aus unbewußtem, volklichem Tun schuf. Noch heute läßt sich jeder deutsche Volksstamm ebenso wie

an seinem Bauernhaus auch an seiner Gartenform, an seinem Garteninhalt und an seiner Kulturlandschaft deutlich vom Nachbarstamm abgrenzen.

Im italienisch-französischen Geiste hat das deutsche Bauernvolk niemals Gärten empfunden oder gestaltet. Auch in der breiten Masse des Stadtbürgertums waren nichtdeutsche Formelemente ein Jahrtausend lang im Garten kaum zu finden. Wie stark aber das Stadtvolk mit dem „Garten vor dem Tore" zutiefst verbunden war, das beweisen hundertfältig unsere Volkslieder! Den höfischen Garten hat keine Volksseele besungen. Unendlich viele, wohldurchdachte und formvollendete Gartenhäuser stehen noch heute in dichten grünen Heckenringen um unsere alten Städte und beweisen, wie sehr sie sommerliche Mittelpunkte der einstigen Stadtfamilien waren, die hier eine gesunde, grüne und lebensbejahende Umwelt fanden. In diesen Gärten vor den Toren der engbebauten, mauerumzogenen alten Städte ergänzte sich Sommer auf Sommer die Kraft vieler unserer alten und bedeutenden deutschen Bürgergeschlechter.

Wenn auch in den Häusern der Städte der Geist des Humanismus blühte und später höfischer Prunk vielfach nachempfunden wurde, so blieb doch der deutsche Garten im Leben des Volkes die ewige geistig-seelische Vorstellung von einem gehüteten Raum pflanzlichen Werdens und fruchtreicher Ernte. Der Garten blieb ein erfüllter Traum deutschen Denkens und der Geburtsort täglich neu erwachender Lebensenergie für Geist und Körper. In der Andacht am Kleinen, in der Versenkung in die Einzelheiten der Natur unterscheidet sich der deutsche Mensch in seinem Gartengefühl am deutlichsten vom italienisch-französischen Gartenwillen der Formung aller Elemente zu einem Ganzen. Daß in diesem Ganzen künstlerischer Einheit auch die lebenden Elemente, Baum und Busch, sich unterordnen mußten unter den formgebenden menschlichen Willen, daß die pflanzlichen Geschöpfe ihren göttlichen Lebensgesetzen zuwider geschnitten und genormt wurden, bleibt uns Deutschen für immer unverständlich.

Uns Deutschen ist der Baum ein Freund. Wir fühlen, fast noch wie in der Frühzeit unseres Volkes, daß vor allen Göttern der Baum schlechthin Gott selbst war, der Himmel und Erde verband und der sich segnend wölbte über die heimatliche Behausung. Wir sind noch so naturnahe, daß wir in den Pflanzen gleichberechtigte Lebewesen, durchnervt von feinster Empfindsamkeit, sehen.

Der langverkannte Altmeister der „Naturgeschichte des deutschen Volkes", Wilhelm Heinrich Riehl, findet mit feinfühliger Sicherheit die sehr kennzeichnenden Sätze: „Die Zopfzeit hatte kein Auge für den Wald. Sie hatte entsprechend auch kein Verständnis für das Naturleben im Volke. Sie versetzte die fürstlichen Lustschlösser überall in deutschen Gauen aus den waldigen Bergen hinaus in das entwaldete Flachland. Die Kunst der Zopfzeit war aber auch eine fast durchaus undeutsche. Den Künstlern des Zopfes war der Wald zu unordentlich in der Anlage, zu buckelig in den Formen, zu dunkel in der Farbe. Als ein flaches Beiwerk der Landschaft wird er in den Hintergrund geschoben, während die Landschaftsmaler



Peter Josef Lenné
Büste von Christian Rauch, 1847. Berlin, Rauch-Museum



Im Park von Muskau

der vorhergehenden großen Kunstperiode ihre Waldbilder so recht aus der Tiefe der Waldeinsamkeit herausgemalt haben. Kein Künstler romanischen Stammes hat den Wald gemalt wie Ruysdael und Everdingen; sie setzten sich in ihren besten Bildern geradezu mitten ins Dickicht hinein. Poussin und Claude Lorraine haben großartige Studien am Wald gemacht. Ruysdael aber kann den Wald von Kindesbeinen an auswendig wie das Vaterunser." Fürwahr, Riehl hat zwar harte, aber wahre Worte gefunden. Wenn wir die höfischen Gärten im ganzen Reichsgebiet betrachten, so gibt es nur wenige Ausnahmen, die landschaftlich gesehen an hervorragender Stelle liegen. Betrachten wir beispielsweise Heidelberg, so ist zunächst der seltene Fall festzustellen, daß ein alter Burgplatz zur fürstlichen Residenz wurde. So sehr der Burgplatz selbst Mittelpunkt eines herrlichen Landschaftsbildes ist, so wenig wurde bei Angliederung des fürstlichen Gartens Rücksicht genommen auf irgendwelche landschaftlichen oder geologischen Gegebenheiten. Mit rücksichtsloser Gewalt, wenn auch mit hohem technischen Können, wurde ein Riesenloch in den felsigen Hang gesprengt, um die Ebene zu schaffen, die für die Anlage eines Gartens im damaligen Stil erforderlich war. Betrachtet man die vielleicht größte deutsche Gartenschöpfung der Zeit, Wilhelmshöhe bei Kassel, so wird man zugeben müssen, daß hier versucht wurde, mit architektonischen und bildhauerischen Mitteln einen ganzen Berg zu gestalten und zu meistern. Als eine gelungene Landschaftsleistung kann aber Wilhelmshöhe nie und nimmer bezeichnet werden, da der Landschaft selbst Gewalt angetan wurde, ohne daß die menschliche Leistung es vollbracht hätte, die Landschaft zu vergeistigen oder zu veredeln. Hierfür kann man ein drittes, wohl das bekannteste Beispiel anführen, das Sanssouci Friedrichs des Großen. Sanssouci wird, ohne bisher Widerspruch gefunden zu haben, in der Regel als ein besonderes Beispiel französischer Gartenkunst angesehen. So wird man gerade Sanssouci nicht unter die im französischen Geiste gestalteten Gärten rechnen dürfen. Vom friderizianischen Sanssouci ist heute nur Geringes zurückgeblieben. Es kann kein Zweifel sein, daß Friedrich der Große ganz bewußt die Höhe des Uferhanges der Havelseen auf suchte. Schon diese Tatsache steht in schroffem Gegensatz zu der üblichen Wahl eines flachen Baugeländes. Vielleicht ist es der eigentliche Grund des Zerwürfnisses mit seinem Baumeister, daß er sein einfaches, wenn auch fürstliches Wohnhaus auf die Hochfläche und nicht an den Rand des Uferhanges setzte, um nichts sehen zu wollen, auch nichts von seinen großen Fruchtterrassen und seinem französischen Parterre, als die Weite des Himmels, die Havelseen und den schöngeschwungenen, jenseitigen Uferhang. Heute ist dieser einstmals herrliche Blick nur noch an Hand von alten Karten und zeitgenössischen Stichen zu studieren, denn große Bäume und das neue Potsdam verdecken das, was Friedrich suchte: die von Gott geschaffene freie und offene Landschaft. Selbst die Rückseite des Schlosses ist ein Meisterwerk. Der große Säulenvorhof ist das Vorderlicht einer entzückenden kleinen, einstmals bäuerlichen Landschaft mit dem Ruinenberg als Mittelpunkt.

Nach Brockes öffneten sich bald in unserem Lande ebenso wie im artverwandten England und im germanischen Nordfrankreich weitere große Herzen, die mit Klarheit und empfindsamer Bestimmtheit den Äußerungen der Volksseele nachspürten und es mutig verkündeten: die höfische Kunst ist nicht deutschen Geistes. Justus Möser (1720—1794), dieser redlichste der Deutschen des achtzehnten Jahrhunderts, der „Landesvater" des Fürstbistums Osnabrück, leistete eine Erziehungsarbeit größten Ausmaßes. Seine Gartengeschichten werden immer Meisterwerke deutscher Kulturgeschichte bleiben.

Neben dem jüngeren Goethe wirkte in Weimar Johann Gottfried Herder. Er erkannte, wie Möser und später Riehl, die Triebkräfte des Volkes, sah im Baum, im Wald und in der Landschaft gewaltigste Schöpfungskräfte.

Die Blütezeit der deutschen Literatur war gleichzeitig eine Blütezeit des deutschen Gartens. Von den Mitgliedern des Hainbundes bis in die Zeit Hölderlins gab es keinen deutschen Dichter, der nicht seinen eigenen Garten oder zumindest nicht ein Gartenhaus zu seinem Schaffen hatte. Der Weimarer Dichterkreis nahm tätigsten Anteil an der Schöpfung Tiefurts, an der die Fürstin selbst, Anna Amalia, mit ganzer Seele und größter Tatkraft hing. Gerade die Schlichtheit und die Einfachheit der Gestaltung, das Wiedererkennen der Schönheit des einfachen Waldbaumes in seiner vollsten Freiheit, das Neuerkennen der geologischen und der bodenkundlichen Gegebenheiten, der Bruchlandschaft, des Flusses und des Uferhanges, der blumigen Wiese, der gleitenden Hanglinien und der Waldesgrenzen ist das Kennzeichnende dieser Gestaltung. Gewiß gab und gibt es in Deutschland viele zehntausend harmonische Bilder aus unseren Kulturlandschaften, die Vorbilder sind oder sein könnten. Das aber ist das Entscheidende, daß man den tiefen Sinn einer in vielen Menschengenerationen erwachsenen und gepflegten, gestalteten und bewirtschafteten Kulturlandschaft wieder erkannte. Es war die Wiedergeburt des Midgardgedankens auch in höfischen Kreisen.

Was der Dichterkreis um Anna Amalia so früh und vielleicht nur im Unterbewußtsein erkannte, diese gesunde, glückhafte Lebensform in Tiefurt, dieses behaglich-ungezwungene Wohnen in einfachster Landschaft, das hier zu einem künstlerischen Erlebnis seltenster Art wurde, ist heute als das erkannt, was es ist: eine biologische Notwendigkeit für das menschliche Leben. Diese Kunst der Landschaftsgestaltung ist heute zu einer zwingenden Notwendigkeit geworden, notwendig für die Gesunderhaltung des deutschen Volkes in Stadt und Land, aber auch, und das darf nie in Vergessenheit kommen, zur Gesunderhaltung unserer Ernährungsquellen selbst, mithin des Bodens und des Klimas.

Goethe selbst kann als ein Landschaftsgestalter begnadeter Art bezeichnet werden. Wenn er sein Haus am Stern mit einem kleinen einfachen Garten umgab, fast so, wie ein guter, bedachter Bauer es tun würde, so erkannte er doch früh die Bedeutung der Landschaft, zunächst im künstlerischen Sinne. Für ihn war der Besuch in Wörlitz ein stärkstens anregendes Erlebnis. Es reizte ihn, in Weimar

ein gleiches zu versuchen. Künstlerisch gesehen, sind das kleine schmale Tal der Ilm und die Begrünung und Vergeistigung dieser kleinen geologischen Gegebenheit durch Goethe eine Meisterleistung, die der Wörlitzer Parkschöpfung gleich zu achten ist. Wer sich in den Weimarer Park vertieft, wird vieles finden, womit sich Goethe ein langes Leben lang naturwissenschaftlich beschäftigte. Selbst die Erkenntnisse seiner Farbenlehre brachte er zur Anwendung, indem er silberlaubige Weiden und Pappeln als Parkabschlüsse gegen die Himmelsweiten stellte. Zu vermuten ist, daß er sich auch Gedanken über die Gesetzmäßigkeiten natürlicher Pflanzengemeinschaften machte, Gesetzmäßigkeiten, die in den letzten zehn Jahren in ihrer vollen, volkswirtschaftlich so großen Bedeutung erkannt worden sind. Trifft eine solche Vermutung nicht zu, so hat jedenfalls der begabteste Nachfolger, den Goethe anregte, sie zur Nutzanwendung gebracht: Fürst Hermann von Pückler-Muskau (1785—1871).

Fürst Hermann von Pückler-Muskau war ein grundgesessener Herr zu Muskau in der Lausitz. Sein Leben, seine Tagebücher, seine menschlichen Eigenarten sind wiederholt dargestellt worden. So bizarr und so einmalig sein Leben und seine Lebensäußerungen auch waren, als Landschaftsgestalter, als Künstler, als Bodenbetreuer kann seine Lebensarbeit nicht ernst und nicht hoch genug gewürdigt werden. Das, was Pückler als Landschaftsgestalter schuf, gehört zu den größten deutschen Leistungen überhaupt. Allein die Tatsache, daß Pückler eine so einförmige Landschaft wie die des Neißetales bei Muskau zu einer Parklandschaft ausgestaltete, die als eine der schönsten in der Welt geachtet wird, und daß er dieser seiner ureigensten Schöpfung in der edelsten Besessenheit sein ganzes großes Vermögen opferte, ist eine Leistung, die nur ein Künstler vollbringen konnte. Wer die Geschichte dieses Parkes kennt, weiß, daß das Werk vollführt wurde nicht aus irgendwelchen eigennützigen Gründen des sonst recht eitlen Weltmannes, sondern aus einer Erfüllungspflicht ihm angeborener Schöpferkraft heraus. Er wollte seinen Stammsitz und den Bürgern „seiner" Stadt Muskau die zur Stadt gehörige Landschaft ebenso und noch vollendeter vergeistigen und verschönern, als es Goethe, den er in Weimar kennenlernte und dessen Arbeiten er sorgfältig und oft studierte, im Weimarer Park gelungen war. Was Pückler aus dem Kreise seiner Zeitgenossen heraushob, war weniger seine Stellung als reichbegüterter fürstlicher Grundherr, sondern die Tatsache, daß ein deutscher Mensch sich ganz opferte, um ein Werk zu vollbringen, das keinen sichtbaren Nutzen abwarf, das nicht beleihbar und veräußerlich war, das nichts als ein Geschenk eines hochbegnadeten Künstlermenschen an sein Volk sein sollte. Muskau ist und wird hoffentlich für immer der tatgewordene Traum eines deutschen Baum- und Waldmenschen bleiben, eines Gestalters deutscher Landschaft, wie sie edler und reiner nicht zu denken ist. Nur dort, wo Pückler in Bäumen, Wäldern und Landschaften dachte, ist er von einmaliger Größe. Sein Lebenswerk wird dem Zeitgeschehen noch viele Jahrzehnte und Jahrhunderte als ein sichtbares und

heute auch meßbares Vorbild vorauseilen. In seinem Unterbewußtsein brachen Urinstinkte germanisch-deutschen Landschaftsgefühls durch und wurden von ihm in der restlosen Unterordnung der Person eingegliedert in höhere Gesetze des Weltalls. Wenn wir heute seine Gestaltungen in Muskau und Branitz, in Babelsberg, Ettersburg, Altenstein, Wilhelmstal, Reinhardsbrunn und im Belvedere bei Weimar betrachten, so sind diese Leistungen sehr unterschiedlich. Muskau, wo der Gestalter selbst Bauherr war, gilt als die klassische Anlage, klassisch, weil hier nichts „Falsches" entdeckt werden kann und weil hier Spitzenleistungen im Einzelnen, sei es Baumpflanzung, Bodenarbeit, Bodenprofil und Einfühlung in die örtliche Gegebenheit, dicht gedrängt nebeneinander liegen. Nur ein sehr naturnaher Baummensch wird würdigen können, welche Einfühlungsgabe der Fürst besessen haben muß, um vor hundert Jahren die heutige Wirkung erfühlen und gestalten zu können. Nur einem zutiefst mit der Natur in allen ihren Einzelheiten vertrauten Menschen wird es möglich sein, für nachgeborene Geschlechter in dieser Größe und mit dieser Verantwortung zu schaffen. Denn ein Landschaftsgestalter kann niemals die volle Reife seines wachsenden Werkes erleben. Aber gerade diese Vorsorge für die Nachkommenden kennzeichnet vielleicht besser als alles andere das Genie und die uneigennützige Hingabe des Fürsten Pückler.

Branitz, der Altersitz, den er kaufte, als er Muskau veräußern mußte, ist gleichfalls eine Meisterleistung, die in ihrer Art kaum zu übertreffen ist. Eine flache Schwemmlandschaft der Spree, unmittelbar vor den Toren der Stadt Cottbus, wurde mit wesentlich geringeren Mitteln als Muskau bewußt gestaltet. Wie eine Oase grünenden Lebens liegt die Branitzer Baum- und Parkwelt auf den wenig ertragreichen Sandern und Kiefern des Spreetales. Die Größe Pücklers wird uns deutlich, wenn wir die umliegende Landschaft mit seinem Werk vergleichen. Durch bodenkundliche, bodenbiologische und pflanzensoziologische Untersuchungen läßt sich leicht feststellen, welche Leistung Pückler vollbrachte. Daß aber Pückler einen solch großen Einsatz auf diesen ärmsten Böden in so früher Zeit wagte, ist eine wahrhaft große Tat von nationaler Bedeutung.

Der Park in Muskau konnte durch treue Schüler und Pfleger des Fürsten bis auf den heutigen Tag seinen geistigen und künstlerischen Sinn bewahren. In Branitz erfolgten nach seinem Tode Eingriffe durch Menschenhand und durch eine natürliche Baumverjüngung, die manches gedachte Parkbild veränderten oder zu verändern drohen. Wenn schon der Gestalter der Landschaft in seinem Schaffen dadurch gehindert wird, daß er sein fertiges Werk nicht mehr im Hochstand pflanzlicher Entwicklung zu sehen vermag, so wird er als Künstler immer in bangem Zweifel darüber sein müssen, was durch natürliche Gegebenheiten oder schlechte Pfleger seinem Werke angetan werden kann. Leider ist festzustellen, daß die Beratungen und die örtlichen Anweisungen Pücklers und auch seine Lehrschriften in vielen Fällen wenig oder nicht beachtet wurden. Das gilt für die

thüringischen Gestaltungen im besonderen Maße. Leider hat auch Pückler wenig gezeichnet, und der rasche Zuwuchs auf dem guten Thüringer Boden macht es selbst dem erfahrenen Pfleger schwer, nach vielen Jahrzehnten der Vernachlässigung der Anlagen, Pücklers Ideen zurückzuerobern.

Hatte Pückler in der Lausitz verhältnismäßig einförmige Landschaften als natürliche Gegebenheiten zu gestalten, so traten ihm in Thüringen und zum Teil auch an der Havel wesentlich bewegtere und beschwingtere Landschaften entgegen. Immer aber kann man feststellen, daß er sich den großen beherrschenden Linien und Formen der gegebenen Landschaft unterordnete. Und dieses Unterordnen ist zu einer allseits anerkannten Lehre für alle guten Landschaftsgestalter geworden.

Hermann von Pückler-Muskau hatte einen Zeitgenossen gleicher Größe: Peter Josef Lenné. Wie so häufig im Leben der Künstler, kam es zu keiner tieferen geistigen oder künstlerischen Verständigung zwischen den beiden großen Gestaltern. Peter Josef Lenné lebte von 1789 bis 1866. Er war der Sohn einer alten gebildeten Gärtnerfamilie, wurde in Bonn geboren, erlernte die praktische Gärtnerei, studierte Naturwissenschaft und erwarb sich durch ausgedehnte Reisen früh einen großen Überblick über den derzeitigen Stand der Garten- und Landschaftsgestaltung. 1816 trat Lenné in die Königliche Gartendirektion in Sanssouci ein. Sein sparsamer und etwas argwöhnischer König Friedrich Wilhelm III. gab dem jungen Gartenkünstler zunächst sehr wenig freie Hand. Lenné aber war aus gutem Bürgerholz geschnitzt. Er legte seinem König häufig kleine Gartenpläne vor, ohne diesem zu sagen, daß es Teilstücke größter, ja gewaltigster Gestaltungsabsichten waren. Man wird zur größten Bewunderung gezwungen, wenn man verfolgen kann, wie früh und wie groß Lenné die ihm gestellte Aufgabe sah. Lenné entwickelte sich von Jahr zu Jahr mehr zu einem weise vorausschauenden Volks- und Landesbetreuer größten Ausmaßes.

Ohne Lenné in einen künstlerischen Vergleich mit seinem Zeitgenossen Pückler oder mit dem großen Landschaftsgestalter Sckell, der den englischen Garten in München als ersten deutschen Volkspark schuf, zu stellen, kann man sagen, daß die Tätigkeit Peter Josef Lennés zu der segensreichsten geworden ist, die jemals ein deutscher Künstler zur Ausführung brachte. Er schuf, schon vor einem Jahrhundert, Landschaften und Erholungsflächen, die heute vielen Millionen Großstadtbürgern Sinnbilder ihrer Heimat sind.

Wenn man heute die Riesenlandschaft betrachtet, die die Städte Berlin und Potsdam einnehmen, und wenn man untersucht, in welchen Teilräumen dieser Riesenlandschaft es noch schön und behaglich, echt und ursprünglich ist, dann wird man immer wieder auf den Namen des großen Landschaftserhalters, Landschaftsgestalters und Städtebauers Peter Josef Lenné stoßen. Es gibt wohl in der Geschichte der internationalen Landschaftsgärtnerei kein Beispiel, das die Größe einer bewußten Landschaftsgestaltung hatte, wie es z. B. Lennés Vorschläge für

die „Gestaltung der Insel Potsdam" sind. Diese riesenhafte Landschaft des Flußlaufes, der Seen und der Wälder, der Uferhänge, der Berge, der Kuppen und der Hügel ist von der Pfaueninsel bis nach Ferch am Schwielowsee und vom Babelsberge bis nach Krampnitz, Fahrland und Marquardt sorgfältigst abgetastet und bewußt gestaltet worden. Daß der heutige Wanderer, gleich, ob er Fußgänger, Autofahrer oder Wassersportler ist, so gut wie nichts von der bewußten Gestaltung dieser einzigartigen Landschaftsschönheit bemerkt, ist das besondere Lob, das wir Lebenden dem Altmeister Lenné darbringen müssen.

Wenn man weiß, daß Friedrich der Große, um seine Kriegsschulden an England zu bezahlen, die alten Eichenbestände des Grunewaldes und der übrigen Wälder seines Reiches fällen mußte, und daß der gleiche König, um rasch wieder zu nutzbarem Holz zu kommen, an Stelle der Laubwälder Kiefern ansamen ließ, dann wird ersichtlich, welche gewaltige Leistung Lenné vollbringen mußte, um das Antlitz einer deutschen Laublandschaft neu formen zu können. Wenn Pückler auf Grund genauester Naturbeobachtungen bereits weitgehend Laubholz, selbst auf schlechtem Boden, verwandte, so kann man Lenné als den ersten großen deutschen Dauerwäldler bezeichnen, der mit Bewußtsein die Gefahren der Einheitskulturen der Kiefer in künstlerischer und naturwissenschaftlicher Beziehung erkannte. Lenné hatte den Vorteil, Sproß einer sehr alten Gärtnerfamilie zu sein, und auf Grund seiner naturwissenschaftlichen Studien wurde er früh ein vollendeter Fachmann. Er beobachtete wie Pückler äußerst scharf und war, fast hundert Jahre vor der Einrichtung der ersten bedeutenden erbbiologischen Versuchsanstalten in Deutschland, bereits ein gewissenhafter Erbbiologe. So durchprüfte er, als die Kartoffelkrankheit den Kartoffelanbau in Deutschland gefährdete, etwa 300 Kartoffelsorten, um nichtanfällige Rassen zu finden. Er erkannte sehr früh den Wert der Beschattung durch Bäume für Rasen und Wiesenflächen auf leichtem Boden. Gleiche Erfahrungen über den naturwissenschaftlichen und wirtschaftlichen Wert solcher Schutzpflanzungen um Acker- und Wiesenflächen konnte er in England sammeln. Seine gärtnerische und wissenschaftliche Arbeitsweise und das Erlebnis der Größe seiner Gestaltungen zwingt uns zur größten Bewunderung.

Die Vorschläge zur Gestaltung der Insel Potsdam setzen sich aus großen Einzelgestaltungen zusammen. Die Parkschöpfungen in Glienicke, Babelsberg, Sakrow, Neuer Garten, Sanssouci, Wildpark, das Bornimer und Bornstedter Feld, die Wälder und Schutzpflanzungen hinter dem Neuen Palais, die Gestaltungen am Schlosse Kaputh, bei Baumgartenbrück, am Templiner und Schwielow-See, bei Werder, Fahrland und Krampnitz sowie der Park von Marquardt mit den dazwischenliegenden Feldern, Seen und Wäldern bilden eine einzige riesenhafte Gestaltungseinheit. Die Fülle seiner Leistungen im übrigen Deutschland ist schier unübersehbar. Im Gebiet der Stadt Berlin ist es zunächst der Tiergarten, den er umgestaltete. Der Bau des Landwehrkanals als eine Promenade, die städtebauliche

Gestaltung des Straßenzuges Hasenheide—Rollendorfplatz, die Vorschläge zur Bebauung des Köllnischen Feldes und des Pulvermühlengeländes, die Parks zu Niederschönhausen, Tegel und die zu Friedrichsfelde und Hoppegarten sowie die Umänderungen des Schloßparkes Charlottenburg sind weitere große Taten. Über das ganze Reichsgebiet verteilen sich seine großen landschaftlichen Schöpfungen, und auch im europäischen Ausland war Lenné der erfolgreichste Landschaftsgestalter und Städtebauer seiner Zeit.

Lenné bemühte sich um alle Dinge, die landschaftlich von Bedeutung waren. Er trassierte Eisenbahnlinien, um zu verhindern, daß die Schienenwege die Landschaft zerstörten. Er setzte sich für einen vernünftigen Städtebau ein, der Rücksicht nahm auf gegebene geologische und landschaftliche Bedingtheiten. Lenné sorgte in der betreuendsten Weise für alle Belange der Land-, Forst- und Gartenwirtschaft. Er gründete die höhere Gärtnerlehranstalt zu Wildpark-Dahlem. Er war Mitglied der Preußischen Akademie und Freund vieler schöpferischer Geister seiner Zeit. Sein zweiter König, Friedrich Wilhelm IV., war mit ihm freundschaftlich verbunden. Der König überraschte eines Tages seinen Gartendirektor, den er zu frühester Morgenstunde zu einem Spaziergang durch Sanssouci bat, mit einem schönen Denkmal, das er ihm im Park setzte. Lenné blieb, was er war, ein zwar stiller und bescheidener, aber zielbewußter und von seiner großen Aufgabe besessener Landschaftsmeister und Betreuer des Volkes, dem er die schönste Heimat schuf. Seine großen Parkschöpfungen mögen dem Nichtfachmann oft zu einfach, weil wie von Natur aus gewachsen, erscheinen; der naturverbundene Mensch und Landschafter aber wird die Schwierigkeiten um die großen Werke um so mehr erkennen und die Leistung achten lernen. Seine Werke tragen das Antlitz besten deutschen Geistes.

Wenn heute die großen neuen Autostraßen alle deutschen Gaue miteinander verbinden und wenn rechts und links dieser gewaltigen technischen Bauten erhabene göttliche Landschaften offenbar werden, in denen sich unsere bäuerlichen Stämme nach urewigen Gesetzen einrichteten, wenn heute selbst technische Großbauten sich der Landschaft eingliedern, dann sind an diesen Werken Landschaftsgestalter beteiligt, die auf den Schultern der großen verehrten Altmeister stehen. Wenn wir heute eine vernünftige städtische Grünpolitik treiben, so sind uns Sckell, Lenné und Pückler beste, nie überholte Vorkämpfer. Auch die neuen gesunden Waldgesetze sind von den großen Landschaftern praktisch vorbereitet worden.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß wir bei der Neuordnung des deutschen Raumes in Stadt und Land zu einer landschaftlichen Neuordnung kommen müssen, zu einer Landschaft, die nur eine fruchtbringende und nur eine schöne Kulturlandschaft sein kann. Daß diese kommende, das ganze Reichsgebiet durchdringende Kulturlandschaft auch eine Seelenheimat germanisch-deutscher Menschen sein wird, verdanken wir im besonderen den großen Deutschen Lenné und Pückler.

Carl Schurz

1829—1906

Von

Walter Manggold

Am 17. November 1850, es war ein frostiger Herbsttag, schleppte ein kleiner Dampfer den Segelschoner „Anna" aus dem Hafen von Warnemünde aufs offene Meer hinaus. Nachdem der Schlepper die Trossen abgeworfen hatte, nahm die „Anna", von einer leichten Brise über die nicht sehr bewegte See getragen, Kurs auf England.

An Deck des Seglers standen zwei Männer und sahen dem Dampfer nach, auf dem, mit Pistolen Abschiedssalut feuernd, ihre Freunde zurückfuhren, zurück in die Heimat, deren Küste im heraufdämmernden Abend verschwand. Den beiden Männern auf der „Anna" aber schien die Heimat für immer verschlossen. Sie waren Flüchtlinge. Gottfried Kinkel, der Bonner Universitätsprofessor für Kunstgeschichte, und Carl Schurz, der Bonner Burschenschaftler, wegen ihrer Teilnahme an den Kämpfen der Revolution von 1848/49 von preußischen Kriegsgerichten verfolgt und verurteilt, verließen Deutschland als politische Verbrecher und Ausgestoßene unter falschem Namen.

Wenn sie beide trotz der Bitterkeit dieser Stunde die zuversichtliche Hoffnung hatten, durch einen neuen, siegreichen Volksaufstand zurückgerufen zu werden, so war doch im Augenblick alles zu Ende, was sie erträumt und gewollt, wofür sie gekämpft hatten. Gescheiterte Existenzen und vernichtete Aussichten, das waren die vorläufigen Ergebnisse ihres bisherigen Lebens.

Aber in der Erscheinung und im Leben von Carl Schurz offenbart sich wieder einmal der tiefere Sinn eines Schicksals, das sich, scheinbar durch Zufälle bestimmt, nach einem Gesetz erfüllt, unter dem der Mensch, ohne es zu kennen, sein Leben vollendet. Als sich der junge Carl Schurz 1847 an der Universität Bonn eintragen ließ, um Geschichte zu studieren, erschien es ihm als höchstes Ziel, selbst einmal Geschichte zu lehren, ihre Hintergründe und ihre Zusammenhänge zu deuten. Als er, etwas mehr als zehn Jahre nach seiner Flucht aus Deutschland, zum erstenmal wieder deutschen Boden betritt, nicht um dem Ruf und den Fahnen einer neuen Revolution zu folgen, sondern als Gesandter der Vereinigten Staaten von Nordamerika in Spanien, da ist er selbst schon fast eine geschichtliche Persönlichkeit. Im Verlauf seines in der Geschichte der Vereinigten Staaten so bedeutsamen Wirkens zeigt sich immer mehr, daß er eine ausgesprochen politisch-aktivistische Natur ist, ein Mensch, dem die Beteiligung an der Bewegung von 1848 nicht eine romantische Schwärmerei, sondern eine persönlichkeitsbedingte

Notwendigkeit war. Der Lehrstuhl, den er sich einmal gewünscht hatte, hätte ihm nie die Möglichkeit zu solcher Auswirkung gegeben, wie sie ihm das größere Forum der Politik eröffnet hat. Aus der ursprünglichen Laufbahn herausgerissen, treibt es ihn in die Kämpfe der Politik. Aber nicht aus egoistischen Interessen, nicht um persönlichen Vorteil zu erlangen, betritt er diese Bahn, sondern, wie in Deutschland, so folgt er auch in Amerika nur seiner politischen Überzeugung: „Was ich vor allen Dingen erstrebe, ist die Förderung bestimmter Ziele im Interesse des Gemeinwohls. Und deshalb muß ich versuchen, mir als Privatmann einen gewissen Einfluß auf die öffentliche Meinung und die Hochachtung von Männern zu gewinnen, deren Respekt es sich zu besitzen lohnt. Das kann ich vor allem dadurch erreichen, daß ich den Leuten sage, was ich nach innerster Überzeugung für wahr halte und wofür ich auch den Beweis der Wahrheit antreten kann."

Man mag es vielleicht bedauern, daß auch hier, wie in so manchem anderen Fall, dem deutschen Volk ein Mann verlorenging, der seine ganze Kraft dem Aufbau eines fremden Staatswesens zur Verfügung stellte. Man mag es bedauern und wird, wenn man nach der tieferen Bedeutung des Wirkens von Carl Schurz fragt, doch erkennen, daß selbst die amerikanische Laufbahn dieses Politikers und Staatsmanns in einem höheren Sinn auch Arbeit am Deutschtum war, das Schurz nie verleugnet hat, zu dem er sich, wo immer er Gelegenheit hatte, voll Stolz bekannte. Alle Angriffe auf die deutsche Nation und das deutsche Volk hat er stets mit geradezu zorniger Leidenschaft zurückgewiesen. So mischt sich in das Gefühl des Bedauerns für uns ebenso ein berechtigter Stolz auf die sittliche Kraft unseres Volkstums, die mit Carl Schurz auch der amerikanischen Politik und Staatsführung in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts wesentlichen Antrieb gegeben hat. Denn das ist — von Deutschland aus gesehen — wohl das Wesentlichste der Erscheinung des Amerikaners Schurz, daß er seine Ideale, für die er in Deutschland gekämpft und geblutet hat, auch in seinem neuen Vaterland mit der gleichen leidenschaftlich besessenen Überzeugungstreue vertreten, sie während seiner ganzen öffentlichen Tätigkeit ein halbes Jahrhundert lang auch zur Geltung gebracht hat.

Als Schurz in die amerikanische Politik eintrat, in den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts, herrschten, bedingt durch die politisch-staatliche Entwicklung der nordamerikanischen Union und durch das manchmal noch heftig und fast gärend aufbrausende Temperament eines jungen, noch nicht in der Tradition erstarrten Staatswesens, eigenartige und eigenwillige Anschauungen von politischer Führung und politischen Gebräuchen. Es galten staatsrechtliche Begriffe, deren unbekümmert naive Anwendung nur zu begreifen ist aus der Entstehung der nordamerikanischen Staaten, die, aus Urwald und Steppe förmlich herausgehauen, in ihren Anfangszeiten nur das Recht des Besitzes und seine Verteidigung kannten.

Schurz hat gegen solche Mängel im amerikanischen Partei- und Staatswesen, solange er in der Öffentlichkeit stand, mit Erfolg angekämpft. Er hat dabei begreiflicherweise viele Gegner und Anfeindungen erlebt. Aber mit unerschrockenem Mut, den er immer bewiesen hat, mit unbeirrbarer Folgerichtigkeit und Beharrung bei einmal als richtig erkannten Anschauungen hat er sich für Änderung und Besserung vieler öffentlicher Einrichtungen eingesetzt. Und gerade in diesem Kampf hat er immer wieder, und am meisten dann, wenn er deshalb angegriffen wurde, seine deutsche Abstammung betont. So sehr er ein treuer Bürger seines neuen Vaterlandes wurde, so sehr ist er immer Deutscher geblieben. Und es ist für das deutsche Volk das schönste Zeichen seiner Wirksamkeit, daß er, dank seiner Fähigkeiten und Begabung, nicht nur zur höchstmöglichen Würde und zum höchsterreichbaren Amt aufstieg, die ein im Ausland Geborener erreichen konnte, zum Mitglied des Senats und zum Minister, sondern daß gerade seine typisch deutschen Charaktereigenschaften, die ihn nie dazu verführten, politischen Einfluß und staatliche Stellung zum eigenen Vorteil auszunutzen, seine nie zu doktrinärer Enge erstarrende Grundsatztreue vom amerikanischen Volk anerkannt und gefeiert wurden.

Verfolgt man die Laufbahn von Carl Schurz, so erstaunt schon in rein zeitlichem Ausmaß die Summe von bedeutenden Ereignissen, mit denen der Name Carl Schurz in zwei Nationen aufs engste verbunden ist. Sucht man aber hinter der äußeren Erscheinung einer großen glanzvollen Laufbahn nach den Triebkräften, die dieses Leben bestimmen, so wächst die Größe der Persönlichkeit über das Maß einer außerordentlichen politisch-staatsmännischen Begabung und wird zur vorbildlichen Leistung eines reinen Charakters, dem Treue und Recht die unverrückbaren Eckpfeiler seines politischen Weltbildes waren.

Carl Schurz ist am 2. März 1829 in Liblar geboren, in einem kleinen Dorf, linksrheinisch, ein paar Wegstunden von Köln gelegen. Sein Vater, der 1815 auf preußischer Seite den Feldzug gegen Napoleon mitgemacht hatte, ohne allerdings noch ins Gefecht zu kommen, besuchte nach seiner Entlassung aus dem Militärdienst das Lehrerseminar zu Brühl und war dann Anfang der zwanziger Jahre als Dorfschulmeister nach Liblar gekommen. Dort heiratete er Marianne Jüssen, die Tochter eines landwirtschaftlichen Pächters, des Burghalfen Jüssen. Halfen hießen ursprünglich die Pächter, die mit ihren Gutsherren den Ernteertrag teilten. Die Burg, nach der der Großvater von Carl Schurz seinen Titel hatte, war das Schloß der Grafen von Wolf-Metternich.

In ländlich-bäuerlicher Umgebung wächst so der erstgeborene Sohn des Dorfschulmeisters von Liblar auf. Und die Ereignisse bäuerlichen Lebens sind es, die als erste Eindrücke in seiner Erinnerung haften: Feste, bei denen der bärenstarke Großvater Jüssen immer eine Hauptrolle spielt, Abende in der Spinnstube, die unter der Leitung der Großmutter stehen, Belustigungen des „Volks" — so wird das Gesinde genannt — in dem großen, von Kerzen erhellten Gesinderaum, der

„Volkshalle". „Mit besonderem Behagen" gedenkt Schurz in seinen Lebenserinnerungen „des großen Kuhstalles, welcher wie eine Kirche gebaut war, mit einem hohen, spitzbogig gewölbten Mittelschiff und zwei niedrigeren Seitenschiffen, in denen die Kühe standen". So waren Leben und Umgebung der Jugendzeit eine Idylle. Und sicher hat Carl Schurz seine Lebenskraft bis in sein hohes Alter immer wieder aus diesem bäuerlichen Ursprung erneuert.

Der Vater, der bald nach der Geburt seines ältesten Sohnes den schlechtbezahlten Lehrerberuf aufgegeben hatte, um eine Eisenwarenhandlung zu eröffnen, ließ sich die Erziehung seiner Kinder sehr angelegen sein. „Wie so manche, die einen Wissens- und Bildungsdrang in sich fühlen, dem nur geringe Befriedigung geworden ist, so hegte er den Wunsch, daß seinen Kindern durch eine gute Erziehung dasjenige werden solle, was ihm selbst das Schicksal versagt hatte." Er erzählt seinen Kindern viel von „Dichtern, Geschichtsschreibern und Männern der Wissenschaft, die seine Helden waren". Schon früh gab er dem jungen Carl deutsche Klassiker, Klopstocks „Messias", selbst Voltaire und Rousseau in deutscher Übersetzung zu lesen.

Die dörfliche Idylle hörte auf, als Schurz mit zehn Jahren nach Köln aufs Gymnasium geschickt wurde. Auch diese Zeit verlief zunächst geruhsam und ohne besondere Ereignisse, bis der Vater ein Jahr vor dem Abiturientenexamen Carls durch eine verfehlte Getreidespekulation einen finanziellen Zusammenbruch erlitt. Der Sohn verließ die Schule, um die Geschäfte des Vaters, der ins Schuldgefängnis kam, in Ordnung zu bringen. Dank seiner trotz der frühen Jugend erstaunlichen Umsicht gelang es ihm, den Vater aus der Haft zu befreien und die Verhältnisse der Familie wieder zu regeln. Ein Jahr später holt er als „Auswärtiger" das Examen nach und bezieht 1847 die Universität Bonn. Ernsthaft betreibt er seine Studien, die vor allem der Geschichte gewidmet sind, und erweitert und vertieft im Kreis der Bonner Burschenschaft Frankonia seine geistigen Interessen.

Da bricht in den Frieden des studentischen Daseins, in alle Hoffnungen und Zukunftspläne ein Gewitter, das dem Studium ein frühes Ende setzt und sein Leben mit fast brutaler Gewalt in neue Bahnen führt.

In Paris war im Februar 1848 die Revolution ausgebrochen. Stark ist ihre Wirkung auch in Deutschland. In der Studentenschaft, vor allem in den Burschenschaften mit ihrer politisch-freiheitlichen Tradition, ist die Erregung groß. Es scheint, daß alle Ideale, die seit dem Wartburgfest von 1817 unbeirrt verfochten und überliefert wurden, die Ideale einer neuen Freiheit, der großdeutschen Einheit in einem durch Verfassung begründeten Rechtsstaat jetzt in Erfüllung gehen sollten. Bei Schurz zündete der Funke, der von jenseits der Grenzen nach Deutschland herübersprang, und entfachte in ihm ein Feuer, das bis zu seinem Lebensende nicht mehr erlosch. Die neue Bewegung macht Schurz, ohne daß es ihm selbst schon zum Bewußtsein kommt, zum politischen Menschen. Die Politik wird ihm zur Leidenschaft. Sie beherrscht ihn so sehr, daß all sein Denken und Handeln

von nun an wesentlich durch sie bestimmt wird und er mit der ganzen Heftigkeit seines Temperaments sich den politischen Problemen hingibt.

In seinen Erinnerungen, die er über fünfzig Jahre später schrieb, ist noch der Nachhall der Erregung zu spüren, in die ihn das Ereignis der Revolution versetzt hatte, und die nicht nur durch die äußere Bewegtheit der Begebenheiten verursacht war. Auch wenn man in Betracht zieht, daß in der Rückschau auf Ereignisse, die sich Jahrzehnte vorher abgespielt haben, vieles im Urteil sich ruhiger darstellt als im Augenblick des Geschehens, so ist doch aus der Art der Schilderung, in der Schurz über den Ausbruch der Revolution berichtet, zu spüren, wie sehr der Druck der Vorgänge auf ihm lastete, wie stark die Erschütterungen gewesen sein mußten, die durch die neue Volksbewegung ausgelöst wurden:

„Man war von einem vagen Gefühl beherrscht, als habe ein großer Ausbruch elementarer Kräfte begonnen, als sei ein Erdbeben im Gange, von dem man soeben den ersten Stoß gespürt habe ... Ich erinnere mich, von dem, was vorging, so gänzlich erfüllt gewesen zu sein, daß ich meine Gedanken kaum etwas anderem zuwenden konnte."

Carl Schurz wird in den Strudel der revolutionären Ereignisse gerissen. Er beteiligt sich an allen Kundgebungen der Studentenschaft, fällt durch seine starke Rednerbegabung auf, gründet mit Kinkel zusammen den Demokratischen Klub und als dessen Organ die „Bonner Zeitung", deren Schriftleitung er mit Kinkel gemeinsam übernimmt. So verläuft das Jahr 1848 mit Versammlungen, Reden, Organisationsarbeiten in der Studentenschaft und journalistischer Arbeit. Der Schwung der ersten Wochen und Monate schien schon zu erlahmen, als im Frühjahr 1849 die Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. und die allgemeine Erregung darüber die revolutionäre Welle wieder von neuem hochtrugen. Der bewaffnete Aufstand in Süddeutschland bricht aus. Schurz geht, nach einem mißglückten militärischen Unternehmen auf das Zeughaus zu Siegburg, zur pfälzischen Revolutionsarmee, mit der er, zum Leutnant befördert, nach Baden zieht, erhält bei Bruchsal die Feuertaufe und wird mit dem Rest der Armee in der Festung Rastatt eingeschlossen. Bei der Kapitulation weiß er sich der kriegsgerichtlichen Verurteilung durch eine abenteuerliche Flucht in einen unterirdischen Abzugskanal zu entziehen und entkommt in die Schweiz.

Dort verlebt er den Rest des Jahres 1849, mit militärischen, strategischen und taktischen Studien beschäftigt, in der Hoffnung, sie bei einem neuen Aufstand verwerten zu können. Auch der Gedanke einer Professur für Geschichte an einer Schweizer Hochschule taucht auf und wird ernsthaft verfolgt. Da greift das Schicksal wieder ein. Frau Kinkel schreibt ihm von der Verurteilung ihres Mannes zu lebenslänglichem Zuchthaus und läßt zwischen den Zeilen durchblicken, daß sie von Schurz die Befreiung ihres Mannes erhoffe. In Schurz reift der Entschluß, die Tat zu wagen. Nach langen Vorbereitungen wurde das Werk im November 1850 ausgeführt. Mit Hilfe eines Zuchthauswärters, den man durch

eine große Summe zur Mithilfe gewonnen hatte, wurde Kinkel in einer stürmischen Nacht aus der Zelle des Zuchthauses in Spandau geholt und vom Dach mit einem Seil heruntergelassen. Die Schilderung dieser Befreiung und der Flucht liest sich in den Erinnerungen von Carl Schurz wie ein spannender Abenteurerroman. Im Wagen eines Freundes flohen Kinkel und Schurz in der Nacht noch nach Mecklenburg, von wo aus vierzehn Tage später die Fahrt mit dem Schoner „Anna" nach England erfolgt. Damit ist seine politische Rolle in Deutschland ausgespielt.

Einer der bemerkenswertesten Wesenszüge von Carl Schurz war sein Blick für die Realitäten des Lebens. Bei allem Idealismus, den er sich, trotz aller Enttäuschungen, bis an sein Lebensende bewahrt hat, bei aller leidenschaftlichen Hingabe an die Verbesserungen der politischen und sozialen Verhältnisse, hat er doch nie den festen Boden gesunder und nüchterner Anschauung verlassen; er verlor sich nicht in das Wolkenkuckucksheim politischer Träumereien, sondern sah die Wirklichkeit und die Gegebenheiten der jeweiligen Situation. Wie er schon in den Tagen der Revolution in Deutschland sich das Urteil nicht trüben ließ und die Mängel der Aufstandsbewegung und der Organisation erkannte, er, der Zivilist, sogar die strategischen und taktischen Fehler des pfälzisch-badischen Feldzuges kritisch beobachtete, so ließ er sich auch durch die Phantastereien der Emigranten in London und Paris nicht verwirren und behielt seinen kühlen Verstand. „Mich der illusorischen Hoffnung einer baldigen Rückkehr ins Vaterland noch weiter hinzugeben, wäre kindisch gewesen. Weiter zu konspirieren und dadurch noch mehr Unheil auf andere zu bringen, schien mir ein frevelhaftes Spiel. Das Flüchtlingsleben hatte ich als öde und entnervend erkannt."

Carl Schurz war ein Mann der politischen Tat, nicht der politischen Phrase. Wie er ohne Zögern in den Kämpfen der Revolution sich nicht mit der Rolle des erfolgreichen Versammlungsredners und Journalisten begnügte, sondern mit seinem Leben für seine Überzeugung einstand, wie er mit selbstlos sich aufopferndem Mut seine Treue zu seinem Freund Kinkel durch die Befreiungstat bewies, so genügte es ihm nicht, in Emigrantenkonventikeln nur leeres politisches Stroh zu dreschen und revolutionäres Garn zu spinnen. Er fühlte den „ungestümen Drang", sich nicht nur „eine geregelte Lebenstätigkeit zu schaffen, sondern für das Wohl der Menschheit etwas Wirkliches, wahrhaft Wertvolles zu leisten".

Die Heimat war ihm verschlossen, in Frankreich hatte der Staatsstreich Louis Napoleons alle Hoffnung auf Verwirklichung der achtundvierziger Ideale vernichtet, in England dachte kein Mensch an eine staatspolitische Änderung. Da taucht der Gedanke an Amerika auf. „Die Ideale, von denen ich geträumt und für die ich gekämpft, finde ich dort, wenn auch nicht voll verwirklicht, doch hoffnungsvoll nach ganzer Verwirklichung strebend. In diesem Streben werde ich tätig mithelfen können." Im Herbst 1852 kommt Schurz, der wenig Wochen vorher eine Hamburgerin geheiratet hatte, mit seiner jungen Frau nach Amerika.

Kaum ist er einigermaßen mit den gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen des neuen Landes vertraut, sucht und findet er Gelegenheit, Einfluß auf seine Umgebung zu gewinnen. Sein lebendiger Geist, seine Begeisterung für die Ideale von Freiheit und Recht lassen es ihn nicht ertragen, untätig nur das Leben eines unpolitischen Bürgers zu führen; auch die bald errungene Stellung eines Anwalts und Notars genügen seinem Ehrgeiz nicht. Hochfliegende Pläne beschäftigen ihn unablässig, und er sieht nicht nur Möglichkeiten einer politischen Laufbahn, sondern er fühlt schon jetzt die Verantwortung, eine besondere Aufgabe zu erfüllen: „Wir müssen uns an die amerikanischen Politiker machen, ihnen eine gesunde Vorstellung von europäischen Zuständen beibringen und ihren Blick auf Deutschland lenken."

Zunächst will er die Deutschen in Amerika zusammenfassen, sie zu einer mächtigen Organisation verbinden, die den amerikanischen Politikern eine klare Vorstellung davon geben soll, wie notwendig es sei, „die künftigen Interessen Amerikas und Deutschlands enge miteinander zu verknüpfen ... Wie verschieden die beiden Länder auch in ihrem Wesen sind, so wird die Gemeinschaft ihrer Gegner sie bald zu einer korrespondierenden äußeren Politik führen. Der amerikanische Einfluß in Europa wird sich auf Deutschland basieren, und Deutschlands Stellung in der Welt wird sich wesentlich auf den Succeß Amerikas stützen müssen." Aus diesem Grunde sucht Schurz mit Mitgliedern des Kongresses und anderen politischen Persönlichkeiten Fühlung zu bekommen, um damit die deutsch-amerikanischen Beziehungen enger zu gestalten. So zeigt sich in seinem ersten Wirken in Amerika, wie stark er noch an seiner alten Heimat hängt und daß seine politische Tätigkeit im neuen Vaterland auch dem alten nützen soll.

Die Entwicklung seiner persönlichen Verhältnisse, sein Auftreten in der Öffentlichkeit, und die Leidenschaft, mit der er sich allmählich auch in inneramerikanische Verhältnisse mischt, bewirken aber, daß er immer stärker zum Amerikaner wird. Bald erregt er durch Wahlreden ein Aufsehen, das weit über die Grenzen seines engeren Distrikts hinausgeht. Dabei kommt es ihm immer nur auf die allgemeine Sache des Rechts und der Freiheit an, nie auf die Geltung, die er für sich und seinen Namen erringt. Immer mehr steigt sein Ansehen, besonders, nachdem er sich im Wahlkampf für Präsident Lincoln als dessen begeisterter Vorkämpfer eingesetzt hat, und im Einsatz für Lincoln zugleich auch für die Prinzipien der Gerechtigkeit gegen die südlichen Sezessionsstaaten und ihre brutalen Sklavereimethoden.

Es ist nicht nur seine außerordentliche Beredsamkeit, es ist nicht nur sein aggressives und kampflustiges Temperament, die ihn immer weiter in die vorderste politische Front bringen. In diesem jungen Land, in dem er vielen Politikern gegenüber eine Überlegenheit des Wissens und des Geistes hat, geht sein Weg erstaunlich rasch in die Höhe, weil er in diesen Kämpfen sich selbst und seinen Idealen treu bleibt, in dem festen Glauben und durch immer wieder bewiesene

Tat, dem „alten Vaterland keine höhere Ehre zu erweisen als dadurch, dem neuen Land ein gewissenhafter und treuer Bürger zu werden". Als seine oberste Pflicht hat er erkannt, nie für sich etwas zu wollen, um für die größere Sache des Rechts mit Erfolg eintreten zu können. Immer ist er sich der moralischen Verantwortung bewußt, die er als öffentlicher Redner hat, und er macht es sich zur Regel, niemals in seinen Reden etwas zu sagen, für das er nicht „mit ganzem Gewissen einstehen konnte."

Dieses Verantwortungsgefühl und diese Gewissenhaftigkeit ziehen sich wie Leitmotive durch die öffentliche Tätigkeit von Carl Schurz. Alle Ideale seiner Jugend und alles, was er als Recht erkannt hat, will er auch zu den besten Grundsätzen des Staatslebens in Amerika machen. Und als ihm ein Gegner einmal den Vorwurf macht, daß für ihn nicht der alte englische Wahlspruch gelte: "Right or wrong, my country!" erwidert Schurz, daß für ihn wohl auch dieser Spruch Geltung habe, aber mit dem Zusatz: "if right, to be kept right; if wrong, to be set right." (Recht oder Unrecht — es gilt mein Vaterland! „Recht" — dann, um es zu erhalten; „Unrecht" — dann, um Recht zu schaffen.)

Es ist kein Zufall, daß Abraham Lincoln, der unnachgiebige Kämpfer für Recht und Gerechtigkeit, und Carl Schurz, der leidenschaftliche Streiter für Ehrlichkeit und Sauberkeit des politischen Lebens, sich zu so enger Zusammenarbeit fanden. Lincoln erkannte in diesem Deutschen, der durch den Zwang der Verhältnisse ein Amerikaner geworden war, einen Menschen, der nicht nur einen klaren Blick für die politischen Gegebenheiten und Notwendigkeiten hatte, er spürte die sittliche Kraft dieses Mannes, die aus demselben Ursprung wie bei ihm selber wuchs.

In seiner Jugend wollte Carl Schurz Professor werden und lehren, wie die Geschichte zu verstehen ist. Und als Mann wurde er, wenn auch nicht auf dem Katheder, Lehrer in einem höheren Sinn. Er deutet zwar nicht aus der Überheblichkeit des Besserwissenwollens mit drohend erhobenem Zeigefinger auf Fehler und nicht gelernte Lektionen. Gelehrt aber hat er durch sein Vorbild und die Kraft seiner sittlichen Grundsätze und ist so doch ein Erzieher geworden.

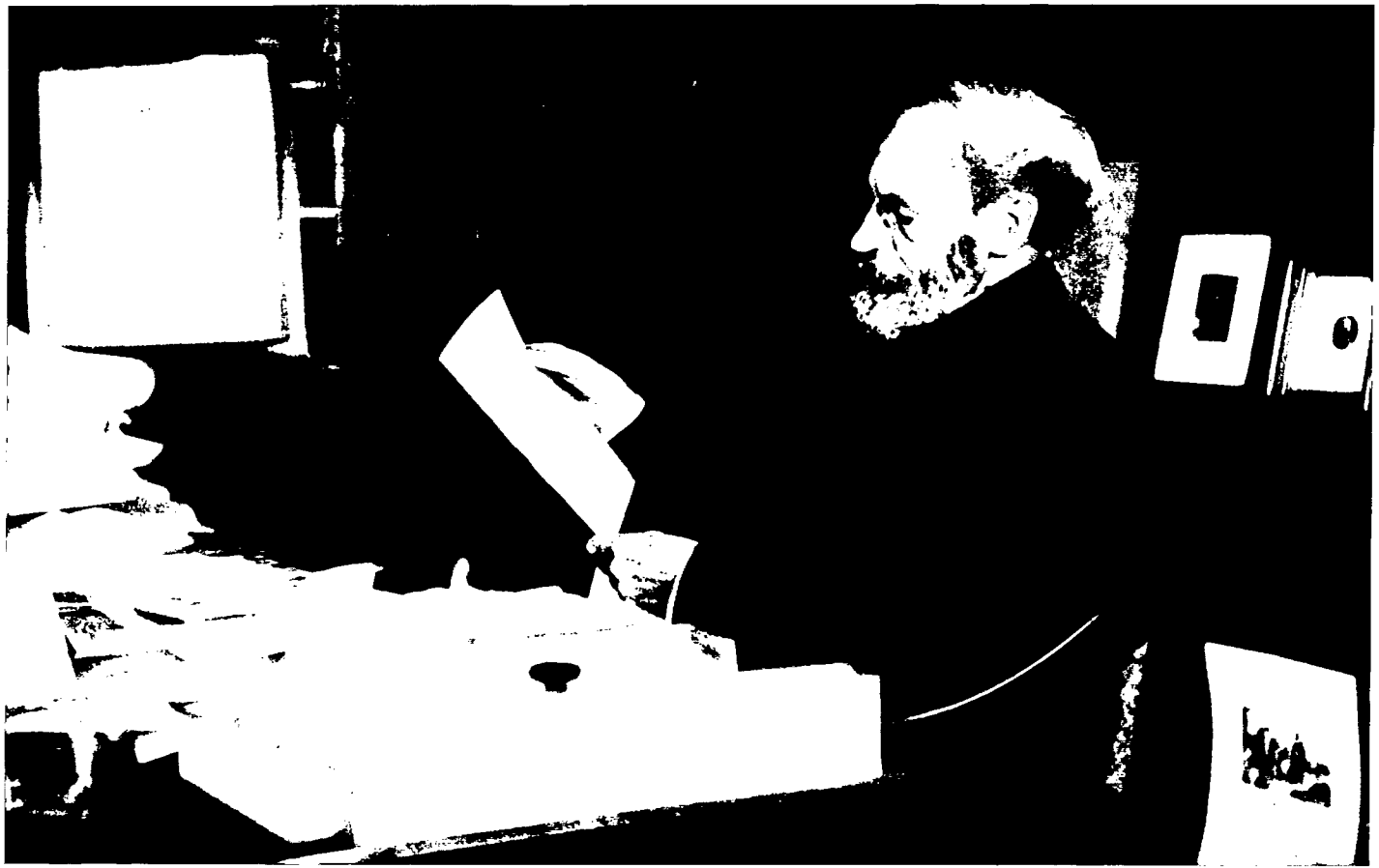
Damit hat er für sich und durch sein Beispiel schon vorgelebt, was heute zum selbstverständlichen Begriff des Politikers und Staatsmannes geworden ist: die volkserzieherische Tätigkeit als verantwortungsvollste Pflicht zu erkennen. Die Aufgabe, die der politische Erzieher Schurz stellte, war einmal die Erfüllung eines ethischen Prinzips in der Politik, das vor ihm in solchem Maße in Amerika ein Staatsmann von den Bürgern des Landes nie gefordert hat, und weiter die unbeirrbare Festigkeit in der Treue zu den Prinzipien. In dieser Forderung war und blieb Schurz bis zu seinem Tode sich selbst und den anderen gegenüber unerbittlich. Voll stolzem Selbstbewußtsein sagt Schurz nach zwanzigjähriger Tätigkeit im Staatsleben: „Ich habe niemals Verrat an meinen Prinzipien begangen oder an meinen Freunden oder an denjenigen, die mir zur Macht verholfen haben ...

Er (ein politischer Gegner) soll mir in meiner Vergangenheit ein einziges Prinzip zeigen, das ich je verraten habe. Er soll mir und den politischen Programmpunkten, für die ich eingetreten bin, einen einzigen Widerspruch nachweisen. Es wird ihm nicht gelingen."

Stufe um Stufe geht die Entwicklung. Nach der Wahl Lincolns zum Präsidenten, als der drohende Schatten des Sezessionskrieges schon über Nordamerika lag, wurde Schurz als außerordentlicher Botschafter nach Madrid geschickt, um zu verhindern, daß die Sympathie Spaniens für die Südstaaten zur offenen Teilnahme wird. Seinem diplomatischen Geschick gelingt die Aufgabe, obwohl er zu der Vorstellung bei Hofe nicht im Diplomatenfrack, sondern, weil der Schneider ihn sitzen ließ, im einfachen Abendanzug vor der Königin erschien. Und ein anderes heiteres Zwischenspiel ereignete sich bei dieser diplomatischen Mission: Als Schurz in den Königspalast fuhr, stellte er fest, daß er sein Beglaubigungsschreiben verlegt hatte. Die Zeit drängte, und die Königin konnte er nicht warten lassen. Da nahm er schnell entschlossen eine Zeitung und packte sie „vorsichtig gefaltet in ein Kuvert von der offiziellen Größe, an die ‚Donna Isabel, Königin von Spanien' adressiert". Dieses Kuvert hat er der Königin bei der Zeremonie überreicht. Das richtige Beglaubigungsschreiben wurde am nächsten Morgen dem Minister des Auswärtigen zugeschickt.

Nachdem er seine Mission in Madrid erfüllt hat, hält es ihn nicht mehr am Diplomatenschreibtisch. Er fährt nach Amerika zurück und setzt es durch, daß er in der Armee, die schon im Kampf mit den südlichen Rebellenstaaten steht, einen Posten erhält. Seine Erfahrungen im deutschen Revolutionsfeldzug von 1849, seine militärwissenschaftlichen und strategischen Studien in der Schweizer Flüchtlingszeit kommen ihm jetzt zugute. Bald steigt er zur höchsten militärischen Rangstufe der nordamerikanischen Armee auf: er wird Generalmajor und Korpskommandant. Und er beweist, wie in seinen deutschen Kämpfen, nicht nur soldatischen Mut und Unerschrockenheit, er führt seine Truppen mit sicherer Überlegenheit.

Der Krieg ist, für die Nordstaaten siegreich, zu Ende. Im Augenblick des Triumphs wird Abraham Lincoln ermordet. Aber so tief der Schmerz um diesen Verlust bei Carl Schurz ist, er versinkt nicht in apathische Trauer. Er folgt dem Ruf des neuen Präsidenten Johnson in verantwortungsvoller Pflichttreue und macht eine Inspektionsreise durch die besiegten Südstaaten. Sein Bericht, in dem er ohne Beschönigung Fehler und Mängel der neuen Verwaltung und der Befriedungsaktion aufdeckt, findet nicht den Beifall des Präsidenten und seiner Clique, die nach altbewährtem Brauch auch jetzt das „Beutesystem" ohne Hemmung zur Anwendung bringen wollten. So nannte man den Brauch im amerikanischen Staatsleben, daß jeder Regierungswechsel auch einen Beamtenwechsel mit sich brachte. Die siegende Partei verteilte die Ämter. Es war eine alltägliche Erscheinung, daß es Staatsmänner gab, deren Hauptgeschäft es war, „den Parteikleppern und persönlichen Anhängern Post- und sonstige Ämter, Konsulate



Carl Schurz



Theodor Mommſen

und Indianeragenturen zu verschaffen". Und es war ebenso keine außergewöhnliche Erscheinung, daß ein Beamter, der mit seinem Gehalt nicht auskommen konnte, sich noch mehr Geld „durch Benutzung seiner Stellung manchmal auf ehrliche, manchmal aber auch auf andere Weise verdiente". Dagegen nahm Schurz aufs schärfste Stellung. So ist zwischen ihm und Johnson kein Verstehen. Schurz trennt sich von der offiziellen Politik und sucht seine Anschauungen auf anderem Wege dem amerikanischen Volk deutlich zu machen. Als Journalist an der „Detroit-Post" und an der „Westlichen Post", als Redner in vielen Staaten Nordamerikas kämpft er gegen den Mißbrauch der Ämter, gegen Korruption in Partei und Staat. Er, der sich bei seiner Ankunft in Amerika vorgenommen hatte, „alles von der günstigsten Seite zu betrachten und sich von keiner Enttäuschung entmutigen zu lassen", steht nun den schlimmsten und unerfreulichsten Erscheinungen des öffentlichen Lebens gegenüber. Aber entmutigen läßt er sich nicht. Im Gegenteil. In diesem Kampf gegen alles Unredliche und Unsaubere, in diesem Ringen um die Wiederherstellung ehrlicher und gerechter Staatsführung ist er in seinem Element. Immer wieder greift er die Mißstände und seine Gegner an. Keine Drohung, keine Verleumdung schrecken ihn. Mit Schmerz aber erfüllt es Schurz, wenn er die Demagogen am Werk sieht, und die Angst, daß dem politischen Leben Gefahr droht, beunruhigt ihn, wenn er feststellen muß, daß „bei vielen Menschen der bloße Parteigeist ... die Furcht vor der Parteityrannei jeden anderen Einfluß und jede andere Rücksicht bei ihrem Verhalten überwog". Und die Erfahrung, „daß der Despotismus der



Carl Schurz
als Generalmajor im Sezessionskrieg, 1863

Parteiorganisation eine der größten und tückischsten Gefahren ist, welche die Lebensfähigkeit freier Institutionen bedrohen", bestärkt ihn, noch energischer und noch schonungsloser dagegen anzugehen.

Die Zeit, bis wieder ein staatliches Amt seine Kraft beansprucht, ist ausgefüllt mit diesem Kampf.

Schurz, der in seiner alten Heimat das preußische Beamtentum, dessen selbstlose Pflichttreue, Ehrenhaftigkeit und Korrektheit erlebt hatte, sah sein Ziel darin, diese Begriffe eines wahren Beamtentums auch in Amerika zur Geltung zu bringen. So wird er der leidenschaftlichste Vorkämpfer für die Zivildienstreform, deren Bestreben es ist, die Beamten nicht mehr von dem Wahlergebnis, von dem Erfolg einer Partei abhängig zu machen. Es wurden Eignungsprüfungen verlangt, und nur deren Resultate sollten über die Anstellung entscheiden. Das war für Amerika etwas unerhört Neues. So neu war es, daß es sofort die Politiker der alten Schule auf den Plan brachte. Ihr Hauptangriff aber galt Schurz. Auf ihn vereinigten sich die konzentrischen Angriffe der Parteikrippenanhänger. Vor allem, nachdem Schurz durch die Wahl vom November 1868, die den General Grant in das Amt des Präsidenten brachte, Senator wurde und von da an von der Tribüne dieses Hauses aus seine Ansichten mit der ganzen Heftigkeit seines Temperaments vertrat. Jetzt griff er erbarmungslos jeden Gegner an, brandmarkte ohne Rücksicht auf Parteibindungen alle Schäden und Fehler der öffentlichen Einrichtungen, ließ nichts gelten, was nicht vor dem unbestechlichen Urteil der Vernunft bestehen konnte, und gab in nichts nach, wenn das Wohl des Staates auf dem Spiele stand. Höhnend erklärte er, daß „das Knallen mit der Parteipeitsche seine Macht verloren" habe, voller Verachtung charakterisierte er das Treiben der engstirnigen Politiker als „ödes Parteigeschwätz", das dem Volk „erbrechenerregend im Magen" liege. Immer wieder, und immer mit der gleichen unerbittlichen Schärfe sagte er den Kampf an „jener Klasse von Politikern, die immer bereit ist, jeden Mißbrauch zu vertuschen, jedes Unrecht zu verteidigen, wenn die Bloßlegung der Schäden, wäre sie dem Gemeinwohl auch noch so nützlich, der Regierung mißfallen oder der Partei nachteilig sein könnte".

Er schreckt auch nicht davor zurück, sich von der Partei, die ihn in den Senat gewählt hatte, zu trennen, als er sah, daß zwischen ihm und den Parteidoktrinären keine Zusammenarbeit in seinem Sinn mehr war. Mit Gesinnungsgenossen gründete er die „liberal-republikanische Partei."

Wie er als Senator nicht von seinen Anschauungen ließ, so noch weniger, als er im Jahre 1877 vom Präsidenten Hayes als Minister des Innern berufen wurde und nun auch alle staatliche Vollzugsgewalt zur Verfügung hatte, um seine Reformen durchzuführen. Eine der ersten Handlungen in seinem Amtsbereich war die Einführung der Zivildienstreform, die Eignungsprüfung für Beamte.

Eine Reihe weiterer wichtiger Maßnahmen und Verordnungen hat der Innenminister Schurz erlassen, die sich teilweise noch heute segensreich für das amerika-

nische Volk auswirken. Unter anderem wurde vom „Department of the Interior" unter seiner Leitung auch der Erlaß zur planvolleren Forstwirtschaft herausgegeben, der der Verwüstung der staatlichen Wälder durch die hemmungslose Profitgier der Holzindustrie vorbeugen sollte. Allerdings gelang ihm dies nicht in dem Maße, wie er es gewollt hatte, und Amerika hat heute darunter zu leiden.

So führte er sein Amt zum Wohl seines Landes und im tiefsten Verantwortungsgefühl:

„Seit dem Tage, wo ich zuerst ein öffentliches Amt antrat, habe ich es mir zur unverbrüchlichen Regel gemacht, jedesmal das Amt, das ich gerade bekleidete, so anzusehen, als ob es das letzte wäre, das ich je innehaben würde, und als ob es deshalb für meinen Ruf als Mann, der im öffentlichen Leben steht, entscheidend wäre. Man kann nur dann seine Pflicht ganz erfüllen, wenn man sie um ihrer selbst willen tut."

Nie denkt er an persönlichen Vorteil, verzichtet auf jede persönliche Bereicherung. Als ihm Freunde nach seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienst in einer Zeit, in der es ihm finanziell nicht gut ging, eine große Summe (hunderttausend Dollar) anbieten, lehnt er es ab. Er verdient sich sein Geld durch journalistische Tätigkeit und durch Vortragsreisen. Drei Jahre war er der Generalvertreter der Hapag in New York.

Carl Schurz war Deutscher und Amerikaner. Beide Staaten und Völker dürfen ihn mit Stolz und vollem Recht als zu den Besten ihrer bedeutenden Männer zählen, weil er selbst sich zu beiden bekannt hat. Als er nach der Bismarckschen Reichsgründung im August 1871 in Chikago zu den Deutschen Amerikas sprach, da gab er dem Gefühl Ausdruck, „welches der Deutsche lange nicht gekannt ... das stolze, freudige Gefühl, das Kind einer großen Nation zu sein. Möge es in dem Herzen eines jeden Deutschen nicht das Strohfeuer eitler, knabenhafter Überhebung entzünden, sondern das ernste Bewußtsein unserer Pflicht, uns der großen Mutter würdig zu zeigen. Und nirgends ist diese Pflicht gebieterischer als hier, wo der Deutsche ... die unbeschränkteste Gelegenheit hat, von seinem wahren Wert Zeugnis abzulegen. Und der deutsche Stolz soll uns hier zu dem Entschluß begeistern, zu den besten der amerikanischen Bürger zu zählen."

So steht Carl Schurz in der historischen Betrachtung vor uns als ein Mann, der seine beste Kraft, die in seinem Deutschtum wurzelte, einem anderen Volk zur Verfügung stellte. Es ist müßig zu fragen, was er für Deutschland hätte leisten können, wenn er, wie andere seiner Mitkämpfer von 1848/49, in sein deutsches Vaterland zurückgekehrt wäre. Die Versuchung, in der alten Heimat eine neue Laufbahn zu beginnen, ist, besonders nach einem Besuch bei Bismarck im Jahre 1868, verlockend an ihn herangetreten. Als er im Januar 1868 nach Berlin kam, erfuhr Bismarck von seiner Ankunft und lud ihn sofort zu sich ein.

Zwei Abende verbrachten die beiden so wesensverschiedenen Männer, die nicht nur räumlich jeder einer anderen Welt angehörten, in angeregtem, lebhaftem Gespräch. Bismarcks überlegene Art, Menschen zu behandeln, bewies auch hier wieder ihre Zauberkraft. Er wirkte auf Schurz als eine „gewaltige Persönlichkeit, die Verkörperung einer mehr als königlichen Macht".

Die Begegnung fand zwei Jahre vor dem für die Reichsgründung entscheidenden Kriege statt. Da mochte es für den Kanzler des Norddeutschen Bundes wichtig genug sein, von dem angesehenen Politiker Amerikas zu erfahren, wie man drüben zu der deutschen Frage stehe. Auf wessen Seite würden die amerikanischen Sympathien im Falle eines Krieges der deutschen Staaten mit dem Frankreich Louis Napoleons sein? Mit verblüffender Offenheit sprach Bismarck über seine Pläne, und Schurz antwortete mit großer Unbefangenheit.

Bei aller Bewunderung für Bismarck und seine geniale Staatsführung fühlte Schurz sich nicht einen Augenblick gedrängt, es manchen seiner Revolutionskameraden von 1848 gleichzutun und sich in Deutschland, unter Bismarcks Führung, politisch zu betätigen. Er berichtet selbst, wie Bismarck im Gespräch mit ihm „verschiedentlich seine Freude aussprach über die freundlichen Beziehungen, welche zwischen ihm und den deutschen Liberalen von 1848 bestanden. Er erwähnte viele meiner alten Freunde, Lothar Bucher, Kapp u. a. m., die nach Deutschland zurückgekehrt waren, die sich in den neuen Verhältnissen sehr wohl fühlten und denen die Wege zu hohen öffentlichen Stellungen und zu hervorragenden, einflußreichen Tätigkeiten offen standen. Er betonte dies und ähnliches mehrmals und so nachdrücklich, daß es mir fast wie eine Aufforderung klang, es ebenso zu machen."

Schurz aber wollte diese Anspielungen nicht verstehen. Er war schon zu sehr Amerikaner geworden, um sich in preußisch-deutsche Verhältnisse und ihre so ganz anders gearteten Bedingungen des öffentlichen Lebens zurückfinden zu können. Dazu kam das Gefühl der Dankbarkeit und der Verpflichtung dem nordamerikanischen Staat gegenüber. Vielleicht fühlte er auch instinktiv, daß neben Bismarck für ihn keine Aufgabe war, die ihn so hätte ausfüllen können wie sein Wirken in Amerika. Zwischen dem demokratischen Republikaner und dem Aristokraten gab es in diesem Falle keine Brücke. Er hätte sich bescheiden dem Willen eines Größeren fügen müssen. Und es schien ihm, der in Amerika die steile Bahn zum Erfolg so rasch emporgestiegen war, diese unmittelbare und weiter reichende Wirkungsmöglichkeit, wie sie ihm in den freieren Verhältnissen der Vereinigten Staaten geboten wurde, in Deutschland nicht gegeben. „Hier muß man mehr Geduld haben, als ich mir zutraue. Und dieser Mangel, fürchte ich, würde meine Wirksamkeit beeinträchtigen."

So war aus dem deutschen Revolutionär ein Bürger der amerikanischen Republik geworden. Ein Bürger, im besten Sinne des Wortes, ist Schurz zeit seines Lebens gewesen. Auch als er in jugendlicher Begeisterung zu den Waffen

griff, war der Revolutionär nie ein Umstürzler. Er kam aus der politischen Vorstellungswelt des liberalen Bürgertums. Schurz und seine Gesinnungsgenossen wollten nicht niederreißen und zersetzen, sie wollten aufbauen, ein neues, freieres Deutsches Reich errichten, als es das Metternichsche System zuließ. Bürgerlich war Schurz in all seinen Empfindungen, in seinem ganzen Denken. Er war gewiß auch befangen in manchen Dingen seiner Zeit und kam oft über die Bindungen, die ihm Zeit und Verhältnisse auferlegten, nicht hinaus. Er hielt zäh und beharrlich an Anschauungen fest, die er, der geistige Nachfahr der Lehren der Französischen Revolution von 1789 und Kämpfer von 1848, in seiner Jugend begeistert als die Grundlagen einer neuen Gesellschaftsordnung gefeiert hatte, selbst dann noch, als um ihn herum schon die Gloriole der Gleichheit, Brüderlichkeit und demokratischen Freiheit stark zu verblassen anfing.

Er war und blieb der liberale Bürger, der leidenschaftlich für das Recht kämpft. Hier war seine Größe und seine Grenze zugleich, die Grenze, die ihn von dem Genie trennte. Er wagte nie den großen Wurf, er sah alles nur vom Standpunkt der Vernunft und des durch sie bestimmten Rechts. Alles andere lehnte er ab.

Nie, nicht in der erregten Stimmung der Revolution, nicht in der noch mehr zu gewalttätigen Dingen drängenden Zeit der Verbannung in London und Paris hat er sich für extreme Pläne erwärmen können. Da er unerschütterlich an das Recht glaubte, vertraute er auf die Kraft der Idee, die einmal doch die Veränderung in seinem Sinne bringen müßte. Gewalt lehnte er ab, wo sie ihm begegnete. Und nichts war ihm verhaßter als jene „Fanatiker, wie revolutionäre Kämpfe sie nicht selten hervorbringen". In ihnen sieht er Menschen, denen das „beständige Hinstarren auf einen Punkt jegliches Verständnis der sittlichen Weltordnung verwirkt hat, denen jeder gewöhnliche Begriff des Rechts abhanden gekommen ist."

Recht und Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit, Verantwortung und Treue, all diese Begriffe waren immer Leitsterne seines Tuns. Sein höchstes Ziel war es, eben jene sittliche Weltordnung zu erkämpfen. Und es ist eine der tragischen Verkettungen des Schicksals, daß dieser Mann, der seine Ideale in einem großen, freien Deutschen Reich erfüllt sehen wollte, die Verwirklichung dieser Ideale in einem fremden Land zu suchen gezwungen wurde. Versöhnend aber ist dabei, daß er eben als Deutscher in fremdem Land durch die Treue zu seiner Überzeugung bei der amerikanischen Nation dem deutschen Namen doch unendlich viel Achtung und Geltung verschafft hat, mehr vielleicht, als er es in Deutschland selbst vermocht hätte. Und wenn im Gedenken an diesen Deutschen, der auch ein großer Amerikaner war, die beiden Nationen sich noch besser verstehen lernen, so hat das Wirken von Carl Schurz seinen höchsten Sinn erfüllt.

Theodor Mommsen

1817—1903

Von

Wilhelm Weber

Wenige unter den Millionen Berlins kennen noch die zarte Gestalt eines Alten mit Brille und buschigen Silberlocken, im Mantel und Schlapphut, der oft in einen Folianten vertieft auf der Charlottenburger Pferdebahn bis zur Marchstraße fuhr, um dann eiligen Schritts in einem Hause zu verschwinden. Er schien das Urbild des Professors zu sein, der in den Karikaturen des endenden neunzehnten Jahrhunderts tausendfältig verspottet wurde. Auch über ihn ging eine Fülle von reizenden Witzen, neckischen Geschichtchen von Mund zu Mund. Aber keiner der scherzlustigen Gehetzten wagte, den in sein Werk Versunkenen zu stören. Ein Blick aus dem aufblitzenden Auge, das streng und gütig jeden durchdrang, ein schlagfertig-bissiges Wort hätten genügt, um Abstand zu schaffen zu dem Herrscher im Reich der Wissenschaft, der so schlicht dasaß, nicht ruhen konnte, rastlos noch wirkte, wo andere in gleich hohem Alter wohlbehütet, rückschauend aufdämmernder Gedanken, harten Ringens, erfüllten Werkes sich erfreuten; der immer einsamer werdend, seinen Willen immer energischer spannte, um, was er plante, zu vollenden, ehe es zu spät war; der fast als letzter seiner Altersgenossen die Schwelle des neuen Jahrhunderts noch überschritt; den der Tod am 1. November 1903 von der nahezu abgeschlossenen Arbeit sanft in sein Reich hinwegführte und den Berlin und Deutschland, Rom und Italien, die internationale Gelehrtenwelt betrauerten, weil er „als hingebendster Diener der Wissenschaft wert war, ihren Königen beigezählt zu werden". Fast drei Generationen umspannte das Leben dieses Mannes. Alles, was seit dem Sturz Napoleons in Deutschland, in Westeuropa, in Italien wurde, erlebte er voll glühender Leidenschaft mit; für Befreiung der Wissenschaft, der er sich schenkte, aus alten Banden, für Freiheit der Heimat und alles persönlichen Lebens, für ein freies, einheitliches, einiges Deutschland kämpfte mit hinreißenden, oft heftigen Worten der junge Revolutionär, der fleißigste Arbeiter eines stürmisch vorwärts drängenden Jahrhunderts errichtete den breiten und stolzen Bau seines Lebenswerks, und noch der Greis hörte nicht auf, sich um sein Deutschland zu sorgen. Dieser Mann, der sich durch die Freuden und Leiden der Erinnerung in seinem Wollen und Streben nicht zu oft unterbrechen und beirren lassen wollte, sondern mit strenger Selbstzucht seinem Ziel zuwanderte, war Theodor Mommsen.

Am 30. November 1817, bald nach der Dreihundertjahrfeier der Reformation, wurde Mommsen als erstes von fünf Kindern eines Pfarrhauses in Garding im

schleswigschen Eiderstedt geboren. Das friesische Blut des Vaters, das niedersächsische der Mutter bestimmten das Erscheinungsbild des Sohns, das, Zusammenklang nordischen und fälischen Erbes, in langen Jahrzehnten zur unvergeßbaren Einmaligkeit und zum Typus wuchs: das ragende Gerüst des schmalen Schädels mit seiner gewaltigen Stirn, den scharf gekanteten, flachen Augenbogen, der starken Nase, dem breiten, waagerechten Mund und spitzen Kinn, dieses harte Gesicht, das früh zerfaltet, spät völlig zerklüftet ist, und aus dem allezeit die Augen drohend und gütig leuchten, der zarte, immer gesunde Körper, schmächtig, doch voll zäher Kraft, die gereift sechzehn Kinder zeugen wird; aus ihnen scheint alle blühende Fülle von den Kräften des Inneren aufgesogen, damit das spannungsreiche Wesen, der ruhlos sinnende Geist sich ungehemmt zu stetem Wirken und eruptiver Schöpfung entfalten können.

Dieses Wesen und sein Denken wurden durch alles geformt, was in drei Jahren der ersten Kindheit im Marschland, in vierzehn weiteren im holsteinischen Oldesloe, wohin der Vater versetzt wurde, aus der Erziehung der verständigen Mutter, dem liebevollen Unterricht des vielseitig gebildeten Vaters, aus dem Leben des stolzen, freiheitsliebenden Bauerntums in der urgermanischen Landschaft ihm zuströmte. Der Geist selbst besinnlich-trotziger Freiheit stand an seiner Wiege, während in deutschen Landen die Freiheitsliebenden mit der Reaktion rangen. Das humanistische Ideal und protestantischer Glaube leuchteten auf den Wegen des ersten Unterrichts. Goethe starb, als er fünfzehn Jahre wurde, und Ranke und Moltke reiften zu Männern. Mit ihm wuchsen, ein paar Jahre älter als er, die Historiker Gervinus und Droysen, Duncker und Waitz, Zeller und Giesebrecht, Curtius und Gustav Freytag; die Dichter Mörike und Stifter, Freiligrath, Hebbel und Geibel; der Musiker Richard Wagner; die Physiker Bunsen und Mayer, die Unternehmer Krupp und Siemens; der Vater des Marxismus und der Staatsmann Bismarck; und als Gleichaltrige Sybel und Jacob Burckhardt, Lotze und Storm, und die wenig Jüngeren Klaus Groth und Gottfried Keller, aber auch Engels, das zweite Haupt des Marxismus, einer neuen Zeit entgegen, um in ihr zu unendlicher Vielfalt ihr Werk zu schaffen: Sie alle mit ihm und die zahllosen anderen gingen dem Jahrhundert deutschen Schicksals entgegen, in dem die Verklärung der Antike durch den Klassizismus, des Mittelalters durch die Romantik von neuen Lebensmächten und Idealen verdrängt wird, eine junge Dichtung leben und die Geschichtsforschung kritisch denken und in alle Fernen des Raums und der Zeit vordringen will, Naturwissenschaften und Technik sich gewaltig entfalten, Industrie, Handel, Kapitalismus, weltweite Organisationen jäh aufschießen und sich alles revolutionierend ausbreiten, Liberale und Demokraten gegen Konservative ringen, Klerikale sich wehren und wühlen, der vierte Stand im Marxismus seine erschütternde Ordnung erhält, Bismarck das ersehnte Reich gründet und führt, das bald von allen umstürmt wird.

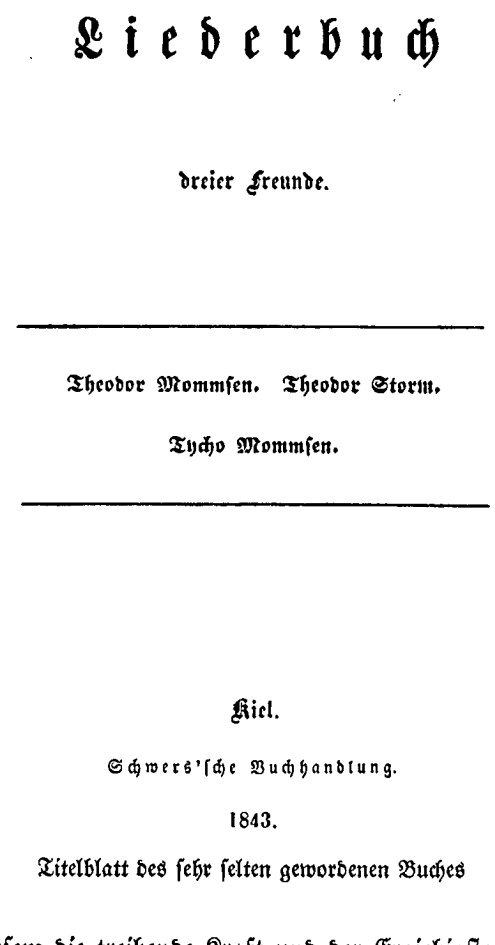
Mommsen, das „Kraftgenie", das die Selektaner des Gymnasiums in Altona schon erkannten, wo er zuletzt dreieinhalb Jahre lernte, wird den meisten jener Männer begegnen; er wird an vielen überlegen, unberührt vorbeigehen, über den „Dithmarschener Bauernjungen" Hebbel hart urteilen, den Husumer Storm lieben, Wagner ablehnen, Marx bekämpfen, Bismarck hassen; er wird, im Grund seines Wesens ein anderer, vom Thüringer Ranke sich immer distanzieren, aber dem neunzigjährigen Moltke, dem mit seiner Heimat Vertrauten, dem „edlen deutschen Mann, dessen langes Leben ein langer Segen für unser Volk gewesen ist", wird dereinst der Dreiundsiebzigjährige im Namen der Preußischen Akademie huldigen. Aber schon der Zwanzigjährige, der Goethe in sich aufnahm, über Kants Gedanken den Kinderglauben verlor und bis zur Verzweiflung kritisch sich gegen jede Art von „Vorsehung" aufbäumte, forderte im Namen des Liberalismus, der „sich immer weiter in den Gemütern der Menschen ausbreitet", für die junge Dichtergeneration Freiheit und Gefolgschaft. Er wollte selbst „wissen und handeln, erkennen und wirken", Selbstkritik nie entbehren, aber immer zum Ganzen streben und lieber einmal „seine Begeisterung falsch richten, als sie ganz aufopfern".

Der Wachgewordene hielt Genies für „notwendige Übel", höchstens für Apostel des Zeitgeistes, die „die Zeitbedürfnisse erlauschen, das Künftige ahnen und ins Leben rufen". In ihm paarten sich nun die ausgreifende Leidenschaft und die kritisch-praktische Nüchternheit, die Grundkräfte seines ererbten Wesens, zur kühnen Eroberung und sorgsamen Gestaltung seiner geistigen Welt und Arbeit; der Abiturient wählte das Studium der Rechte, aber die Phantasie des humanistisch Erzogenen erspähte über alle Nähe und Gegenwart hinausschweifend den fernen Süden, das alte Rom, den Horizont, der später alles einschließen wird, was je in ihm von germanischen Kräften erreicht und durchwirkt worden ist.

Im Frühling 1838 wurde Mommsen Student der Rechte in Kiel, im Herbst 1843 war er Doktor. Aus den Institutionen und den Pandekten waren ihm der „formlose Stoff" und der „wunderbare Geist" des Römischen Rechts aufgegangen. Am juristischen Denken hatte er sich zum Forscher erzogen. Sein kritischer Trieb hatte ihn zu den alten Sprachen, der Philologie, den römischen Altertümern und Urkunden geführt, seine Leidenschaft und sein Wille zum Ganzen ihn in die politische Sphäre, auf die Geschichte gewiesen. Niebuhrs „Konstruktion" der römischen Frühgeschichte stand vor ihm. Savignys Rechtsauffassung trat ihm entgegen. Ranke, der Napoleons Tat und Sturz als Jüngling erlebt hatte, in Goethes geistiger Welt erwachsen war, die Gelegenheit der Öffnung der Archive zur „Kritik" der Geschichtsschreiber wahrgenommen hatte, wies in seinen „Römischen Päpsten" (1834/36) neue Wege selbst für Rom. Droysen, dessen genialem „Alexander" (1833) die zwei Bände über den „Hellenismus" eben (1836, 1843) gefolgt waren, gehörte zu seinen Lehrern und stachelte als feuriger Patriot und

Preuße seine politische Leidenschaft an. Sie alle förderten ihn. Auch in der Auseinandersetzung mit anderen, Gelehrten, Dichtern und Praktikern, wurden seine Kräfte gestählt und entfaltet: aber alles, was er geben wird, ist auf seinem Grunde gewachsen. Er hatte die Kraft zur Schöpfung und den Willen zur nüchternen, realistischen Forschung.

Seine ersten wissenschaftlichen Arbeiten erschienen und erregten Aufsehen. Er nahm, mit politischen, historischen, juristischen Argumenten kämpfend, am Streit der Heimat um eine Verfassung, um Befreiung vom dänischen Joch und Heimkehr zum Vaterland teil. Gesellig, voll überschäumender Laune beim Wein, fand er Theodor Storm, sammelte mit ihm Sagen der Heimat, plattdeutsche Sprichwörter und Reime, vereinigte sich mit ihm und dem jüngeren Bruder zum „Liederbuch dreier Freunde"; und er war in diesem die treibende Kraft und der Ergiebigste zugleich, scharf in der Absage an die Dichterlinge der Zeit, spöttisch und kühl, trotz alles Willens zum unpolitischen Gedicht der Visionär:



Liederbuch

dreier Freunde.

Theodor Mommsen. Theodor Storm.

Tycho Mommsen.

Kiel.

Schwers'sche Buchhandlung.

1843.

Titelblatt des sehr selten gewordenen Buches

„... der Morgen grauet,
Bald wird mein Adler seine Flügel breiten.
Nicht jenem, welcher vor- und rückwärts schauet,
Ihm, der nur vorwärts streckt den schwarzen Nacken,
Hab' ich des Kampfes Hitze anvertrauet."

Droysens Gedanken hatten gezündet, der Weg zu 1848 und 1870 stand vor seinem Geist. Er blieb gegenwartsnah, je tiefer er in vergangenes Leben versonnen sich versenkte. Und von 1844 an folgten Jahr um Jahr in nie unterbrochener Reihe einer selten reichen Produktion die zahllosen Abhandlungen, in denen er über immer weitere Gebiete seiner Wissenschaft ausgriff: Er war mehr, als die Vielen gemeinhin schufen. Aber in längeren Abständen entlud sich die bis zum Überschuß

aufgestaute Kraft in großen Werken, zu denen Freunde ihn antrieben. Dem sechsundzwanzigjährigen Doktor stand die Aufgabe, die sein Leben füllen wird, klar vor Augen: Rom hat ihn fasziniert. Er wird es mit Leidenschaft, nüchterner Kritik, stetig wachsender Kraft sich erobern. Er wird, indem er sich auf seine Aufgabe beschränkt, der Meister werden, den keiner mehr erreicht. Er wird bis an das Ende hin den Bogen spannen, und da wird der Greis endlich den „wunderbaren Geist" des Römischen Rechts aus der Fülle seines Wissens und reiner Schau mit unerhörter Kraft zur Darstellung bringen. Er sagt es selbst, daß die „Saat nur die eine Hälfte der wissenschaftlichen Tätigkeit ist und die Zeit der Ernte nicht minder unentbehrlich, wenn ein bedeutender Forscher seine Bestimmung erfüllen soll". So war sein Leben und Wirken Wachsen, Reifen, Ernte bis zuletzt.

Im Herbst 1844 ging Mommsen, mit einem Stipendium ausgerüstet, für einige Monate nach Paris; am 30. Dezember zog er in Rom ein. Fast drei Jahre gehörten nun der Arbeit im Süden, den der Sohn des Nordens mit hellen Augen sah. In den lebenden und toten Sprachen, aus den Denkmälern der untergegangenen Kulturen, aus der unmittelbaren Anschauung der Landschaften und des Treibens der Menschen eroberte er sich die romanische Welt. Auf seinen Reisen im Land sammelte er eifrig Urkunden aller Art vom vergangenen Leben. Er lernte die philologischen Methoden beherrschen und entwickelte, vom Italiener Bartolommeo Borghesi geführt, mit Scharfsinn neue Methoden zur Erschließung der Inhalte mannigfaltigster Dokumente. Was Ranke längst für die Neuere Geschichte begonnen, vollbrachte er nun auch für die Alte und revolutionierte damit alle geschichtliche Forschung, die der Alten Welt galt: Liebevoll, unverdrossen jeder kleinsten Einzelheit hingegeben, oft fast tüftelnd, um Gewißheit zu gewinnen, alle Möglichkeiten formaler und sachlicher Art ausschöpfend, gewann er aus der Vereinigung von nüchterner Kritik, echtem Spürsinn, reichem Wissen und dem Streben zur „Totalität", aus ständig neu wertender Prüfung aller für ein Einzelproblem oder das Ganze erreichbaren Quellen immer neue Methoden, klarere Erkenntnisse, Tatsachen des Lebens in Überfülle. Jetzt konnte er daran denken, die Überlieferung über das alte Rom, seinen Staat, sein Recht, seine Verwaltung, sein imperiales Streben, seine Religion, seine geistige und politische Geschichte kritisch zu sichten. Denn er hatte bereits begonnen, die verschollenen Sprachen des vorrömischen Italien zu erschließen; er hatte die Inschriften Unteritaliens gesammelt und den Plan zu einer wissenschaftlichen Aufnahme und Bearbeitung aller überhaupt noch erreichbaren Schriftdenkmäler im Bereich des alten Rom und seines weiten Herrschaftsgebietes entworfen, damit aus allem, was wissenschaftlicher Betrachtung so zuströmen werde, endlich ein realistisches Bild vom Werden und Vergehen dieser Welt und ihrer herrischen Gebieterin entstehen könne. Und in seinem Geist wuchsen die Römische Geschichte, das Römische Staatsrecht, das Römische Strafrecht, die Hauptwerke seines Forschens, gleichzeitig mit den zahlreichen Einzelarbeiten und jenem Arbeitsplan, einem riesenhaften organisatorischen Unternehmen. Um ihn

begann „der sehr beharrliche Mann, der keinen Fußbreit nachgibt", einen langen Kampf, ehe die Berliner Akademie ihm uneingeschränkt die Aufgabe anvertraute.

Aber nichts von allem füllte seine Kraft ganz aus, die sich sprunghaft in neue Bereiche entlud, als er heimkehrte, indes sein systematischer Geist am Begonnenen weiter schuf. Denn als die Revolution von 1848 begann, schrieb er in fünf Monaten sechzig lange politische Aufsätze als Redakteur der Rendsburger „Schleswig-Holsteinischen Zeitung": Die Führer der Heimat richteten sich nach ihm, bald befehdete man auch den Dränger, der aus breiter Bildung, einem Wissen, das jetzt von Dänemark bis nach Kroatien, von Italien bis nach Paris aus unmittelbarer Anschauung die Materialien für Argumente und Ratschläge nehmen konnte und schweizerische wie amerikanische Einrichtungen zum Vergleich bot, alles durchmusterte, mit rollendem Pathos wie ein Romane und seiner grollenden Leidenschaft warb; der aber auch als journalistischer Schlachtenbummler beschrieb, wie in der Schlacht bei Schleswig „am Ostertag 1848 die Preußen die Auferstehung Deutschlands gefeiert haben", und spät noch davon sprach, daß „die Regeneration Deutschlands nur in mehr oder minder vollständigem Aufgehen der deutschen Kleinstaaterei in Preußen" und nur „unter der Initiative der preußischen Regierung möglich" war. Er appellierte vergeblich für die Heimat an das deutsche Volk: „Das einige Deutschland ist eine Coalition mehrerer Fürsten, mit einer Phrase dazu. Das einige Deutschland ist ein periodisch wiederkehrender Traum des deutschen Michel, der in Versen vortrefflich, in Prosa schlecht und in der Praxis nirgends an seinem Platz ist. Das einige Deutschland ist ein Hohn der Dänen, die Schadenfreude Englands. Aus Versehen ist Deutschland einig gewesen vier Wochen lang; aber umsonst erschraken die Nachbaren, daß es nun Ernst werden möchte. Schon lenken wir ein in das alte zerfahrene Geleise des ewigen Zwiespaltes, und das erste Opfer ist Schleswig-Holstein", hatte er schon am 31. Mai 1848 geschrieben. Er verließ sie jetzt und den journalistisch-politischen Kampf, nachdem er von seiner Kraft, Wucht, inneren Bewegung und Einsicht wenigstens eine Probe abgelegt hatte, und kehrte zur Wissenschaft zurück, begann (Herbst 1848) seine Laufbahn als Professor.

Er lehrte in Leipzig Römisches Recht, wurde bald von neuem in die politischen Wirren gerissen, anderthalb Jahre später mit seinen nächsten akademischen Freunden Haupt und Jahn von der reaktionären Regierung Beust verurteilt und trotz des Freispruchs in zweiter Instanz vom Amt suspendiert, unmittelbar bevor er den Vater verlor. Aber sein Wille wurde der Not Herr. Er wirkte wie je. Neue Arbeiten erschienen. Zürich nahm ihn 1852 auf, 1854 rief Breslau ihn zu sich; bald begehrte ihn München. Von 1858 an wurde Berlin bis zu seinem Tode durch fünfundvierzig Jahre der Schauplatz seines stetigen Wirkens. Die Akademie, dann auch die Universität, an der er Römische Geschichte vortrug, erlebten ihn jetzt als den Gelehrten und Lehrer, als den emsigen Organisator der Wissenschaft. In diesen neun Jahren unruhvollen Wanderns und Kämpfens

waren über 150 Arbeiten erschienen, darunter von 1854 bis 1856 alljährlich ein Band der Römischen Geschichte. Und das ausführliche Verzeichnis seiner Schriften zählt für die folgenden fünfundvierzig Jahre noch 1250 weitere auf. Mommsen war der einzige Gelehrte in seiner Zeit, der so planvoll gewirkt, so viel bewältigt hat.

In zähem Ringen hatte Mommsen sich zur Herrschaft über alles, was seiner Wissenschaft dienen mußte, durchgekämpft. Ohne Unterlaß bemühte er sich weiter. Jede Art von Quellen mußte erschlossen werden. Jetzt, wo er gemäß seinem Plan die lateinischen Inschriften Roms, Italiens, des ganzen Reiches zu sammeln, in peinlich genauer Bearbeitung zur wissenschaftlichen Veröffentlichung vorzubereiten die Pflicht hatte, riß die Arbeit nicht mehr ab. Er erzog sich die Mitarbeiter, die wie er selbst reisten, überwachte unentwegt bis zuletzt ihr Werk, ob sie nur helfend zusammentrugen, was er endgültig herausgab, oder unter eigener Verantwortung es vorlegen konnten; und Neufunde, neue Lesungen boten Möglichkeiten in Fülle zu rascher Deutung aus seinem kombinatorischen Geist und souveränen Wissen, die in oft glänzenden Abhandlungen vorgetragen wurde. Und ebenso wurden die Münzen energisch verwertet: Als er bereits das Inschriftenwerk leitete, klärte er (1860) in einem Band von 900 Seiten die Geschichte des römischen Geldes, gewann er grundlegende Erkenntnisse über bis dahin dunkle Vorgänge im wirtschaftlichen Leben Roms und seines Reichs. Als die Zahl der gesammelten Inschriften längst die 100 000 überschritten hatte, ebnete er die Wege, gewann er die Kräfte, die durch neue Ausgrabungen und Forschungen das Wirken der Römer auf dem deutschen Boden in helles Licht rücken sollten, regte er an, die Urkunden des griechisch-römischen Ägypten, die in Häusern, Gräbern und Müllhaufen bewahrt waren, umfassend und systematisch wiederzugewinnen. Und als die Lasten, die auf dem Greis lagen, sich immer weiter steigerten, gab er, als sei nichts zu viel, den Anstoß, die Hunderttausende von Münzen, die erhalten sind, mit gleicher Sorgfalt wie seine Inschriften geschlossen zu behandeln. Er trug immer stärker zum Verständnis der literarischen Texte der römischen Republik und Kaiserzeit bei, trieb da Quellenkritik, heilte dort verderbte Sätze, gab dann wieder einen Geographen heraus; aber er fügte auch die lateinischen Schriftsteller, die als auctores antiquissimi über die Frühzeit unseres Volkes berichten, in eigenen Ausgaben oder der Bearbeitung durch andere den Monumenta Germaniae historica zu. Er bereicherte die alte Kirchengeschichte durch den Text eines Kirchenhistorikers und durch scharfsinnige Untersuchungen. Er förderte die gewaltige Unternehmung des Thesaurus der Lateinischen Sprache durch seine Autorität mächtig. Wieviel aber tat er vom Anfang bis zum Ende für die Kenntnis des Römischen Rechts von den ältesten Zeiten Roms bis auf Justinian, seiner Quellen von den Einzelgesetzen bis zu den großen Sammlungen der Digesten Justinians, des Codex Theodosianus! Immer tiefer bohrte er sich in die gewaltigen Stoffmassen der gesamten Überlieferung, die durch sein Wirken um ein Vielfaches vermehrt worden war, immer weiter griff er aus, alle Widerstände niederzwingend. Von der Problematik der Königszeit Roms bis

zum Staatsrecht der Ostgoten in Italien durch alle Phasen der 1300jährigen Geschichte beherrschte er den Stoff, formte er an ihm. Aber die Vorlesungen und Seminarübungen des Professors, die Ansprachen des langjährigen Sekretars in der Akademie, seine „Reden und Aufsätze" beweisen, wieviel abseits von diesem unerhört sich dehnenden Reich seiner Wissenschaft, in dem es keine Fachgrenzen mehr gab, zum Aufruf im untrüglichen Gedächtnis geborgen, seinem Willen zu Gebote stand. Er organisierte wohl und gab vielen zu tun. Mancher Kleine verzweifelte oder zerbrach, nur der Starke und Selbständige wuchs neben und an ihm. Denn wie er selbst oft genug aus voller Konzentration mitwirkte, so prägte er allem herrisch sein Wesen auf. Nie war Organisation ihm Selbstzweck, sie hatte ihm wie sein eigenes unermüdliches Schaffen zu dienen. Darum wurde seine organisatorische Kraft und diese Art zu forschen weit über die Grenzen seiner Fachwissenschaft hinaus von größter Bedeutung, aber gefährlich zugleich. Denn die jüngeren Generationen, die nach seinen Methoden des Sammelns und Publizierens für die Geschichte der Älteren Welt des eurasiatischen Kontinents die Zeugnisse zu ergraben, zu sammeln, zu ordnen, sachlich zu deuten unternahmen, trugen wohl dazu bei, daß, wie er es erstrebte, aller klassizistische Zauber, alle romantische Betrachtung zerstoben, nüchterne Tatsachenforschung, die Darstellung der wirkenden Kräfte des geschichtlichen Lebens, der Sonderart der Völker, ihrer Schöpfungen als Interesse und Aufgabe in die Mitte rückten. Aber wo herrische Führung, der gestaltende Wille fehlten, blieb die Höhe der Leistung aus, verharrten die Stoffmassen im Chaos der Formlosigkeit. Selbst sein eigenstes Werk entbehrt seine treibende Kraft. Mommsens Gedanke, daß viele zusammen bewältigen können, was einem allein versagt ist, wurde Gemeingut, aber er, der den Jüngeren sagte: „Wir haben bestellt, Ihrer harrt die Ernte", der selbst noch unermeßlich erntete, mahnt allenthalben noch heute zum Erntewerk.

Nach langer Vorbereitung, aus tiefer Einsicht in die durch seine neue Methodik geschaffene Lage, in die Mängel der schriftlichen Überlieferung und die Unzulänglichkeit aller früheren „Konstruktionen" und „Phantasien" über die Geschichte des Römischen Volks, und aus brennendem Willen zur „Wahrheit" hat der Sohn der kritischen Philosophie begonnen, das „innerlich Unmögliche" der Tradition auszuscheiden, das „durch die notwendigen Gesetze der Entwicklung Geforderte zu postulieren", an der „Logik der Tatsachen" die alte Überlieferung zu messen: Er verfuhr subjektiv wie die anderen, aus seinem Wissen um Staat, Gesellschaft, Wirtschaft und alles geistige Leben, wie seine Phantasie, sein Wille und Verstand es ordnen hießen. Er selbst aber bekannte später, er habe „nicht genug gewußt", als er die „Römische Geschichte" schrieb. Aus äußerem Antrieb, jäh, mit fast unheimlicher Gewalt brach sich die Fülle aufgestauten Wissens über das alte Rom bis zu den letzten Tagen Cäsars Bahn, um in den drei Bänden, fast 1700 Seiten, eingefangen zu werden. Er ging den Weg Roms nach vom Kampf der Stämme an bis zur Herrschaft Roms über die Mittelmeerwelt, in der sein Friede, der Geist

seines Rechts und der griechischen Bildung die Grundlagen des Lebens sein werden. Erst 1885 fügte er aus der Arbeit weniger Monate zu dem Vorhandenen den fünften Band, in dem er das Leben in den Provinzen des Weltreiches schilderte. Die 500 Jahre politischer Geschichte unter den römischen Herrschern, den Untergang des Weltreichs, den Aufgang der Nachfolgestaaten auf seinem Boden, das Wirken der Herrscher, die geistigen Bewegungen und Wandlungen stellte er nicht mehr dar: Der vierte Band fehlt, das Werk ist ein Torso. Aber so, wie es ist, hat es mehr Auflagen erlebt, als vielen historischen Werken beschieden war, und ist vielfach in fremde Sprachen übersetzt; es hat darum durch Generationen breithin gewirkt. Seit der zweiten Auflage nicht mehr verändert, blieb es der große Erstling des gereiften Mannes und seiner Anschauungen von Rom wie von seiner Welt. Voll unmittelbarster Lebendigkeit und Wucht, jener Leidenschaft, die wenige Jahre zuvor bis zum Grund aufgewühlt war, kühn im Aufbau und doch festgefügt und streng gegliedert, wissend und weise zugleich, ist es ein triumphales Bekenntnis in allem und eines der stärksten Dokumente des Liberalismus des neunzehnten Jahrhunderts überhaupt. Wie hätte der leidenschaftliche Kämpfer seine Grundanschauung von Leben und Welt verleugnen können! Seine Forderungen von 1848 sah er im willensmächtigen Rom erfüllt, der Republik aristokratischer Bauern, die den Zentralismus durchführte, dem Urbild einer nationalen Entwicklung, eines starken Volkstums mit seinem Willen zur gereiften Rechtsanschauung und zur höheren, griechischen Bildung. Nach dem Sturz des „Junkertums" wahrten die Plebejer den aristokratischen Charakter des Staates, den sie „in gewissem Sinn noch entschiedener an sich trugen" als jenes. Cromwell ist „in seinen Zielen und Erfolgen vielleicht unter allen Staatsmännern Cäsar am nächsten verwandt"; denn dieser ist erfüllt „von republikanischen Idealen und zugleich zum König geboren", „Römer im tiefsten Kern seines Wesens", „berufen, die römische und hellenische Entwicklung in sich wie nach außen hin zu versöhnen und zu vermählen". Die Nationen müssen vergehen, um die eine zu bereichern, von ihr zu lernen, der verjüngten hellenisch-italischen Nation eine neue geräumigere Heimat zu bereiten. Das Bild jüngst vergangener Hoffnungen, bleibender Sehnsüchte und Gedanken des leidenschaftlichen Politikers ist über alles Wissen um den Stoff, alle kritische Nüchternheit gebreitet, und sein Cäsar trägt Züge von seinem inneren Bild. Mommsen tat recht, als er dieses Bekenntnis unverändert ließ. Er gab selbst zu, als er den vierten Band zu schreiben unterließ, daß er ein Fremdkörper neben jenem geworden wäre. Als er das Rüstzeug zur Erkenntnis der Kaiserzeit und ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung besaß, resignierte er vor der Gewalt der Probleme. Denn die „Nationen" waren nicht vergangen; in ihrem Aufstieg, ihrem Sieg über die Herren der Gewalt, des Rechts und der Bildung versank deren Kraft. Und das Schicksal, das das orientalisierte, „katholische" Rom und Reich über seinen Untergang hinaus den germanischen Folgestaaten bereitete, griff nicht mehr ans Herz des Liberalen.

Im „Römischen Staatsrecht", das in drei Bänden zuerst 1871, 1874/75, 1887/88 erschien, formte der Jurist in Mommsen den Stoff um. Mit diesem Werk entstand eine neue Disziplin. Der römische Staat, ein gewaltiger Bau, ragte jetzt empor. Was so gestaltet wurde, war nicht die Geschichte der römischen Verfassung, sondern ein von ihm konstruiertes System des Neben- und Ineinander der in den Rechtsinstitutionen wirkenden Kräfte der Römer. Induktive und deduktive Methoden ergänzten sich, der „wunderbare Geist" des Römischen Rechts trat ans Licht: Die Erziehung an den Pandekten, die Gewalt der Abstraktion Hegelschen Denkens klangen als Jugenderinnerungen nach, und die abstrakte juristische Phantasie gewann ein zeitlos allem Leben der Römer übergeordnetes Rechtssystem. Auch das „Strafrecht" des Zweiundachtzigjährigen kam von gleichen Voraussetzungen zu gleichem Ziel: Aus der schauenden Phantasie, einem fast unbegrenzt scheinenden Wissen, das mühelos beherrscht wurde, erstand ein Bild der gewordenen Gestaltung; von der Dynamik des Werdens mußte der Weg zum Gewesenen führen. Diese beiden Spätwerke sind das Hohe Lied von der rechtsschöpferischen Kraft Roms. Und Zeugnis zugleich von der Wucht des konstruktiven Denkens ihres Schöpfers, seiner abstrakten Phantasie, seiner Herrschaft über Begriff und Wort. Hier treibt seine glutvolle Leidenschaft die kritische Nüchternheit zu höchster Leistung. Sein ausgreifender Wille, seine herrscherliche Kraft unterwerfen in gewaltigem Zug noch einmal ihre ganze geistige Welt, um als Bekenntnis und als Vermächtnis zu formen, was Rom aus seiner nach endlosem Ringen geschenkten Vision wurde: Schöpfung aus seinem Blut und Geist.

Im Jahrhundert der schweren politischen Kämpfe konnte Mommsen, der kämpferische Liberale, nicht abseits stehen. Seit er zur Wissenschaft zurückgekehrt war, in Zürich, in Breslau, hatte er eine Zeitlang, von Arbeit überlastet, von der Politik sich ferngehalten. Auf die Seitensprünge der Jugend sah er da wohl wie auf Torheiten. Aber er blieb der Liberale, erst recht in Berlin; er wurde ins Preußische Abgeordnetenhaus gewählt, suchte „seinem Mandat zu genügen", „Herrn von Bismarck und den Seinigen gegenüber die Verfassung zu verteidigen". 1865 redete er seinen Landsleuten in Schleswig-Holstein zu, zu erwägen, ob die ganze Annexion nicht besser sein werde als die halbe. Er schied 1867 aus dem Landtag aus; 1870 versuchte er die Italiener durch Einsatz seiner Autorität auf die deutsche Seite zu ziehen. Er war froh über das neue Reich der Deutschen, wenngleich für ihn nicht alles erreicht war, was er einst erträumt hatte. Er feierte den ersten Kaiser als das, was ein rechter Mann sein soll, den Fachmann, den Herrscher. Von 1873 bis 1879 wieder Abgeordneter, bemühte er sich wiederholt, die Ansprüche der Kunst und Wissenschaft zu verteidigen. 1881 Reichstagsmitglied, kam er von neuem in Opposition zu Bismarck, fürchtete er für den Liberalismus als politische Macht, ging er gegen das neue „System Richelieu" an, für das es „im ganzen Staat nur einen Diener gibt, der selbständig wirken darf", und aus der Fehde entspann sich

der Konflikt und Bismarcks Klage wegen Beleidigung. Er stemmte sich weiter gegen den Großen, den er nach dem Sturz den „größten Opportunisten" nennen wird. Er kämpfte gegen die Konservativen, ihren Widerstand gegen den stürmischen Fortschritt, mit dem sie die völlige Auflösung der alten Lebensform verhüten wollten. Er befehdete Treitschke ob seiner Angriffe auf die Juden. Er sah mit Angst den Niedergang der alten geistigen Kultur, die Zertrümmerung der einheitlichen Bildung, sah das Element des Egoismus der wirtschaftlichen Interessen aufgewühlt, die Humanität als überwundenen Standpunkt erscheinen. Er sah die Gefahr der sozialistischen Bewegung, die die ganze Zivilisation bedrohe, und schob Bismarck die Schuld zu, daß auf dem Gebiet der Arbeiterfürsorge „der größte aller Opportunisten den staatlichen wie den staatsfeindlichen Sozialismus mit solchem Erfolg erzogen hat, daß jetzt den Vätern selbst vor dem legitimen wie vor dem illegitimen Kinde zu grauen beginnt". Noch der Fünfundachtzigjährige ergriff 1902 das Wort, um zu sagen, „was uns noch retten kann". Denn „wir stehen am Beginn eines Staatsstreichs, durch den der Deutsche Kaiser und die Volksvertretung dem Absolutismus eines Interessenbundes des Junkertums und der Kaplanokratie unterworfen werden sollen". Er sieht die Rettung vor ihm einzig „im Einverständnis der Liberalen, die noch berechtigt sind, sich also zu nennen, und der Arbeiterpartei", die allein „noch den Anspruch hat auf politische Achtung". Bebel wiegt ihm „ein Dutzend ostelbischer Junker" auf, die „Opferbereitschaft der Massen imponiert", ihre Disziplin ist vorbildlich. Aber „an der gegenwärtigen verzweifelten Lage der Staatsverhältnisse trägt die Sozialdemokratie einen guten Teil der Schuld", denn sie verschließt sich der Einsicht in das Wollen und Streben ehrlicher Männer wie des toten Alfred Krupp, die „im Weg der Gleichberechtigung von Mann zu Mann" innerhalb der bestehenden Ordnungen sich zu helfen, zu bessern bemühen, und sie begeht damit in dieser Krise „politischen Selbstmord". Aber er, der das Heil in der Ausgleichung gegensätzlicher Interessen, in der Herbeiführung von Zuständen sieht, wo die rivalisierenden Richtungen sich in leidlicher Weise ineinander schicken, während keine „voll ihren Willen durchsetzt und also das Gemeinwesen balanciert", wird selber zweifelhaft, ob es „opportun ist, unsere Sache mit der sozialdemokratischen zu identifizieren; vielleicht schadet es mehr, als es nützt".

Aus seiner humanistischen Bildung, seinen liberalen Auffassungen, seiner Welthaltung, hat Mommsen bis zuletzt den Ausgleich der Kräfte im Gemeinwesen als Einheit gewollt; er wußte darum, daß er da nur die Vielfalt selbstsüchtiger Parteien forderte, die alle den Umsturz begehrten, und daß so die Stoßkraft des Ganzen litt. Er hat allezeit Gefühl und Blick den aus der Romantik aufschießenden, im Realismus des neunzehnten Jahrhunderts wieder verschütteten Kräften des Volkstums verschlossen und sah jetzt nicht mehr, daß eine Generation heranwuchs, die sich anschickte, sie wieder aus sich zu entfalten. Der Greis am Rande des Grabes, der noch spottete, er sei nie Sozialdemokrat

gewesen und gedenke, es nicht zu werden, bot, zögernd, ob es noch nütze, die Hand zum Kompromiß mit der Schöpfung dessen, der als sein Altersgenosse bereits der Zerstörer der Volkseinheit geworden war. Er, der über den Untergang des Alten stöhnte, wies den Liberalismus auf den Weg zum eigenen Grab, das dieser nach einer Generation fand. Wohin man sieht, immer und überall die gleiche Leidenschaft bis zum heftigen Zorn und Haß, nüchtern-zähes Festhalten am Jugendideal bis zu doktrinärer Intransigenz. Ist er nicht blind gegen vieles, unbelehrbar gerade da, wo er an der „Logik der Tatsachen" seine eigene politische Vergangenheit und Gegenwart zu messen hatte? Verengte er nicht aus Starrsinn den Kreis der Sicht in die politische Welt? Wenn „Genies notwendige Übel" sind, war es nicht klüger, im beschränkten Feld der Meister zu bleiben?

Aus seiner Heimatenge ausgreifend in die Weltweite seines Riesenwerks, suchend, forschend, schaffend wie wenige, hat Theodor Mommsen ein Leben bis zum Übermaß erfüllt und sein Werk getan, Stoff bereitet, Wege gewiesen, Aufgaben gestellt. Ihm ging es um die „Wahrheit" in Wissenschaft und Leben. Ihm ging es um Rom fast mehr als um sein Deutschland. Konnte er schreiben, wie es wirklich war? War nicht auch sein Werk Ausgeburt seiner Phantasie? Unnachahmlich ob seiner Wucht und Fülle, Kühnheit und Klarheit, zeugt es von dem, was der Ausgreifende in fremder Welt fand, und dem, was er erobernd hinaustrug, mehr noch von seiner Einheit und Ganzheit, die er in sich trug und zu leben in allem immer erstrebt hat.

Theodor Storm

1817—1888

Von

Hermann Claudius

Am grauen Strand, am grauen Meer
Und seitab liegt die Stadt;
Der Nebel drückt die Dächer schwer,
Und durch die Stille braust das Meer
Eintönig um die Stadt.

So singt Hans Theodor Woldsen Storm von Husum, seiner Vaterstadt, in der er am 14. September 1817 dem Advokaten Johann Kasimir Storm von seiner Gattin Lucie, geborenen Woldsen, als erster Sohn geschenkt ward. Da, wo der Mensch aufwächst, wächst auch seine Seele auf und liegen die geheimen Wurzeln seiner Kraft. Theodor — man wählte den klangvolleren Namen als Rufnamen — ist dieser seiner dithmarsischen Heimat sein Leben lang treu geblieben, auch in der Verbannung während der Dänenherrschaft in Schleswig-Holstein. Wie denn auch seine Vorfahren von Vater- und Mutterseite, so weit die Quellen zurückreichen, immer an der Waterkant Schleswig-Holsteins ansässig gewesen sind.

Die Menschen dieser Küste sind bis auf den heutigen Tag ein freiheitstolzes und wortkarges Geschlecht, eine Folge ihres jahrhundertelangen Kampfes mit der Gewalt des nordischen Meeres. Der Boden, den sie ackern und auf dem sie hausen, ward von ihren Händen und durch ihre Geduld und Ausdauer dem „Blanken Hans" und seiner lauernden Flut entrissen. Der Deich, von dem ihr scharfer Blick über die graue Weite geht, des steten Windes gewohnt, ist ihnen in doppelter Weise Erde und Heimat zugleich.

Zwar ist ihre Sinnesart nüchterner Natur: Frisia non cantat heißt es seit alters, und Storm sagt einmal: In der Landschaft, in der ich geboren bin, liegt freilich nur für den, der die Wünschelrute zu handhaben weiß, die Poesie auf Heiden und Mooren, an der Meeresküste und auf den feierlich schweigenden Weideflächen hinter den Deichen. Die Menschen selber brauchen die Poesie nicht und suchen nicht danach.

Es will wie ein Widerspruch gegen dieses Wort erscheinen, wenn wir aufzählen: Friedrich Hebbel, Klaus Groth, Theodor Storm, Gustav Frenssen — lauter Dithmarscher, und in weiterem Sinne: Detlev von Liliencron, Johannes Brahms, Johann Hinrich Fehrs, Gustav Falke — und der Altarschnitzer Hans Brüggemann und mein Urahn Matthias Claudius gehören auch hierher. Das

Idiom des „Heimatlichen" weicht damit weit von ihnen. Nur der Dichter des „Quickborn" ist schlechthin der Plattdeutsche und nach ihm Fehrs, von dessen Novellen, vor allem der großen Schlußnovelle „Maren", aufschlußreiche Schwingungen auf Storm zurückspielen.

Ein- oder zweimal nur hat Theodor Storm in seiner niedersächsischen Heimatsprache gedichtet, allerdings in wundervollen Strophen:

Over de stillen Straten
Geit klar de Klockenslag.
God Nacht! Din Hart will slapen,
Un morgen is ok en Dag.

Husum liegt in der Marsch, nicht unmittelbar an der Nordsee, sondern an einer Aue. Der Hafen versandete schon zu des Knaben Zeit immer mehr, und die Husumer spotteten: Wi harrn all lang en Weltverkehr, / Wenn he en beten natter weer.

Die an der Stelle der 1807 pietätlos abgebrochenen Marienkirche zwanzig Jahre später errichtete neue Kirche ist bis heute ein Ärgernis im Angesichte der „Grauen Stadt am Meer". An Straßenbeleuchtung gab es nur eine Laterne am Hafen. Hans Theodor hockte mit seinem Spielkameraden Hans Räuber — wie er erzählt — in der Schummerzeit in einer großen leeren Tonne, welche im Packhaus unweit der Schreiberstube stand. „Diese Tonne war das Allerheiligste, das nur von mir und Hans bezogen wurde. Hier kauerten wir abends nach der Rechenstunde zusammen, nahmen meine kleine Handlaterne auf den Schoß und schoben ein paar auf der Tonne liegende Bretter wieder über die Öffnung. Wenn dann die Leute abends in die Schreibstube gingen und ein Gemurmel aus der Tonne aufsteigen hörten, auch wohl einzelne Lichtstrahlen daraus hervorschimmern sahen, so konnte der alte Schreiber nicht genug die wunderliche Ursache davon berichten."

Die gewaltige Sturmflut vom Februar 1825 war das erste große Ereignis im Leben des Knaben. Die Bilder des Schreckens, welche damals seine Seele erschütterten, hat er als alternder Mann in der Novelle „Carsten Curator" und in seiner letzten Dichtung „Der Schimmelreiter" niedergelegt.

Storms Jugendparadies aber war Westermühlen, fünf Meilen von Husum, wo die Großeltern einen ländlichen Besitz mit einer alten Wassermühle zu eigen hatten. Die Erinnerung des Siebenzigjährigen sieht noch alles deutlich vor sich: „das alte schütternde Fachwerkgebäude der Wassermühle und hinter dieser eine Holzbrücke, unter welcher der Mühlstrom sich hindurch und rauschend in die Speichen der Räder stürzte; aber Obstgarten, Stallungen, Mühle und Brücke, alles — wenn meine Erinnerung mich nicht trügt — lag unter den Wipfeln ungeheurer Eichbäume, wie ich sie nie zuvor bei uns zu Hause gesehen hatte."

Über die Husumer Klippschule und die Gelehrtenschule dortselbst und über das bedeutendere Katharineum in Lübeck, wo er den schon anerkannten Dichter Geibel

kennenlernte, gelangte Storm mit zwanzig Jahren als Student der Rechtswissenschaft auf die Universität Kiel. Nach einem Zwischenspiel in Berlin ließ er sich im Februar 1843 als Rechtsanwalt in seiner Vaterstadt Husum nieder. Erst vier Jahre danach entstand aus der Erzählung seiner Einhüterin, der Tante Brick, die erste Novelle: „Marthe und ihre Uhr", aber gleich im Antrittsjahr gründet Storm in Husum einen Gesangverein, den er selbst dirigierte. Es war der Musik- und Singverein, sein Direktor hieß: Herr Th. Woldsen Storm. Damals tritt ihm Constanze Woldsen, seine schöne Base und spätere Gattin, in den Lebensweg, und bald dichtet der verliebte Vetter:

Ich liebe dich, ich treibe Kinderpossen,
Du lächelst nur, was dich so reizend läßt.
Ist wohl das Märchen auch, das uns umschlossen,
Der Kindheit letzter, wunderbarer Rest?

Im Herbst 1846 ward die Hochzeit im Elternhaus der Braut zu Segeberg gehalten. Bald hernach schreibt Storm aus Husum zurück: „Unsererseits haben wir noch keine Besuche gemacht und wollen es noch sehr leise angehn lassen. Constanze wurde durch die hübsche Wohnung und den Garten, in dem wir gestern eine große Fliederbeerernte hielten, sehr erfreut, und ich kann versichern, daß sie die Qualität der Hausfrau aufs beste bereits an den Tag gelegt hat. Augenblicklich kocht sie Fliederbeersaft."

Es ist bekannt und von Storm selber nicht verheimlicht worden, daß die „kleine Do", die Freundin seiner Schwester, die zum erstenmal als dreizehnjähriges Mädchen ins Stormsche Haus trat, alsbald eine Leidenschaft in ihm entfachte, die ihm Constanze gegenüber fehlte. Er hat aber dieses Gefühl so lange in sich bekämpft, bis es wie tot dalag. Die Spuren dieser Liebe und dieses Kampfes aber durchziehen an vielen Stellen Storms dichterisches Werk.

Bald aber stiegen gewaltsamere Dinge am heimatlichen Horizonte auf: nachdem die Holsteiner sich der Dänen tapfer erwehrt hatten, kam die Schlacht bei Idstedt, und die Dänen zogen als Sieger ins Land. Storm war als „Patriot" verdächtigt worden, hatte er doch am 1. Januar 1851, als man in Friedrichstadt ein Denkmal für die gefallenen dänischen Krieger setzte, gesungen:

Sie halten Siegesfest, sie ziehn die Stadt entlang.
Sie meinen, Schleswig-Holstein sei begraben.
Brich nicht, mein Herz! Noch sollst du Freude haben!
Wir haben Kinder noch, wir haben Knaben!
Und auch wir selber leben, Gott sei Dank!

So muß er Abschied nehmen von der geliebten Stadt am Meer. Wir finden ihn in den nächsten zwölf Jahren der Verbannung als Assessor in Potsdam und von 1856 bis 1864 als Kreisrichter in Heiligenstadt.

Von den wesentlichen Novellen Storms waren bisher entstanden: in Husum Immensee, Der kleine Häwelmann, Ein grünes Blatt, Hinzelmeier — in Potsdam Im Sonnenschein, Angelika — in Heiligenstadt Auf dem Staatshof, Drüben am Markt, Im Schloß, Auf der Universität, Veronika, Unterm Tannenbaum, Die Regentrude, Von jenseit des Meeres, Der Spiegel des Cyprianus. Die letzten drei wurden erst in Husum vollendet.

„Immensee" wurde ein voller Bucherfolg. Fortan galt Storm als der „Autor von Immensee". Keiner vermochte sich dem Zauber dieser Dichtung zu entziehen. Es war beides darin: die Süße des Lebens und seine heimliche Dämonie, und Landschaft und Leben waren nicht zweierlei, sondern eines mit dem andern wundersam verwoben und schier untrennbar voneinander.

Mir will das Wort ‚Romantik' in die Feder, und ich bitte den Leser, nicht zu lächeln oder spöttisch seinen Mund zu verziehen, sondern es immerhin gelten zu lassen. Romantik ist Jugend der Seele und gerade der deutschen Seele. Ohne sie würden wir vertrocknen. Weiß Gott, hier liegt heute noch eine Mission des dichterischen Schaffens Theodor Storms, ob er auch schon ein halbes Jahrhundert unterm Rasen ruht. Es ist eine erdenhaftere Romantik als die eines Brentano oder Tieck, sie ist immer der heimischen Landschaft verhaftet. Heide und Moor unseres Nordens sind erst seit Storms Novellen in die deutsche Dichtung eingegangen. Reinhard gedenkt in der Einsamkeit des Waldes der Elfen, die Bettlerin in „Auf dem Staatshof" flüstert: „Es geht was um in eurem Hause, das pflückt des Nachts den Mörtel aus den Fugen", und die alte Magret meint, sie trage ein Kämmerchen in ihrem Kopf, drin spiele ein totes Kind. Im Wassergrund haust der Sargfisch, der heraufsteigt, wenn der See ein Opfer haben will, und im Korn liegt das Erntekind, das dem, der es liegen sieht, die Augen brechen machen soll.

„Nachdem der Alte Hut und Stock in die Ecke gestellt hatte, setzte er sich in den Lehnstuhl und schien mit gefalteten Händen von seinem Spaziergange auszuruhen. Wie er so saß, wurde es allmählich dunkler; endlich fiel ein Mondstrahl durch die Fensterscheiben auf die Gemälde an der Wand, und wie der helle Streifen langsam weiterrückte, folgten die Augen des Mannes unwillkürlich. Nun trat er über ein kleines Bild in schlichtem schwarzem Rahmen. ‚Elisabeth!' sagte der Alte leise. Und wie er das Wort gesprochen, war die Zeit verwandelt — er war in seiner Jugend."

„Immensee" ist die Novelle der Entsagung. Elisabeth, die Reinhard sich eigen wähnte, gewinnt er nicht:

„Die Wälder standen schweigend und warfen ihr Dunkel weit auf den See hinaus, während die Mitte desselben in schwüler Monddämmerung lag. Mitunter schauerte ein leises Säuseln durch die Bäume; aber es war kein Wind, es war nur der Atem der Sommernacht. Reinhard ging am Ufer entlang. Einen Steinwurf vom Lande konnte er eine weiße Wasserlilie erkennen. Auf einmal wandelte ihn die Lust an, sie in der Nähe zu sehen; er warf seine Kleider ab und stieg ins Wasser.

Es war flach, scharfe Pflanzen und Steine schnitten ihn an den Füßen, und er kam immer nicht in die zum Schwimmen nötige Tiefe. Dann war es plötzlich unter ihm weg, die Wasser quirlten über ihm zusammen, und es dauerte eine Zeitlang, ehe er wieder an die Oberfläche kam. Nun regte er Hand und Fuß und schwamm im Kreise umher, bis er sich bewußt geworden, von wo er hineingegangen war. Bald sah er auch die Lilie wieder. Sie lag einsam zwischen den großen blanken Blättern. — Er schwamm langsam hinaus und hob mitunter die Arme aus dem Wasser, daß die herabrieselnden Tropfen im Mondlicht blitzten; aber es war, als ob die Entfernung zwischen ihm und der Blume dieselbe bliebe. Nur das Ufer lag, wenn er sich umblickte, in immer ungewisserem Dufte hinter ihm. Er gab indes sein Unternehmen nicht auf, sondern schwamm rüstig in derselben Richtung fort. Endlich war er der Blume so nahe gekommen, daß er die silbernen Blätter deutlich im Mondlicht unterscheiden konnte; zugleich aber fühlte er sich wie in einem Netze verstrickt; die glatten Stengel langten vom Grunde herauf und rankten sich an seine Glieder. Das unbekannte Wasser lag schwarz um ihn, hinter sich hörte er das Springen eines Fisches; es wurde ihm plötzlich so unheimlich in dem fremden Elemente, daß er mit Gewalt das Gestrick der Pflanzen zerriß und in atemloser Hast dem Lande zuschwamm. Als er von hier auf den See zurückblickte, lag die Lilie wie zuvor fern und einsam über der dunkeln Tiefe."

Ich glaube kaum, daß Storm selber gewußt hat, wie ihm hier inneres Erleben und äußeres Naturgeschehen in der Dichtung zu einem gültigen Symbol zusammengeflossen sind; denn er war ärgerlich, als „Autor von Immensee" zu gelten, und wies auf eine andere Seite seines Schaffens hin, die ihm vollwertiger dünkte, auf seine Lyrik. Gelegentlich seines siebzigsten Geburtstages, der in Hademarschen, seinem Altersſitze inmitten stiller Dörflichkeit, festlich begangen ward, sagte der Dichter in seiner Tischrede: „Als ich die schicksalschweren Lieder, die die kleine Dichtung ‚Immensee' tragen, geschrieben hatte: ‚Meine Mutter hat's gewollt' und das ‚Lied des Harfenmädchens'; als dann auch noch das ‚Oktoberlied' entstanden war, da war mir, auch ich sei jener seltenen, reinen und tiefen Lyrik mächtig, die ich bei Goethe, Uhland, Eichendorff und Eduard Mörike gefunden hatte. Und dies Gefühl, ich darf es, dem Lebensende so nahe, wohl aussprechen, ist jetzt meine feste Überzeugung, obgleich es die Welt noch jetzt kaum weiß, auch nicht die, die es hätten wissen sollen."

In einem Briefe an Mörike heißt es: „Sobald ich bewegt werde, bedarf ich der gebundenen Form. Daher ging von allem, was an Leidenschaftlichem und Herbem, an Charakter und Humor in mir ist, die Spur meist nur in die Gedichte hinein. In der Prosa ruhe ich mich aus von den Erregungen des Tages. Dort suche ich grüne, stille Sommereinsamkeit."

Nicht lange vor seinem Tode sprach Storm das stolze Wort: „Ich weiß es, ich bin der größte lebende Lyriker, und meine Gedichte werden noch bleiben und immer mehr sich Bahn brechen, wenn meine Novellen längst vergessen sind." Um den

Dichter aber nicht für ruhmredig zu halten, muß man gleich dabei das Wort hören, das er an Gottfried Keller schrieb: ‚Augen, meine lieben Fensterlein' — dies reinste Gold der Lyrik fand ich im letzten Heft der ‚Rundschau' und zu meiner Freude unter Ihrem Namen. Ich habe es viele Male und immer wieder gelesen und vorgelesen, und jeden faßte es, dem ich es las. Ich drücke Ihnen herzlich die Hand, liebster Freund; solche Perlen sind selten. Auch die Besten bringen nur sehr einzelnes von solcher Qualität."

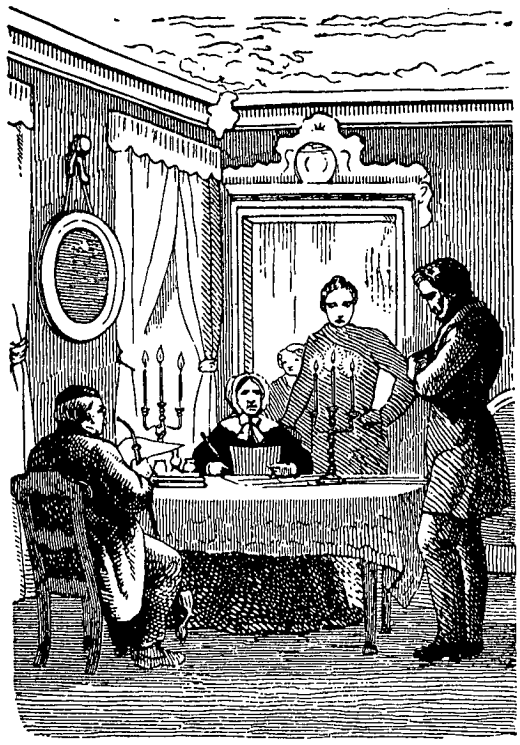


Illustration von Otto Speckter
zu Storms Weihnachtsidylle „Abseits". 1865

Es ist eine große Zeit in Holstein gewesen, als Theodor Storm und Klaus Groth, der hochdeutsche und der plattdeutsche Lyriker, nebeneinander geschritten sind, ohne Neid zu hegen, wer von ihnen mehr bedeuten möge, und auf daß der Dreiklang voll werde, grüßte von Süddeutschland, aus Cleversulzbach oder wo er sonst stak, Eduard Mörike. Was ihnen allen dreien anhaftete und sie singen hieß, war, daß sie alle drei große und ewige Kinder geblieben waren, nicht in jenem Sinne der Unschuld und Unmündigkeit, sondern in jenem anderen, in dem wir Gottes Kinder heißen. Ich sehe hier Storms klare blaue Dithmarscher-Augen auf mich gerichtet. Zeitlebens war er ein Feind alles Dogmas. Und es war hierin eine Härte in ihm, die in einem seltsamen Kontraste zu seiner Dichtung steht. Aber es war eben eine gedankliche Härte des juristisch geschulten und oft durch Gesetzesvorschriften verärgerten Richters, die sich auf das Kirchliche unbewußt übertrug. Mein alter Freund Gustav Falke in Großborstel hatte recht, wenn er sang:

Ob wir fluchen oder beten,
Immer fromm sind wir Poeten.

Fromm war dieser denkerische Mann in dem innersten, verborgensten Herzenswinkel. Von dorther wuchsen seine Geradheit und seine Streitbarkeit,

wenn er sich angegriffen wähnte. Seinen Söhnen gab er das Bekenntnis auf ihren Lebensweg:

Hehle nimmer mit der Wahrheit!
Bringt sie Leid, nicht bringt sie Reue.

Und von ihm stammt jenes klarharte Wort:

Der eine fragt: was kommt danach?
Der andre fragt nur: Ist es recht?
Und also unterscheidet sich
Der Freie von dem Knecht.

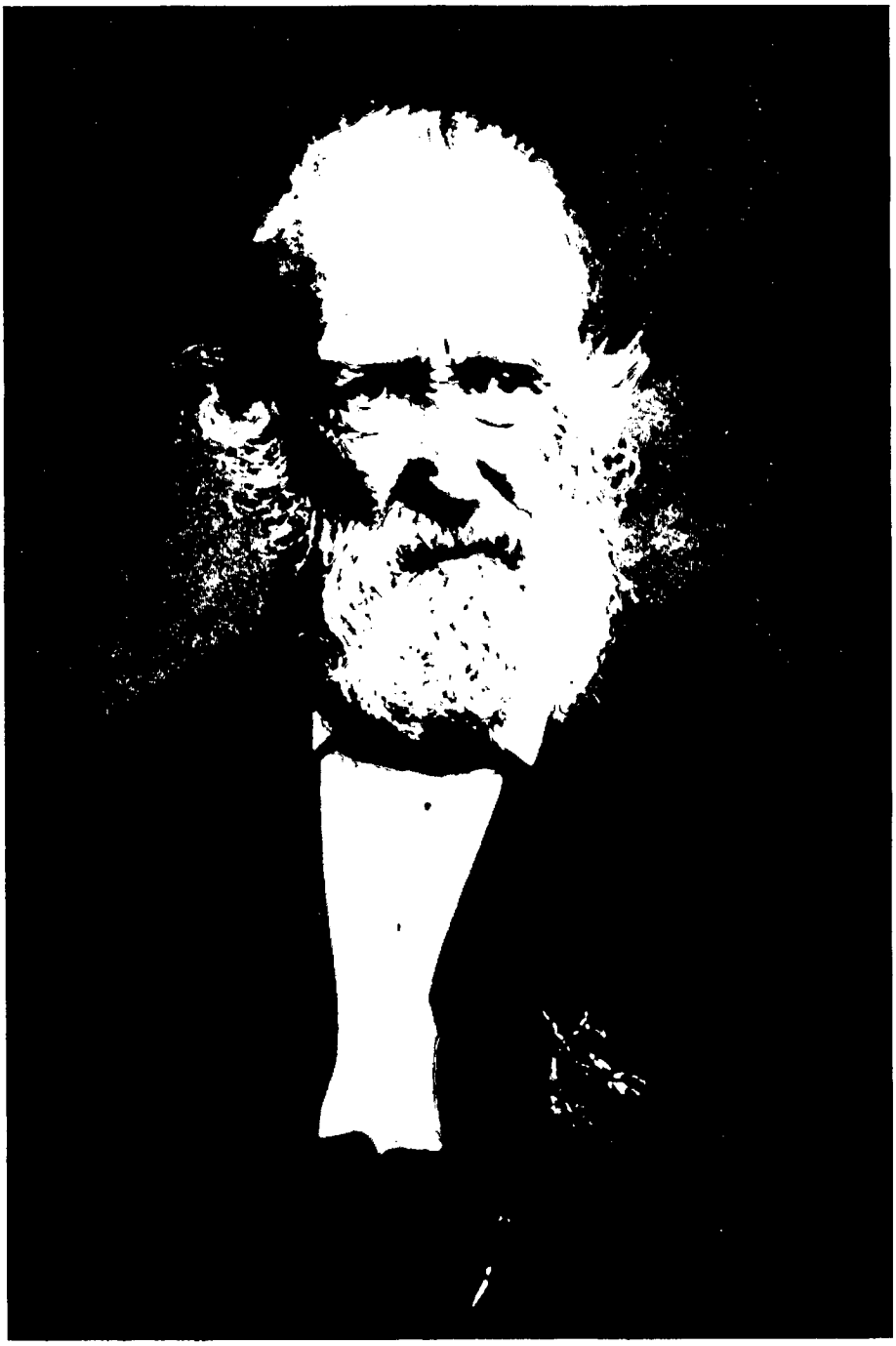
Nach der Schlacht bei den Düppler Schanzen ward Storm nach Husum zurückgerufen. Hier und in Hademarschen sind dann seine reifsten Novellen entstanden: Pole Poppenspäler, Mein Vetter Christian, Viola tricolor, Aquis submersus, Carsten Curator, Die Söhne des Senators, und in gewaltigem Fortschritt und Aufstieg: Eckenhoff, Zur Chronik von Grieshuus, Ein Fest auf Haderslevhuus, und die Krone seines Werkes: Der Schimmelreiter.

Frau Constanze starb ein Jahr nach der Heimkehr. Als die Kinder und das Haus ohne Mutter zu zerfallen drohten, schloß Storm mit jener „Kleinen Do", die ihm inzwischen ganz aus dem Blickfelde gekommen war, den Ehebund. In der Novelle Viola tricolor suchte er sie und sich von aller Zwiespältigkeit gegenüber der Toten zu befreien.

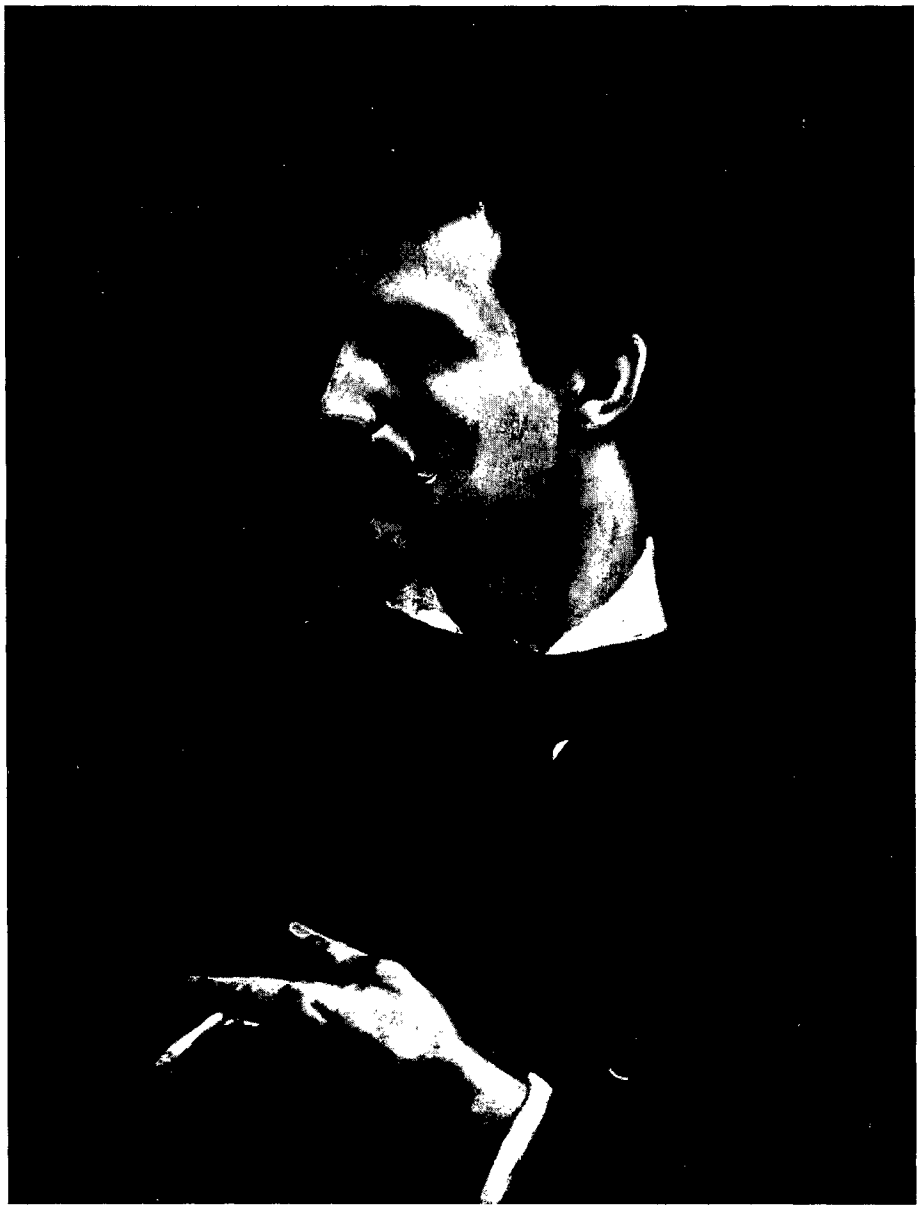
Bleibt der Schimmelreiter.

Es ist für mich die Nordsee-Novelle, wiederum eine Erinnerungsnovelle.

Storm berichtet, was ihm im Hause seiner Urgroßmutter bekanntgeworden. Als Gewährsmann bezeichnet er einen alten Schulmeister. Es wird uns, als säßen wir selber im Dorfkrug an der Nordsee, in dem der Deichgraf und die Marschbauern versammelt sind, und erlebten alles mit. Es droht eine Sturmflut. Wir werden immer mehr der zuhörende Gast, dem die Spukgestalt des „Schimmelreiters" undeutlich und dennoch erschreckend begegnet ist, und erfahren die Geschichte von Hauke Haien und seiner Frau Elke, jenem Hauke Haien, der sich durch seine Tüchtigkeit und Unbeirrtheit vom Kleinknecht zum übermächtigen Deichgrafen hinaufgearbeitet hat, abergläubischen Neigungen und eingerissenen Torheiten und Nachlässigkeiten siegreichen Widerstand entgegensetzt — bis er selber, des ewigen Streites müde und um des lieben Friedens willen, auf eine Deichverbesserung verzichtet, die er bei sich für unbedingt notwendig hält. Diese Unterlassung rächt sich und bedingt seinen und seiner Familie Untergang. Ole Peters, sein alter Gegner, hat heimlicherweise den Durchstich des neuen Deiches befohlen, weil nur durch Preisgabe des neuen Vorlandes, das Hauke Haien durch diesen Deich gewonnen hatte, eine Rettung des Dorfes vor der andringenden Flut möglich ist. Hauke Haien entdeckt die Grabenden,



Theodor Storm



Anſelm Feuerbach
Selbſtbildnis, 1875. München, Kronprinz von Bayern

weist sie von der Stelle fort und wiegt sich in dem Wahn, sein Vorland sei geborgen.

Dann heißt es: „Ein donnerartiges Rauschen zu seinen Füßen weckte ihn aus diesen Träumen; der Schimmel wollte nicht mehr vorwärts. Was war das—? Das Pferd sprang zurück, und er fühlte es, ein Deichstück stürzte vor ihm in die Tiefe. Er riß die Augen auf und schüttelte alles Sinnen von sich: er hielt am alten Deich; der Schimmel hatte mit den Vorderhufen schon darauf gestanden. Unwillkürlich riß er das Pferd zurück; da flog der letzte Wolkenmantel von dem Mond, und das milde Gestirn beleuchtete den Graus, der schäumend, zischend vor ihm in die Tiefe stürzte, in den alten Koog hinab." — Dann, nachdem er noch tröstlich das Licht auf seiner Warft und den Weg zum Koog entdeckt hat, sieht er auf einmal mehr:

„— ein Wagen, nein, eine zweiräderige Karriole kam wie toll gegen den Deich herangefahren; ein Weib, ja, auch ein Kind saßen darin. Und jetzt — war das nicht das kreischende Gebell eines kleinen Hundes, das im Sturm vorüberflog? Allmächtiger Gott! Sein Weib, sein Kind waren es; schon kamen sie dicht heran, und die schäumende Wassermasse drängte auf sie zu. Ein Schrei, ein Verzweiflungsschrei brach aus der Brust des Reiters. ‚Elke!' schrie er — ‚Elke! Zurück! Zurück!'

Aber Sturm und Meer waren nicht barmherzig, ihr Toben zerwehte seine Worte. Nur seinen Mantel hatte der Sturm erfaßt; es hätte ihn bald vom Pferde gerissen, und das Fuhrwerk flog ohne Aufenthalt der stürzenden Flut entgegen.

Da sah er, daß das Weib wie gegen ihn hinauf die Arme streckte: Hatte sie ihn erkannt? Hatte die Sehnsucht, die Todesangst um ihn sie aus dem sicheren Hause getrieben? Und jetzt — rief sie ein letztes Wort ihm zu? — Fragen fuhren durch sein Hirn; sie blieben ohne Antwort: von ihr zu ihm, von ihm zu ihr waren die Worte all verloren. Nur ein Brausen wie vom Weltenuntergang füllte ihre Ohren und ließ keinen anderen Laut hinein — — —"

Der Koog wird von den wirbelnden Wogen überflutet, aber das Werk des Deichgrafen, der Hauke-Haien-Deich, hält stand. Er selber samt den Seinen sind das Opfer. Dann zieht das Meer seine Arme zurück . . .

Es ist aber nicht der Gang der Novelle der ihr Sonderbares ausmacht, es ist vielmehr das Übermenschliche, das bald spukhaft, bald seherisch, bald in Tiergestalt, bald in menschlicher Gebärde in und zwischen den Druckzeilen seltsam aufsteht, als seien die Nebelschwaden des weiten Watts selber zu uns in die stille Stube gekommen, als rausche und raune das Meer leibhaftig und bewege unsere Seele. Zwischen dem bleichen Pferdegerippe auf Jeversand und dem Schimmel im Stalle des Hauke Haien webt es sonderbar hin und her. Und der nordische Mensch hatte immer ein starkes Gefühl für die Wesenheit des Pferdes, für das Opfertier Wodans. Zwar vermag eine Verfilmung — und sei sie noch so ernsthaft gemeint, wie die des Schimmelreiters in unseren Tagen —

nur zu vergröbern. Zu den Tiefen der nordischen Seele reicht nur des Dichters magisches Wort.

In seinen Novellen ist Storm ein reiner Erzähler und scheut sich nicht, dies oft dadurch noch deutlicher zu machen, daß er am Beginn einer Novelle einen Menschen als Erzählenden auftreten läßt. Auch in seiner Meisternovelle vom Schimmelreiter ist das so. Dadurch erreicht er, daß der Leser den Tonfall hört, in dem nun die Geschichte vorgetragen wird. Es ist nirgend eine tote Stelle, die nicht klänge — und der Erzählerton gestattet ruhig einen Umschweif oder gar einen mühsamen Umweg, ohne daß der Hörer unwillig würde oder nicht mehr Lust verspürte, mitzukommen. Es ist seltsamerweise fast gleichgültig, ob Storm in der Ichform oder in der Form der dritten Person erzählt.

Nun mag man dem, was man heute als „aufbauende Kunst" versteht und fordert, bei Storm entgegensetzen, daß seine Gestalten zumeist Eckensteher und Eigenbrötler seien und zumeist auch in ihrem Werk und Leben scheitern oder resignieren. Nun hat einmal der „freudige Auftrieb" eine gefährliche Ähnlichkeit mit dem amerikanischen „Happy end", zum andern — Hand aufs Herz! — ist doch alles menschliche Leben des einzelnen wie auch der Völker tragischen Charakters. Wir brauchen nur ein weniges in der Geschichte der Großen und in der Geschichte der Völker zu lesen. Storm rühmte sich, ein klarer Mann des Verstandes zu sein. Er haßte alles Dogmatische. Aber sein nordisches Blut war mächtiger als er, und seine Schwere und seine Übersinnlichkeit, sein metaphysisches Gefühl, flossen in hundert Adern und Äderchen über sein Werk aus.

Und unsere Jugend, der doch Fröhlichkeit Natur ist?

Nur für sie schrieb Theodor Storm niemals. Von ihm stammt jenes Paradoxon: Willst du für die Jugend schreiben, so darfst du nicht für die Jugend schreiben. Aber gibt es Köstlicheres als die Novellen von Bötjer Basch und von Pole Poppenspäler und von der Regentrude? Und weißt du schönere Märchen trotz des dänischen Andersen als die Märchen vom Hinzelmeier und vom Kleinen Häwelmann?

Anſelm Feuerbach

1829—1880

Von

Kurt Martin

Der einzige Weg für uns, groß, ja wenn möglich unnachahmlich zu werden, iſt die Nachahmung der Alten." Mit dieſen Worten hatte Winckelmann ſeiner Zeit die Richtung gewieſen. Geßner erklärte dieſen Satz genauer, indem er den Maler auf das Vorbild der antiken Skulptur hinwies, von der allein die eigentlichen Begriffe vom Schönen erlangt werden könnten und zu lernen ſei, „was man der Natur leihen muß, um der Nachahmung Anſtand und Würde zu geben". Für die deutſche Kunſt dachte Asmus Carſtens den Gedanken Winckelmanns zu Ende: Das Intereſſe an der Welt bekundet ſich nicht mehr in der farbigen und maleriſchen Erfaſſung, ſondern in der feſten Geſtalt, die der umreißende Kontur als klarſte Form verbürgt. Noch Cornelius ſchrieb: „Der Pinſel iſt der Verderb der Kunſt geworden" und unterſtrich damit die Verachtung, die die Nazarener allem Maleriſchen entgegenbrachten. Es liegt mit an dieſer vollſtändigen Verneinung einer großen, über Jahrhunderte reichenden Überlieferung, daß die Künſtler ſpäterer Generationen, als ſie nach maleriſchem Ausdruck verlangten, in Deutſchland nichts mehr fanden, weder die Möglichkeit tieferer Ausbildung noch den Boden fruchtbarer Wirkung. Feuerbach und Böcklin, Marées und Hildebrandt mußten nach Paris und Rom, um das wieder zu ſuchen und aufzunehmen, was die Väter preisgegeben hatten.

Der zeichneriſch-lineare Stil, mit dem die deutſche Kunſt des neunzehnten Jahrhunderts einſetzt, drängte zu einer Betonung des Thematiſchen: man will bedeutende Inhalte und wünſcht ſie bedeutungsvoll darzuſtellen. Neben die religiöſen Geſchichten treten Dichtung und Sage und ſchließlich die große Hiſtorie eigener Vergangenheit. Aus Homer, Dante, Arioſt, aus dem Sagenkreis um Karl den Großen, aus dem Nibelungenlied und aus mittelalterlicher Geſchichte ſind die Vorwürfe entnommen. Je wörtlicher ſie verſtanden und erlebt werden, deſto illuſtrativer wird dieſe Kunſt. Der Sinn für die Folge innerhalb einer Dichtung, für den Zuſammenhang eines geſchichtlichen Vorganges führte vom einzelnen Bild weiter zur Reihe, im Buch als Illuſtration in der neubelebten Technik des Holzſchnittes, im Raum als zykliſche Monumentalmalerei in der wiederentdeckten Technik des Freskos. Das Bildungserlebnis und der literariſche Ballaſt, an denen das neunzehnte Jahrhundert ſo ſchwer zu tragen hatte, ſind der deutſchen Kunſt damals aufgeladen worden.

Mit dieſer Situation hatte ſich die Generation Feuerbachs auseinanderzuſetzen. Cornelius, zu dem die Zeitgenoſſen in Verehrung aufblickten, baute ſeine aus

verstandesmäßiger, nicht aus sinnlicher Anschauung geborene Kunst auf wie ein philosophisches System. Er übertrug die „schwere Kunst des Denkens, worin der Deutsche anderen Völkern vorangeht, in die Sprache der Malerei". Das Schöne ist ihm eine Erscheinung der Idee, die von allen Schlacken gesäubert als reine geistige Vorstellung gestaltet werden muß. Der junge Feuerbach lehnte das ab: „Wie fuhr ich vor den Fresken des Cornelius zurück! Ist das Cornelius, der große Cornelius? . . . man entdeckt immer mehr mangelhafte Stellen der Zeichnung, grobe Zeichnungsfehler . . . von Colorit keine Spur."

Mit Rethel erreicht die deutsche Historienmalerei ihren Höhepunkt; nicht mehr die Illustration eines Vorganges, sondern — tiefer gegriffen — der Widerschein geschichtlicher Wahrheit glänzt in diesen Bildern, in denen Vergangenes bis zur Wucht des Gegenwärtigen erhoben wird. An Rethel hatte sich Feuerbach in seiner Düsseldorfer Zeit persönlich angeschlossen. Zur Historie jedoch, die seine Mitschüler und Lehrer mit trockenen und matten Kompositionen quälte, fand er keine Verbindung.

Neben der Historie und als ihre Ergänzung steht in der Entwicklung der deutschen Kunst die Malerei der heroischen Landschaft, in welcher nach einem Worte Goethes „ein Menschengeschlecht zu hausen scheint, von wenigen Bedürfnissen und von großen Gesinnungen". Joseph Anton Koch wollte nicht die Natur als solche, sondern eine dichterisch erhabene Natur als Idee glücklicher und ungebrochener Vorzeit. War diese Landschaft fern der Naturnachahmung nur mythologisch gesehen, so wurde sie bei Rottmann zum Abbild einer geschichtlich oder sonst bedeutsamen Örtlichkeit. Auch bei Friedrich Preller d. Ä. bleibt die Landschaft Hauptsache; die Gestalten der Odyssee, mit denen er sie bevölkert, werden nicht zum Erlebnis. Prellers Odysseebilder sind für das Museum in Weimar gemalt worden; das ist bezeichnend: es enthüllt den musealen Charakter dieser Kunst.

Aus solchen Voraussetzungen entstand die Kunst Feuerbachs und seiner Zeitgenossen. Mit Piloty geht die Entwicklung zu Ende. Die große Historienmalerei ist überwunden, der geschichtliche Stoff wird in die Sphäre des Theatralischen übertragen, der Regisseur drängt den Effekt vor das Geschehen, der dankbare Augenblick des Schauspielers bestimmt den Inhalt des Bildes. Feuerbach, Böcklin und Marées führen weiter und zu neuen Zielen. Nicht mehr der besondere historische Vorgang ist als Bildvorwurf wichtig: das Geschichtliche wird zum menschheitlichen Thema gesteigert. Nicht mehr auf das Illustrative, das Einzelne kommt es an: jetzt spricht man von erhöhtem Dasein, das allein der Natur und dem Menschen Bedeutung geben kann und im Kunstwerk zur nachdrücklichen Existenz geformt werden möchte. Kunst ist wieder Gestaltfindung für etwas, was vorher in dieser Intensität noch keine Gestalt hatte, und Kunst hat wieder die Möglichkeit, die Vorstellung vom Menschlichen in neue und ungeahnte Bezirke zu erweitern. Eine Zeit, der es ein wesentliches Problem ist, den Helden gegen seine Umwelt abzuwägen, denkt und erlebt von innen heraus aktiv und monumental.



Anſelm Feuerbach: Iphigenie
Gemälde, 1871. Stuttgart, Staatsgalerie



Anſelm Feuerbach: Medea zur Flucht gerüſtet
Unvollendetes Gemälde, 1867. Berlin, National-Galerie

Sie sucht den großen Stil, von dem Nietzsche gesagt hat, er sei ein Sinn für Weniges und Langes und die Verachtung der kleinen und kurzen Schönheit.

Die Familie Feuerbach stammt aus einem hessischen Dorf. Außergewöhnlich begabt, war sie zugleich reizbar und krankhaft ehrgeizig: der Name erscheint wie eine Anspielung auf charakterliche Eigenschaften, denen alle seine Träger mehr oder weniger unterworfen waren. Der erste, dessen künstlerische Begabung bezeugt ist, und zugleich der erste mit dem Namen Anselm, ist Advokat in Frankfurt am Main. Sein Sohn, der Großvater des Malers, Ritter Anselm von Feuerbach, bayrischer Staatsrat und Präsident des Appellationsgerichtes in Ansbach, hat durch seine gesetzgeberische Tätigkeit die Entwicklung des neueren Rechtes in Deutschland entscheidend mitbestimmt. Dieser seltene Mann, der zugleich einer der bedeutendsten Kriminalisten und ein leidenschaftlicher Gegner Napoleons gewesen ist, war der erste, der den Namen Feuerbach zu Ruhm und Ansehen erhob. Von unbeugsamem Willen, im Kampf mit seiner bis zur Unbeherrschtheit aufflammenden Leidenschaft, bei aller geistigen Höhe infolgedessen unausgeglichen und empfindlich in seinem Geltungsbedürfnis, bekennt er sich zu dem Dämon, dem alle Feuerbachs auf Kosten ihres Glückes gehorchen müssen. „Ehrgeiz und Ruhmbegierde machen einen hervorstechenden Zug in meinem Charakter aus. Von Welt und Nachwelt gepriesen zu werden, dünkt mich das größte Erdenglück. Oft wünsche ich Gelegenheit zu haben, mein Leben im Vollbringen großer Taten qualvollen Martern hinzugeben, um nur in den Jahrbüchern der Menschheit als großer Mann zu glänzen . . ."

In den fünf Söhnen wirken diese Eigenschaften gedämpfter; wie oft in alten Familien wächst die Begabung auf erschöpftem Boden. Der Orientalist Friedrich Feuerbach lebte in vollkommener Zurückgezogenheit und predigte nach seiner eigenen Äußerung, was sein berühmterer Bruder, der Philosoph Ludwig Andreas Feuerbach, lehrte. Materialistischer und radikaler Denker, hatte der ehemalige Student der Theologie seine Aufgabe darin gesehen, „die Verwandlung und Auflösung der Theologie in die Anthropologie" zu fördern und unter dem Einfluß eines anbrechenden naturwissenschaftlich-technischen Zeitalters den Kampf der Vernunft gegen die Theologie, des Wissens gegen den Glauben zu führen. Von Eduard Feuerbach wird eine Arbeit über das salische Recht anerkannt. Er wirkte als Professor der Rechte an der Universität in Erlangen, wo auch sein Bruder Karl tätig war. Die immer wieder betonte Genialität dieses Mathematikers schlug früh in Wahnsinn um, dem er nach wiederholten Selbstmordversuchen in jungen Jahren erlag.

Der Vater des Malers und der älteste der Brüder, der nach der Familienüberlieferung den Namen Anselm erhielt, hatte die künstlerischen Anlagen des Großvaters geerbt. Früh traten bei dem selbstquälerischen Menschen bedenkliche Überschwenglichkeiten auf, die ihn in religiösen Mystizismus und tiefe Schwermut, fast an die Grenze geistiger Umnachtung führten. Gemütskrank nennt

ihn der Sohn, und vor die nachgelassenen Schriften hat seine zweite Gemahlin das bezeichnende Motto gesetzt: Des Menschen Schicksal ist sein Gemüt. Vom Studium der Theologie wendet er sich der Archäologie zu. Der Kampf um das Dasein zwingt ihn, sich mit einer bescheidenen Anstellung als Gymnasiallehrer in Speyer zu begnügen. Hier gründet er mit Amalie Keerl aus Ansbach seinen Hausstand, dessen Glück sich durch die immer wiederkehrenden Anfälle von Schwermut verdüstert. 1827 wurde eine Tochter geboren, am 12. September 1829 erblickte Anselm Feuerbach das Licht der Welt. Ein halbes Jahr später starb die Mutter an Schwindsucht. Die Reizbarkeit, der Ehrgeiz, die Neigung, gekränkt zu sein, die Verstimmbarkeit der Seele, aber auch die Feinfühligkeit und der aristokratische Sinn für das Gehobene haben sich aus dem väterlichen Geschlecht auf den Sohn übertragen.

Die Kinder werden in Ansbach erzogen, während der Vater in Speyer seinem Beruf nachgeht. 1834 heiratet er zum zweiten Male. „Grenzenloses Mitleid mit dem kläglichen Anblick eines unpraktischen Mannes und zweier Waisen mag unsere zweite Mutter zu diesem gesegneten Schritt veranlaßt haben." Henriette Heydenreich, die sich den Namen einer Mutter auf das herrlichste verdiente, ist die einzige Stütze im Leben des Vaters und des Sohnes, den sie bis zu seinem Tode in allen Kämpfen und Entwicklungen in wunderbarem Glauben an seine künstlerische Berufung und mit einzigartiger menschlicher Treue begleitet. Ihr mütterliches Werk krönte sie durch die Veröffentlichung des „Vermächtnisses", das 1882 in der ersten, 1885 in der zweiten, maßgeblichen Ausgabe erschien und für den Sieg des verkannten Künstlers kämpfen sollte. Es liegt ein Ton merkwürdiger Verwahrung über diesem Buch, mit dem ein Mensch sich gegen die Mit- und Nachwelt zu sichern sucht. Vorhandene Aufzeichnungen sind durch Briefstellen und vielleicht auch durch Erinnerungen der Mutter ergänzt worden; Sätze und Fragmente, die aus anderen Veranlassungen und Stimmungen entstanden, wirken im nachträglich geschaffenen Zusammenhang dieser Selbstbiographie nicht mehr ganz in ihrem ursprünglichen Sinn. Dennoch ist das „Vermächtnis" durch die Unmittelbarkeit, mit der Feuerbach zu uns spricht, durch das tragische Geschick, das uns nahegebracht wird, und nicht zuletzt durch seine literarische Bedeutung weit über die eigentliche Absicht der Veröffentlichung hinausgewachsen.

Seit 1836 spielte sich Feuerbachs Jugend in Freiburg ab, wo sein Vater eine Professur an der Universität erhalten hatte. Die ersten bleibenden künstlerischen Eindrücke erhielt der siebenjährige Knabe während einer schweren Erkrankung, als er an Hand der Flaxmannschen Illustrationen die Odyssee kennen lernte. Es war ihm in der Folgezeit natürlich, „sowohl mit der rechten als mit der linken Hand alle irgend habhaften, weißen, grauen, blauen oder gelben Papierstücke mit Kreide oder Kohle anzufüllen ... Ich hatte den Kopf voller Bilder, warum sollte ich sie nicht festhalten, so gut es anging?" Mit zwölf Jahren zeichnet er einen lebensgroßen, schlafenden Barbarossa und empfindet zum erstenmal bewußt das Glücks-

gefühl, mit dem künstlerische Arbeit verbunden sein kann. Der Drang nach Äußerung hält an, so daß man sich entschließt, an die Größen der Düsseldorfer Akademie Zeichnungsproben zu schicken, um sich durch berufenes Urteil Klarheit über den Grad der Begabung zu verschaffen. Lessing antwortete: „Der junge Mensch sollte sein Gymnasium absolvieren und dann weiter sehen." Schadow aber schrieb: „Der junge Feuerbach könne nichts anderes werden als Maler und möge sogleich kommen."

Der Sechzehnjährige bezieht 1845 für zwei Jahre die Düsseldorfer Akademie. Er arbeitet bei Schadow, bei Lessing und schließlich bei Carl Sohn. Rückblickend bucht er diese Zeit als Verlust, gewiß ohne zu bedenken, daß der Lernende der Unterweisung bedarf und die handwerkliche Grundlage der Kunst gelegt sein muß. Mit dem Recht der Jugend, über sich selbst einen Schritt hinauszugehen, wählt er sich große Vorwürfe und ist bedrückt, daß die Vollendung nicht gelingt. „Ich habe zwar nicht geträumt davon, sondern es lebt in meiner Idee beständig fort, ein ausgeführtes Bild; ich sehe es vor Augen, sehe die Figuren sich bewegen, deutlich, ich könnte es kopieren und kann es doch nicht." Aus der Unzufriedenheit mit sich selbst entsteht die frühreife Einsicht, „daß ein Maler fest in den Bügeln sitzen muß, sonst hält er das gewaltige Turnier der Kunst nicht aus ... Es ist ein beständiges Wogen, Momente der tiefsten Demut, aber auch Momente des Gefühls der Kraft ... Ich werde wohl nie ganz das erreichen, nach was ich strebe, immer werde ich unvollkommen bleiben".

Unter den Arbeiten dieser Zeit fallen zahlreiche Selbstbildnisse auf; sie sind ein Hinweis, wie sehr der Künstler mit sich selbst beschäftigt, wie sehr er von sich selbst erfüllt war. Andere Bilder, vor allem ein flötenblasender Faun in der Karlsruher Kunsthalle, zeigen deutlicher das in Düsseldorf Erreichte. Vorwurf und Auffassung sind eigenes Erlebnis, die Ausführung bleibt befangen, die Farbe wirkt schwer, als hafte sie den Dingen körperlich an. Dennoch ist das Bild nicht koloriert, sondern koloristisch empfunden.

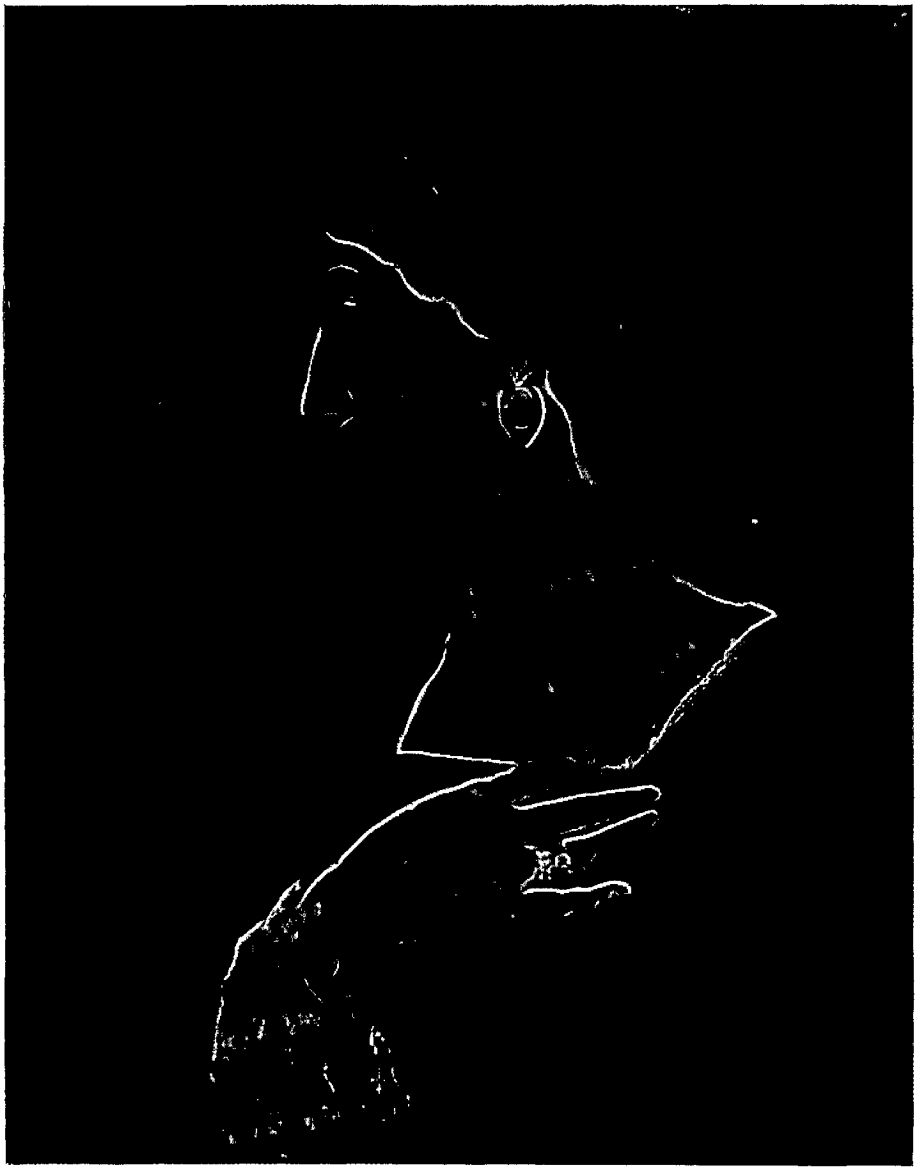
Als Düsseldorf nichts mehr zu bieten hatte, ging Feuerbach 1848 nach München. Zum erstenmal begegnet ihm große Kunst in originalen Werken. Rubens ist ihm alles; er beginnt, den Simson in der Alten Pinakothek zu kopieren. Dabei lernt er, wie leicht man sich ans Äußerliche des Genies hängt und sich dabei unmerklich immer mehr von der Natur und sich selbst entfernt. „Manche können den Rubens ihr ganzes Leben nicht verdauen; ich habe ihn mit achtzehn Jahren verstanden, und im neunzehnten bin ich wieder Ich geworden." Die Düsseldorfer Erfahrungen haben ihn skeptisch gegen die Akademie gemacht. Die Technik, die man dort beherrscht, möchte er sich wohl aneignen, doch die Bilder lassen ihn gleichgültig. Er fühlt: „Jene sind Maler und du bist Künstler." Ein erstes Bild wird ausgestellt und führt zum ersten Mißerfolg in der Öffentlichkeit. Karl Rahl ist der einzige, der ihn in dieser künstlerischen Vereinsamung verteidigt und den Lernenden stützt. „Er zeigt mir mit einer Aufrichtigkeit seine Kunstgriffe, daß ich deutlich sehe, er will mich zu

seiner Ehre erziehen, wie die alten Meister." Doch auch dieses Verhältnis zum Lehrer erschöpft sich in der Erkenntnis, daß Rahl in Paris als Künstler nur eine Nebenrolle spielen würde.

Das nächste Ziel war Antwerpen. Feuerbach findet dort „ein reges, praktisches Streben nach der Natur, entfernt von aller Schwindelei". Er lernt, „wie viel Handwerker der Künstler sein muß, und daß dann, nach vorhandenem Meisterbrief, erst der Geist kommt, der ihn vor den anderen auszeichnet und adelt". Ein nüchternes, gewissenhaftes Studium setzt ein; bewußt wird jeder falschen Selbständigkeit entsagt. Eine gut gemalte Hand ist ihm mehr wert geworden als alle seine „verfrühten Expektorationen einer unreifen Phantasie". „Oft habe ich Sehnsucht nach einem höheren, idealischeren Kunsttreiben; oft ist es mir hier gar zu eng und gemein, aber dann denke ich immer an mein früheres ungestümes Wünschen, und schnell ist die nötige Ruhe bei der Hand." Neben dem Gewinn im Technischen ist diese Bändigung das entscheidende Ergebnis des Antwerpener Aufenthaltes.

Antwerpen war die richtige Vorbereitung für Paris, wo Feuerbach fast drei Jahre (1851—1854) blieb und Not und Hunger kennenlernen mußte. Es war eine Zeit steter Anregung, der er sich voll und ganz hingab. „Ich will die französische Kunst aus dem Fundament kennenlernen und dann ganz in mich zurückkehren." Er weiß jetzt mit wenigen, aber transparenten Farben zu malen und arbeitet an dem „ersten Kunstwerk seines Lebens", Hafis vor der Schenke (Kunsthalle Mannheim), das zugleich sein erstes Hauptwerk werden sollte. Immer unzufrieden, ist er oft der Verzweiflung nahe, aber er ruht nicht. Während er früher in diesem Stadium seiner Bilder abspringt, weil er nicht mehr weiter fühlt, möchte er jetzt lieber vergehen, als dieses Bild nicht mit aller Inbrunst zu vollenden. Alles Bisherige ist zur bloßen „Talent- oder Geistessache" geworden, hier endlich „ist der erste Abguß der Natur", hier „wird ein Stück Leben herauswachsen". Das Bild wandert durch die deutschen und österreichischen Ausstellungen und wird abgelehnt. Die Sicherheit, mit der sich der dünne transparente Farbauftrag gelegentlich zum Pastosen steigert, wird als „genial sein sollende Nachahmung der französischen Spachtelmalerei" abgetan.

Inzwischen war der Vater gestorben. Mutter und Schwester siedelten nach Heidelberg über, wo Feuerbach während seiner vorübergehenden Aufenthalte versucht, für billiges Geld Bildnisaufträge zu erhalten. In Heidelberg sieht ihn Gottfried Keller, der bekennt, nie in seinem Leben einen schöneren Jüngling getroffen zu haben. Er zweifelt allerdings, daß bei der grenzenlosen Eitelkeit etwas aus ihm werden möchte. — Wieder in Paris, tritt Feuerbach in das Atelier von Couture ein, der sich mit seinem Werk „Les Romains de la décadence" (Louvre) einen Namen gemacht hatte und ein vorzüglicher Lehrer gewesen sein muß. Er „behandelt meine Mängel mit medizinischer Genauigkeit ... seine Leitung ist wirklich ganz frappant und reell". „Ich fühle, daß ich von Tag zu Tag Fort-



Anſelm Feuerbach: Nana
Gemälde, 1861. Karlsruhe, Kunſthalle

schritte mache." Ein neues Thema wird aufgegriffen, der Tod des Aretin. Das Bild kann erst später vollendet werden, da große wirtschaftliche Not und ein Erlebnis, in dem er sich zu verlieren drohte, Feuerbach zur Flucht aus Paris zwangen.

In Karlsruhe sollte eine neue Existenz aufgebaut werden. Statt dessen begann hier die „lange Kette von Dummheit, Schwatzhaftigkeit und Unterdrückungssucht, die mir von meiner Heimat blühte." Das Hafisbild war schon früher von der Ausstellung im Kunstverein ausgeschlossen worden. Der Ankauf des fertigen „Tod des Aretin" wurde abgelehnt. Seinen Hafis wollte er mit dem Hauptwerk dieser Zeit, einer Versuchung des Heiligen Antonius, in Paris ausstellen. Die Karlsruher Jury, die über die Zulassung zu entscheiden hatte, nahm Anstoß an einer halbnackten Frauengestalt und sprach die Zurückweisung aus. „Ich möchte mich darüber wegsetzen mit aller Kraft, aber das nagt an mir, ich kann nichts essen, alles quillt im Munde, das war der Rest." In einem Anfall von Verzweiflung wird das Bild vollständig zerstört. Neben allen diesen Kränkungen hatte Feuerbach jedoch das Glück, daß sich der Regent für ihn interessierte. Er erhält den Auftrag für acht Supraporten im Karlsruher Schloß, ein Bild „Mädchen mit Blumen" wird für die fürstliche Privatgalerie erworben, und schließlich gewährt man ihm ein Stipendium für Italien.

Zusammen mit Viktor von Scheffel geht die Reise im Mai 1855 nach Venedig: Feuerbach betritt zum erstenmal Italien, das sein Schicksal werden sollte. Die seelische Verstimmung weicht einer „inneren Freude, die die Brust zu zersprengen droht". „Ich bin da, wo ich sein muß." Der Ernst und der Glanz des venezianischen Kolorits werden ebenso bestimmend wie das Gewicht und die Haltung der klassischen Komposition. Feuerbach studiert sie an der Quelle, bei Tizian, dessen „Assunta" er auftragsgemäß für Karlsruhe kopiert. Die gute Aufnahme des Bildes ermutigt den Künstler zu einem weiteren Werk, der „Poesie", die er als Zeichen der Dankbarkeit seinem Landesfürsten zur Verlobung widmet. Die gute Absicht wird als Aufdringlichkeit aufgefaßt, das Bild, in dem der Künstler Italien verkörpert hatte, wie es vor seiner Seele stand, wanderte auf den Speicher des Karlsruher Schlosses. Die Bitte um Fortsetzung des Stipendiums wurde abgelehnt: Feuerbach stand vor dem Nichts und zugleich in der größten Entscheidung seines Lebens. Er entschließt sich, in Italien zu bleiben und nach Rom zu gehen.

In Parma wirken die Fresken Correggios auf ihn wie „sichtbare Musik"; in Bologna steht Feuerbach wie einst sein Vater vor Raffaels Heiliger Caecilie; in der Tribuna von Florenz überkommt ihn eine Empfindung, die er selbst mit biblischer Offenbarung vergleicht. Die Vergangenheit war ausgelöscht, er erkennt, daß der Deutsche allzu leicht mit dem Verstande arbeitet und die Natur nur benützt, um seine Gedanken auszudrücken. Der umgekehrte Weg erscheint ihm richtig, „der Weg der vollkommenen Wahrheit", die von der Natur ausgeht. Indem der Künstler „an ihr schafft und bildet, vollzieht sich das Wunder, das wir

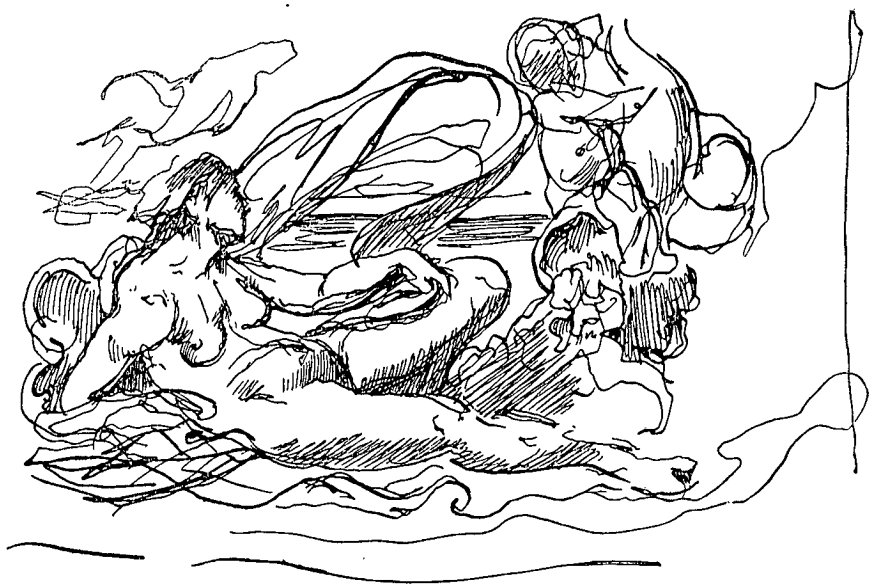
Kunstwerk nennen. Das Ideal wird zur Wirklichkeit und die Wirklichkeit zur idealen Poesie."

In Rom wird diese Gewißheit Gestalt, denn diese Stadt „weist einem jeden die Stelle an, für die er berufen ist." Hier begegnet er Böcklin, vor dessen Werken er voller Bestürzung bekennt: „Ich muß von vorne anfangen." In dem Kupferstecher Julius Allgeyer findet er den selbstlosen Freund, der ihm später mit einer großen biographischen Veröffentlichung das würdigste Denkmal setzen sollte. Zwei Frauen treten in den Kreis des Menschen und Künstlers: Nana Risi und Lucia Brunacci, deren hoheitsvolle Erscheinung mit der Kunst Feuerbachs untrennbar verbunden ist.

In den sechzehn Jahren des römischen Aufenthaltes entsteht die Reihe der Hauptwerke. „Dante mit den edlen Frauen" (1858, Karlsruhe, Kunsthalle) ist das erste Zeugnis der großen Form, einfach in der Komposition, die den Menschen und die Natur ins Bedeutende hebt, erfüllt von einer tonigen Farbigkeit, die die Kenntnis der venezianischen Meister voraussetzt. Die Stimmung ist bei aller Bestimmtheit zart, musikalisch, erlesen, eine etwas elegische, edle Einfachheit, die für Feuerbachs Wesen typisch und für die Anerkennung seiner Kunst bezeichnend ist. Die bildmäßige Geschlossenheit und Beruhigung wird in den zahlreichen Bildnissen der Nana (1861, Karlsruhe, Kunsthalle; 1861, Stuttgart, Gemäldegalerie usw.) zu einer Auffassung gesteigert, die den Menschen in einem höheren Sinn sieht und die Geliebte durch den Adel innerer Anschauung verklärt.

Es folgen die großen Themen: Iphigenie, Medea, das Gastmahl des Plato. Meistens entstehen mehrere Fassungen desselben Bildgedankens, begründet in dem Wunsch, den Gegenstand inhaltlich und formal erschöpfend zu behandeln. Nicht zufällig gestalten sich immer wieder Stoffe, die Einsamkeit und Verlassenheit in mythischer Größe umfassen. Nicht unabsichtlich blicken diese Frauen in eine Ferne, die der Sehnsucht vorbehalten ist.

Die ständige Arbeit an gleichen und verwandten Stoffen führte zu immer eindringlicheren Lösungen. Iphigenie tritt in der ersten Fassung des Themas aus dem Walde und hält beim Anblick des Meeres im Schreiten inne. Dann findet Feuerbach, daß die Sehnsucht in einer sitzenden Gestalt wesentlicher zum Ausdruck kommt (1862, Darmstadt, Museum). In einem letzten Bilde (1871, Stuttgart, Gemäldegalerie) schließlich wird der Gedanke nochmals verdichtet. Der hochgenommene Horizont ist für die Stimmung entscheidend geworden. Übertragen auf die mehrfigurige Komposition wiederholt sich dieser Vorgang bei der Darstellung der Medea (1867, Berlin, Nationalgalerie; 1870, München, Neue Pinakothek). Aus den Gegensätzen: Land und Meer, Bleiben und Gehen baut sich das Bild auf mit der einzeln ragenden Gestalt der Medea und der Gruppe der Männer, die das Boot durch die Brandung stoßen, so daß der Schmerz der Verlassenen sinnbildlich wird. Die Farbe fügt sich ein, sie wird kühl und silbrig und unterstützt mit ihrer Zurückhaltung die erstrebte monumentale Wirkung. Zum



Venus im Muſchelwagen. Skizze zum Deckengemälde in der Akademie der Künſte, Wien. Federzeichnung von Anſelm Feuerbach

Monumentalen fühlt ſich Feuerbach trotz der Ungunſt der Verhältniſſe immer mehr gedrängt. Das Gaſtmahl des Plato entſteht (1869, Karlsruhe, Kunſthalle; 1873, Berlin, Nationalgalerie), ein Bild, das ihm ins innerſte Leben gegriffen hat. Er lehnt eine verkleinerte Ausführung ab, die Graf Schack als bezahlten Auftrag abnehmen will. „Das Bild war groß empfunden und gedacht; es mußte groß ins Leben treten." Faſt gleichzeitig beſchäftigt ihn die „Amazonenſchlacht" (1869, Berlin, Nationalgalerie), die in der endgültigen Form 1873 vollendet und nach dem Tode des Künſtlers von der Mutter der Stadt Nürnberg geſchenkt wurde. Als weitere weſentliche Bilder entſtanden in dieſer Zeit ſind: Madonna 1860, Dresden; Pietà 1863, Paolo und Francesca 1864, Familienbild 1866, alle München; Ricordo di Tivoli 1867, Berlin; Orpheus und Eurydike 1869, Wien; Urteil des Paris 1870, Hamburg.

Obwohl Feuerbachs Werke immer wieder in Deutſchland ausgeſtellt wurden, blieb ſowohl der wirtſchaftliche als auch der künſtleriſche Erfolg aus, den er ehrgeizig wünſchte. Trotz aller Intenſität und Schaffenskraft nervös und differenziert, als Charakter zu vornehm, leidet Feuerbach unter dem Gefühl, ausgeſtoßen zu ſein und ohne Anerkennung leben zu müſſen. Über die finanziellen Nöte helfen Aufträge, die Graf Schack erteilt, freilich nicht ohne den gelegentlichen Verſuch, in die Geſtaltung einzugreifen.

Im Sommer 1873 übernimmt Feuerbach die Profeſſur für Hiſtorienmalerei an der Wiener Akademie, allein die Stadt Makarts hatte für ſeine Kunſt kein Verſtändnis. „Ich ſetzte mich nicht zu Tiſch ohne Spott – und Hohnkritiken, ohne

Karikaturen neben meinem Kouvert zu finden, und ich legte mich nicht zu Bette, ohne von den Dachtraufen meine Niederlagen erzählen zu hören." Die beispiellose Ablehnung und der Hohn der Gegner hielten an und steigerten die Reizbarkeit des allzu leicht Verletzbaren. Auch künstlerisch war diese Zeit weniger reich. Der große Auftrag für die Deckengemälde der Aula in der Akademie, den er nicht mehr vollenden sollte, war von zahlreichen Schwierigkeiten, von unerfreulichen Verhandlungen, von jahrelangem Kampf und Ärger begleitet, die die Schaffenskraft lähmten.

Eine schwere Lungenentzündung wurde zum Anlaß, die unfreundliche Stadt zu verlassen. Feuerbach suchte Heilung in Heidelberg und übersiedelte 1876 mit seiner Mutter nach Nürnberg, an das sich manche Jugenderinnerung knüpfte. Die Zeit der Genesung wurde zur Niederschrift biographischer Notizen benützt, aus denen später unter der ordnenden Hand der Mutter das „Vermächtnis" entstand. Die Nürnberger Handelskammer erteilte einen monumentalen Auftrag für die Ausschmückung ihres Saales im neuen Justizpalast. Das Thema „Kaiser Ludwig erteilt Nürnberger Bürgern Privilegien" war vorgeschrieben.

Im Oktober 1876 mietet Feuerbach als beurlaubter Professor in Venedig ein Atelier, um den Nürnberger Auftrag und die Wiener Bilder auszuführen. Zugleich greift er einen neuen Bildgedanken auf, das „Konzert" (1879 Berlin Nationalgalerie), das ihm „wie die Verklärung einer Malerseele" erscheint. Es ist das letzte große Werk seines Geistes geworden. Daneben malt er eine Reihe von Selbstbildnissen — man möchte glauben, daß sie dem Bedürfnis nach Rechtfertigung und Bestätigung des eigenen Wertes entsprungen sind (1875, früher München, Neue Pinakothek; 1877, Karlsruhe, Kunsthalle; mehrere in Privatbesitz). Alle diese Werke überstrahlt der seelische Ausdruck und die einmalige künstlerische Größe, die sich in dem hoheitsvollen Bilde der Mutter offenbart (1877, Berlin, Nationalgalerie).

Anselm Feuerbach ist am 4. Januar 1880 in Venedig gestorben; er wurde in Nürnberg auf dem Johannisfriedhof nahe dem Grabe Albrecht Dürers beigesetzt. Die Nachlaßausstellung in Berlin brachte zu spät den ersten allgemeinen Erfolg, den der Künstler sein ganzes Leben ersehnt und erkämpft hatte. „Ich bin zu Großem berufen, das weiß ich wohl. Zur Ruhe werde ich erst im Tode kommen. Leiden werde ich immer haben, aber meine Werke werden ewig leben."

Gustav Freytag

1816—1895

Von

Ernst Moering

Die Zugehörigkeit Gustav Freytags zum konstituierenden Norddeutschen Reichstag ist nicht bemerkenswert: der Dichter hat nur einmal das Wort ergriffen und wurde, da sein Thema nicht auf der Tagesordnung stand, bald unterbrochen. Aber die Erfurter hegten den Wunsch, ihren berühmten Mann auch weiterhin nach Berlin abzuordnen, und diesem Wunsche verdanken wir einen wichtigen Brief Freytags an den Herzog von Koburg-Gotha: „Ich gehe zum nächsten Reichstag nicht nach Berlin ... für den Ehrgeiz bot sich Lockendes in Fülle, dem Strebenden erschien Großes erreichbar. Doch ich kehre in meinen Federtopf zurück wie Hans Dudeldee im Märchen. Denn ich habe für mein Volk eine andere Aufgabe zu erfüllen. Ich bin in einer Zeit, die in energischer, aber einseitiger Kraftentfaltung begriffen ist, einer der wenigen Bewahrer der idealen Habe unsres Volkes ... So ist meine Pflicht, dafür zu sorgen, daß das wirkliche Leben meines Volkes den Adel der Poesie nicht verliert. Der Kunst und ihrer Lehre gehört zunächst, was ich von Kräften etwa habe ... ich werde nicht Politiker von Profession ... Ich bleibe der bescheidene Hausfreund meines Volkes, ich bleibe bei der Poeterei, ich krieche in meinen Federtopf zurück."

Dieser schwere Verzicht auf „die große Wirklichkeit, die so schön und lockend vor mir lag, wie selten einem Menschen", hat sich gelohnt, er ist der bescheidene Hausfreund des deutschen Volkes geblieben: „Soll und Haben", das erste deutsche Buch, das der spätere Kaiser Friedrich und seine Gemahlin gemeinsam lasen, liest nun schon die fünfte Generation, „Die Journalisten" erobern sich allen Todeserklärungen entgegen, die sie als verstaubt bezeichnen, immer wieder die Bühne. Die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" sollen erst noch das deutsche Volksbuch werden, das die Nation über ihre Vergangenheit unterrichtet und für die Zukunft begeistert. Auch wird die Zeit kommen, da der junge Journalist die Aufsätze in den „Grenzboten" studieren wird. Er selbst aber, der Dichter, Publizist und Gelehrte, ist eine der besten Erscheinungen des deutschen Bürgertums: somit gewiß zeitlich begrenzt, nicht immer in neuer Weise wirksam wie die großen Genien der Nation, die sich, scheinbar erfaßt und erschöpft, überraschend neu offenbaren, aber ebenso gewiß auch beispielhaft für seine Zeit, die mit ihrem Können und Versagen in alle Zukunft fortwirkt.

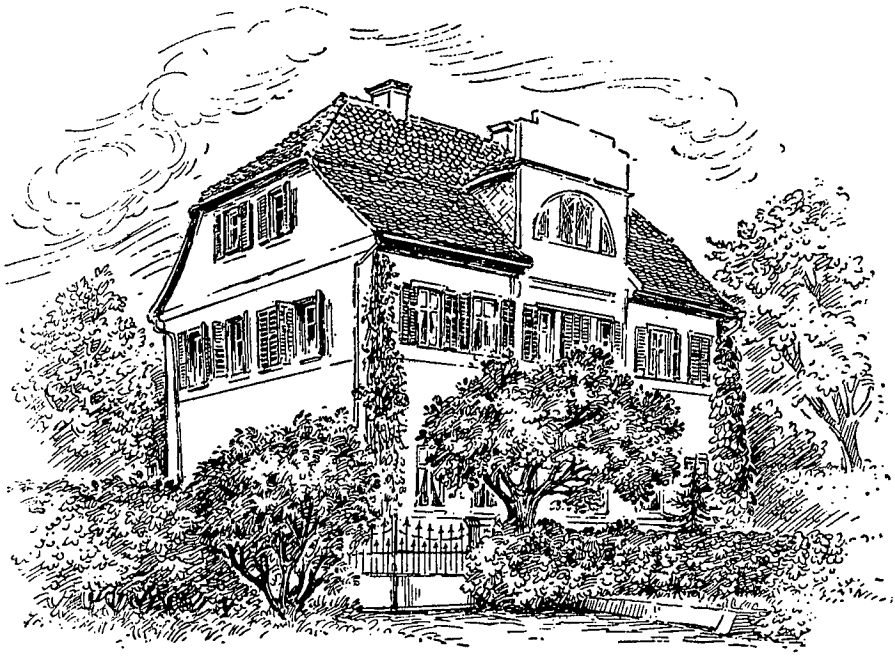
Gustav Freytag entstammt einem alten Bauerngeschlecht aus der Gegend von Kreuzburg in Oberschlesien. Sein ältester nachweisbarer Vorfahr ist 1578 geboren;

der Großvater war Pfarrherr von Konstadt, der Vater studierte Medizin, wurde aber nach Einführung der Steinschen Städteordnung von den Kreuzburgern zum Bürgermeister gewählt. Das sind glückliche Voraussetzungen für die Entfaltung eines begabten Jungen: gesunde Kraft aus altem Bauerntum; ein kleines, übersichtliches Gemeinwesen, das Bedeutung und Art öffentlicher Ordnung verstehen lehrt; der Vater der erste Mann der Stadt, was auch dem Sohn zeitig Pflichten auferlegt und frühes Selbstbewußtsein schenkt; durch Nachbarschaft polnischer Dörfer und Nähe der Landesgrenze ein klares Erfassen der Bedeutung der Nation; schließlich durch lebendig gebliebene Verehrung des einzigen Friedrich und unmittelbare Erinnerung an die Freiheitskriege ein Stolz auf Preußen und der unbeirrbare Glaube an seine Sendung.

Wir sind im Jahre 1816. Die christliche Botschaft gilt, aber sie ist erweicht durch eine milde, gefühlvolle Aufklärung. Der geistige Zuschnitt ist beschränkt: ob schon der Vater in Halle studiert hat und nach Lauchstädt gewandert ist zu den Aufführungen des Weimarer Theaters, dringen die Klassiker nicht bis ins Haus, und merkwürdig kühl spricht Gustav Freytag auch später von der großen Hoch-Zeit unseres Geisteslebens. Ihre Philosophie hat ihn gar nicht beeinflußt. Sein erster und entscheidender literarischer Eindruck ist Walter Scott, den er als Ölser Gymnasiast las. Er studiert zunächst klassische Sprachen, dann vor allem Germanistik und Geschichte in Breslau und Berlin; mit zweiundzwanzig Jahren gewinnt er die „akademische Handhabe vor dem Namen". Schon das Jahr darauf (1839) ist er Privatdozent für Germanistik in Breslau.

Das geht sehr glatt und erstaunlich schnell. Aber nun kommt eine merkwürdig lange Zeit des Suchens und Versuchens; wer heute die frühen Veröffentlichungen liest, wird keine Leistung erhoffen. Der junge Gelehrte täte gut, sich in eine Arbeit zu vertiefen; er nimmt sich auch ein für einen Anfänger viel zu umfassendes Thema vor, aber er erforscht wenig, nichts bringt er zum Abschluß. Dafür stürzt er sich in das gesellige Leben, nimmt teil an literarischen Zirkeln, arrangiert Feste, macht für sie Verse, das Theater weiß ihn zu fangen. Dem persönlichen Eindruck, den der frische, liebenswürdige, kenntnisreiche Dozent machte, verdankte er wohl auch in jener Zeit seinen Ruf als Dichter: die Sammlung vom Jahre 1845 „In Breslau" ist so farblos wie der Titel, ja, sie ist überraschend dürftig, und die Freytagschen Verse stören durch eine auffallende Unmusikalität. Hoffmann von Fallersleben, mit dem zusammen er dozierte, hätte ihn fördern können: er findet zu ihm kein Verhältnis. Auch der Umstand, daß bei einem Preisausschreiben 1842 sein erstes Lustspiel „Die Brautfahrt" mit drei anderen angenommen und auf zwölf Theatern aufgeführt wird, beweist wie die folgenden Arbeiten „Valentine" und „Graf Waldemar" nur den Tiefstand der damaligen dramatischen Leistungen, nicht Freytags Talent.

Die lange Vorbereitungszeit bringt allerdings dauernden Gewinn. Durch Verkehr und Freundschaft mit bedeutenden Männern der Stadt — genannt sei



„Die gute Schmiede" in Siebleben bei Gotha

nur der Inhaber des stolzen Handelshauses Molinari, dem er dann in „Soll und Haben" ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat — gewinnt Gustav Freytag umfassende und tiefgründige Kenntnis der Welt und die politische Gesinnung, für die er sich bald einsetzen sollte.

Für die Universität ist wenig ruhmreich, dem Privatdozenten eine Vorlesung über deutsche Kulturgeschichte zu verweigern, mochte sie auch darauf verweisen, daß der Germanist sich auf seinem eigenen Gebiete noch nicht hervorgetan habe. Für Gustav Freytag wird der im Ärger ausgesprochene Verzicht auf die Venia legendi zum Glück. In Dresden, wohin er nach einem vorübergehenden Aufenthalt in Leipzig zum Studium des Theaters übersiedelt, erhält er in den Wirren von 1848 die ihm bestimmte Berufung: zusammen mit Julian Schmidt übernimmt er die „Grenzboten"; beide Herausgeber machen das Blatt zur führenden deutschen politischen Zeitschrift. Freytag kehrt nach Leipzig zurück, dem er bis ins Alter treu bleibt, wo er es aus Gesundheitsrücksichten mit Wiesbaden vertauschen muß. Für den Sommer erwirbt er ein Haus in Siebleben bei Gotha, „Die gute Schmiede" genannt, und kaum ist er in seinem Element als Publizist, da kommen aus der „guten Schmiede" auch die Dichtungen, durch die Gustav Freytag der „schlichte Hausfreund des deutschen Volkes" geworden ist.

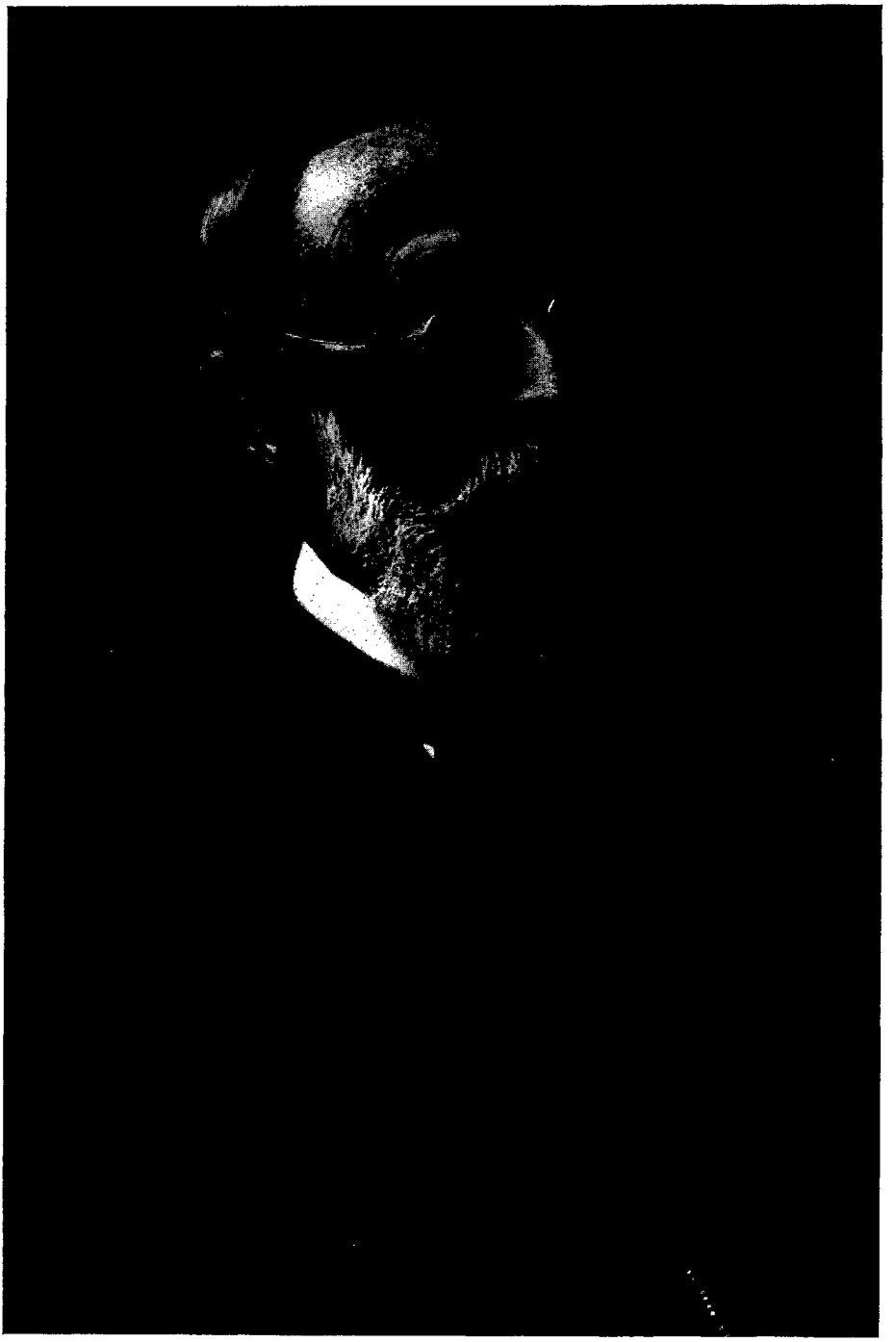
1852 erscheinen, in drei Sommermonaten niedergeschrieben, „Die Journalisten". Leider hat der Dichter die politischen Kämpfe der kleinen Stadt nicht, wie man behauptet hat, „in eine menschlich gemeingültige Höhe gehoben", er hat

sie eher noch verniedlicht. Darauf gründet sich das Urteil: veraltet. Aber die Personen, Bolz, Bellmaus, Schmock, Piepenbrink, sind so lebendig und echt, daß sie immer wieder zum Zuschauer sprechen werden. Der Verstand tadelt, denn er wird nicht genährt, aber das Gemüt wird ergriffen und läßt sich in seiner Sympathie nicht beirren, und es tut recht daran. Nicht der unmittelbare Eindruck entscheidet über Wert und Unwert eines Lustspiels, sondern Art und Dauer der Nachwirkung. Gustav Freytags Werk ruft auch heute noch eine wirkliche Heiterkeit hervor, die den Alltag froher macht und hebt, wie denn der Dichter überhaupt versteht, „seinen Lesern eine erhöhte Lust am Leben zu geben" (Treitschke). Hätte doch der Dichter sein Talent noch zu ähnlicher Leistung genötigt! Unter dem Eindruck von Mommsens „Römischer Geschichte" aber dichtet er „Die Fabier", von deren Wert der sonst gegen sich kritische Dichter eigensinnig überzeugt bleibt: der Mißerfolg dieser Arbeit verleidet ihm die Bühne.

Aber inzwischen, 1855, ist ihm das Werk vergönnt, das als ein rechtes deutsches Hausbuch die Zeiten überdauert hat: „Soll und Haben", der Roman, der das deutsche Volk da sucht, „wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit". Nicht viele Bücher können von allen Ständen gelesen werden und alle fördern. Nicht nur in Schlesien erbaut der Handarbeiter sich wahrhaft an dieser Geschichte, und der Intellektuelle, dem Anton Wohlfahrt ein zu braver Junge und Fink, der „wilde Mann", ein allzu herziger Teufelskerl ist, zeigt doch nur, daß ihn seine Bildung verbogen und verkümmert hat. Gewiß hat der deutsche Geist gewaltigere Werke geschaffen, aber eine volkstümliche Dichtung von gleichem Gehalt ist „Soll und Haben" kaum an die Seite zu setzen. Freytags „einfache" Gestalten tun uns wohl, und wer sie simpel nennt, begeht ein Unrecht. Freilich ist auch das Böse gezähmt, Veitel Itzig ist kein Shylock und selbst Hippus nicht ein Richard III., noch nicht einmal Franz Moor. Das ganze Personal des Romans ist keine vollkommene, aber eine ideale Gesellschaft, „jeder freut sich seiner Stelle, bietet dem Verächter Trutz", am wohligsten fühlt man sich unter den „Riesen", für Vater Sturm gibt's keine soziale Frage. Das Leben ist bewegt, aber harmonisch: der junge Rothsattel büßt sein leichtsinniges Wesen durch einen anständigen Tod, das unselige Ende der Verruchten dient den anderen als Antrieb zum Guten, und ihre schlimmsten Schurkereien werden auch verhindert. Doch was man sagen mag gegen das allzu besonnte Bild: die Weite seines Horizontes und die Tiefe seiner Perspektive geben dem Gemälde Bedeutung. Das deutsche Volk wird ja nicht nur bei seiner Arbeit gesucht, die Arbeit ist verflochten in das nationale Geschehen. Persönliche Tüchtigkeit oder schuldhaftes Versagen entscheiden zunächst über Gedeih oder Verderben, und die feierliche, ihres Themas würdige Betrachtung über den Hof, dem Generationen in Treue dienen und der Generationen erhält, den aber Gewinnsucht und Nachlässigkeit zerstören und der sich an den Frevelnden rächt, ist ein großer Appell an den sittlichen Willen. Aber revolutionäre und kriegerische Wirren gefährden auch den solidesten Kaufmann, die ruhige Bestellung des



Guſtav Freytag
Radierung von Karl Stauffer-Bern, 1887



Rudolf Virchow

Ackers wird gehindert durch den Gegensatz von Deutschen und Polen, die um das Land kämpfen: alle private Existenz wird bestimmt durch das Schicksal der Nation, und der positive Einsatz dient ihrer Erstarkung. Die Mitte der Gesellschaft bildet der Bürger; an seiner Stellung zu rütteln haben die Unteren keinen Anlaß, sie zu drücken die Oberen kein Recht: schon die zweite Generation betrachtet solche Gliederung historisch, aber die in sittlicher Verantwortung geordnete Gesellschaft wird heute nicht mehr verspottet, sondern zu verwirklichen gesucht. Und nachdem uns wieder das furchtbare Gewicht des Bösen aufgedeckt ist, können wir uns, ohne das Leben zu verharmlosen, an einer Darstellung freuen, die uns erinnert, daß unser Leben zum Gedeihen auch sehr einfache Tugenden braucht: Redlichkeit und Bescheidung.

Das Leben Gustav Freytags geht seinen Gang. Der gothaische Hofrat wird Geheimer Hofrat, schließlich noch gothaische Exzellenz, er wird Ritter des Pour le mérite, im staatlichen Auftrag wird er für die Nationalgalerie gemalt. Er ist, wie der Herzog schreibt, „der Lieblingsschriftsteller des deutschen Volkes", die erlauchte philosophische Fakultät von Berlin huldigt ihm zum goldenen Doktorjubiläum. Eine Erklärung gegen „die Narretei unserer Sprachreiniger" will Treitschke (1889) ohne Freytags Unterschrift gar nicht veröffentlicht sehen. Er ist für diese Zeit der dichterische Repräsentant der Nation. Und das ist gut. Er hat die deutsche Literatur bereichert, er hält sich offen genug, anzuerkennen, daß Sudermann dem Theater dankbare Rollen schenkt, er wittert Gerhart Hauptmanns Begabung.

In diese Zeit einer fürstlichen Geltung fallen „Die verlorene Handschrift" (1864) und die fleißige Reihe der „Ahnen" (1872—1880). In dem ersten Roman ist die Welt der Professoren treffend gezeichnet, die gelehrte Arbeit in ihrer Würde erfaßt, aber das Werk ist doch nur ein Beweis für die unbedingte Festigkeit der Freundschaft mit dem Herzog, sonst hätte er ihm nicht diesen Fürsten bieten können: vom Cäsarenwahn wird viel gesprochen, indessen die Übeltaten des Fürsten nur Schurkereien sind, die an Kolportage erinnern. Über „Die Ahnen" schreibt er selbst an den Herzog: „Acht Jahre meines stillen Lebens habe ich über der Arbeit der sechs Bilder vertrödelt, das ist eine ernste Schlußbetrachtung. Ich habe dabei ein Wohlwollen der Leser gefunden, auf das ich gar nicht zu hoffen wagte, aber ich habe auch meinen Preis dafür bezahlt. Denn ich bin durch das Werk zu lange Zeit an einer bestimmten, immerhin auf die Länge monotonen Weise des Schaffens festgehalten worden, und es war wohl unvermeidlich, daß sich deshalb in Ausdruck, Stil, Sprache einiges Besondere stärker ausbildete, als für schöne Wirkungen dienlich ist." Auch das Problematische des historischen Romans hat er stark empfunden: „Das Eindringen der Geschichte ... wird für jedes Gedicht ... im Grunde ein Übelstand, dessen üble Folgen für das Kunstwerk schwer zu beseitigen sind." Schon nach dem Erscheinen des ersten Bandes schreibt er: „Ich kann nur sagen, daß ich jetzt eine ordentliche Sehnsucht habe, bevor ich mich weiter

mit diesen vergangenen Jungen balge, etwas recht frisch und sorglos zu schreiben, wobei man nicht nötig hat, zu erwägen, ob der Held eine Hosentasche hat." Immerhin: in einer Zeit, die nach den großen Taten der Einigung des Reiches sich politisch zu erschöpfen begann, haben „Die Ahnen" viel dazu beigetragen, das Verständnis für die Vergangenheit wachzuerhalten. Solchen Dienst mögen sie auch heute noch denen tun, die keinen unmittelbaren Zugang zur Historie finden.

Aber nunmehr ist es wohl so weit, daß die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" das schöne deutsche Volksbuch werden können, durch das die Nation sich selbst in ihrem Werdegang sieht. Sie sind in Zugriff und Durchführung wahrhaft genial. Nur ein sehr fleißiger und sehr gewissenhafter Gelehrter konnte den Stoff so sorgsam sammeln und sichten, nur ein Dichter, der Freude hat am behaglichen Erzählen und die Gabe hierfür, konnte so kurzweilig das Vergangene anschaulich machen, wie es Gustav Freytag getan hat. Die „Bilder" sind ein einziges und einmaliges Geschenk an die Nation. Selbstverständlich spricht der gebildete Mann des neunzehnten Jahrhunderts: es gibt keine Darstellung der Vergangenheit, die nicht zugleich ihre eigene Zeit darstellte. Aber was Grenze ist, bedeutet auch Glück: welche andere Zeit als die Mitte des vorigen Jahrhunderts hätte die Geduld gehabt, den vielfältigen Lebenskreisen nachzugehen, auch das minder Wichtige so pfleglich zu behandeln wie das unmittelbar Wirksame, ohne sich an das Einzelne zu verlieren oder sich nur an das gerade Genehme zu halten und so das Gesamtbild zu verengen? Das Besondere aber des großen Werkes ist dies: Gustav Freytag stellt nicht die Staatsaktionen dar, welche die Geschichte machen. Sein Thema ist sehr einfach, aber eben darum bedurfte es einer Entdeckung. Er gibt uns, indem er „den eigentümlichen Schlag des deutschen Herzens" belauscht, das, was in den meisten Historienbüchern fehlt, in allen zu kurz kommt, „das Leben des Volkes, welches unter seiner politischen Geschichte in dunkler unabläßiger Strömung dahinflutet ... die Zustände, Leiden und Freuden der Millionen kleiner Leute". Auch in der Methode geht Freytag einen neuen Weg. Mit Recht weist er darauf, daß die meisten Kulturgeschichten gleichen: „großen Trödelläden mit alten Kleidern, zu denen die Menschen fehlen, die einst damit bekleidet waren". Daher sind in den „Bildern", „wo immer es möglich war, einzelne Menschen aus alter Zeit heraufgeholt, welche sich selbst dem Leser wert zu machen suchen, und der Verfasser beschränkt sich darauf, bescheiden von der Seite auf ihre Tracht, ihr Gebaren und Wesen hinzuweisen". Da sie zu Unrecht vergessen ist, sei an die vorzügliche Biographie Karl Mathys erinnert, die, fesselnd wie ein Roman, gehaltvoll wie eine historische Untersuchung, die „Bilder" abrundet, indem sie auch das neunzehnte Jahrhundert bis zur Bismarckzeit schildert.

Die Sammlung der „Bilder" ist aus Aufsätzen für die „Grenzboten" hervorgegangen. Durch die verantwortungsreiche Arbeit des Journalisten ist Gustav Freytags Leben ernst geworden, durch den literarischen Kampf für das Kommen

des Reiches und die kritische Beobachtung der Weltvorgänge sind die Elemente seiner Jugend so gewachsen und bestimmt, daß eben der Kaufmannsroman in das nationale Leben gestellt werden konnte, daß aus den germanistischen Studien die „Bilder" entstanden. Unter den „treuen Stimmführern, welche in der engen Zeit vor 1848 zu Männern wurden" (so in seiner Rede auf Fritz Reuter), hat Gustav Freytag einen ehrenvollen Platz.

Man liest auch heute noch fast alle Aufsätze, die er mit großer Strenge nur in Auswahl in die gesammelten Werke aufgenommen hat, mit Interesse am Stoff und mit Genuß an der Form. Immer ist der Dichter anschaulich, immer „gut gelaunt", oft humorvoll, zuweilen sarkastisch. So z. B. wenn er den überspitzten Nationalismus geißelt, indem er eine Petition der k. k. Zigeuner an das österreichische Ministerium schreibt, in der um Errichtung der Nationalität der Zigeuner gebeten wird und um die Ausstattungsstücke, die eine Nationalität braucht. Frühzeitig hat er Napoleon III. erkannt. Schon 1857 sah er ihn als gebrochenen Mann, „der nicht nur anderen, auch sich selbst den Glauben erhalten möchte, daß er die Sehnsucht und das gute Schicksal Frankreichs ist". Noch sind wir erst Mitte August 1870, da schreibt er: „Es scheint dem zweiten Kaiserreich beschieden zu sein, an einer Reihe von Täuschungen und Phrasen ebenso unterzugehen, wie es durch Täuschungen und Phrasen heraufgekommen ist." Zu solcher Schau befähigt ihn nicht nur sein dichterisches Einfühlungsvermögen, sondern seine Verachtung der Popularität, denn bei aller Liebe zum Volk und bei allem Einsatz zu seinen Gunsten kennt er auch seine Schwächen; die Unabhängigkeit zu wahren, erscheint ihm gerade für die Regierenden, auch in Deutschland, erforderlich. Die Angst des Polizeiregiments geißelt keiner so überlegen wie er.

Ein Beweis für die Spannweite des Freytagschen Geistes sind die „Aufsätze zur Geschichte, Literatur und Kunst". Die Worte, mit denen er Fritz Reuter oder Grillparzer gewürdigt hat, die Ausführungen über Schauspieler, Regie, ja auch Theaterbau und Ausstattung erweisen ihn als Fachmann, in seinen Kritiken zeitgenössischer Dichtung liegt viel Wissen vom dichterischen Handwerk, stets bereite Anerkennung wirklichen Wertes, sein Tadel des Mißlungenen ist humorvoll, gründlich, bestimmt durch die Ehrfurcht vor der künstlerischen Sendung, nie persönlich verletzend.

Man würde sich wundern, daß Gustav Freytag nicht als einer der wenigen großen Publizisten der Nation fortlebt, wüßten wir nicht, daß die Öffentlichkeit träge ist im Aufnehmen und Festhalten: der große dichterische Ruhm hat den Ruf des Journalisten verdrängt, wie ja denn auch Goethe klagt, daß seine Naturerforschung unbeachtet blieb, da er sich als Dichter einen Namen gemacht hatte und „das Publikum gleichförmig bedient" sein will.

Die politische Zielsetzung ist richtig, der geistige Gehalt und die Form der Aufsätze und des reichen Briefwechsels — genannt sei vorab der mit dem Herzog, mit Treitschke, Stosch und der leider noch unveröffentlichte mit Theodor Molinari —

verdienen Anerkennung und machen den Schreiber liebenswert. Die Prüfung der Haltung im einzelnen ergibt so Bedeutung wie Grenze des gebildeten Bürgertums des neunzehnten Jahrhunderts, als dessen vorzüglichster Repräsentant Gustav Freytag gelten kann.

Aufschlußreich hierfür ist vor allem sein Verhältnis zu Bismarck, dessen Größe und politisches Genie ihm unverständlich bleibt, ihn eher abstößt als anzieht. Für den erfolgreichen Politiker von 1866 und 1870/71 hat Freytag nur kühle Anerkennung. Beachtenswert aber ist vor und auch nach 1866 das Mißtrauen gegen die Fähigkeiten des Staatsmannes und die oft ungezügelte Form der Kritik. 1865 meint er in einem Brief an Treitschke: „Weder Bismarck noch Wilhelm wagen einen Krieg gegen Österreich." Auch wenn der Ministerpräsident Erfolge haben sollte, müßte er doch Männern anderer Richtung Platz machen. „Bismarck ist ein sehr erfindungsreicher Kopf, aber er ist ein wenig zu frei von Bedenken ... Und seine Einfälle sind ... so, daß man sich noch über die Kuratel freuen muß, welche der schwache Monarch und seine Hüter darüber ausüben." Freilich, 1866 begeistert ihn: „Ich fühle mich um fünfundzwanzig Jahre verjüngt und könnte mich auf der Straße vor Übermut raufen." Und doch schreibt er noch Ende 1867 (an den Herzog): „In dem Verhalten Bismarcks zur preußischen Volksvertretung fühlt man recht empfindlich die kalten Schatten, welche aus seiner und seines Ministeriums Vergangenheit in unsere Gegenwart hineinfallen. Wir werden noch lange und schwer daran zu leiden haben, daß Preußen von 1848 bis 1866 so schlecht, gesetzlos und junkerhaft regiert wurde. Und auch Bismarck! Der Mensch wird nicht ganz neu durch das große Neue, das er schafft." Hemmungsloser 1864 an Molinari: „Ein großer populärer Krieg, der die ganze Kraft des Volkes in Anspruch nimmt, wirft ihn. Und ich bin nicht der Ansicht, daß wir ihm und dem Könige die Hand zur Versöhnung bieten dürfen. Es sind Schlechtigkeiten begangen worden, welche wir nicht verzeihen dürfen ... Zwischen Bismarck und uns ist keine Versöhnung möglich." Und noch 1878 an Stosch: „Doch es ist fast unnütz, über die unsicheren Gedankensprünge, welche seine Verwaltungsmaßnahmen charakterisieren, Glossen zu machen." In diesen und ähnlichen Aussprüchen zeigt sich bei aller unbedingten nationalen Verläßlichkeit das Doktrinäre des liberalen Bürgertums, für das der Verfassungskonflikt wichtiger war als die außen- und wehrpolitischen Gründe, die ihn hervorriefen.

Über dem epochalen Verhältnis Karl Augusts zu Goethe sollten wir nicht die eigenartige Freundschaft unbeachtet lassen, in der Herzog Ernst von Koburg-Gotha und Gustav Freytag, ein regierender Fürst und ein erst allmählich berühmt werdender Bürger, verbunden sind und in der dieser den Abstand beachtet und zugleich seine eigene Würde wahrt, der Fürst aber sich kameradschaftlich erschließt, auch freimütige Kritik an seiner Hoheit ohne Übelwollen aufnimmt. Schon in den ersten Jahren dieser Freundschaft, 1856, werden anläßlich des Geburtstages des Herzogs Briefe gewechselt, denen man nicht gleich ähnliche an die Seite setzen kann. In

schöner Unbefangenheit beanstandet der Dichter aus ernster Sorge das Verhalten des Herzogs: „Die Volksgunst ist wie das Lächeln einer Kokette, sie wird am sichersten festgehalten, wenn man sie herzlich gering achtet. Freilich kann das nur geschehen, wenn man ein höheres Prinzip hat, d. h. einen festen Plan, für den man lebt und arbeitet. Ew. Hoheit scheint gegenwärtig selbst diesen Plan in innerem Kampfe zu suchen." Drei Möglichkeiten sieht er für den Herzog; welche er auch ergreift, jeder Lebensplan würde „viel Zeit, Arbeit, manches Opfer kosten, und wenn er Ihrer Seele einen neuen Inhalt gibt, auch manche unwillkommene Beschränkung auferlegen". Das sind sehr pädagogische Hinweise, der Herzog versteht sie, erkennt das Berechtigte an, weiß sich zu verteidigen. Das wäre nur privat und höchstens durch die Stellung der Briefschreiber bemerkenswert. Indessen: Gustav Freytags Verlangen nach einem „Plan" ist sehr bürgerlich deutsch; das Programm ist nicht nur die Hauptsache, sondern alles. Durch und durch politisch dagegen der Fürst: „Mit der Idee bin ich schon einverstanden, sie ist ein schöner Traum, vielleicht wird er Wirklichkeit! Wenn man reformieren will, darf man die Spezialia nicht im Auge haben, dadurch sind wir stets gescheitert. Wer weiß es, wie die Geschicke fallen werden, wie Europa sich krümmen wird! Im allgemeinen muß der Plan feststehen von dem, was man will; alle Personal-, Gemüts- und Spezialpolitik über Bord ... In einer jeden Konstellation, jeder großen, will ich sagen, liegt etwas Gutes für uns, wir dürfen uns nicht auf einen bestimmten ausgearbeiteten Plan endoktrinieren und die Hände ruhen lassen, bis die Konstellation für ihn günstig wird ... Wir Deutsche haben so wenig große Männer gehabt, obgleich wir in geistiger und moralischer Beziehung über allen Nationen stehen. Warum wohl? Nur darum, weil wir beinahe nie verstanden, große Gedanken groß aufzufassen und unerschrocken durchzuführen." Persönlich noch schärfer, sachlich noch bestimmter tritt derselbe Gegensatz in einer großen Aussprache vom 21. Januar 1860 hervor, wieder stellt der Herzog dem dogmatischen Entweder — Oder die Wirklichkeit mit ihren verschiedenen Möglichkeiten gegenüber. Der Herzog spricht als Grandseigneur, der das Leben bewältigt, aus Gustav Freytag spricht der Bürger, der im Gedankenreich herrscht.

Die Bürger stehen ihren Mann gegen die schikanöse Polizei einer politischen Reaktion; sie schaffen für das Volk, aber der Ruf an die ganze Nation ist ihnen unheimlich. „Mit den Wahlen wird es Ernst. Und doch ist das allgemeine Wahlrecht das leichtsinnigste aller Experimente, welche Graf Bismarck jemals gewagt hat. Niemand weiß, ob er gewählt wird. Und das wird in den nächsten Jahren noch schlimmer sein. Denn die Wahl liegt in den Städten in der Hand der Arbeiter, auf dem Land in der der kleinen Leute, Tagelöhner und Knechte (1867)." Hiermit hängt das Unverständnis für die soziale Frage zusammen. Gustav Freytag hat natürlich ein Herz, ein warm mitfühlendes sogar. In Breslau beteiligt er sich sofort an einer Aktion zur Linderung der Webernot; seine Antwort auf die Wirren der Revolution von 1848 ist die Gründung eines Handwerker- (wir würden sagen:

Arbeiter-) Vereins in Dresden, in dem Bildungsvorträge gehalten werden; gleich in seinem ersten Kriegsbericht von den Mobilmachungstagen 1870, einer journalistischen Köstlichkeit, mahnt er, nach dem Kriege der Eisenbahner, insbesondere der Lokomotivführer zu gedenken, die ihre Gesundheit einsetzen wie der Soldat. Aber es bleibt bei der patriarchalisch-fürsorglichen Haltung. Wenn die Handarbeiter heute „Soll und Haben" und die „Bilder" lesen, so haben sie sie sich erobert, ihr Verfasser dachte nur an das „gebildete Haus". Und die gleiche Generation, die unter Polizeidruck gelitten hat, findet es in Ordnung, daß er gegen die neue Arbeiterbewegung angewandt wird. Gewiß: zwischen liberaler und marxistischer, demokratischer und sozialdemokratischer Bewegung ist ein sehr bedeutender Unterschied. Aber beide Male wehrt sich die bestehende Ordnung gegen ihre Umgestaltung, und es wirkt tragikomisch, daß der Liberalismus nach denselben Mitteln greift wie die Reaktion: beide handeln im völligen Unverständnis für die Not, die sich in den Bewegungen durchringen will. Auch der Liberalismus getraut sich nicht, Verhältnisse zu schaffen, welche die Besseren der Agitation entziehen.

Sicher ist das Politische nicht des Deutschen ureigenstes Element. Aber dieser Mangel an politischem Willen, erstaunlich bei der großen nationalen Zielsetzung, ist nun eine Eigenheit dieses Bürgertums, das ja denn schließlich sich völlig entpolitisiert. Er beruht auf der geistigen Haltung. Dieses Bürgertum ist sehr gesittet, und ohne Gesittung ist das menschliche Leben kein menschliches Leben, ja ohne sie geht es zugrunde. Nicht zu beanstanden sind auch die Tugenden, die im Vordergrunde stehen: Arbeitsfreude, Fleiß, Redlichkeit. Mit diesen Tugenden bewahrt eine Nation ihre Habe. Aber es ist doch bedenklich, wenn das, „was dem Leben jedes Menschen erst Wert gibt, als ein besonnenes Urteil und stetige Arbeitskraft" bezeichnet wird. Der Dichter ist zu bedeutend, um nicht auch die Schranken zu sehen. In der „verlorenen Handschrift" vermißt der Oberstthofmeister im Bürgertum vornehme Naturen und rügt den Mangel an sicherem Selbstgefühl. „Die Söhne werden sicherer und fester stehen", antwortet der Professor. Aber Sicherheit ist nicht Mächtigkeit, nicht Wagemut; Nietzsches Spott über „die Lehrer des guten Schlafes" und ihre „mohnblumigen Tugenden", sein Lobpreis des tropischen Menschen wird durch diese Generation verständlich. Dieses Bürgertum ist sauber, mit berechtigtem Stolz erzählt der Dichter, daß junge Engländerinnen zur Erlernung des Deutschen „Soll und Haben" lesen, weil es nicht schmutzig ist. Aber diese Generation ist auch prüde bis zum Grotesken: einer Professorenfrau Zartgefühl ist verletzt, weil Gustav Freytag schreibt, daß ein junges Mädchen, die spätere Braut, Mathy ein Paar gestickte Hosenträger geschenkt hat. Tugend ist mehr Hemmung als Tüchtigkeit, mehr Verengung als Formung. Man will auch möglichst wenig Unruhe verbreiten, man braucht auch nicht den kühnen Zugriff, wir leben in „heiterer Sicherheit" in einer gesetzlich geordneten Welt (daher auch der fast lächerlich wirkende Seufzer: „Keiner weiß, ob er gewählt wird"). Die große Laienpredigt im ersten Buch der „Verlorenen Handschrift" kann ganz als

Freytags Glaubensbekenntnis angesehen werden und war der Zustimmung der Gebildeten sicher. „Zahllose Kräfte, fremdartige Gewalten sind um uns in unaufhörlicher Arbeit, jede nach festen, ihr eigenen Gesetzen wirkend, auch unser Leben erhaltend, tragend, beschädigend." Das Erhalten wie das Beschädigen gehören zur Natur, die man tätig bekämpft oder denkend versteht. Wir bemerken, „daß zwischen jeder lebendigen Regung in der Natur und in unsrem eigenen Geiste eine geheime Verbindung ist und daß alles Lebendige, wie feindlich es im Einzelnen sich befehde, doch zusammen eine große unermeßliche Einheit bildet". Diese Generation wollte „Bewahrer der idealen Habe unseres Volkes" sein, aber sie kann diese Aufgabe nicht erfüllen: nicht, indem man das Dasein glättet, wird man ihrer teilhaftig; man gewinnt sie nur, wenn man sich an seinen Spitzen und Kanten stößt und „in dem allem überwindet". Hier liegt auch vor „jene bedenkliche Essenz des Zeitalters, die es so stark und tödlich durchdrang: die Essenz des Tuns-als-ob ... ein Sichbehagen oder wenigstens ein Sichgenügen mit einer nicht mehr vollen Wahrheit" (Rudolf G. Binding). Bezeichnend, daß Freytag seinen Protestantismus in gleicher Weise als glückliche Fügung betrachtet wie sein Preußen- und Schlesiertum; dabei hat er sich innerlich von der Kirche gelöst. Und doch sieht er keinen Anlaß zum Kampfe gegen sie, weil er in „heiterer Sicherheit" lebt, wo man ihr störendes Wort gar nicht vernimmt.

Doch soll man sich hüten, Gustav Freytag (und seine Zeit) in olympischer Ruhe zu sehen. Nur das kleine Talent vermag ohne Erschütterung zu sprechen; zu ihm zählt Gustav Freytag nicht. Seine Gesittung verlangt, die Not mit sich selbst abzumachen und sich gemäßigt zu zeigen. Den Nachweis erbringt sein Privatleben. Zwei Frauen sind ihm an psychischer Erkrankung gestorben, der schon Alternde verliert ein kleines Kind: nur aus den Briefen seiner Freunde erfahren wir von dem Umfang seines Schmerzes. Auch von der Zeit seines ehelichen Glückes spricht er nur in Andeutungen. In den wirklich schönen „Erinnerungen aus meinem Leben" (1886) wird man solches vergebens suchen. Diese Zeit wußte sich zu bändigen. Und hielt die eigene Zielsetzung sie auch in engen Grenzen — Leben und Tod sorgten dafür, daß sie sich auch im Großen bewährte. Auch das Geschlecht dieses bürgerlichen Zeitalters mußte versinken; seine Männer und Frauen dürfen unsere Achtung verlangen.

Dem produktiven Geist gebührt darüber hinaus unser Dank. „Fröhliche Dichtungsgestalten, alle mit deutschen Augen" hat er uns geschenkt. Heute könnten die Worte gesprochen sein, die 1886 zum siebzigsten Geburtstage Heinrich von Treitschke dem Freunde schreibt: „Im Boden des Vaterlandes wurzelt jedes Ihrer Werke; so treu und liebevoll hat keiner der lebenden Dichter die in allem Wandel unverwüstliche Kraft des deutschen Gemütes geschildert." Auch heute empfängt Gustav Freytag, der Dichter, der Gelehrte, der Publizist und der Bürger, „den Dank eines jüngeren Geschlechts, das wieder gelernt hat, an sich und sein Volk zu glauben".

Rudolf Virchow

1821—1902

Von

Paul Diepgen

Niemand zweifelt daran, daß die schlichte Alltagserfahrung dem ärztlichen Handeln ein guter Leitstern war, solange es kranke Menschen gibt, und daß trotz allen Eindringens in die Natur immer Fälle übrigbleiben werden, in denen sie genügen muß. Aber ebenso sicher sind die großen Erfolge der modernen Medizin, die alle Empirie der Vergangenheit in den Schatten stellen, nur durch die wissenschaftliche Erforschung des Wesens der normalen und krankhaften Vorgänge im lebendigen Organismus möglich. Erst durch sie kann die Erfahrung die sichere Grundlage bekommen, die den Arzt zum wirklich zuverlässigen Helfer macht.

Die Bedeutung Virchows liegt vornehmlich darin, daß er der modernen Medizin das Fundament erarbeitet hat, von dem unser ärztliches Denken noch heute getragen wird. Der Arzt, der einen Kranken vor sich hat, der an Lungenentzündung leidet, sieht heute noch diesen Entzündungsherd mit den Augen Virchows. Überdenkt man den stürmischen Fortschritt, den die Heilkunde in den letzten hundert Jahren gemacht hat, und die grundlegenden Wandlungen, die die Naturwissenschaften in derselben Zeitspanne erfuhren, so muß es fast als Wunder erscheinen, daß das Lebenswerk eines Mannes einen so festen Bestand hatte, daß es uns noch heute den Weg in die Zukunft weist. Was gab ihm diese überragende Stellung?

Im Laufe der Geschichte haben die Ärzte auf drei verschiedenen Wegen versucht, in das Geheimnis des Lebens und der Krankheit einzudringen und von hier aus eine Basis für die Erkennung, Verhütung und Heilung der Krankheit zu finden; die einen, die Vitalisten, hofften, das Wesen des normalen und pathologischen Geschehens in materiell nicht greifbaren Kräften zu erfassen, die anderen, die Humoralpathologen, wollten es in den flüssigen Bestandteilen des Körpers sehen, die dritte Richtung, die Solidarpathologie, forschte nach den Veränderungen in seiner Struktur. Die erste Richtung war die anspruchsvollste, aber der Weg, den sie verfolgte, war mehr spekulativer als naturwissenschaftlicher Art; die zweite war fast ebenso arm wie die erste an „exakter" Methode, ehe die Chemie ihr größere Aussichten eröffnete; die dritte blieb an dem haften, was sich dem bloßen Auge am lebenden und toten Organismus bot, ehe das Mikroskop erfunden und vor allem technisch so weit gefördert war, daß man auch feinere Veränderungen nachweisen konnte. Als der junge Virchow am Anfang der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zum selbständigen wissenschaftlichen Denken kam, lagen

sich die Vertreter dieser drei Richtungen, die heute gemeinsam demselben Ziele zustreben, in den Haaren. Gerade in Deutschland, wo die Medizin eben die Romantik und die vom Hegelschen Idealismus stark beeinflußte Naturphilosophie überwunden hatte, aber die neue realistische experimentelle Betrachtung der Probleme noch um ihre Berechtigung kämpfen mußte, glich die praktische Medizin dem Schiff ohne Steuermann. Der Kranke wurde homöopathisch oder allopathisch-humoralpathologisch mit Brech-, Abführ- und Schwitzmitteln und allerlei anderen angreifenden Kuren, von guten Ärzten auch vorsichtig mit dem behandelt, was man heute physikalisch-diätetische Therapie nennt. Am besten war er schließlich, genau wie in früheren Jahrhunderten, daran, wenn der Arzt auf die wissenschaftliche Fundierung seines Vorgehens überhaupt verzichtete und sich nur von der Erfahrung leiten ließ. Die Befunde der grobanatomisch betriebenen Solidarpathologie führten zu einem Nihilismus am Krankenbett, der nichts schadete, aber auch kaum nützte, weil die Natur eben doch nicht immer von selbst den richtigen Heilweg findet.

Im Jahre 1838 hatte der Botaniker Matthias Schleiden in der Zelle den letzten Baustein des pflanzlichen Organismus erkannt, ein Jahr später der Physiologe Theodor Schwann denselben Nachweis für den tierischen Organismus erbracht. Damit war die Zelle, das mit dem verbesserten Mikroskop nachweisbare kleine Gebilde aus Kern und Protoplasma, auch für die Ärztewelt in den Vordergrund des Interesses gerückt. Mit Feuereifer ging man an ihre Untersuchung. Von den Forschern, die sich damals dem Zellproblem widmeten, hat mancher Virchow vorgearbeitet, aber der entscheidende Schritt, die klare Lösung, so sehr sie auch in der Luft lag, kam von ihm. Es war die Erkenntnis, daß sich der krankhafte Prozeß an der Zelle entscheidet, daß die Krankheit so gut wie das normale Leben ein biologischer Vorgang an der Zelle ist, der seinen Ausdruck in einer Störung ihrer Funktion, sein Ergebnis in einer reparablen oder irreparablen Veränderung ihrer Struktur findet. Was war damit gewonnen? Der Forschung war ein ungeheuer weites Arbeitsfeld aufgetan. Nun lernte man den krankhaften Vorgang in seinem feinsten Substrat kennen, das man frei von aller Spekulation, mit rein naturwissenschaftlichen, physikalischen, chemischen und biologischen Methoden studieren konnte. Das zellularpathologische Denken gab der Medizin der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Einheit, der sie einen Aufschwung verdankt, wie ihn in dieser Steilheit und in diesem Glanz keine vorhergehende Epoche in der Geschichte der Heilkunde gesehen hat. Was wir heute von der Entzündung, von der Tuberkulose, von der Thrombose und Embolie, von der Leukaemie, von den verschiedenen Krebsformen wissen, um nur von diesen Krankheitsbildern zu reden, die auch dem Nichtarzt unserer Tage geläufig sind, das alles ist schlechthin undenkbar ohne die Zellularpathologie Virchows, der er 1858 die Prägung gab, in der sie trotz mancher Modifikationen bis heute lebendig blieb. Es gibt kein Gebiet der Krankheitslehre, das von ihr nicht fortschrittlich beeinflußt wurde.

Der Praxis wäre damit wenig genutzt gewesen, und man hat es der Zellularpathologie gelegentlich zum Vorwurf gemacht, wenn Virchow nicht die Belange der praktischen Medizin im Auge gehabt hätte. Um sie zu übersehen, war er viel zu sehr Arzt. Er hat lange an der Berliner Charité eine Krankenabteilung geleitet. Er glaubte, wie er es selbst ausgedrückt hat, an Therapie und wollte den praktischen Ärzten eine sichere Basis für ihre Verordnungen geben. Die medikamentöse Behandlung sollte an der Zelle angreifen. Er erkannte die spezifische Affinität gewisser Stoffe zu bestimmten Zellbestandteilen, wieder ein Gedanke von größter Fruchtbarkeit, der später von Paul Ehrlich und anderen experimentell bestätigt wurde und der modernen Pharmakologie ganz neue und sichere Waffen gegen schlimme Feinde der Menschheit, z. B. die Syphilis, schmieden half. Für Virchow war die Krankheit immer ein lokalisierter Prozeß, auch wo man den Herd nicht nachweisen konnte. Man kann sich leicht vorstellen, daß dadurch der Spezialismus der neuesten Medizin begünstigt wurde, aber auch, daß Virchow sich mit denen auseinanderzusetzen genötigt war, die ihm die Reaktion des Gesamtorganismus auf krankmachende Schädigungen entgegenhielten. Schwer war auch sein Kampf mit der aufkommenden Bakteriologie, die das Wesen der Krankheit weniger in der angegriffenen Zelle als in dem angreifenden Bazillus sah, und mit der Serologie, welche die Autokratie der Zelle durch den Nachweis lebendiger Vorgänge in den Körperflüssigkeiten erschütterte. Man kann auch sagen, daß die Zelle seit den Fortschritten der mikroskopischen Technik, der Fermentchemie und der Erforschung des kolloidalen Substrats des Zellkörpers ihre Bedeutung im Sinne der letzten nachweisbaren Einheit des Lebens, als die Virchow sie sah, verloren hat. Aber das sind schließlich nur Fortentwicklungen seiner Konzeption, deren ganze Großartigkeit nur der verstehen kann, der das ärztliche Leben in der Theorie und Praxis erfahren hat.

Die anderen Leistungen Virchows sind auch dem Nichtarzte leichter verständlich zu machen. In der politischen Unruhe seiner jungen Jahre, die noch zu schildern sind, wurde er zum Hauptbegründer der sozialen Medizin in Deutschland. Er hat auf diesem Gebiet manches erreicht und vieles erstrebt, dessen Bedeutung erst eine spätere Generation erkannte. Der Grundgedanke war der soziale: der Staat hat die Pflicht, für die Gesundheit der Allgemeinheit zu sorgen. Arm und reich haben den gleichen Anspruch auf erstklassige ärztliche Betreuung. Ganz Deutschland braucht eine einheitliche Medizinalgesetzgebung mit einem Reichsmedizinalministerium an der Spitze. Ein stets neu zu wählender Gesundheitsrat von Ärzten soll dieser Behörde als maßgeblicher Berater zur Seite stehen. Die größte Aufmerksamkeit ist der Gesundheitspflege der Schulkinder und der physischen Ertüchtigung aller Kreise des Volkes zu schenken. Ärztekammern und Ehrengerichte sollen über das ethische Verhalten der Ärzte wachen.

In zahlreichen Arbeiten beschäftigte Virchow sich mit den Problemen der öffentlichen Gesundheitspflege. Immer verbindet sich in ihnen die Erfahrung des

praktischen Lebens mit der wissenschaftlichen Forschung. Nichts zeigt das besser als die großen Verdienste, die er sich in über vierzig Jahren als Stadtverordneter um das Gesundheitswesen Berlins erworben hat. Seinen Arbeiten verdankt die Reichshauptstadt ihre Wasserleitung, ihr Kanalisationssystem, den modernen Errungenschaften Rechnung tragende Krankenhäuser und weitere Einrichtungen, die wieder für andere Städte vorbildlich wurden.

Morbiditäts- und Mortalitätsstatistiken, Studien über die Rekrutierung und das militärische Gesundheitswesen führten ihn überall zu praktischen Ergebnissen. Seine Seuchenforschungen befruchteten die Kenntnis der Tuberkulose, der Cholera und ihrer Verhütung, speziell des Aussatzes. Ein ganz typisches Beispiel für die Unmittelbarkeit seines hygienischen Wirkens ist die ihm zu dankende Einführung der amtlichen Fleischbeschau im Anschluß an seine Untersuchung über die Trichinenkrankheit beim Menschen.

Mit der Anthropologie, die ihn schon in seinen Anfängen in ihren Bann zog und im Laufe der Jahre immer mehr beschäftigte, betrat Virchow ein Gebiet, dessen Bedeutung wohl kaum irgendwo so erkannt und gewürdigt ist wie im neuen Deutschland. Er hat Tausende von Schädeln aus allen Gegenden der Erde gesammelt und untersucht, um ihren Rassencharakter festzustellen und durch Vergleiche gesunder und kranker Formen zur Deutung des Menschen aus seiner Schädelgestaltung zu kommen. Da finden wir Untersuchungen über die Gräberschädel der nordischen Steinzeit, über den Germanen- und Friesenschädel, über die Schädel aus altamerikanischen Funden und ihre Deformationen, Untersuchungen über die anatomische und ethnologische Bedeutung der Schädelform am lebenden Lappen, Eskimo, Patagonier, Feuerländer, Australier und an Vertretern vieler Stämme Europas. Seine Massenerhebungen über die Farbe der Haare, Haut und Augen der Schulkinder wurden für fast alle Staaten unseres Kontinents vorbildlich.

Die mit der Deszendenztheorie Darwins neu aufgeworfenen Fragen nach der Entstehung der Rassen fanden ihren Niederschlag in zahlreichen vergleichenden Untersuchungen, die sich auch mit den neu aufgefundenen ältesten Skelettresten des Menschen, dem Neandertaler u. a. und den Affenschädeln beschäftigten und die Probleme der Erblichkeit und des eventuellen Einflusses pathologischer Veränderungen auf die Bildung von Varietäten und Arten aufrollten. Wo Virchow hier in zum Teil mit heftiger Erbitterung ausgefochtenen Fehden widerlegt wurde, — immer blieb er anregend und fördernd.

Anthropologie und Volkskunde gehören eng zusammen. Das wissen wir heute besser denn je. Virchow erforschte das deutsche Volkstum mit besonderer Liebe. Er hat das sächsische Haus als das des Ackerbauern, das oberbayerische als das des Viehzüchters charakterisiert, das rhätoromanische, schweizer, dänische und litauische Haus, die Einrichtungen der Flur- und Dorfanlagen, die nordischen Pfahlbauten studiert und das Berliner Museum für deutsche Volkstrachten und

Erzeugnisse des Hausgewerbes geschaffen. In einer Zeit, in der man bei uns kaum Ausgrabungen machte und die urgeschichtliche Forschung, wie es Mommsen einmal ausgedrückt hat, von pensionierten Landpredigern und Kreisphysikern zur Ausfüllung ihrer Muße betrieben wurde, griff Virchow selbst zum Spaten und wurde der vorbildliche Erforscher der vaterländischen Vorgeschichte. Indem er die naturwissenschaftliche Methode auf das Studium der Vorgeschichte übertrug, kam er zu vielen neuen Ergebnissen. Mit Hilfe der Chemie erforschte er die Herkunft und die Entstehungszeit prähistorischer Bronzen. Er drang in die Technik und das Material der gebrannten Steinwälle der Oberlausitz ein und erkannte schon früh die große Bedeutung der Keramik für die urgeschichtliche Zeitrechnung, lehrte die Masse der Altertümer auf deutschem Boden in bestimmte römisch und gallisch geschiedene Gruppen aufzulösen und schuf damit zuerst eine feste Grundlage dieser Forschung. Große Verdienste hat er endlich um die Kenntnis des prähistorischen Handelsverkehrs und die Aufdeckung uralter Handelsstraßen zwischen Norden und Süden. Wo er nicht selbst aktiv eingriff, da war er der große Anreger und Förderer, genau wie in der Medizin. Die deutsche archäologische Forschung auf dem Boden des alten Troja hat ihm viel zu danken.

Ein kaum faßbarer Universalismus! Eine für ein Menschengehirn kaum denkbare Tiefe und Weite des Wissens, begründet auf genialer Begabung, eisernem Fleiß und einzigartiger Gedächtniskraft!

Rudolf Ludwig Karl Virchow, geboren am 13. Oktober 1821, stammte aus kleinen, gutbürgerlichen Verhältnissen. Sein Stammbaum läßt sich nicht weit zurückverfolgen. Sicher ist, daß in seinen Adern rein arisches Blut floß. Der Vater war hochintelligent und streng, von finanziellen Nöten nicht verschont, die Mutter gütig. Die Schulzeit im pommerschen Heimatstädtchen Schievelbein und die Jahre auf dem Gymnasium in Köslin verflossen wie bei anderen Knaben. Die Schulleistung war sehr gut, die Begabung sowohl für Sprachen wie für Naturwissenschaften groß und ebenso groß das Interesse für beide und die schon früh hervortretende Neigung zu historischen Studien. Frühzeitig machte sich der Heimatsinn und die Liebe zur deutschen Scholle bemerkbar in Arbeiten, die der Zweiundzwanzigjährige der Geschichte und Vorgeschichte seiner Vaterstadt widmete, frühzeitig verriet sich auch schon im Abiturientenaufsatz des Siebzehnjährigen die bewußte Erkenntnis des Ethos der Arbeit, die sein Leben später, wie selten bei einem großen Manne, erfüllen sollte. Sein Medizinstudium erledigte er in den Jahren 1839 bis 1843 als Zögling der Pepiniere, jener militärärztlichen Bildungsanstalt, aus der viele überragende deutsche Ärzte und Forscher hervorgegangen sind. Von dieser Zeit ist nichts zu melden, als daß er sich überall begabt und tüchtig zeigte, und daß er sich nicht mit dem Studium der Medizin begnügte, sondern auch Vorlesungen über Logik, Geschichte und arabische Dichtung hörte, ein Beweis für die Universalität seines Interessenkreises. Er hatte das Glück, ausgezeichnete Männer als Lehrer zu finden, allen voran den genialen Physiologen Johannes Müller,

den Anatomen K. A. Rudolphi, den Chirurgen Langenbeck und den Internisten Schoenlein, Männer, die die große Wandlung der deutschen Medizin, die sich damals von der naturphilosophischen zur naturwissenschaftlichen Richtung vollzog, mit in erster Linie getragen haben. Von ihnen dürfte der junge Virchow manche Anregung zu dem Wege bekommen haben, den er später selbst einschlug, zur absolut realen, nüchternen Betrachtung der Dinge im bewußten Gegensatz zur Spekulation der Vergangenheit. Nach seiner Promotion zum Dr. med. bekam er eine Assistenstelle an der Berliner Charité. Hier betätigte er in praktischer Tätigkeit am Krankenbett sein Arzttum, an dem seine Seele sein ganzes Leben lang hing. Hier beschäftigte er sich am Sektionstisch mit dem Gebiet, das seinem Lebenswerk bei aller Universalität den Hauptinhalt gab, mit der pathologischen Anatomie. Hier erwachte in ihm das Leitmotiv seiner Forschung, das er zum Leitmotiv der Ärztewelt seines Zeitalters machte, der anatomische Gedanke. Er bewährte sich in seiner Stelle so, daß ihm nach Ablegung des Staatsexamens an derselben Anstalt die selbständige Prosektur übertragen wurde, und daß er sich schon ein Jahr später (1847) habilitieren konnte. Der Sechsundzwanzigjährige hatte sich bereits in seinen ersten Arbeiten als ein Meister gezeigt. Ihre Bedeutung reichte weit über das hinaus, was sie an positiv neuen Ergebnissen zur Kenntnis der Bluterkrankungen, der Lungenembolie und an anderen neuen Entdeckungen brachten. Hier wurde schon an den Grundlagen der Pathologie gerüttelt, und es gehörte die klare Zielbewußtheit und die Unbeirrbarkeit in dem als richtig Erkannten, aber auch der Mut, der den jungen Virchow so gut wie den alten charakterisiert, dazu, seine Kritik an ein Werk zu legen, das von der ersten Autorität des hochverdienten Wiener Pathologen Karl von Rokitansky geschrieben war. Rokitansky war der Vertreter der humoralen Krankheitsvorstellung. Er sah das Primäre in Veränderungen des Blutchemismus und in den nachweisbaren Strukturveränderungen nur sekundäre Auswirkungen fehlerhafter Säfte. Dieser Irrtum hatte große Leistungen, die Rokitansky zum führenden Pathologen seiner Zeit machten, nicht ausgeschlossen. Virchow machte von dem Recht Gebrauch, das die Geschichte der Jugend sozusagen verbrieft hat, von dem Recht, radikal zu sein. Das Schicksal bescherte den Deutschen damals eine ganze Generation von hervorragenden Forschern. Es waren fast alles junge Leute. Der Arzt Robert Mayer begründete (1842) im Alter von achtundzwanzig Jahren das Gesetz von der Erhaltung der Energie. Matthias Schleiden war vierunddreißig, Theodor Schwann neunundzwanzig Jahre alt, als sie der modernen Lehre von der Zelle das Fundament gaben. Diese Jungen ließen nichts gelten, was den Alten heilig gewesen war. Der siebenundzwanzigjährige David Friedr. Strauß erklärte in seinem „Leben Jesu" (1835—1836) die Evangelienberichte für Mythen. Der Internist K. R. A. Wunderlich gründete in demselben Alter mit seinem zwei Jahre jüngeren Freunde, dem Chirurgen W. Roser, (1842) das radikale Archiv für „physiologische Heilkunde". Im gleichen Jahr entstand unter Führung des zweiunddreißigjährigen

Anatomen und Pathologen J. Henle und des fünfunddreißigjährigen Klinikers K. von Pfeufer die Zeitschrift für „rationelle Medizin". Es waren Kampforgane. Ein Kampforgan war auch das „Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und klinische Medizin", welches der sechsundzwanzigjährige Virchow ins Leben rief. Er war sich seiner Sendung klar bewußt, und gerade, wenn man die zahlreichen Aufsätze, die er in diesem Organ veröffentlicht hat, liest, sieht man, daß er von der klar gezeichneten Linie nicht wieder abgewichen ist.

Sein politisches Glaubensbekenntnis wurde ebenfalls in der Jugend schon geformt. Die sich überall regende Reaktion gegen den Druck des Metternichschen Absolutismus fällt in die Empfänglichkeit seiner Studentenjahre. Den Ausschlag gaben die Erfahrungen, die er bei den „grauenhaft jammervollen" Zuständen machte, unter denen die Arbeiter- und Bauernbevölkerung Oberschlesiens lebte. Im Februar 1848 schickte ihn die Regierung dorthin, um die in jenen Bezirken als Folge der Unterernährung und Unhygiene herrschende Fleckfieberepidemie zu studieren. Als er zurückkam, brach in Berlin der Sturm der Märzrevolution aus. Er sah ihn als Mithelfer beim Barrikadenbau.

Damals wuchs in ihm der Gedanke, dem er in dem oft zitierten und vorbildlichen Wort Ausdruck gab: „Der Arzt ist der natürliche Anwalt der Armen." Arzttum und Politik wurden ihm unzertrennbar. Wieder rief er eine Kampfschrift ins Leben, die „Medizinische Reform", in der er mit Gesinnungsgenossen die eben von uns geschilderten Ideen entwickelte. Seine schonungslosen Angriffe gegen die Regierung bedrohten seine amtliche Stellung, und es war eine Erlösung aus mancher Sorge, als die bayerische Regierung ihn 1849 als ordentlichen Professor der pathologischen Anatomie nach Würzburg berief. Es folgen relativ ruhige, arbeitsreiche und fruchtbare Jahre. In ihnen tritt wieder das soziale Denken Virchows hervor, der nun ganz ähnlich wie vorher in Oberschlesien die armseligen Verhältnisse der Spessartbevölkerung untersuchte und auf Abhilfe drang. Der ruhmlose Ausklang der Revolution von 1848/49, mit dem auch die „Medizinische Reform" ihr Ende fand, hatte seinen politischen Optimismus zwar gedämpft, aber seine politische Tatkraft nicht lahmgelegt. Als er — eine stolze Genugtung — 1856 an die erste Stelle, die seinem Fach geboten werden konnte, nach Berlin berufen wurde, dauerte es nicht lange, bis er politisch wieder in der vordersten Reihe stand. Als Stadtverordneter und nach der Gründung des Reiches im Reichstag war er ein oft gehörter Redner, erfüllt von glühender Liebe zum großen Deutschland und von dem, was er von seinem ärztlichen Standpunkt für sein Volk für richtig hielt. Wie das alles ineinandergriff, beweisen seine zündenden Reden auf mancher Versammlung der Deutschen Naturforscher und Ärzte, denen seine überragende Persönlichkeit jahrzehntelang das Gepräge gab. Von hier aus wirkte er durch programmatische Reden auch auf weite Kreise der Bevölkerung mit der ausgesprochenen Tendenz, das Niveau der Volksbildung durch naturwissenschaftliche, medizinische und hygienische Aufklärung zu heben und dadurch die Gesund-

heit und den Lebensstandard der Deutschen zu verbessern. Denselben Tendenzen entsprangen seine zahlreichen Vorträge in Volksbildungs- und Handwerkervereinen. Daß es bei diesen und anderen Gelegenheiten oft um die letzten Fragen der Weltanschauung ging, ist leicht verständlich. Hier war ihm jeder Dogmatismus verhaßt, der religiöse so gut wie der materialistische. Das konnte freilich nicht hindern, daß er die politischen Probleme allzu einseitig mit den Augen des Naturforschers sah. Gerade die Lehre vom Zellstaat, in dem die einzelne Zelle gleichberechtigt neben der anderen zu stehen schien, in dem es keine Führung gab und in dem er kein herrschendes Organ anerkannte, war ihm eine Stütze für seine oft enge und kurzsichtige Parteigesinnung. Züge eines doktrinären Liberalismus — das Erbe seiner Erlebnisse in der Revolution von 1848/49 — haften dem Bild des Politikers Virchow an; sie verdunkelten ihm auch den Blick für Bismarcks staatsmännische Größe und ließen ihn während der ganzen Dauer seines Wirkens in der Opposition verharren. Erbittert und maßlos in seinem Kampf, scheute er nicht vor persönlicher Beleidigung des Ministerpräsidenten zurück. Bismarck wiederum forderte einmal (1865) Virchow zum Zweikampf, als dieser ihm in öffentlicher Sitzung des preußischen Landtags Unwahrhaftigkeit vorgeworfen hatte. Nur der Einspruch seiner Freunde und die Weigerung des Gegners, sich mit ihm zu schlagen, verhinderte den Austrag des Duells. Die Ehrenerklärung vor dem Parlament, zu der sich Virchow schließlich herbeiließ, erschien freilich dem Kanzler als unzureichend: die Feindschaft blieb unversöhnlich!

In den wissenschaftlichen Bereichen, wo Virchow Meister war, konnte sich niemand dem suggestiven Eindruck der großen Persönlichkeit des kleinen Mannes mit der zierlichen Statur entziehen. Wenn er auf den vielen internationalen Gesellschaftstagungen, wo er als sprachgewandter und vorbildlicher Vorsitzender oft die Verhandlungen leitete, seine Stimme erhob, lauschte das Ausland so gut wie die Deutschen. Zahlreiche ausländische Regierungen erbaten in gesundheitlichen Fragen seinen Rat. Virchow gehört zu den Männern, die zur Ehre Deutschlands in der Welt am meisten beigetragen haben. Wenige haben wohl auch im Leben so viel an äußeren Ehrungen erfahren wie er. Er blieb bei allem Bewußtsein der Größe seiner Leistung einfach. Führte er auch im Forscherkampf eine scharfe Klinge, konnte er auch „sein Recht" starrsinnig verteidigen und der abweichenden Meinung, vor allem aber der Unwissenheit gegenüber sarkastisch werden, im inneren Herzen war er gutmütig und auch, wo er irrte, groß. Als er am 5. September 1902 im Alter von fast einundachtzig Jahren die Augen schloß, trauerte die ganze wissenschaftliche Welt mit Deutschland um einen seiner besten Söhne.

Theodor Billroth

1820—1894

Von

Hans von Haberer

Es gibt nur wenige auserlesene und begnadete Menschen, deren Leistungen so groß sind, daß sie unvergessen bleiben, weil sie grundlegend waren, und alles, was später kam, darauf aufbauen mußte. Noch seltener sind es besonders ansprechende Charaktereigenschaften, die eine Persönlichkeit auch nach ihrem Tode dauernd der Nachwelt erhalten. Läßt Leistung und Charakter einen Menschen nach seinem leiblichen Tode im Herzen nicht nur der eigenen Generation, sondern auch der folgenden Generationen weiterleben, so handelt es sich wohl um einen ganz Großen. Einer dieser Großen tritt uns in Theodor Billroth entgegen.

Am 26. April 1829 wurde er als Sohn eines Pastors in Bergen auf Rügen geboren. Sein Geburtshaus ziert eine einfache Bronzetafel, die außer Namen und Geburtsdatum noch die Inschrift trägt: „Nachmals Professor der Chirurgie in Zürich und Wien. Einer der hervorragendsten Chirurgen seiner Zeit." Seine Gymnasialstudien absolvierte er in Greifswald, widmete aber in dieser Zeit sein Interesse so sehr der Musik, daß seine Leistungen als Schüler die Ansprüche der Professoren nicht ganz befriedigten. Als er sich aber nach Beendigung des Gymnasiums die Medizin als Berufsstudium wählte, stürzte er sich mit ganzem Eifer darauf und wurde von den berühmten Lehrern, denen er in Greifswald, Göttingen und Berlin lauschen durfte, mit Begeisterung für sein Studium und den ärztlichen Beruf erfüllt. 1852 in Berlin zum Doktor promoviert, gab er sich zunächst naturwissenschaftlichen Studien in Triest hin, diente hierauf in Berlin das Freiwilligenjahr ab und legte daselbst auch das praktische Arztexamen ab. Entscheidend für seinen weiteren Werdegang wurde, daß er 1853 eine Assistentenstelle bei dem damals führenden Chirurgen Professor von Langenbeck in Berlin bekam. Fast sieben Jahre verblieb er in dieser Stellung, obwohl er sich 1858 verheiratet hatte. Diesen einschränkenden Nachsatz kann unsere Zeit wohl kaum verstehen. Aber damals war es tatsächlich so, daß ein klinischer Assistent, wenn er heiratete, seine Stelle aufgeben mußte und es eine ganz große Ausnahme bedeutete, wenn ihm gestattet wurde, trotzdem im Amt bleiben zu dürfen.

Es kennzeichnet Billroth in seiner damals schon sehr gefestigten Anschauung vom echten Arzttum, daß er dem Geist dieser Zeit, in der das Wesen der Chirurgie in vollendeter oder besser fortschreitender Technik erblickt wurde, nicht folgen konnte, sondern, wie das auch aus seinen gesammelten Briefen hervorgeht, die theoretisch-wissenschaftliche Basis in der pathologischen Anatomie suchte.



Billroth bei einer Operation im Allgemeinen Krankenhaus in Wien
Gemälde, 1890



Hermann Henrich Meier



Adolf Lüderitz

Unentwegt arbeitete er vor allem auf pathologisch-histologischem Gebiet und verschaffte sich dadurch ein derartiges Ansehen, daß er, der chirurgische Assistent, 1856 mit dem berühmten Virchow, der an erster Stelle für die Professur der pathologischen Anatomie in Berlin genannt war, auf die gleiche Vorschlagsliste gesetzt wurde. Virchow wurde ernannt. 1858 zeichnete ihn eine andere medizinische Fakultät, diesmal die von Greifswald, dadurch aus, daß sie ihn für die Besetzung des Lehrstuhles der pathologischen Anatomie vorschlug. Jetzt erging an Billroth tatsächlich die Berufung von seiten des Ministeriums, aber schon zu sehr in der Chirurgie verwurzelt, leistete er dem Ruf nicht Folge. Er blieb seinem Lehrer von Langenbeck treu. Die ungewöhnlich breite Grundlage aber, die sich Billroth durch seine pathologisch-anatomischen Studien und durch eigene wissenschaftliche Forschung und Arbeit auf diesem Gebiet geschaffen hatte, wurde zu dem großen Geheimnis, dem er einen guten Teil seiner Erfolge als Chirurg im späteren Leben zu danken hatte. Nicht nur die eigene wissenschaftliche Themenstellung, sondern auch die wissenschaftliche Arbeit seiner späteren Schule wurde grundlegend durch diese theoretische Vorbildung dauernd in fruchtbringender Weise beeinflußt.

Kaum glaublich klingt es, daß der damals schon bekannte und allseits geschätzte junge Gelehrte die Stelle eines Chefarztes in Danzig, um die er sich 1858 beworben hatte, nicht bekam. Und doch dürfen wir Nachfahren darin ein großes Glück, nicht nur für Billroth selbst, sondern für das Lehrfach der Chirurgie sehen; denn wie heute, so war es auch damals eine Seltenheit, daß ein Gelehrter, der durch Annahme einer Stellung dem akademischen Boden den Rücken gekehrt hatte, wieder dahin zurückfand. Der enge Kontakt mit der Universität ist unterbrochen, und die Berufung auf eine freigewordene Universitätsprofessur kommt kaum mehr in Frage.

Das Schicksal hatte es mit Billroth gut gemeint, denn er wurde als Professor für Chirurgie nach Zürich berufen und trat 1860 in diese Stellung ein, die ihn der Jugend als Lehrer erhielt. An der Universität Zürich traf er eine Reihe hochbedeutender Gelehrter, nicht nur in der eigenen, sondern auch in anderen Fakultäten, wodurch dem nach Universalität strebenden Mann die Geisteswelt erschlossen war, die er suchte. Und so ist es denn auch nicht verwunderlich, daß Billroth eine an ihn 1862 ergangene Berufung nach Rostock ebenso wie eine Berufung nach Heidelberg 1864 ablehnte.

1867 folgte er aber dem Rufe nach Wien, dessen medizinische Fakultät damals in höchster Blüte stand, die von Männern geleitet wurde, deren Namen Weltruhm besaßen. Hier kam nun Billroths Wirken zu vollendeter Entfaltung, er wurde nicht nur der hochgeschätzte Gelehrte, Lehrer und Arzt, sondern erfreute sich alsbald allgemeiner Beliebtheit, wie sie nur wenigen seiner Zeitgenossen beschieden war. So kam es denn auch, daß Billroth Wien treu blieb, und daß ihn von hier nunmehr kein noch so ehrenvoller Ruf wegzulocken vermochte. 1871 lehnte er eine Berufung

nach Berlin, 1872 eine solche nach Straßburg ab. Schwer aber muß es ihm geworden sein, „nein" zu sagen, als er 1882 als Nachfolger seines großen, von ihm in dankbarer Verehrung geschätzten Lehrers von Langenbeck nach Berlin zurückkehren sollte. Billroth war aber mit Wien bereits so fest verbunden, daß er auch diese, wohl ehrenvollste Berufung, die ihm zuteil ward, ausschlug. Nicht nur die wissenschaftlichen Kreise, sondern ganz Wien und vor allem die Studenten waren überglücklich über diesen Entschluß Billroths, die Begeisterung der Studenten wurde in einem Fackelzug zu Ehren des geliebten und geschätzten Lehrers zum Ausdruck gebracht.

Die Lehr- und Arbeitszeit Billroths in Wien, die sich über siebenundzwanzig Jahre erstreckte, war ausgefüllt mit Unterricht, eigener Forschung, Heranbildung eines hervorragenden akademischen Nachwuchses in praktischer und wissenschaftlicher Richtung. Er machte den Krieg von 1870 mit und wurde gerade durch die dabei gesammelten Erfahrungen bestimmt, mit unbeugsamem Willen zwei charitative Werke von größter Bedeutung durchzusetzen. Mit gleichgesinnten Männern gründete er die Wiener freiwillige Rettungsgesellschaft, deren segensreiches Wirken bei erster Hilfeleistung wie beim Transport Kranker und Verwundeter bis auf den heutigen Tag rühmlichst bekannt ist, und schuf allen Schwierigkeiten zum Trotz den Rudolfinerverein und das Rudolfinerhaus, ein auch heute noch bei der Bevölkerung Wiens besonders beliebtes Spital, von seinem Schöpfer vor allem dazu bestimmt, tüchtige Krankenschwestern für Friedens- und Kriegszeiten auszubilden. Billroth schrieb selbst das ihm für diesen Zweck notwendig erscheinende Lehrbuch „Die Krankenpflege in Haus und Hospital".

Mit der freiwilligen Rettungsgesellschaft und dem Rudolfinerhaus hat sich Billroth in Wien zwei unvergleichliche Denkmäler gesetzt, die Zeugnis davon ablegen, wie dieser große Mann es verstand, einmal als richtig Erkanntes und daher Gewolltes mit Zähigkeit zu verfolgen und durchzusetzen, alle Hemmnisse zu überwinden, und zwar stets unter Hintansetzung der eigenen Person, lediglich im Interesse der Sache. Seine Opferwilligkeit und Einsatzbereitschaft für seine Mitmenschen fand durchaus nicht immer die Anerkennung und uneingeschränkte Bewunderung, wie es dem Verdienst entsprochen hätte. Wäre das weitblickende charitative Schaffen Billroths wirklich auf volles Verständnis gestoßen, so hätte sein Lieblingswunsch, der Neubau seiner Klinik, in Erfüllung gehen müssen. Diesen Neubau hat er zu seinem Schmerz nicht durchsetzen können, und noch heute steht seine alte Klinik im Allgemeinen Krankenhaus in Wien, nur durch unbedingt notwendige Neuanlagen und Erweiterungen verändert.

Aber was ist in diesen alten Räumen an positiver Leistung vollbracht worden! Hervorragende Arbeiten über die Rolle der Bakterien bei der Wundinfektion, das Handbuch der allgemeinen und speziellen Chirurgie, das Billroth mit Pitha und später mit Lücke zusammen herausgab, sind erstanden; hier wurde auch das weltbekannte Archiv für klinische Chirurgie von Billroth mit von Langenbeck und

Gurlt begründet, das auch heute noch zu den bekanntesten Zeitschriften zählt, in denen Arbeiten vorwiegend chirurgischen Inhaltes niedergelegt werden, und das nunmehr auf die stolze Zahl von 188 Bänden zurückblicken kann.

Um die der damals noch vorherrschenden Chloroformnarkose anhaftenden Gefahren zu mindern, gab Billroth ein Narkosegemisch, bestehend aus Chloroform, Äther und Alkohol an, das die Brücke zu der später allgemein üblichen und erheblich ungefährlicheren Äthernarkose schlug, das aber Jahrzehnte hindurch wohl das gebräuchlichste Narkotikum geblieben ist. Billroth hat als erster die Resektion des kranken Magens am Menschen erfolgreich unternommen, wie sie auf der ganzen Welt auch heute noch nach den von ihm angegebenen Methoden ausgeführt wird. Abwandlungen dieser Methoden, wie sie fortschreitende Erkenntnis des krankhaften Geschehens, zunehmende Erfahrung und Vervollkommnung der Technik naturgemäß nach sich zogen, vermochten nicht etwas Grundsätzliches an Billroths Regeln zu ändern. Billroth ist aber auch der Begründer der Kehlkopfexstirpation geworden. Am Ausbau der operativen Kropfbehandlung hat er entscheidenden Anteil, die Chirurgie des Darmes ist durch ihn weitgehend gefördert worden, wie es denn überhaupt kein Kapitel der operativen Krankheitsbehandlung gibt, das nicht von ihm und durch seine Arbeiten befruchtet worden wäre.

Dabei darf nicht vergessen werden, daß diese großen Leistungen Billroths im wahrsten Sinne Eroberung von Neuland für die Chirurgie bedeuteten, eine Tatsache, die später, wenn einmal die Wege ausgefahren sind, nur allzuleicht in ihrer Größe und Tragweite unterschätzt wird. Daß Operationen am Magen und Darm nicht nur größtes technisches Geschick, sondern auch höchste Verantwortlichkeit von seiten des Operateurs auch heute noch voraussetzen, daß sie noch immer zu den schwierigsten Operationen zählen, ist auch dem Laien nicht unbekannt. Schon daraus allein ist zu ermessen, welch umfassende Vorstudien nötig waren, bevor sich Billroth dazu entschließen konnte, am Menschen Eingriffe dieser Art auszuführen. Die ganze Klinik arbeitete an der Verwirklichung der großen Pläne Billroths mit. Leichenversuche, Tierexperimente, mit denen er die verläßlichsten seiner Schüler betraute, sicherten zuerst den Vorgang, der schließlich mit Aussicht auf Erfolg und unter möglichst geringem Gefahreneinsatz am Menschen Anwendung finden durfte und sollte.

Bei solcher Organisation wissenschaftlicher und technischer Forschungsarbeit mußte zwangsläufig unter dem Einfluß des nimmerruhenden Meisters ein Kreis hervorragender Schüler heranwachsen, die bei Besetzung von chirurgischen Lehrkanzeln begehrt wurden, denn sie trugen einen erstklassigen „Firmenstempel". Darüber hinaus besetzten Schüler Billroths eine große Zahl von leitenden ärztlichen Posten. Viele dieser Schüler haben sich selbst wieder einen Namen gemacht, der unvergänglich in die Geschichte der Chirurgie eingetragen bleibt, und der Zeugnis ablegt von einer großen Schule, die tonangebend geblieben ist. Wenn anläßlich der Feier des hundertsten Geburtstages Billroths in Wien 1929

Professor von Eiselsberg als eigentlicher Erbe und wahrer Treuhänder Billroths in seinem Festvortrag im Gedenken an seinen Lehrer sagte: „Daß ich diesem großen Mann treu ergeben war und bis an mein Lebensende bleibe, ist selbstverständlich, hatte ich doch das Glück, durch mehr als zehn Jahre Billroth dienen zu dürfen", so hat er bestimmt mit diesen Worten, nicht nur seine eigenen Gefühle zum Ausdruck gebracht, sondern im Sinne aller Billroth-Schüler gesprochen.

Aber nicht nur Wissen und Wissenschaft vermittelte Theodor Billroth, sondern er erzog seine Schüler in der Ethik des ärztlichen Berufslebens, wie wohl kaum ein zweiter. War er doch selbst der gütigste und stets opferbereite Helfer und Tröster am Krankenbett seiner Mitmenschen, dem es tief ins Herz schnitt, wenn er nicht mehr helfen konnte. Dann konnte er sehr niedergeschlagen sein, wie aus einem von ihm selbst verfaßten Gedicht hervorgeht, in dem es heißt:

„So meinen sie, ich könnte gleich den Göttern
Durch Wunder Leiden nehmen, Glück erzaubern,
Und bin doch nur ein Mensch wie andere mehr.
Ach! wüßtet Ihr, wie's in mir wallet, siedet,
Und wie mein Herz den Schlag zurücke hält,
Wenn ich statt Heilung mit unsicheren Worten
Kaum Trost kann spenden den Verlornen."

Dieses volle Verständnis und Mitempfinden für den Kranken hat Billroth auch von den übrigen Ärzten verlangt und es als unerläßlich für den guten Arzt vorausgesetzt. So heißt es in einem Briefe, den er schrieb, als er den hoffnungslosen Zustand eines Kollegen erkennen mußte: „Doch bedenken wir, daß jeder Hausarzt Hunderte von Malen in dieser Situation ist und seine unheilbaren Kranken täglich oft sehen muß. Ahnte der Jüngling diese moralischen Qualen, wenn er begeistert in den Tempel Äskulaps tritt — er würde gewiß oft umkehren."

Dieser ernsten Auffassung von der Ethik des Arzttums entsprang auch die innere Notwendigkeit, alle Mißerfolge ärztlicher Tätigkeit nicht einfach als unvermeidliches Verhängnis zu betrachten, sondern sie kritisch zu werten. Getragen von absoluter Wahrhaftigkeit hat dann Billroth ein Buch: „Chirurgische Erfahrungen" verfaßt und herausgegeben, in dem er als erster nicht nur die an seiner Klinik erzielten Erfolge, sondern mit gleicher Freimütigkeit auch alle Mißerfolge mitgeteilt hat, seinem Grundsatz getreu, daß man am meisten gerade aus den Mißerfolgen lernt. Dieses Buch hat nicht nur größtes Aufsehen erregt, sondern grundlegend die wissenschaftliche Publizistik, die sich bis dahin fast ausschließlich an den erzielten Erfolgen sonnte, und in gleicher Weise die Anzeigestellung zu den einzelnen operativen Eingriffen beeinflußt sowie deren Ausdehnungsmöglichkeit und Ausdehnungsberechtigung ins rechte Licht gerückt.

War Billroth den Sorgen seines Berufes entrückt, konnte er mit Frohsinn und Fröhlichkeit das Leben bejahen und sich im Familien- und Freundeskreis von der

heiterſten Seite zeigen. Erfreute er ſich doch eines harmoniſchen ungetrübten Familienglückes, das von ſeiner ihm treu zur Seite ſtehenden Gattin getragen war. Einer ſchon in ſeiner frühen Jugend gefaßten Liebe zur Muſik blieb er ſein Leben lang treu, er war Klavierſpieler und beherrſchte auch die Viola. Gute und ſchöne Muſik wurde in ſeinem Hauſe getrieben, und in großen Konzerten der kunſtliebenden Stadt Wien gehörte Billroth zu den ſtändigen Beſuchern. In ein inniges Freundſchaftsverhältnis trat er zu Johannes Brahms und Hanslick, mit denen er ſich mündlich und ſchriftlich in kritiſcher Weiſe über alte und neue Kompoſitionen unterhielt. Billroth hatte eine beſondere Gabe, inhaltreiche Briefe in gewählter Form zu ſchreiben. Manche Nächte verbrachte er am Schreibtiſch, um Briefe zu ſchreiben. Eine Sammlung von 442 aus ſeiner Feder ſtammenden Briefen, die Fiſcher (Hannover) veröffentlicht hat, läßt manchen Blick in das Innenleben Theodor Billroths tun. Eine anſehnliche Zahl dieſer Briefe ſind an Brahms und Hanslick gerichtet. Faſt vierzehn Jahre vor ſeinem Tode ſchrieb er an Brahms, daß er an ſeinem Grabe dereinſt Muſik haben möchte und unterhielt ſich brieflich mit dem großen Komponiſten über Einzelheiten der etwa darzubringenden Muſikſätze.

Schon verhältnismäßig frühzeitig verfolgten ihn Todesgedanken. Die ungeheure, vielſeitige und raſtloſe Betätigung in der Jugend und im beſten Mannesalter hatte begreiflicherweiſe zu allzuraſchem Verbrauch geführt, und immer deutlicher machten ſich die Erſcheinungen eines Herzleidens bemerkbar. Auf große Reiſen, die er früher alljährlich durchführte, mußte er zu ſeinem Leidweſen verzichten, und ſo verbrachte er ſchließlich die Tage des Ausſpannens und der Erholung auf ſeinem Sommerſitz in St. Gilgen am Wolfgangſee oder in dem von ihm ſehr geliebten Abbazia an der Adria. Sein Wunſch, mit dem Blick aufs Meer zu ſterben, ging in Erfüllung. Er verſchied in Abbazia am 6. Februar 1894, knapp vor Vollendung ſeines fünfundſechzigſten Lebensjahres, viel zu früh für ſeine Familie, ſeine Freunde und für die Wiſſenſchaft. Die Stadt Wien widmete ihm auf ihrem Zentralfriedhof ein Ehrengrab. Das war die letzte von den vielen Auszeichnungen, die Theodor Billroth zuteil geworden waren. Die Trauerfeier geſtaltete ſich zu einer gewaltigen Kundgebung der Liebe und Verehrung, deren ſich der Verewigte erfreute.

Als vor kurzem die Hundertjahrfeier der Geſellſchaft der Ärzte in Wien, wohl der angeſehenſten öſterreichiſchen Ärztegeſellſchaft, feſtlich begangen wurde, lebte Theodor Billroths Bild wieder auf. Konnte doch Billroth wenige Monate vor ſeinem Tode, November 1893, noch das von ihm geſchaffene Billrothhaus der Geſellſchaft der Ärzte in Wien eröffnen, auf das er ſtolz war und in dem auch heute noch allwöchentlich die wiſſenſchaftlichen Vortragsabende der Geſellſchaft abgehalten werden. Hier in Wien, an der Hauptſtätte ſeines ſegensreichen Wirkens, zeigte ſich beſonders klar, daß Theodor Billroth zu den Unvergeſſenen, Unſterblichen zählt, deſſen Werke und deſſen Perſönlichkeit Generationen überdauern.

Hermann Henrich Meier

1809—1898

Von

Friedrich Lindemann

Bremen ist Seestadt. Seit dem Erwachen des Bürgertums hatte der Kaufmann und Reeder ihr Werden und Wesen bestimmt. Die großen Zeiten des Handels waren auch die großen Zeiten der Stadt. Seit dem Niedergange der Hanse jedoch war es im Grunde mit der Größe dieses Handels vorbei. Das Zeitalter der Entdeckungen hatte die Kreuzwege der Weltschiffahrt auf den Atlantischen und den Indischen Ozean verlagert. Dorthin aber vermochten die Hanseaten nicht zu folgen. Sie hatten wohl die Schiffe, doch fehlten ihnen die Machtmittel, wirtschaftliche Positionen zu erkämpfen oder zu verteidigen. Während draußen im Ringen um die Hochstraßen des Welthandels die europäischen Westmächte erst wirklich zu geschlossenen Nationalstaaten erstarkten, lag das Reich gelähmt. So blieb den Hanseaten nichts anderes übrig, als im Schatten der Engländer, Holländer, Spanier, Portugiesen und Franzosen auch weiterhin europäische Schiffahrt zu treiben. Aber schon das Mittelmeer war ihnen versperrt. Vom Welthandel gar blieben sie gänzlich ausgeschlossen.

Eine erste Bresche in diesen Ring wurde 1776 durch die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten gesprengt. 1816 und 1822 folgten Argentinien und Brasilien diesem Beispiel. Aus Kolonien, die den Hanseaten durch die merkantilistische Wirtschaftspolitik Englands und Spaniens bis dahin verschlossen waren, wurden selbständige Staaten, die nun zu Handelsverträgen auch mit neuen Partnern bereit waren. Hinzukam im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts die völlige Umgestaltung der politischen und ökonomischen Verhältnisse durch die französische Revolution, die napoleonischen Kriege, die Umwandlung Hollands in eine Batavische Republik und den Einbruch der Engländer in französisches und holländisches Kolonialgebiet. Zwischen diesen kämpfenden Parteien standen die Hanseaten — wenn auch mit deutlicher Neigung zu England — als „Neutrale". Das bot Möglichkeiten, und die nutzten sie. Sie traten wieder in die Weltschiffahrt ein. In den zehn Jahren zwischen 1790 und 1799 wuchs der Handel der deutschen Nordseestädte um das Vierzigfache. Die bremische Flagge erschien vor allem in der Nordamerikafahrt. Kaufmännische Begabungen, die in den Jahrhunderten der Öde kein Betätigungsfeld gefunden hatten, erwachten neu. Wagemutige und tatkräftige junge Leute gingen nach „drüben". Auch aus der alten bremischen Kaufmannsfamilie der Meier war seit über hundert Jahren kein Kaufmann mehr hervorgegangen. Jetzt, 1798, gründete der dreiundzwanzigjährige

Caspar Meier mit einer Brigg voller deutscher Waren eine Firma in Newyork. Zwei Jahre später folgte sein zwei Jahre jüngerer Bruder Hermann Henrich Meier d. Ä. und trat bei ihm als Teilhaber ein. 1805 trennten sich die Brüder auf Grund freundschaftlicher Vereinbarung. Hermann Henrich ging in die Heimat zurück, gründete ein eigenes Geschäft, schloß aber mit seinem Bruder eine Art Poolungsvertrag, wonach die beiden Firmen wohl jede auf eigene Rechnung geführt, Gewinn und Verlust aber von beiden gemeinsam getragen werden sollten. In Bremen wurde ihm dann am 16. Oktober 1809 als drittes Kind ein Sohn geboren, der den Namen des Vaters und damit der Firma erhielt: Hermann Henrich Meier.

Bremen war Stadtstaat. In einer siedlungsarmen Umgebung lag es zwischen engen Grenzen, die noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts keine vierzigtausend Menschen umschlossen. Dennoch hatte es sich nie den Ansprüchen eines fremden Dynasten gebeugt. Es hatte seine ihm von der Natur gegebene wirtschaftliche Sonderaufgabe als Mittler zwischen Volk und Welt. Die aber war nur in größeren Räumen zu erfüllen, als sie unter der Macht irgendeines deutschen Fürsten standen. Seitdem daher der Versuch zur Organisierung eines größeren Wirtschaftsraumes im Bereich der Hanse gescheitert war, blieb nur noch die Fiktion des Reiches und der Reichsmacht über einen solchen Raum. Lange Jahrhunderte war es in der Tat nur eine Fiktion, aber in ihrem Zeichen wandelte sich der Kampf um die Erhaltung der wirtschaftlichen Sonderaufgabe zu einem Kampf um die Erhaltung der staatlichen Selbständigkeit, um die Anerkennung der Reichsunmittelbarkeit der Hansestadt. In diesem Kampfe aber wurde der Kaufmann zwangsläufig zum Politiker. Immer wieder wechselten durch einen natürlichen Auslesevorgang die Begabungen aus den großen Handelsfamilien hinüber in die politische Laufbahn. So kam es, daß hier in den Seestädten nicht ein bloßer bürgerlicher Geldadel, sondern ein echter Herrenstand erwuchs, aus dem eine überraschende Zahl bedeutender politischer Köpfe hervorging.

Zu diesem Bürgeradel gehörte seit Jahrhunderten auch die Familie Meier, und es war in der Tat ein Adel mit allen strengen Formen und Traditionen einer durch Namen, Herkunft und Stellung verpflichteten Führerschicht. Für einen Angehörigen ihrer Familien gab es daher auch nur zwei Lebensaufgaben, die wirtschaftliche oder die politische, was sich bei der Berufswahl in der Frage ausdrückte: Kaufmann oder Jurist? Der junge Hermann Henrich Meier vermochte nicht, sich für eines von beiden zu entscheiden.

Als sein Vater 1821 starb, war Hermann Henrich elf Jahre alt. Sein Bruder John wurde Jurist, sein Bruder Diedrich Kaufmann. Er selbst war der Jüngste, wohl ein wenig verzogen, kein hervorragender Schüler, unstet, ein bißchen eitel, aber ein echter Junge und guter Kamerad. In Stuttgart, wohin ihn die Mutter 1823 auf das Obergymnasium gab, bewegte er sich nach anfänglichen Widerständen, die man dem Kaufmannssohn Meier in der Residenzstadt entgegenbrachte,

sehr bald gewandt und elegant in der Adelsgesellschaft der Varnbüler, Maucler, Plessen, Neurath, Zeppelin. Er gewann Freude an der hellen, der Antike zugewandten Geistigkeit im Hause von Gustav Schwab, dem klassischen Gelehrten und schwäbischen Dichter. Um so schwerer wurde ihm die Antwort auf die Frage nach dem Beruf, die die Familie immer wieder an ihn stellte. Er wollte Theologie oder Medizin studieren. Er begeisterte sich an Horaz und entdeckte in sich eine Begabung für Musik. Am Ende erklärte er dennoch mit betonter Festigkeit, er wolle Kaufmann werden. Doch es ist nur allzu offenbar, daß er damit dem ewigen Drängen entgehen wollte, indem er sich schieben ließ. Nirgends hat er sich in seiner Jugend so unglücklich gefühlt wie in Orbe (Schweiz), wo er nun in einer Art Handelsschulinternat auf seinen „selbstgewählten" Beruf vorbereitet wurde. Er empfand es daher anfangs fast als Befreiung, daß er 1826 wirklich in die Kaufmannslehre im väterlichen Geschäft eintreten konnte.

Der Vater hatte kurz vor seinem Tode einen seiner älteren Angestellten als Teilhaber in die Firma aufgenommen. J. H. Adami war ein peinlich genauer und zuverlässiger, aber nüchterner und verschlossener Mann. Ihm war es zu danken, daß H. H. Meier & Co. das größte deutsche Haus im Amerikahandel geblieben war, aber er selbst machte diesen Dank nicht gerade leicht. Hermann Henrich bekommt nichts geschenkt von dem, was man „die Kaufmannschaft lernen" nennt: Ofenheizen, Kontore ausfegen, Schönschreibestunden. Der einstige Zögling der Stuttgarter „Fürstenschule" empfindet dieses Dasein als eine Schmach.

Sein Bruder John hatte sich als Rechtsanwalt in Bremen niedergelassen, sein Bruder Diedrich war als Handlungsgehilfe nach Le Havre und weiter als Agent der Firma nach Boston gegangen. Auch Hermann Henrich drängt hinaus aus der Enge von Firma und Familie. In fünf Lehrjahren glaubt er sich genügend Handelskenntnisse verschafft zu haben. Er macht Vorschläge zur Erweiterung des Geschäftes, will eine eigene Zweigfirma gründen, will nach England, nach Brasilien, Argentinien. Adami weist ihn barsch zurück. Das Geschäft ist groß genug. Kein ehrbarer Kaufmann will mehr, als er mit eigener Arbeit bewältigen kann. Im Grunde aber ist es wohl so, daß er dem Jüngsten der Meier mißtraut.

September 1831 setzt Hermann Henrich seinen Willen endlich durch. Er geht als Vertreter nach England. Aber Adami scheint recht zu behalten. Der selbstbewußte junge Herr versagt. Nach einem Vierteljahr hat er noch keinen einzigen Auftrag hereingeholt. Da erhält er den Befehl, mit dem nächsten Schiff (es fährt am Weihnachtsabend) nach den Staaten zu gehen. Am 2. Februar 1832 betritt Hermann Henrich Meier amerikanischen Boden.

Dieses Amerika war ein anderes als das „goldene" der neunziger Jahre. Jetzt erst machten sich die Geburtswehen des neuen Staates wirklich bemerkbar. Immer wieder erschütterten politische und wirtschaftliche Krisen das Gefüge der jungen Republik. Dennoch war ihr Selbstbewußtsein gestiegen. Zollschranken

schützten ihren eigenen Handel. Amerikanische Werften bauten schnellere Schiffe als die europäischen. Der Wettkampf der fremden Staaten um den amerikanischen Markt wurde immer schärfer. Diese Konkurrenz aber hatte den Handel in eine Bahn gelenkt, die den älteren unter den hanseatischen Kaufleuten, einem Adami etwa, in der Seele widerstrebten: er wurde Spekulationsgeschäft. Doch gerade das reizte die Jüngeren.

Nachdem Bruder Diedrich ihn in die Vertretung in Boston eingeführt hatte, um Anfang April zum Antritt seiner Teilhaberschaft nach Bremen zurückzukehren, stürzte sich Hermann Henrich an die Arbeit. Zum ersten Male brach die andere Seite seines Wesens auf: zähe Energie. Er wollte die englische Scharte auswetzen, wollte das, was ihm von Bremen aus nicht gelungen war, von hier aus erzwingen. Er erweitert den Geschäftsverkehr bis nach Westindien und Südamerika. Er verfrachtet Tabak und Tran, verkauft Manufakturwaren und Leinen. Er übernimmt Risiken, die den alten Adami und Onkel Caspar in Harnisch bringen. Aber er steigert das Geschäft so, daß er von Bremen die Weisung erhält, für eine Zeit einmal keine Schiffe mehr abzufertigen, sie kämen mit der Arbeit nicht mit. Immerhin können sie nicht anders, als auch ihn am 1. Januar 1834 als Teilhaber in die Firma aufzunehmen. Der erste Sieg!

Doch diesem folgte eine um so tiefere Niederlage. Durch die Weigerung der Bremer zur Untätigkeit gezwungen, aber einmal gewöhnt an das Wagespiel, als das man in den Staaten den Kaufmannsberuf ansah, begann er, mit eigenem Gelde in Effekten zu spekulieren, gewann anfangs, um im Sommer 1834 den Zusammenbruch zu erleben. Die Mutter deckte zwar mit einem Teil des väterlichen Erbes die Schulden, aber zugleich erging von Adami der Befehl: Hermann Henrich hat die Vertretung von Boston in das Kontor von Caspar Meier & Co. nach Newyork zu verlegen. Er stand wieder unter Aufsicht der Firma und der Familie.

Noch einmal hoffte er aus diesem Kreise herauszukommen. Im Frühjahr 1835 lernte er ein junges Mädchen, Fanny Appleton, kennen und lieben. Ihr Vater war Tuchfabrikant in Massachusetts, hatte als erster den mechanischen Webstuhl nach Amerika eingeführt. Als er von der „unpassenden Neigung" hört, läßt er sagen, er wünsche nicht, daß seine Tochter ins Ausland heirate. Hermann Henrich antwortet mit einem Rundschreiben an seine Geschäftsfreunde, aus dem hervorgeht, daß er sich für immer in den Staaten niederlassen wird. Aber der alte Appleton ist unnachgiebig. Als Vorkämpfer einer bodenständigen amerikanischen Industrie ist er energischer Schutzzöllner. Hermann Henrich als hanseatischer Kaufmann muß Freihändler sein. Das versippt sich nicht. Ende 1835 reist Appleton mit seiner Fanny nach Italien.

Hermann Henrich empfindet das als seine dritte und vielleicht schwerste Niederlage als — Kaufmann. Er gibt es auf. Er packt bereits seine Koffer. Da erreicht ihn eine neue Nachricht Adamis: es wäre unverantwortlich, jetzt abzureisen, wo

sich die Anzeichen einer neuen großen Geschäftskrise bemerkbar machen. Hermann Henrich bleibt, da die Geschäfte nahezu völlig stocken, lediglich als Beobachter, der aber gerade als solcher seine Kenntnisse und sein Gesichtsfeld beträchtlich erweitert. In den Berichten, die er nach Bremen gibt, beschäftigt er sich mit Bankpolitik, Kreditausweitung, Papiergeldumlauf und öffentlicher Verschuldung, mit Zollsätzen, Handelsverträgen und Arbeiterfragen. Zum ersten Male sieht er seinen eigenen Beruf in größeren Zusammenhängen. Aber wo ist die Größe dieses Berufes selbst? Seit den Pioniertagen der neunziger Jahre ist der hanseatische Kaufmann längst wieder in die nüchternen Bahnen bloßen Händlertums zurückgekehrt.

In diesem Jahre 1837 warf er auch das Gewicht seines Namens zum ersten Male in die Waagschale der Politik. Für ihn als Angehörigen des Patriziats und als Vertreter des größten heimischen Handelshauses war es selbstverständliche Verpflichtung, auch ohne besonderen Auftrag das Gemeinwohl und die Ehre seiner Vaterstadt zu verteidigen. Im Jahre 1827 hatte der Pariser Ministerresident der Hansestädte, Rumpff, mit Washington einen Gegenseitigkeitsvertrag abgeschlossen, wonach den Bürgern der beteiligten Staaten im jeweils fremden Hoheitsgebiet volle Gleichberechtigung mit den einheimischen zugestanden wurde. Eine der Folgen war eine Abnahme des amerikanischen Schiffsverkehrs auf der Weser um zwei Drittel, dagegen eine Zunahme des bremischen um das Doppelte. Die dadurch hervorgerufene Mißstimmung der amerikanischen Reeder machte sich der Konsul der Staaten in Bremen, Dodge, zunutze, indem er die hanseatischen Kaufleute nicht allein allerhand Machenschaften verdächtigte, sondern für sofort eine Konsulatsabgabe auf jede Faktur und für 1839 eine Aufkündigung des Vertrages verlangte. Als diese Dinge tatsächlich vor den Kongreß kamen, setzte sich auch Hermann Henrich Meier für seine Vaterstadt zur Wehr. Einmal enthüllte er schonungslos die Gewinnsucht des Konsuls Dodge, dessen Einkommen bei Einführung der Stempelabgabe bei weitem das eines amerikanischen Staatssekretärs übersteigen würde. Zum anderen trieb er sehr geschickt einen Keil zwischen die amerikanischen Reeder und Tabakpflanzer, indem er nachwies, daß Bremen durch eigene Rührigkeit zum größten Tabakhandelsplatz des Kontinents und zum Abnehmer von allein einem Drittel der gesamten Ernte geworden war, was aber nach Aufkündigung des Vertrages wohl kaum so bleiben würde. (Tatsächlich ist dieser Vertrag bis 1917 in Kraft geblieben.)

Als die Krise abflaute, fuhr Hermann Henrich endlich im April 1838 in die Heimat zurück und wurde Soldat. Er erfüllte seine Dienstpflicht bei der Bremer Bürgerwehr. Den folgenden Herbst und Winter verbrachte er in Paris. Eine schwere Erkrankung der Mutter rief ihn zurück. Sie starb. Er möchte wieder reisen, mußte aber für Adami einspringen, der in den Senat gewählt war, mußte auch noch seinen Bruder vertreten, der auf Hochzeitsreise geht. Doch das alles geschah mit halbem Herzen. Er ist jetzt dreißig Jahre, aber noch keineswegs Kaufmann.

Hermann Henrich Meier erscheint uns als einer jener jungen begabten Männer, deren Fähigkeiten in einem ungeformten Zustande daliegen. Schöpferische Kraft ist in ihnen, aber sie verlangt nach einem Ansatzpunkt. Es kann sein, daß die Zeit diesen Ansatz versagt. Dann versiegt die Kraft, und ihr Träger endet als zweiter Sohn der Firma, als Charmeur und Elegant, als der etwas zweifelhafte Onkel der Familie. Er ist ohne inneren Zwang Kaufmann geworden. Er versieht seinen Beruf, weil man es von ihm erwartet. Aber er ist einer jener Menschen, die keinen Beruf, sondern einen Anruf brauchen.

Am 15. Oktober befreit er sich endlich ganz aus den Fesseln der Firma und reist nach Italien, zum „Studium der Künste und Wissenschaften". Diese Reise öffnet ihm noch einmal eine neue Welt. Er trifft den Kunstgelehrten von Rumohr, den Komponisten Donizetti, den Märchendichter Andersen, den Philosophen Schelling. Er läßt sich überwältigen von Bildern und Bauwerken. Er beginnt, Gemälde zu sammeln. Er lernt Italienisch. Er versenkt sich ernsthaft in die Kunst der Antike und der Renaissance. Er schreibt zwar nach wie vor in den Hotels hinter seinen Namen die Berufsbezeichnung „Kaufmann aus Bremen". Aber im Innersten zweifelt er immer stärker an seiner Befähigung zu diesem Berufe. Er sieht sich dagegen bereits als Kunstwissenschaftler und schreibt aus Florenz, diese Reise könne seinem Leben „wohl gar eine andere Richtung geben" — und sie tut es in der Tat.

Von Florenz aus fährt er im Dezember 1840 für zwei Tage nach Livorno zum Besuche eines Bekannten namens Lloyd. In dessen Hause begegnet er einem jungen Engländer, Chuppy, dem Bruder des Erbauers der „Great Western", des Dampfers, der alle damals bekannten Rekorde auf dem Nordatlantik hielt. Hermann Henrich hatte den Aufschwung der amerikanischen Flußdampfschiffahrt miterlebt. Auf seiner Rückreise von Amerika war er der „Great Western" auf ihrer Jungfernfahrt begegnet. Es war das zweite Schiff, mit dem die British Queen Steam Navigation Company den ersten regelmäßigen Dampferverkehr über den Nordatlantik einrichtete, und hatte die Reise London—Newyork in fünfzehn Tagen gemacht. Kurz vor seiner Italienfahrt hatte er zudem die ersten Briefe bekommen, die mit einem von Samuel Cunards neuen Postdampfern den Ozean überquerten. Und nun berichtet Chuppy von im Bau befindlichen Riesendampfern, die 3200 Tons fassen und die Überreise in zehn Tagen schaffen sollen. Hermann Henrich, der sich eben noch von den Zeichnungen des Cinquecento hatte bezaubern lassen, sitzt jetzt mit dem Engländer über Zeichnungen und Berechnungen von Größe, Tiefgang und Ladefähigkeit eiserner Schraubendampfer und spürt plötzlich: hier ist der Ansatzpunkt, den er braucht. Schiffahrt und Handel stehen an einer entscheidenden Wende. Der Beruf des Überseekaufmanns vermag hier durch Dampf und Schraube einen neuen schöpferischen Impuls zu bekommen. Ein neues Verkehrsmittel ist im Werden. Wer das begriff, half mit, das Bild des Vaterlandes, ja, der Welt neu zu formen. Hermann Henrich begriff

es. Am gleichen Tage noch ließ er sich von Chuppy einen Empfehlungsbrief an dessen Bruder geben, „falls es mal von Nutzen sein könnte", und während er in seinem Reisewagen nach Florenz zurückfuhr, mischte sich in seinen Zukunftsgedanken bereits der Name seines Gastgebers mit dem einer Schiffahrtsgesellschaft, die erst vor vier Jahren in Triest gegründet worden war: Lloyd. Die Rückkehr nach Bremen am 22. Mai 1841 ist für ihn in doppeltem Sinne eine Rückkehr. Der Mann, der noch vor einem halben Jahre an seinem Berufe gezweifelt hatte und aus der Kaufmannschaft zur Kunst hatte flüchten wollen, zog jetzt in seinem Tagebuch den Schlußstrich unter das Ergebnis seiner Italienreise: „Ich will hoffen, daß ich eine treue Wahrnehmung meines Berufes mit der Liebe zu den Künsten und Wissenschaften vereinigen werde."

Als im Februar 1843 H. H. Meier & Co. in ein größeres Kontor übersiedeln muß, ist es jetzt er, der im Geschäftshaus Wohnung nimmt, zunächst sogar noch als Junggeselle, später mit seiner Frau (im gleichen Jahre wie er heiratet auch Fanny Appleton, und zwar den amerikanischen Dichter Longfellow). 1848 scheidet der Senator Adami aus der Firma aus. 1850 wird der Bruder Diedrich auf den Tod krank. Das Geschäft lastet allein auf Hermann Henrichs Schultern, aber wiederum erweist sich seine erstaunliche Arbeitsfähigkeit. Der Handel dehnt sich aus auf Mittel- und Südamerika, auf Indien und die Südsee. Entscheidend aber bleiben weiterhin die Staaten als das Tabakland und das Ziel des nun immer stärker werdenden Auswandererverkehrs. 1840 zählte die Reederei fünf Segelschiffe, 1857 zehn. 1847 erhält er den Titel, der als einziger neben dem des Senators und des Eltermanns unter Kaufleuten Klang hat: er wird Konsul.

Hatte sich H. H. Meier somit aus eigenem Willen und für immer eingefügt in den Kreis von Firma, Familie und Vaterstadt, so konnte er jetzt weder, noch durfte er seiner Herkunft und seiner Natur nach um seines Zieles willen der private Kaufmann bleiben. So finden wir denn in den nächsten Jahren seinen Namen überall da, wo es diesem Ziele um einen Schritt näher geht, sei es bei dem Ausbau von Bremerhaven oder dem Bau einer Telegraphenlinie, bei Eisenbahnplänen oder Bankgründungen. Bei aller Wahrung der Persönlichkeit — und H. H. Meier hat stets ein ausgeprägtes Persönlichkeitsbewußtsein besessen — ordnet er sich überall da unter, wo es um die Sache des Gemeinwohles geht. Ja, gerade weil er sich keinem Rufe der Öffentlichkeit versagt, tritt seine Persönlichkeit um so deutlicher hervor, und so gelingt ihm als dem einzelnen, der aber getragen wird von dem Vertrauen der Allgemeinheit, das zu vollenden, woran andere scheitern. Denn es ist ja nicht so, daß er als erster oder gar einziger den Gedanken einer Dampfschiffverbindung Bremen—Newyork gehabt hat, aber es ist das Kennzeichen und das Geheimnis der in wirtschaftlichen Dingen schöpferischen Persönlichkeit, daß sie die Vielheit solcher Pläne wie ein Magnet an sich zu ziehen, sie zu vereinen und selbst zu ihrem entscheidenden Träger zu werden vermag.

1843 wird H. H. Meier in den Bürgerkonvent geladen, in jene ursprünglich ständische Vertretung der Bürgerschaft, die der Senat zur Beratung besonderer städtischer Fragen zusammenrufen konnte, die jedoch im Laufe der Zeit mehr und mehr von den Vertretern der Kaufmannschaft, den Elterleuten, beherrscht wurde. Es ist bezeichnend, daß H. H. Meier nicht etwa als Vertreter seines Standes, sondern als Diakon einer Kirche in den Bürgerkonvent kommt, wie es sich auch sehr bald zeigt, daß er klar von aller nur kaufmännischen Interessenpolitik abrückt, als er 1846 Mitglied der neugeschaffenen „Deputation zur Förderung der Dampfschiffahrts-Unternehmung zwischen Newyork und Bremen" wird.

Die englische Cunard-Linie hatte bis dahin nahezu das Monopol des Dampferverkehrs zwischen Amerika und Europa behauptet. Die Staaten wollten sich dagegen von dieser Fessel freimachen und eine eigene Postdampferverbindung einrichten. Die Frage war nur, welcher europäische Endhafen angelaufen werden sollte. Da gelang es den beiden führenden Köpfen Bremens, seinem großen Bürgermeister Johann Smidt, der die kommende Entwicklung durch die Gründung Bremerhavens (1830) erst ermöglicht hatte, und dem „Fahnenträger der Kaufmannschaft", dem nachmaligen ersten deutschen Marineminister, Arnold Duckwitz, die Amerikaner für Bremen zu gewinnen. In Newyork wurde die Ocean Steam Navigation Company gegründet, der Subventionsvertrag mit der amerikanischen Postverwaltung abgeschlossen; aber die Zeichnung der Aktien an den amerikanischen Börsen stockte, deutsches Kapital mußte einspringen, sollte das Unternehmen nicht völlig scheitern. Der bremische Senat beantragt einen Vorschuß von 100000 Dollar für die Gesellschaft, doch die Deputation lehnt diesen Antrag ab, wenn sich nicht auch andere deutsche Staaten an dem Unternehmen beteiligten. Nur H. H. Meier und Gustav Kulenkampff schließen sich von diesem lediglich Privatinteressen und kleinlicher Oppositionspolitik entsprungenen Entscheid aus. Sie sind es denn auch, die auf Wunsch von Smidt nach Berlin fahren und vom preußischen Finanzminister die gleiche Summe zugesichert erhalten. Damit ist nicht nur die Opposition zum Schweigen gebracht, sondern dem Beispiel Preußens folgen noch neunzehn weitere deutsche Staaten. Die erste deutsch-amerikanische Dampfschiffverbindung ist gesichert. Zwei Schiffe, der „Washington" und der „Hermann", werden gebaut, und als am 19. Juni 1847 der „Washington", über die Toppen geflaggt, auf der Bremerhavener Reede den Anker fallen läßt, da kennt der Jubel in Bremen keine Grenzen, aber es ist dennoch kein lokales, sondern ein nationales Fest. Zum ersten Male hatte sich der Deutsche Bund zu einem gemeinsamen Wirtschaftszwecke zusammengefunden. Wie die Wirkung nach draußen war, zeigt der Brief des bremischen Vertreters in Newyork, in dem es heißt: „Deutschland steht jetzt hier vortrefflich. Es hat in der Gewinnung der guten Meinung in der letzten Zeit Riesenfortschritte gemacht." Das in einer Zeit, da es dieses Deutschland noch nicht einmal gab, wenn es auch für den hanseatischen

Kaufmann gerade durch das Fehlen der Macht und Einheit des Reiches tagtäglich neu und bitter erlebte Wirklichkeit war.

Daher mußte der Versuch einer nationalen Einigung 1848 besonders in den Hansestädten mit aller Hoffnung begrüßt werden. Auch H. H. Meier, der inzwischen schon außerhalb der Deputation mit Gewicht und Geschick an der Lokalpolitik seiner Vaterstadt teilgenommen hatte, ließ sich von einem nordhannoverschen Wahlbezirk zum Abgeordneten für die Nationalversammlung wählen. In dem politischen Glaubensbekenntnis, das er vor seinen Wählern ablegt, erweist er sich vollauf als Vertreter des gemäßigten Liberalismus jener Tage und als Republikaner, der „aus praktischen Gründen durchaus gegen einen deutschen Kaiser" ist. Die Zentralregierung denkt er sich als eine Art „Erste Kammer", die sich aus Vertretern der Länderregierungen sowie aus einer gleich großen Zahl von Vertrauensmännern der bundesstaatlichen Kammern zusammensetzt und von sich das Bundesministerium ernennt, das seinerseits wiederum die Exekutive der „Zweiten Kammer", des nationalen Parlamentes, ist. Diesem Regierungsaufbau fehlt allerdings die über den Parteien stehende, dauernde Spitze, etwa in der Person eines Bundespräsidenten, weil sie sowieso praktisch nicht durchzusetzen war. H. H. Meier ist trotz aller liberalen Theorien eben doch vor allem Realpolitiker, dem es weniger auf die Form als auf die Wirklichkeit ankommt, und die heißt: das Reich. Mit aller Begeisterung und aller Arbeitsbereitschaft fährt er Ende März nach Frankfurt. Eine um so tiefere Enttäuschung wird für ihn, daß er erlebt, wie dieser große Beginn in endlosen Reden versandet. Er selbst betritt nur einmal die Tribüne der Paulskirche, als er seinen Mitbürger und Handelsminister Duckwitz gegen eifersüchtige Angriffe wegen angeblicher Verzögerung des Flottenbaus verteidigt. Er wird daraufhin noch in den Marine-Ausschuß gewählt, legt aber am 21. Mai 1849 sein Mandat nieder, weil er einsieht, daß diese Reichsversammlung gegenüber der Macht der Fürsten ohnmächtig ist und daß „ihr ferneres Zusammenbleiben nur der Reaktion und der Anarchie Vorschub leistet", also macht er Schluß. Der entscheidende Gewinn dieser Frankfurter Tage sind die Freundschaften, die er mit vielen führenden Politikern schließt und die nicht nur sein privates Leben bereichern, sondern auch erst manchen späteren Schritt möglich machen werden. Heinrich von Gagern, der erste Präsident der Nationalversammlung und der Taufpate des schönsten Schiffes der Reederei H. H. Meier & Co., schrieb ihm noch im März 1857, also nach der Gründung des Lloyd: „Ihr großen Kaufherren habt das bessere Teil erwählt. Während wir halben Gelehrten in fruchtloser Arbeit uns abmühen, den Stein des Sisyphus den Berg hinaufzudrücken, um ihn wieder hinabrollen zu sehen, habt Ihr in lohnender, die staunenswerte Handelsbewegung unserer Zeit steigernder und beflügelnder Tätigkeit Eure Gesichtskreise erweitert und in praktischerer Weise eine bessere Zukunft des Vaterlandes vorbereitet."

Diese „staunenswerte Handelsbewegung", wie Gagern die ökonomische Re-

volution der fünfziger Jahre nennt, trägt viele Männer und Unternehmen zur Größe und noch mehr zur Scheingröße. Auch die hohe kantige niederdeutsche Gestalt H. H. Meiers, die bis dahin nur in Deputationen und Handelsausschüssen, bestenfalls auf dem Präsidentensitz seines heimatlichen Stadtparlamentes zu sehen war, wird durch sie in den Vordergrund geschoben. Er wird in diesen Jahren der entscheidende Mann im bremischen Wirtschaftsleben. Aber die Größe seiner Leistung liegt nicht in der Größe des Aktienkapitals seiner Gründungen. Er ist nicht Unternehmer um der Unternehmung willen, sondern schafft in einer Zeit, da eben erst der Traum der Reichseinigung zerstoben, bewußt eine der Grundlagen für die Weltgeltung eines künftigen Reiches.

Seit 1847 bereits beschäftigt er sich in Denkschriften und Entwürfen mit dem Plane, die bremische Diskonto-Kasse, die mit ihrem Kapital von 500 000 Talern Gold längst nicht mehr den Ansprüchen genügt, zu einer großen Notenbank umzugestalten, wobei er vor allem auf seinen amerikanischen Erfahrungen fußt. Aber erst 1855, als die Braunschweiger Bank in Bremen eine Filiale errichten will, kommt die Sache in Fluß. H. H. Meier übernimmt die Führung. Welchen Klang jetzt bereits sein Name hat, zeigt sich am deutlichsten daran, daß vierzehn Tage nach der Gründung der Bremer Bank, am 30. Januar 1856, das geforderte Stammkapital von eineinhalb Millionen Thalern um das 256-fache überzeichnet ist. Er selbst wird Vorsitzender des Verwaltungsrates. Die Banknoten tragen seinen Namen.

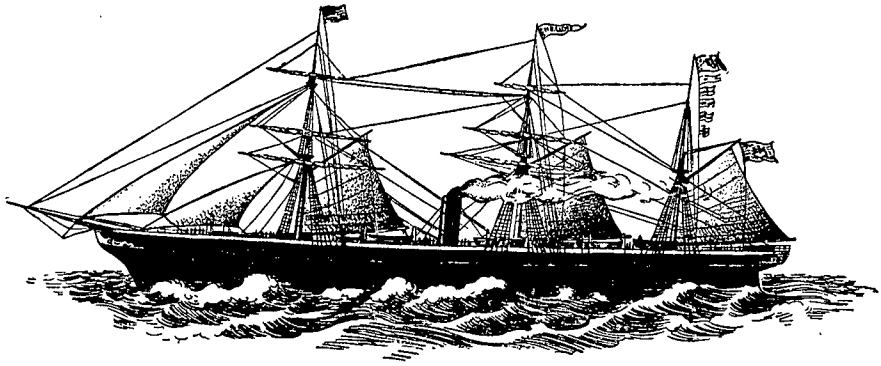
Doch auch diese Bankgründung ist nur ein Sprung weiter zu dem großen Ziele. Es ist das Bezeichnende an H. H. Meiers Tätigkeit und wohl auch der Grund seines Erfolges, daß er nicht, wie es in diesen Jahren des schrankenlosen Wirtschaftsoptimismus gang und gäbe ist, ein riesenhaftes Aktienunternehmen neben das andere zu setzen versucht, sondern daß er auf hanseatisch bedächtige Art einen Schritt vor den anderen tut. Die Ocean Steam Navigation Company hatte sich aus technischen und personellen Gründen als ein Versager erwiesen. Als 1857 der Postvertrag von Washington nicht erneuert wurde, verschwand sie gar ganz. Aber durch sie war ein neuer Strom des Fracht- und Personenverkehrs über Bremen gelenkt, für sie waren Bahn-, Fluß- und Hafenbauten beschleunigt, durch sie waren auch andere Linien nach der Weser gezogen. Das Verkehrsbedürfnis war vorhanden. In der Stadt selbst waren allein sechs Pläne einer Dampferlinie im Werden.

Einer davon war das „Comité für Errichtung einer großen Gesellschaft zur Betreibung einer Dampfschiffahrt zwischen Newyork und Bremen", das auf H. H. Meiers Anregung gegründet wurde. Daneben war 1853 von London aus der Vorschlag einer „Bremisch-englischen Schraubendampfschiffahrtsgesellschaft zwischen Europa und Nordamerika" an ihn herangetragen. Der Krimkrieg machte diesem Plan ein Ende. Im Grunde war das H. H. Meier nicht unrecht. Denn eine Beteiligung ausländischen Kapitals oder die Beteiligung an einer zwischenstaatlichen Gesellschaft widerstrebte ihm. Ein Schiffahrtsunternehmen, wie er es

plante, war nur als nationales Unternehmen möglich. So sah er sehr genau die Bedeutung einer Handelsflotte als Rückgrat einer Kriegsmarine. Er sondierte daher auch bei der preußischen Regierung, wieweit man gegebenenfalls bereit sei, die Zinsgarantie für eine Gesellschaft zu übernehmen, deren Schiffe im Kriegsfalle der preußischen Marine zur Verfügung stünden. Doch alles das blieben Pläne.

Möglich dagegen war der Eintritt in die Direktion der „Weser- und Huntedampfschiffahrtsgesellschaft", möglich die Gründung einer „Schleppschiffahrtsgesellschaft auf der Unterweser" (1853), möglich auch die Beteiligung an der „Gesellschaft für eine Dampfschleppschiffahrt auf der Oberweser" (1854). Damit war H. H. Meier nicht allein der entscheidende Mann in der Flußreederei geworden, sondern besaß in diesen drei Gesellschaften bereits den Kern seines künftigen Unternehmens. Im Frühjahr 1856, nach dem Frieden im Krimkriege, entwirft er daher auf dieser Grundlage ein Statut der geplanten Ozeanreederei, skizziert einen Garantievertrag mit Preußen und setzt auf den Umschlag dieser Akte den Namen: Norddeutscher Lloyd. Doch auch das bleibt zunächst private, der Öffentlichkeit unbekannte Arbeit. Er streckt zwar unter der Hand Fühler aus, wird an die Berliner Handelsgesellschaft als Kapitalgeberin verwiesen, aber die Dinge verzögern sich, scheinen vielleicht noch nicht reif oder die Krise von 1857 wirft bereits ihre Schatten voraus. Da kommt wiederum der vorwärtstreibende Anstoß von außen.

Im August 1856 erscheint in H. H. Meiers Arbeitszimmer, dessen Raum neben einer Marmorbüste Cäsars ein Porträt von E. M. Arndt beherrscht, ein erst dreißigjähriger Mann, Eduard Crüsemann, der als Sohn eines Berliner Großkaufmanns in Bremen ein Reederei- und Importgeschäft aufgemacht hatte. Er wendet sich an Meier als einen der einflußreichsten Vertreter der Kaufmannschaft und trägt ihm den Plan zu einer „Bremer Handelskompagnie" vor, die Handels-, Bank- und industrielle Geschäfte, Reederei, Schiffbau, Seeversicherungen und Postdampferverbindungen „mit drüben" betreiben soll. Einen Teil des Kapitals will er durch die Berliner Handelsgesellschaft, deren Leiter sein väterlicher Freund ist, besorgen, einen anderen würden wahrscheinlich französische Geldgeber — der Sohn eines französischen Bankdirektors ist bei ihm Volontär — einschießen, im übrigen sollen die Aktien an die Börsen gebracht werden. H. H. Meier hört sich den Vortrag schweigend an. Der junge energische Mann gefällt ihm. Er greift in seinen Schreibtisch, holt daraus jene Akte hervor und übergibt sie Crüsemann zur Durchsicht. Daraus entwickelt sich ein Gespräch, das bezeichnend für die Zeit, bezeichnend aber auch für das Wesen dieser beiden Männer ist. Crüsemann ist der Mann der neuen Zeit, der Schüler der großen französischen Unternehmer. Ihn hat das Gründungsfieber der fünfziger Jahre, des beginnenden Hochkapitalismus, gepackt. Er sieht in seiner Handelskompagnie lediglich eine „namenlose Gesellschaft". Ihn lockt die Aufgabe der Organisierung des Geldes, der Hinlenkung des Kapitalstromes an einen der Brennpunkte der Konjunktur. H. H. Meier ist der hanseatische Kaufmann, trotz allem der Schüler des alten Adami. Auch er nützt das Verkehrs-



Der erste Dampfer des Norddeutschen Lloyds „Bremen"

bedürfnis, aber ihm stehen — wenn man so sagen will — die Schiffe vor dem Gelde. Gewiß übernimmt auch er die damals noch junge Form der Aktiengesellschaft, aber er verschmilzt mit ihr die Eigenverantwortlichkeit und den privaten Wagemut des hanseatischen Reeders. Das Wesen der anonymen Gesellschaft bleibt ihm im Grunde fremd. Der Lloyd ist *seine* Reederei. Das ist nicht die Forderung eines übersteigerten Selbstbewußtseins, sondern schlechtweg Ausfluß seiner Auffassung vom Sinn und Wesen eines kaufmännischen Unternehmens, in dem, wie er sagt, seine „Ehre engagiert" ist. Er weigert sich deshalb auch, die Aktien des Lloyd sofort an die Börsen zu bringen. Er will das Kapital in aller Stille sammeln. Er will wissen, *wer* ihm das Geld gibt, und vor allem, daß es deutsches Geld ist. Dieser betont nationale Charakter der Lloydgründung kommt schon in dem Namen zum Ausdruck. Er kann nur deswegen nicht „deutscher" Lloyd heißen, weil es in dem österreichischen Lloyd in Triest ja bereits einen „süddeutschen" gibt.

Hatte so das jugendliche Temperament Crüsemanns den Stein ins Rollen gebracht, so waren es jetzt der Name und die Zähigkeit H. H. Meiers, die ihn am Rollen erhielten. Schon auf die erste Ankündigung hin waren Ende 1856 in Bremen selbst eineinhalb Millionen Thaler gezeichnet worden. Doch Deutschland versagte. H. H. Meier führte persönlich den Briefwechsel mit zahllosen Bankhäusern und Finanzministern. Ohne Erfolg. Bis gänzlich unerwartet die „Kreditanstalt für Handel und Industrie" in Dessau sich zu einem Einschuß von weiteren eineinhalb Millionen bereit erklärte. Daraufhin konstituierte sich die Gesellschaft am 20. Februar 1857. H. H. Meier wurde Vorsitzender des Verwaltungsrates, Eduard Crüsemann ihr erster Direktor. Noch im gleichen Jahre wurde der Englanddienst mit drei Dampfern aufgenommen und vier eiserne Schraubendampfer für den Ozeanverkehr auf englischen Werften in Auftrag gegeben.

Das gleiche Jahr 1857 aber brachte auch die erste jener allgemeinen Stockungen im Blutkreislauf des Handels, die den unseligen Namen einer Weltwirtschaftskrise verdient. Nach dem schwindelhaften Aufschwung der fünfziger Jahre folgte der Rückschlag, sonderte sich die Spreu vom Weizen. Für die junge Gründung des

Lloyd bedeutete es, daß die Dessauer Kreditanstalt die Einzahlungen einstellte, daß 2602 der Aktieninhaber ihre ersten Einzahlungen einfach im Stich ließen. Die Bremer Bank stand vor leeren Kassen. Da zeigt sich auf das schlagendste, zu welcher Macht der Name H. H. Meier angewachsen ist. Am 1. Dezember schreibt er an einen Londoner Geschäftsfreund, Daniel Meinertzhagen, und bittet um einen persönlichen Kredit. Am 3. Dezember erhält er das Antworttelegramm: „Accept proposal for fifty thousand Pounds without conditions." Am 6. Dezember trifft der Lloyddampfer „Adler" mit 40 000 Pfund Sterling in Goldbarren auf der Weser ein. Die Bank, der Lloyd und der bremische Handel sind vor einer Katastrophe bewahrt.

Am 12. Juni 1858 liegt dann der erste Transatlantikdampfer des Lloyd, die erste „Bremen", auf der Reede von Bremerhaven zur Probefahrt bereit. Sie wird zu einer jener nationalen Feierstunden, als die seitdem an der Wasserkante jede erste Ausfahrt eines großen Schiffes empfunden wird. Sie bedeutet zugleich aber auch die Krönung im Leben eines großen deutschen Kaufmannes.

Von da ab gab es für H. H. Meier noch Aufgaben und Kämpfe, Mühen und Ehrungen genug, seien es Sparkassengründungen oder Reichstagswahlen, Ordensauszeichnungen oder Handelskammersitze, Landgutkäufe oder Fürstenbesuche. Es sind das Geschehnisse, wie sie im Leben eines jeden Kaufmannes möglich sind, der an der Spitze eines weltumspannenden Unternehmens steht und dessen Stimme schon allein deswegen gehört wird. Aber daß er zu Lebzeiten bereits im Volksmunde zu einer anekdotenumwobenen Figur geworden, daß man von ihm nur als von „äitsch-äitsch" redete, wie man die beiden Buchstaben seines Vornamens englisch aussprach, daß man ihm das stolze Wort in den Mund legte „Wat ick nich selbst maken kann, dat mutt nahblieben" (er liebte es, plattdeutsch zu sprechen), zeigt deutlicher als alles andere, daß er so gelebt, wie er es in seinem politischen Glaubensbekenntnis sich selbst vorgesetzt hatte: „Ein jeder muß, soviel er vermag, mitarbeiten an der Förderung des allgemeinen Wohles und in diesem sein eigenes Wohl zu finden suchen."

Einunddreißig Jahre hatte er an der Spitze des Lloyd gestanden, da erklärte er im März 1888 seinen Rücktritt. Der äußere Anlaß waren Meinungsverschiedenheiten mit dem Verwaltungsrat. Der innere Grund war der, daß durch das mächtige Anwachsen und die veränderten Zeitläufte das Unternehmen eine eigene Schwerkraft und eine eigene Gesetzlichkeit gewonnen, daß es nicht mehr „sein" Lloyd war, noch sein konnte. Als er am 17. November 1898 in seiner Vaterstadt starb, stellte sich heraus, daß der Mann, dem „fifty thousand Pounds without conditions" zur Verfügung standen, es „nicht einmal" zum Millionär gebracht hatte. Dafür aber war er mit der Bürgerkrone gekrönt worden.

Adolf Lüderitz

1834—1886

Von

Wilhelm Schüßler

Adolf Lüderitz, der unbestritten erste Kolonialpionier Deutschlands, dessen Wagemut und bedenkenloser persönlicher Einsatz von Gut und Leben immer wieder als hanseatisch gefeiert wird, ist zwar in Bremen geboren — am 16. Juli 1834 —, aber weder seine Eltern noch seine weiteren Vorfahren haben etwas mit der alten Hansestadt an der Weser zu tun. Sein Vater, Franz Adolf Eduard Lüderitz, Sproß einer hannoverschen Offiziersippe, in die verschiedene Familien des Eichsfeldes, Mainfrankens und Hannovers geheiratet hatten, begründete in Bremen ein angesehenes Tabakshaus und führte als zweite Gattin Wilhelmine Schüßler heim, die Mutter Adolfs, die überwiegend Bauernfamilien des Oldenburger Landes entstammte.

Außerordentliche Lebhaftigkeit, Raschheit der Auffassungsgabe und Entschlüsse, inneres Feuer, Mangel an Geduld und Wartenkönnen, überstürztes Sprechen, dazu ein nie versagender Optimismus, auf Selbstvertrauen begründete Heiterkeit und Humor, eine zweifellose Derbheit und Rücksichtslosigkeit zeichneten den Gründer der ersten deutschen Kolonie aus. Eine gewisse Unstetigkeit seines Lebens in wechselnden Berufen, auf Reisen und Abenteuern in Amerika, wich größerer Ruhe, als er 1866 mit seiner Frau Emmy von Lingen ein großes Vermögen erhielt, das ihn über die materiellen Sorgen hinaushob und ihm das Dasein eines wohlhabenden Kaufmanns mit Stadthaus und Landgut ermöglichte.

Wie ist Lüderitz auf seine afrikanischen Pläne gekommen?

Schon längst, seit den siebziger Jahren, verlangten weitblickende Männer einen Anteil Deutschlands an der überseeischen Welt, besonders Afrikas, das dank den Forschungen Stanleys aufgehört hatte, der unbekannte Erdteil zu sein.

Dieses Streben nach Kolonialbesitz ist die Folge zunächst der Reichsgründung und des so gesteigerten Selbstbewußtseins der Nation, das durch Übernahme kolonialer Verantwortlichkeit und Anteil an der Zivilisationsarbeit Befriedigung verlangte —, sodann des 1878/79 eingeführten Schutzzolles und endlich der dringenden Notwendigkeit, den von Jahr zu Jahr wachsenden Strom von deutschen Auswanderern, 1882 waren es zweihunderttausend Menschen, in eigenen Gebieten unterzubringen und so dem eigenen Volkstum zu erhalten.

Entscheidend war die Haltung Bismarcks. Bezeichnend ist, daß er von überseeischer Ausdehnung nichts wissen wollte, solange das so schwer errungene

Reich in der Mitte Europas nicht einigermaßen gesichert war. Erst als er den deutsch-österreichischen Zweibund 1879 geschlossen hatte, dem sich Rußland 1881 anschloß, machte er durch die sogenannte Samoa-Vorlage — Bitte um Zinsgarantie für die Mittel zur Stützung des Hamburger Hauses Godeffroy in der Südsee — den Versuch einer Sondierung der Öffentlichkeit. Als diese im Reichstag auf Ablehnung stieß, fühlte sich der Kanzler in seiner Skepsis bestärkt, andererseits aber veranlaßte gerade diese Haltung der Volksvertretung jene Welle kolonialer Begeisterung, die 1882 zur Gründung des Deutschen Kolonialvereins führte.

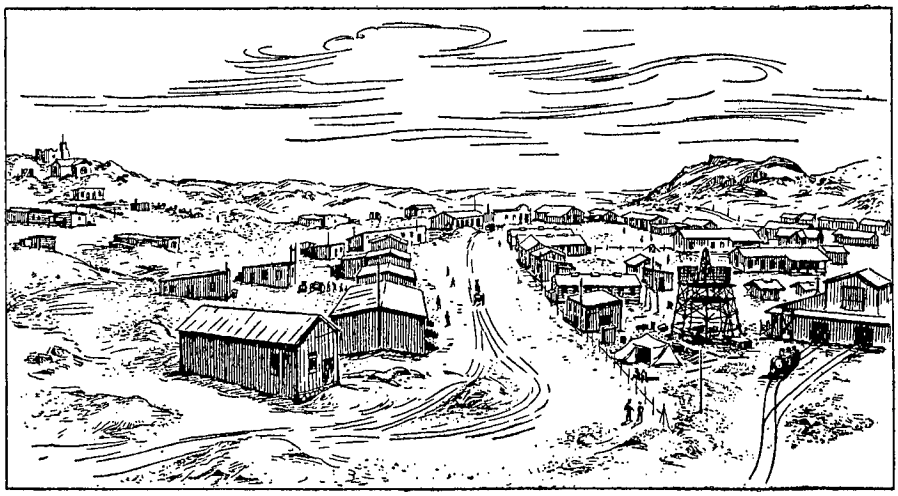
Lüderitz war an diesen Dingen innerlich um so mehr beteiligt, als er eine ertragreiche Faktorei in Lagos (Goldküste) besaß und sicherlich längst über die beste Möglichkeit einer deutschen Siedlungskolonie nachgedacht hatte. Da ist im Sommer 1882 durch einen Zufall, wie so oft in der Geschichte, sein lange unbefriedigter und ungestümer Tatendrang geweckt worden. Ein zwanzigjähriger kaufmännischer Angestellter, Heinrich Vogelsang, erbot sich, für ihn hinauszugehen und eine neue Faktorei zu begründen, während ein beschäftigungsloser Kapitän Timpe ihm nahelegte, unter seinem Kommando ein Schiff mit Waren auszurüsten und an einer weniger bekannten Küste, nämlich der von Südwest, Handel zu treiben. Dabei wurde den drei Männern klar, daß diese Gebiete noch keiner europäischen Macht unterstanden. In diesem Augenblick faßte Lüderitz — trotz des kaufmännischen Abratens von Vogelsang — den schicksalsschweren Plan, gerade hier in Südwest eine deutsche Kolonie zu gründen, und zwar, wie er ausdrücklich hervorhob, in einem Klima, das für Deutsche erträglich sei.

Dem Entschluß folgte die Ausführung auf dem Fuße. Sofort wurde eine Brigg, die „Tilly", gekauft, mit Waren beladen und vor allem Vogelsang in tiefem Geheimnis nach Kapstadt vorausgesandt, um dort überhaupt erst die Möglichkeiten und zugleich einen geeigneten Landungsplatz zu erkunden. Gleichzeitig bat Lüderitz am 16. November 1882 das Auswärtige Amt um den Schutz des Deutschen Reiches für sein geplantes Unternehmen.

Damit war Bismarck vor die entscheidungsvolle Wendung gestellt. Es war eine eigenartige Gestaltung der Dinge, daß ein Privatmann wie Lüderitz den Staat, der später allmächtig wurde, damals von sich aus zu weltgeschichtlichen Entschlüssen drängen konnte.

Zunächst verharrte das Auswärtige Amt noch bis in den Sommer 1883 hinein in seiner Abneigung gegen „Kolonialpolitik", indem es Lüderitz auf den privaten Charakter seines Unternehmens hinwies; nur auf den Schutz, auf den jeder unbescholtene Deutsche im Ausland rechnen könne, dürfe er zählen.

Aber das Schwergewicht der durch Lüderitz geschaffenen Tatsachen führte naturnotwendig über die ursprüngliche Linie des Auswärtigen Amtes hinaus. Denn unterdessen war an der Küste von Südwest gehandelt worden. Es wird



Ansicht von Lüderitzbucht in den ersten Jahren nach der Gründung

immer das unvergeßliche Verdienst des jugendlichen Vogelsang bleiben, was hier an Ort und Stelle geleistet wurde —, allerdings im Auftrage, im Sinne und mit den Mitteln von Lüderitz.

Mit einer Schar abenteuerlustiger und tatenfroher junger Männer fuhr Vogelsang in tiefstem Geheimnis — damit die Engländer nicht etwa zuvorkommen konnten! — von Kapstadt ab und landete am 10. April 1883 an jener Stelle der öden Sandzone der Küste, wo später der Hafen „Lüderitzbucht" von deutscher Tatkraft kündete. Nach unendlicher Mühe gelang es den jungen Leuten endlich, ein Holzhaus zu errichten, „Fort Vogelsang", und endlich zu den entscheidenden Verhandlungen mit den Besitzern des Landes aufzubrechen.

Für den weiteren Verlauf des Geschehens ist wichtig, daß seit Beginn der vierziger Jahre in diesen weiten Gebieten der sich bekämpfenden Hereros und Hottentotten die rheinische Mission erfolgreich wirkte und gerade die holländisch sprechenden Häuptlinge mit ihrem Anhang, wohl an sechstausend Menschen, dem Christentum gewonnen hatte. Deutsche Missionare vermittelten die Anknüpfung zwischen Vogelsang und dem Häuptling Josef Fredericks in der Station Bethanien, und als Vogelsang und seine Begleiter nach überaus anstrengenden tagelangen Ritten endlich anlangten und am 1. Mai ihren Wunsch vorbrachten, da war der Boden so gut vorbereitet, daß die Bucht von Angra-Pequena mit fünf Meilen Land im Umkreis gegen eine einmalige Zahlung von hundert Pfund Sterling und sechzig Gewehren an Lüderitz abgetreten wurde! Ein Besitz, den Vogelsang durch einen weiteren Kauf im August noch ganz erheblich vergrößerte. Man kann es begreifen, daß man in seinem Kreise nun nicht lange fackelte und schon nach der Rückkehr von der ersten Reise, am 12. Mai 1883, die deutsche Flagge auf dem neuen „Territorium Lüderitz" hißte. Als diese

Tatsache im August durch Zeitungsmeldungen in der Heimat bekannt wurde, sah sich Bismarck weiter gedrängt. Zwar hielt er den nicht befohlenen Akt für ein frivoles Beginnen, sondierte aber in der Öffentlichkeit durch einen offiziösen Artikel der „Post" noch einmal. Die überraschend freudige Aufnahme in der Presse gab ihm dann die nötige innere Sicherheit für sein weiteres Vorgehen.

Denn darüber war er sich von vornherein klar, daß die Engländer eine Festsetzung Deutschlands an jenem Punkt der südwest-afrikanischen Küste, in der Nachbarschaft der Kap-Kolonie, nicht gern sehen würden. War er auf einen Kampf gegen England gerüstet?

Da wollte es das Glück, daß die Weltlage sich für Deutschland denkbar günstig gestaltet hatte. Seitdem England gegen Frankreichs Widerstand Aegypten besetzt hatte (1882) und das Vordringen Rußlands in Zentralasien zu einer Gefahr für Indien zu werden drohte (1883/84), war Großbritannien mehr als jemals früher auf die Freundschaft des Deutschen Reiches angewiesen. Dazu besaß Bismarck in dieser Zeit ein unvergleichliches Druckmittel in der Entente mit Frankreich, die auf Grund der gemeinsamen Interessen beider Mächte in Afrika zustande kam.

Die Notwendigkeit des Handelns wurde ihm jetzt von Lüderitz nahegelegt. Im Herbst 1883 war der Kaufmann zum ersten Mal in Südafrika gewesen, nicht nur, um sein neues und wachsendes Landgebiet kennenzulernen, sondern vor allem, um Besitzstreitigkeiten mit der kapländisch-englischen Firma de Paß Spence & Co. zu seinen Gunsten zu entscheiden. Bei diesem Besuche kam es bis zur Androhung von Gewalt gegen die Engländer durch Lüderitz, der kurz entschlossen auf dem mit Spence strittigen Territorium die Stange mit der wehenden britischen Flagge umhauen ließ. Bei einer persönlichen Unterredung mit dem Hohen Kommissar in Kapstadt, Generalleutnant Smyth, und als er von Angra-Pequena zurückkam, mit dessen Sekretär, mußte Lüderitz erleben, daß die Engländer und die Kapkolonie seine Erwerbungen nicht anerkannten, sondern sie als britischen Besitz erklärten. Mit der Drohung, Bismarck hiervon zu unterrichten, reiste Lüderitz ab, zur Bitte um Hilfe in Berlin um so mehr entschlossen, als ja sein Territorium den erhofften Handelsgewinn nur abwerfen konnte, wenn er imstande war, es gegen die Überschwemmung mit englischen Waren abzuschließen. Schon aus diesem Grunde mußte ein klarer Zustand geschaffen, der Schutz des Deutschen Reiches über sein Gebiet ausgesprochen werden.

Schon längst ehe Lüderitz die Heimat erreichte, hatte Bismarck gehandelt. Am 10. November 1883 ließ er die britische Regierung zum zweiten Male fragen, ob sie auf das Gebiet von Angra-Pequena Anspruch erhebe, und wenn ja, auf Grund welcher Rechtstitel? Entgegen dem beliebten Verfahren der Verschleppung, das besonders der Kolonialminister Lord Derby übte, erfolgte diesmal die Antwort des englischen Außenministers Lord Granville, am 21. November, mit großer Schnelligkeit. Sie war überraschend, denn sie hatte nichts

Geringeres zum Inhalt als die Darlegung einer afrikanischen Monroedoktrin für England! Nach Empfang dieser englischen Antwort wird es gewesen sein, daß Bismarck nicht nachzugeben beschloß. Aber selbst jetzt noch befahl er, die Anfrage wegen Angra-Pequena in Form einer schriftlichen Note zu wiederholen: mit welchem Recht beanspruche England das Protektorat?

Darauf erfolgte keine Antwort!

Es ist das Verdienst des damaligen Referenten der handelspolitischen Abteilung im Auswärtigen Amt, Kusserow, den Kanzler bei seinem neuen Schritte in der Kolonialpolitik beraten und zum Vorgehen ermuntert zu haben. Jedenfalls wurde am 22. Dezember beschlossen, wie die berühmte Denkschrift der Hamburger Handelskammer im Juli verlangt hatte, einen Reichskommissar nach Westafrika zu entsenden und mit den dortigen Häuptlingen Verträge abzuschließen.

Um noch ein Letztes zu versuchen, wurde am 31. Dezember 1883 die deutsche Anfrage wegen Angra-Pequena in London wiederholt.

Während monatelang keine Antwort erfolgte — ein beispielloser Vorgang in der diplomatischen Geschichte, beispiellos auch deswegen, weil unterdessen der Kolonialminister Lord Derby die Kap-Kolonie zur Annexion der ganzen Küste von Südwestafrika zu bestimmen suchte! —, kehrte Lüderitz im Frühjahr 1884 von Afrika zurück.

In dieser Stunde fiel die Entscheidung insofern, als sich Bismarck einem französischen Protest gegen den englisch-portugiesischen Vertrag über Mittelafrika anschloß und so jene deutsch-französische „Kolonial-Ehe" einging, die für England so unbequem war. So fand Lüderitz einen für seine Wünsche geeigneten Boden vor.

In einer für das Auswärtige Amt bestimmten Denkschrift vom 21. März 1884 legte der Kaufmann seine Erlebnisse in Südafrika und seine Wünsche für die Zukunft dar. In erster Linie forderte er die amtliche Bekanntgabe des Reichsschutzes über seine Erwerbungen, um weiteren Schikanen der Engländer zu entgehen. Auch konnte er nur so hoffen, sein Gebiet handelspolitisch abzugrenzen. Darauf folgte am 8. April die bekannte Denkschrift Kusserows, die in den Hauptzügen auf Lüderitz' Eingabe fußte und in der als mögliche Art des Reichsschutzes, das heißt einer deutschen Kolonie, die Verwaltung durch eine Kompanie gefordert wurde. Denn Bismarck wünschte keine Kosten, keine militärischen Aufwendungen über See. Die würden nur den „parlamentarischen Exerzierplatz" verbreitern.

Nun aber wurden die Dinge rasch weitergetrieben durch Lüderitz selber. Die Streitigkeiten mit den Engländern in seinem Gebiet nahmen ihren Fortgang, so daß ihm von den neuen Verwicklungen am 8. April durch seine Kapstädter Agenten drahtliche Mitteilung gemacht wurde. Sofort verständigte er das Auswärtige Amt und schrieb dazu die entscheidenden Worte: „Wie ich in meiner

ergebenen Eingabe vom 21. März d. J. schon bemerkte, werde ich von Seiten der Engländer und Kapländer auf alle mögliche Art und Weise schikaniert werden, solange nicht offiziell bekannt gemacht wird, daß ich, respektive mein afrikanischer Besitz unter deutschem Reichsschutz steht."

Daraufhin wurde er am 19. April zu Bismarck befohlen, nachdem drei Tage zuvor die große Instruktion für Generalkonsul Nachtigal zur Besitzergreifung an der westafrikanischen Küste abgeschlossen war. Diese erste Unterredung drehte sich, neben dem offiziellen Schutz des Reiches, auch um die Frage, wie Lüderitz sein Gebiet handelspolitisch abschließen könne, das heißt, wer zur Erhebung der Zölle befugt sei, der deutsche Kaiser oder der Häuptling von Bethanien oder, wie Bismarck scherzend bemerkte, Lüderitz I.? Auf Grund der Unterredung verfaßte der Kaufmann am 22. April dann seinen amtlichen Antrag auf Reichsschutz. „Um den bisherigen Übergriffen kapländischer Firmen ein rasches Ende zu machen, bitte ich, dem deutschen Konsul in Cape Town telegraphisch zu befehlen, dem Gouverneur der Kap-Kolonie hiervon Mitteilung zu machen und außerdem eine diesbezügliche Bekanntmachung in der amtlichen Kap-Zeitung zu erlassen."

Im Sinne dieser Wünsche befahl Bismarck, ein Telegramm an den deutschen Konsul in Kapstadt und an den deutschen Botschafter in London aufzusetzen. Nach verschiedenen Änderungen von der Hand des Kanzlers erging dann das berühmte Telegramm an den Konsul in Kapstadt, mit dem das Deutsche Reich offiziell in die Reihe der Kolonialmächte eintrat: „Nach Mitteilungen des Herrn Lüderitz bezweifeln die Kolonialbehörden, ob seine Erwerbungen nördlich vom Oranje-Fluß auf deutschen Schutz Anspruch haben; Sie wollen amtlich erklären, daß er und seine Niederlassungen unter dem Schutz des Reiches stehen."

Es mußte sich Persönlichstes, Lüderitz' Unternehmungsgeist, Vogelsangs Mut und Geschicklichkeit, Bismarcks politische Weisheit und Energie, mit der allgemeinen Weltbewegung des kolonialen und imperialistischen Zeitalters verbinden, mit dem Kraftbewußtsein des Deutschen Reichs und der Gestaltung des europäischen Staatensystems, um dies Ergebnis zu erzielen.

Daß die Ungunst der Weltlage England zur Anerkennung des deutschen Kolonial-Reiches bewog, sollte sich in den nächsten Monaten zeigen. Die von London aus unternommenen Winkelzüge, um die Kap-Kolonie zur Annexion der ganzen von Deutschland beanspruchten Küste Südwestafrikas zu bewegen, waren derartig, daß es zu einer ernsten Spannung zwischen Deutschland und England kam und Bismarck den deutschen Botschafter in London nicht nur zum offiziellen Protest gegen diese Handlungen ermächtigte, sondern auch die denkwürdigen Worte schreiben mußte: „Schüchternheit ist bei der Rücksichtslosigkeit der englischen Kolonialpolitik nicht angebracht und kein Mittel, in guten Verhältnissen mit England zu bleiben."

Was sich von Juni bis September 1884 an der westafrikanischen Küste zutrug, kann nur als ein Wettlauf zwischen England und Deutschland bezeichnet

werden. Wenn auch der Generalkonsul Nachtigal mit aller Vorsicht ausgesandt wurde, so war es doch ein bloßer Zufall, daß er in Kamerun nur ein klein wenig früher ankam als die Engländer. Lüderitz, in fieberhafter Erregung, ob die Engländer ihm nicht bei der Erwerbung der nördlich von Walfischbai gelegenen Küstenstrecke zuvorkommen würden, machte der Admiralität nicht weniger als 24 Punkte der ganzen Küste vom Oranje-Fluß bis zur portugiesischen Grenze namhaft, wo die deutschen Kriegsschiffe Besitz zu ergreifen und die Hoheitszeichen anzubringen hätten. Schließlich konnte dann der deutsche Konsul am 5. September 1884 nach Hause melden, daß das große Werk gelungen sei! Am 22. September mußte sich England schweren Herzens zur Anerkennung des deutschen Besitzes in Südwestafrika bequemen und Deutschland als kolonialen Nachbarn begrüßen. Lüderitz aber beeilte sich, als er die Nachricht von der Flaggenhissung erhielt, dem Fürsten Bismarck aus vollem Herzen zu danken. „Gott gebe", schrieb er, „daß diese erste Kolonie wachse und gedeihe zur Ehre und zum Nutzen Deutschlands!"

*

Schon bei seinem ersten Besuch in Südwest mußte sich Lüderitz sagen, daß sein ursprünglicher Plan, dem deutschen Volk für seine auswandernden Massen eine Siedlungskolonie zu schaffen, angesichts der Bodenverhältnisse gescheitert sei. Immer mehr stellte sich heraus, daß es sich, wie man damals meinte, vorwiegend um ein Land mit Bodenschätzen, vor allem Kupfer, handele, also um eine Art Ausbeutungs- und Bergwerks-Kolonie. Aber sollte der Kaufmann deshalb verzagen? War doch schon längst in Büchern und in der Presse auf Transvaal hingewiesen worden, dieses „Paradies", von dem Ernst v. Weber sagte, daß es durch planmäßige Hinlenkung des deutschen Auswandererstromes zu einem deutsch-burischen Südafrika zu machen sei.

Wieder war es ein Zufall, der Lüderitz die Richtung vorschrieb. Einer jener „Afrika-Reisenden", die den schwarzen Erdteil aus Wissens- oder Geltungsdrang durchquerten, August Einwald, ehemals Photograph in Heidelberg, machte Lüderitz Ende 1883 auf das noch unvergebene „freie" Zululand an der Südostküste Afrikas aufmerksam. Der Kaufmann griff diesen Gedanken sofort auf, und so kam dann im Mai 1884, als Einwald in Europa weilte, jener Vertrag zustande, in welchem ins Auge gefaßt wurde, die Santa-Lucia-Bai und möglichst große Teile des Zululandes für Lüderitz zu erwerben und durch einen Bahnbau von der Bucht nach Pretoria die Voraussetzung für ein deutsch-burisches Südafrika zu schaffen.

Das Unglück wollte es, daß es in diesem Teil Südafrikas gerade in jenem schicksalsvollen Sommer 1884 zu den größten Umwälzungen kam, die alle Voraussetzungen umstürzten, von denen Lüderitz noch im Mai ausgegangen war. Er, und damit das Deutsche Reich, wurde in die Verwicklungen zwischen

England und den Buren hineingerissen. Und der Kampfplatz war vor allem das Zululand. Für das Britische Reich und die Kap-Kolonie mußte es vor allem darauf ankommen, die mögliche Ausbreitung der Buren über die ihnen vertraglich gesetzten Grenzen hinaus zu verhindern, vor allem aber den Durchbruch bis zur Küste. Nachdem die Gründung selbständiger neuer Buren-Republiken im Westen von Transvaal, nämlich von Gosen und Stellaland, verhindert war, richtete sich das Augenmerk der britischen Imperialisten, vor allem von Cecil Rhodes, auf den Versuch der Buren, durch Begründung eines neuen Staates auf dem Boden des Zululandes in Verbindung mit dem Meere zu kommen. Der Anlaß fand sich auf beiden Seiten im Jahre 1884. Die Buren unterstützten durch Freiwillige den jungen König Dinizulu gegen aufsässige Häuptlinge und ließen sich zum Dank beträchtliches Landgebiet abtreten; dies wurde dann von den Buren zur „Neuen Republik" erklärt. Natürlich mußte sich Dinizulu bald gegen die immer wachsenden Landansprüche seiner Helfer wehren. Als er und sein vornehmster Ratgeber, der Staatssekretär Adolf Schiel, ein gebürtiger Deutscher, sich in dieser Lage der Dinge nach ernsthafter Hilfe gegen die Buren umsahen — die man am wenigsten von England erwarten durfte —, traf der Agent des Bremer Kaufmanns, August Einwald, im November 1884 endlich im Lager Dinizulus ein.

Dort ersah Schiel sofort mit scharfem Blick die Möglichkeit, das Zululand seiner deutschen Heimat zu gewinnen. Auf seinen Rat knüpfte Dinizulu an die Abtretung der Santa-Lucia-Bai die Bedingung, daß das Deutsche Reich die Schutzherrschaft über das Zululand erwerbe. Da Schiel Einwald mißtraute und Lüderitz den Besitz der Bucht unter allen Umständen sichern wollte, ließ er sich die Bucht selber abtreten, um sie dann an den Kaufmann zu übertragen.

Es kam nun alles auf Bismarcks Haltung an. Zunächst gab er auf die triumphierende Meldung von Lüderitz, daß der Plan im Südosten geglückt sei, den Befehl (29. November), das Kriegsschiff Gneisenau solle die Zulaküste anlaufen und amtlich Besitz ergreifen. Aber wenige Tage später meldete der deutsche Konsul in Kapstadt, dem der törichte Einwald mit Klagen über Schiel in den Ohren lag, daß jener ein Betrüger und die ganze Sache hinfällig sei. Darauf wurde das Vorgehen an der Zulaküste sofort eingestellt (4. Dezember). Aber selbst wenn der Befehl an die Gneisenau aufrechterhalten worden wäre, die Deutschen wären doch zu spät gekommen! Am 8. Dezember beschloß das englische Kabinett, energisch vorzugehen, um die angeblich alten Ansprüche Großbritanniens auf die Santa-Lucia-Bai aufrechtzuerhalten. Am 18. Dezember schon hißte ein englischer Kreuzer in der strittigen Bucht die britische Flagge.

Diese Haltung Englands, das gleichzeitig im Westen von Transvaal das Betschuanaland und die Kalahariwüste in Besitz nahm, um ein Zusammengehen von Deutsch-Südwest und Buren zu verhindern, führte zu wiederholten scharfen Protesten Bismarcks in London, aber im weiteren Verlauf der Ereignisse doch

dazu, daß Bismarck schließlich auf diese Erwerbung des Bremer Kaufmanns verzichtete. Der Grund liegt darin, daß der Kanzler von vornherein, wie er Lüderitz und Schiel Anfang Januar 1885 auseinandersetzte, zum Festhalten nur unter der einen grundlegenden Bedingung entschlossen war, daß die Buren der deutschen Festsetzung zustimmten; denn die deutschen Interessen verlangten gebieterisch, ein Zusammengehen von Engländern und Buren gegen Deutschland zu verhüten; dazu sei das Reich nicht stark genug. Aber diese Voraussetzung sah Bismarck nicht erfüllt. Anstatt die sich hier bietende Gelegenheit zu einem deutsch-burischen Zusammengehen zu ergreifen, erklärten die Buren auf Grund eines Vertrages mit König Panda vom Jahre 1840, die ältesten Ansprüche auf die Santa-Lucia-Bai zu haben, während die Engländer ihren Besitztitel aus einem Vertrage desselben Häuptlings vom Jahre 1843 herleiteten. Kaum hatte Bismarck diese burische Auffassung kennengelernt, als er schon rasch entschlossen die neue Erwerbung von Lüderitz als Ausgleichsobjekt ins Auge faßte. Denn wegen der Grenzen von Kamerun, wo englische Agenten den deutschen Besitz auf die schmale Küstenzone zu beschränken suchten, und wegen des Besitzes von Neu-Guinea, der im Herbst gewonnen war, herrschte erbitterter Streit mit England. Das Wesentliche ist, daß Bismarck nach einigen Wochen stärkster Spannung mit London Anfang März 1885 zu dem erhofften Kolonial-Ausgleich kam. Die Santa-Lucia-Bai wurde geopfert — zumal die britischen Staatsmänner diesen Besitz als unentbehrlich erklärten —, um dafür Kamerun in der späteren Ausdehnung zu gewinnen und ferner die Anerkennung von Deutsch-Ostafrika, das am 27. Februar 1885 unter den Schutz des Reiches gestellt war, und von Neu-Guinea zu erreichen.

So war der stolze Plan von Lüderitz, ein deutsch-burisches Südafrika von Meer zu Meer zu schaffen und dem deutschen Volke in letzter Stunde den notwendigen Raum für eine Siedlungs-Kolonie zu gewinnen, gescheitert, und zwar zuletzt deshalb, weil nicht nur die Buren die große Stunde verkannten, sondern vor allem, weil die Weltlage sich unterdessen zuungunsten Deutschlands so verschoben hatte, daß ein Entgegenkommen gegenüber England notwendig wurde. Ende März 1885 wurde das deutschfreundliche Kabinett Ferry durch Clemenceau gestürzt und so die deutsch-französische Kolonial-Entente zum Scheitern gebracht; und bald brachen zwischen Rußland und Österreich wegen Bulgariens Meinungsverschiedenheiten aus, die den Bestand des Drei-Kaiser-Bundes erschütterten. Seitdem beschloß Bismarck, über See nur so weit zu gehen, wie es England gefiel.

*

Lüderitz mußte das Scheitern seiner stolzen Hoffnung im Frühjahr 1885 um so schwerer empfinden, als sich gleichzeitig herausstellte, daß seine Mittel völlig erschöpft waren durch die dauernden gewaltigen Aufwendungen, die er für

die Ausbeutung seines noch immer wachsenden Besitzes in Südwest tragen mußte. Schon im Spätherbst 1884 berechnete Vogelsang die täglichen Ausgaben auf tausend Mark. Beherrschend stand dem Kaufmann immer die Notwendigkeit vor der Seele, endlich die erhofften Bodenschätze zu finden, damit sich sein Land wenigstens als Bergwerks-Kolonie bewähre. Eine Expedition nach der anderen sandte er zu diesem Zweck auf seine Kosten hinaus und erfüllte damit Aufgaben, die eigentlich dem Staate obgelegen hätten. Auch ruhte er nicht, bis in den Handelsstationen steinerne Häuser errichtet und immer neue Massen von Waren hinausgesandt wurden, die dann doch der englischen Konkurrenz unterlagen. Kostbare Bohrmaschinen zur Erschließung von Wasser, zum Graben von Brunnen wurden auf die Brigg „Tilly" verladen und gingen mit deren Untergang verloren. Es waren jetzt die Tage der Sorge gekommen. Die letzte Expedition ergab so gut wie nichts an wertvollen Bodenschätzen. So mußte Lüderitz seinen Plan aufgeben, einen Dampfer für die Fahrt zwischen Kapstadt und Angra-Pequena zu kaufen und eine Anlegebrücke zu bauen.

Nichts war notwendiger, als Kapital aufzubringen, wenn eine Verzinsung auch zunächst kaum in Aussicht stand. Nach überlangem Warten, vielen enttäuschenden Verhandlungen und Demütigungen kam es dann endlich, nicht ohne entscheidenden Antrieb Bismarcks, im April 1885 zur Gründung der Südwestafrikanischen Gesellschaft, bei der Lüderitz beteiligt blieb.

Aber es entsprach weder seinem Tätigkeitsdrang noch seinem Verantwortungsgefühl gegenüber dem begonnenen Werke, jetzt etwa die Hände in den Schoß zu legen. Es mußte und sollte sich lohnen! War von den Geologen wirklich gründlich genug geforscht worden? Sollten nicht doch große Kupfer- und Erzlager vorhanden sein? Jetzt, nach dem Scheitern der Zulu-Expedition, erfüllte ihn sogleich ein anderer Gedanke. Ob es nicht möglich war, wenigstens am Nordufer des Oranje-Flusses geeignetes Land für deutsche Farmer-Siedlungen zu finden?

Aus diesen beiden Überlegungen heraus trat er im Mai 1886 seine Fahrt nach Südwest an. Ohne die Auffindung von abbaufähigen Erzlagern, schrieb er entschlossen seiner Frau, werde er nicht zurückkommen, „und wenn ich ein Jahr lang herumreisen muß". Er plante, von der Küste ins Innere zu reisen, überall nach Erzen zu suchen und endlich an den Oranje-Fluß zu kommen, um dessen unbekannten Lauf zu erforschen. Am 16. Juli, seinem zweiundfünfzigsten Geburtstag, brach er auf, voll Energie und Zuversicht, aber das Ergebnis der Suche nach dem erhofften Kupfer enttäuschte; man glaubte zum Trost, daß eine Sprengung in tieferen Gesteinsschichten doch noch etwas ergeben würde. Von den reichen Otavi-Minen ahnte man nichts.

Mitte September kamen die Reisenden mit ihren Ochsenwagen in Nabasdrift am Oranje-Fluß an, und nun begann die gefährliche Fahrt über zweiundfünfzig Stromschnellen in siebenundzwanzig Tagen. Am 17. Oktober erreichten Lüderitz und seine drei Begleiter — der Steuermann Steingröver, der Schweizer

Bergingenieur Iselin und der schottische Bergmann Hodkins — Ariesdrift, etwa hundert Kilometer von der Mündung des Stromes entfernt. Dort erfuhr er, der jetzt möglichst schnell nach Angra-Pequena zurückwollte, um die schmerzlich entbehrten brieflichen Nachrichten aus der Heimat zu erhalten und zugleich ein angebliches Salpeterlager südlich der Bucht zu untersuchen, zu seiner schmerzlichen Enttäuschung, daß kein Bote vorhanden war, um die Ochsenwagen von Aus zu holen, die die Reisenden nach Angra-Pequena bringen sollten. Kurz entschlossen bestimmte er, daß Iselin und Hodkins beim Gepäck zu bleiben hätten, während er und Steingröver in einem der kleinen Faltboote, mit denen er die Reise auf dem Oranje-Fluß gemacht hatte, an der Küste entlang nordwärts fahren wollten, um in etwa fünf Tagen bei dem herrschenden günstigen Südwinde Angra-Pequena zu erreichen.

Obwohl seine Begleiter dieses waghalsige Unternehmen ebenso widerrieten wie kurz darauf ein an der Mündung des Stromes wohnender Bur, beharrte der Kaufmann auf seiner Absicht; Steingröver scheint ihn darin bestärkt zu haben. In der Nacht zum 23. Oktober 1886 schliefen Lüderitz und der Steuermann am Strande in einem Zelt in der Alexandra-Bucht und ließen sich am andern Morgen von Eingeborenen ins Wasser schieben.

Die See war ruhig, und man sah vom Lande aus, wie die beiden Männer endlich ein „Segel" setzten, ein altes Laken. Am Nachmittag verstärkte sich die Brise, und am nächsten Tage tobte ein Nordweststurm, der wahrscheinlich den ersten deutschen Kolonial-Pionier in den Wogen begrub, wenn ihn nicht das noch schrecklichere Schicksal getroffen hat, im Sande der Wanderdünen an der Küste zu verdursten oder erschlagen zu werden.

Es ist ein tragisches Schicksal, daß Lüderitz nicht mehr erlebt hat, wie die reichen Otavi-Minen entdeckt wurden, und daß er nicht ahnte, daß gerade da, wo Vogelsang landete, in der Bucht von Angra-Pequena, die Diamantenlager auf den glücklichen Entdecker warteten!

Wie man auch über die Todesfahrt nach „Lüderitzbucht" — denn so wurde jetzt der erste Landungsplatz genannt — denken mag: so wenig wie sein Leben war auch dieser Tod vergebens. In einer Zeit, wo die koloniale Begeisterung abgeflaut war, war dieses erste Opfer für die erste deutsche Kolonie nicht vergeblich gebracht, und später, als Südwest durch immer neue Tote der Nation ans Herz gewachsen war, wurde sein Name und Schicksal seit dem Raub der deutschen Kolonien ein Symbol. Mit ihm, wie mit dem Namen von Carl Peters, wird für alle Zeit der unverjährbare Anspruch des deutschen Volkes auf die Teilnahme an der Kultivierung und Beherrschung der Welt verbunden bleiben, und niemals wird das großartige Schauspiel vergessen werden, wie der Wagemut einzelner Pioniere und die Weisheit des handelnden Staatsmannes zusammenwirken mußten, um das größere Deutschland jenseits der Meere zu begründen.

Max Eyth

1836—1906

Von

Walther Kiaulehn

Der Lehramts-Kandidat Eduard Eyth, dem in Kirchheim unter Teck am 6. Mai 1836 der erste Sohn geboren war, wird im Jahre 1840 zum Professor der alten Sprachen und der Geschichte am evangelischen Seminar in Schöntal an der Jagst ernannt, einer alten ehemaligen Klosterschule, die unter der Stammburg der Berlichingen liegt. Professor Eyths Familie stammte aus Tübingen. Dort sind seine Vorfahren Küfermeister und Stadträte gewesen. Als Salzburger Protestantenflüchtlinge sollen sie ursprünglich nach Tübingen gekommen sein. Aus den ehemaligen Küfern wurden bald gelehrte Humanisten. Der Vater des Professors Eyth war am Tübinger Stift Professor. Der Freund Eduard Eyths ist Justinus Kerner gewesen. Sein geliebter Lehrer war Uhland. Seine Professur hat sich der Tübinger Student mit der Abfassung einer „Weltgeschichte vom christlichen Standpunkt" verdient, seine Freundschaft mit den Dichtern rechtfertigt sich durch seine Übersetzertätigkeit. Er verdeutschte eine Odyssee in Reimen, dreißig Biographien des Plutarch und einige Dialoge Platos. Als Dichter tritt er mit „Harfenklänge aus dem alten Bunde" und „Davids Jugend" hervor. Seine erste literarische Leistung waren griechische Verse gewesen.

Professor Eyth durfte hoffen, daß sein Sohn ebenso wie er und seine Väter jener Mischung aus humanistischer Gelehrsamkeit und evangelischer Frömmigkeit sein Leben weihen würde, die er für die allein lebenswürdige Atmosphäre hält. Diese Hoffnung lag auch im Wesen der Mutter begründet, einer zartsinnigen Poetin, die ein Bändchen religiöser Dichtungen „Bilder ohne Rahmen" mit so großem Erfolg veröffentlicht hatte, daß es in viele fremde Sprachen übersetzt wurde und sie mit seinem Geldertrag befähigte, den Sohn, nach der damaligen Sitte, vom Militär loskaufen zu können. Max würde evangelischer Pfarrer werden, das stand fest. Das Kind Max enttäuschte die Eltern früh. Zunächst erschreckte der Bube seine Lehrer damit, daß er in seine Aufsatzhefte Zeichnungen kritzelte, die immer dasselbe Motiv hatten, ein paar unregelmäßige Dreiecke, vor denen ein merkwürdiger Hund lagerte. Woher der Junge dies Motiv hat, in dem seine Lehrer einen unseligen Hang zur Geometrie und zu sonstiger Allotria sahen, ist nie ganz klar geworden. Er konnte seinen Lehrern nicht einmal verständlich machen, daß seine Zeichnungen die Pyramiden und die Sphinx darstellen sollten.

Der Neunjährige wird den Zukunftsplänen der Eltern endgültig durch einen Eisenhammer entrissen, den er auf einem Spaziergang mit seinem Vater im

Kochertal sieht. Der Eisenhammer war durch Wasserkraft betrieben, ein kleines dickköpfiges Ungetüm, das mit wildem Poch-Poch auf das sprühende Eisen schlug. Das keuchende Zylindergebläse und der Anblick der verrußten athletischen Eisenknechte, die in den dunklen Gewölben des Hammerwerks wie Zyklopen hantieren, erfüllt den Knaben mit einem Gemisch aus Schauder und Entzücken. Noch in seinen Mannesjahren packt ihn die Erinnerung an dies Erlebnis so, daß er das Gedicht „Die Schmiede" niederschreibt.

Der Vater zieht seinen verzauberten Sohn von dem Hammer weg, aber als der Junge am nächsten Tag mit seinem Cornelius Nepos in den Wald geschickt wird, um zu lernen, vergräbt er den Klassiker unter einen Stein und rennt zwei Stunden lang über Berg und Hügel, bis er oberhalb des Kochertals keuchend in das Farnkraut stürzt und den geheimnisvoll pochenden Hammer sieht.

In seinen Lebenserinnerungen schreibt Max Eyth: „Ich verdanke meinem Vater das Beste, was der Mensch dem Menschen geben kann: die Freiheit!" Als er erkannt hat, daß sein Sohn aus geheimnisvoll tiefen Gründen, die in einer langen Geschlechterreihe verborgen liegen, den vorbedachten Weg eines humanistischen Gelehrten oder Theologen nicht gehen kann, ohne unglücklich zu werden, verzichtet Eduard Eyth auf seine eigenen Wünsche für den Sohn. Er macht dem Jungen klar, daß er vorläufig noch auf der Schule aushalten müsse, gleichgültig, ob er später einmal Prediger oder Ingenieur werden wollte. Dies sieht der Junge ein und findet auch schon in der Schule ein hohes Glück. Der junge Hilfslehrer der Mathematik, der an dem väterlichen Seminar wirkt, führt ihn in die Geheimnisse der Geometrie ein. „Schon nach den ersten Lektionen war mein Entzücken über das, was sich mir hier auftat, grenzenlos. Freudig schlaflose Nächte lang schob ich gerade Linien und Kreisbogen und später Ellipsen und Hyperbeln im Kopfe hin und her, um selbsterfundene Probleme zu lösen, und mit jedem Tage mehr versank für mich die klassische Welt in schönem, wesenlosem Scheine."

Der Widerstand Max Eyths gegen die klassische Bildung war zunächst nur Instinkt. In dem gereiften Mann hatte sich dieser Instinkt zu einem Wissen geläutert, das ihn an die Seite der Schulreformer treibt. Es wäre aber töricht, daraus folgern zu wollen, er sei ein Vorkämpfer jener geistlosen Industriemenschen des neunzehnten Jahrhunderts gewesen, die mit der Gleichgültigkeit des Barbaren alle Kulturwerte zerstörten, die ihrer platten Erfolgssucht im Wege waren. In seinem Roman „Der Kampf um die Cheopspyramide" sagt der Dichteringenieur sehr deutlich, was er will. Er will eine Synthese aus Liebe zur wahren Kultur und aus der sinnvollen Anwendung aller Kraftmittel der industriellen Revolution. Technik und Industrie sollen den Menschen glücklich, nicht unglücklich machen. Glücklich kann der moderne Mensch nur werden, wenn es ihm gelingt, Herr der Technik zu sein, nicht Sklave. Beherrschen jedoch kann der Mensch die Naturkräfte nur durch eine Bildung, die nach vorwärts gerichtet ist.

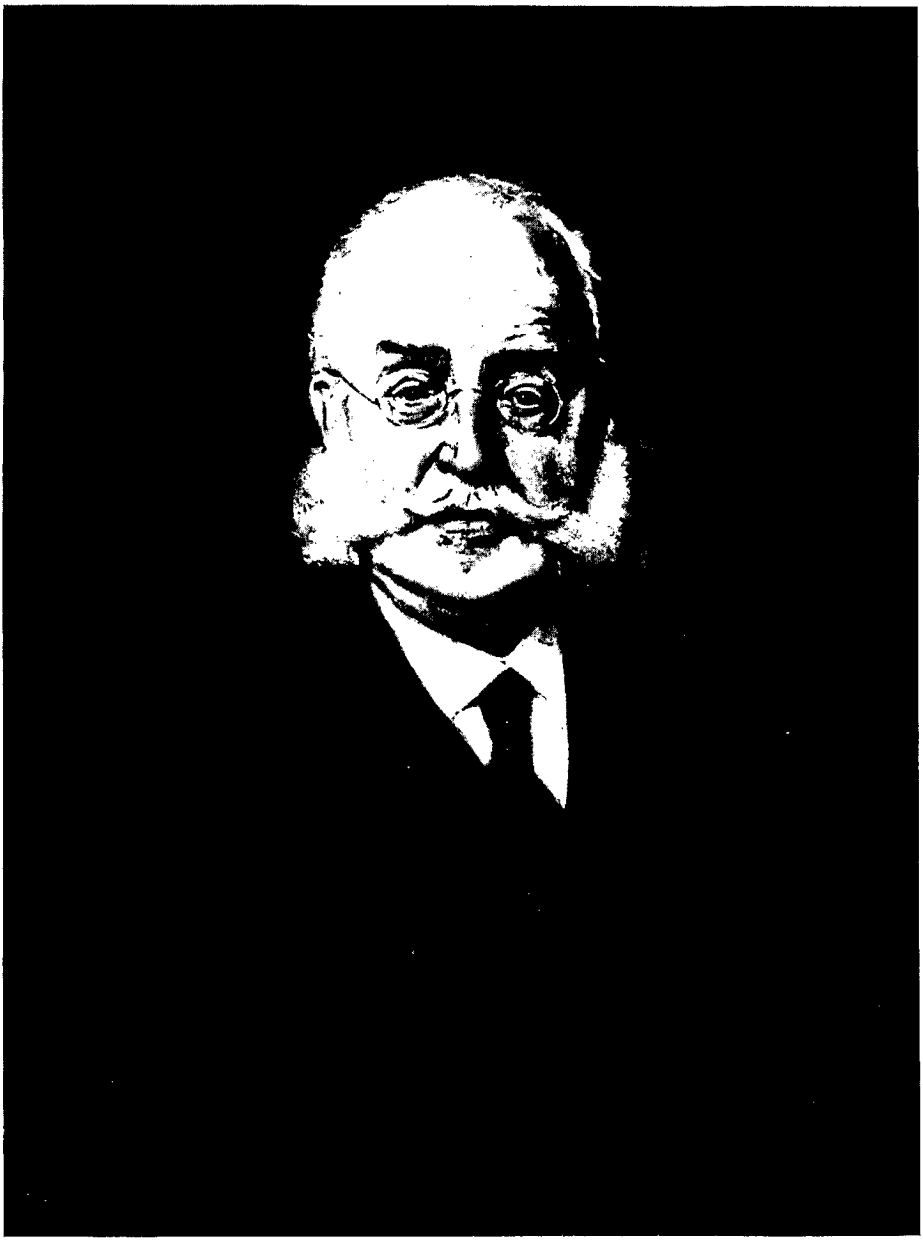
*

Im Innern der Cheopspyramide, so schildert es Max Eyth, treffen sich die beiden Brüder Ben und Joe Thinker. Joe, ein in Deutschland aufgewachsener Idealist, sieht in der Cheopspyramide kein Grabmal, sondern die Verkörperung gewisser Maße, die der Erbauer zum Heil der Menschheit der Nachwelt erhalten hat. Joe Thinker weiß, daß sich in der Königskammer der Pyramide eine Truhe befindet, deren Rauminhalt nach bestimmten Gesetzen festgelegt ist. Diese Gesetze umschließen ein verschollenes Maßgeheimnis der indogermanischen Rasse. Das Gewicht der Erdkugel steht in einer bestimmten Beziehung zu dem Hohlmaß der Truhe, und wenn es gelingt, diese Beziehung so zu entschleiern, wie es Joe Thinker vorschwebt, dann ist dem Glück der Menschheit eine neue Möglichkeit gegeben.

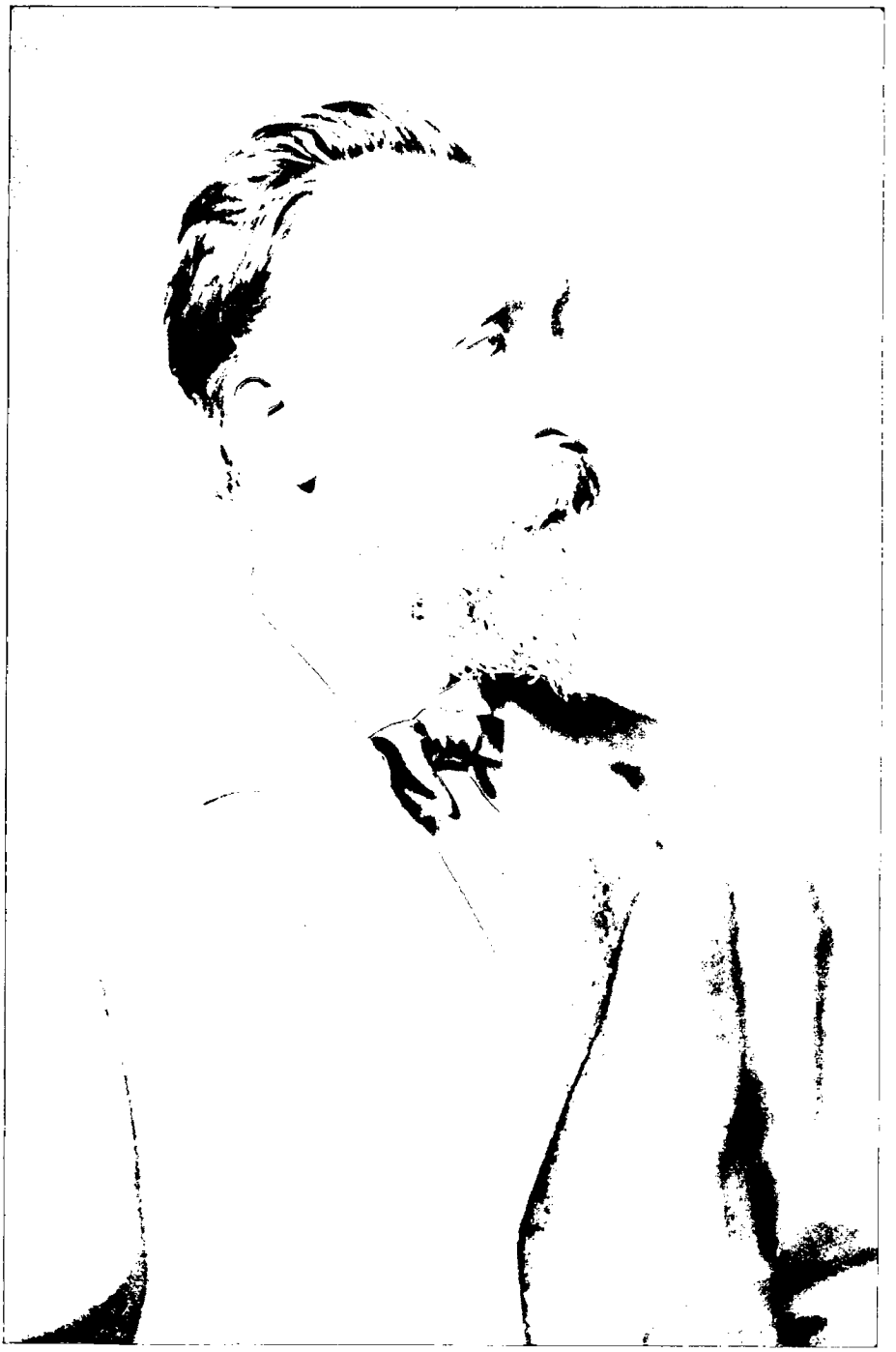
Ben Thinker ist der nüchterne, anmaßende, praktische Engländer, der die Pyramide als eine prächtige, aber überflüssige Steinmasse ansieht, die man am besten abreißt und für den Bau eines Stauwerks im Nil benutzt. Ben sucht für seine Pläne den Vizekönig von Ägypten zu gewinnen, er rechnet ihm vor, welch ungeheuren wirtschaftlichen Aufschwung Ägypten durch den Nildamm nehmen könnte. Der König schweigt. Jetzt treffen beide Brüder im Innern der Pyramide zusammen und führen ein leidenschaftliches, haßerfülltes Gespräch. Auch Joe beschließt, den König um seinen Beistand zu bitten, er schlägt vor, die Pyramide vor den Zugriffen der wütenden Gewaltmenschen durch die Errichtung einer Mauer zu schützen. Der Vizekönig weist beide Brüder zurück. Die Pyramide bleibt stehen, aber auch das Stauwerk wird errichtet, allerdings nicht aus den Steinen des erhaben schweigenden königlichen Grabmals. Um die beiden feindlichen Brüder stellt Max Eyth einen Kreis anderer Figuren auf, Märchenerzähler, Liebesleute und Tatmenschen. Die markantesten sind der deutsche Maler Buchwald, der die richtigen Gedanken aus den Anschauungen beider Brüder, dem Idealismus und dem Realismus, zu einer neuen Einheit bindet, und der Ingenieur Halim Paschas, Max Eyth selbst, der an der Urbarmachung der Nil-Ebene arbeitet.

Die beispielhafte Größe Max Eyths liegt in der Tatsache beschlossen, daß er diese seine Lebensgedanken nicht nur in meisterhafter Form niedergeschrieben, sondern auch in einer Reihe von großen Ingenieur- und Sozialtaten Wirklichkeit werden ließ. Im Geheimnis der Cheopspyramide hat Max Eyth der Würde des Ingenieurs ein Denkmal gesetzt. Inmitten der streitenden Parteien, gestellt zwischen Eigennutz und himmelstürmenden Idealismus, bewahrt der Ingenieur die Würde des Menschen. Er schafft durch seine Taten Brot für alle und ermöglicht es auch jenen, zu wirken, die für das Seelenheil des Menschen streiten.

Wie bitter der Weg eines jungen Ingenieurs in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gewesen ist, kann man in den Briefen Eyths an seine Eltern nachlesen. Mit fünfzehn Jahren verläßt er das Elternhaus und bezieht das Polytechnikum in Stuttgart, eine junge Anstalt, die damals erst zehn Jahre besteht. Sie kann ihren Schülern vorläufig nichts als „Theorien auf festgegründeter mathematischer Basis" geben, die industrielle Wirklichkeit steckt ja noch in ihren Anfängen, und die



Max Eyth



Heinrich von Stephan

großen Ingenieure dieser Zeit stehen nicht an den Lehrpulten, sondern hämmern und feilen in den Fabriken und Bergwerken. Dennoch führen die Polytechniker ein bewegtes, wunderbares Leben, sie fühlen sich als die jungen Pioniere einer neuen Zeit. Im Jahre 1851, als Max Eyth das Polytechnikum bezieht, stehen die Besucher der Londoner Weltausstellung starr vor Staunen vor einem Gußstahlblock von 2000 Kilogramm Gewicht, den der deutsche Eisengießer Krupp gegossen und geschmiedet hat. Der Klotz wiegt beinahe fünfmal soviel wie das größte Stück Gußstahl, das den Engländern gelungen ist. Der Triumph von London befeuert die technische Jugend mächtig. Die Nächte dieser Jungens verdämmern nicht allein in Bierseligkeit. Max Eyth ist einer Verbindung „Stauffia" beigetreten. Dort hält er als Achtzehnjähriger den ersten Vortrag seines Lebens über Natur und Freiheit. Den Jungen ist kein Gedanke zu hoch. Aus den Protokollen der Stauffia sind noch Berichte über andere Vorträge vorhanden: „Die Not der Handwerker", „Über den Selbstmord", „Über den Tanz", „Entwicklung der Eisenbahnen", „Wie verträgt sich die Einsamkeit mit unserem Lebenszweck".

Bis dahin war alles gut und schön, jetzt aber kommt der erste tiefe Sturz. Es gibt keinen Übergang von der Theorie in die Praxis, es gibt nur einen Sturz. Die jungen Techniker müssen arbeiten lernen, und es beschäftigt sie kein Unternehmer sofort am Zeichentisch. Sie müssen als Arbeiter anfangen. Max Eyth nennt diese Zeit „das Schlosserlehrlings-Elend". Ihn besonders packt es hart an. Er zerschindet sich die Hände an den Feilengriffen und wird dennoch aus seiner ersten Lehrlingsstelle entlassen, weil er nicht genug arbeitet, sondern heimlich dichtet. Die ersten Wochen der Arbeitslosigkeit folgen mit bangen Überlegungen, ob es nicht doch besser wäre, in die Behaglichkeit eines akademischen Berufes einzumünden. Durch die Fürsprache eines Onkels wird Max Eyth in der Maschinenfabrik von Kuhn in Berg als Hilfsarbeiter aufgenommen. Zwei Jahre lang arbeitet sich der Jüngling das „faule Fleisch von den Knochen" und steigt schließlich „aus den tiefsten Tiefen mit zusammengebissenen Zähnen und schmieriger als der schmierigste Lehrjunge langsam empor und wurde dreißig Kreuzer, achtundvierzig, ja schließlich täglich einen Gulden wert". Als ihn eines Tages der Bürochef und erste Konstrukteur der Firma, Wolf, vom Schraubstock weg ans Zeichenpult ruft, erscheint dieser Mann dem jungen Arbeiter wie „ein Engel vom Himmel". Von da an geht es aufwärts, die Gesellenjahre beginnen.

*

Über England hallte die Stimme des calvinistischen Volkswirtes Malthus. Was er predigte, sprachen ihm die Sonntagsredner im Hydepark nach. England und mit ihm die Welt, so zeterte er, würden in Not und Elend zugrunde gehen, wenn nicht eine Abkehr von der Industrie erfolge. Die Bevölkerung vermehre sich rascher als die zu ihrer Erhaltung nötigen Nahrungsmittel. Der Bevölkerungszuwachs aber sei eine Folge der Industrie, die Bauernsöhne ließen die Pflüge

stehen, um den leichten Broterwerb an der Maschine zu suchen. Durch die Landflucht wüchsen die Städte zu Wasserköpfen an. In der Stadt und in den Industriebezirken aber werde nicht das erzeugt, was der Mensch am nötigsten brauche, Kleidung und Nahrung. Um Baumwolle spinnen zu können, sei es zuerst nötig, Baumwolle anzubauen, und wenn nicht bald mehr Baumwolle angebaut werden würde, müsse die Menschheit in kurzer Zeit in Lumpen einhergehen. Im Jahre 1834 verstummte die Stimme des großen Mahners. Aber seine Ideen und das „Malthusianische Gesetz" — das industrielle Zeitalter erzeugt mehr Menschen, als es ernähren kann — lebten fort.

Als Max Eyth im Jahre 1861, seekrank und arm, ein stellungsuchender Ingenieur, das gelobte Land der Technik, England, betrat, war Krisenzeit. Die große, erste Schwungkraft der industriellen Revolution war vorüber. Industrie und Landwirtschaft standen in einem bedenklichen Gegensatz. Man führte Lebensmittel ein, statt sie auf eigenem Boden zu erzeugen. Die vielen Streiks machten die Fabrikherren zweifleriſch, in den Ingenieurbüros war die Stimmung trüb. Das einzige, was wirklich Aussicht hatte, war der Dampfpflug, ein Instrument, das die Landflucht der Bauernsöhne noch am ehesten ausgleichen konnte. Der Dampfpflug aber war nur in der Theorie gut. Die Maschine hatte viele Tücken. Der eigentliche Pflug wurde an einer Stahltrosse von einer Lokomobile gezogen, und um diese Stahltrosse so zu regulieren, daß sie den Pflug wirklich zog, statt ihn zu schleifen oder stecken zu lassen, mußten dauernd am Rand der Felder zwei Jungen sitzen, um die Spule zu steuern. Dieses umständliche System jedoch war noch das beste. Es stammte von John Fowler, dem Größten der Dampfpflug-Ingenieure.

Ehe Eyth mit John Fowler in Verbindung kam, hatte er viele erfolglose Vorstellungen hinter sich. Einer der Ingenieure war so aufrichtig, zu sagen, daß er deutsche Zeichner überhaupt nicht beschäftigen möchte. Sie fragten bei allem, was man ihnen zu konstruieren aufgebe, wozu das gut sei. Ein Engländer dagegen zeichne es friedlich, ohne nach dem Sinn zu fragen. Eine Gelegenheitsarbeit für einen Eisenbahn-Unternehmer hält Eyth für kurze Zeit über Wasser, und endlich wird er mit einem Herrn Tylor bekannt, einem Quäker, der ihn wieder an seinen Freund Fowler nur darum empfiehlt, weil der junge Mann im Lockenhaar, in weißer Weste und knappem schwarzem Anzug einen ernsten Eindruck macht und vielleicht, vielleicht ein guter Quäker werden könnte. „Er ist bekehrensfähig", schreibt er an Fowler. Aber auch Fowler hat keine Verwendung für einen Ingenieur. Er stellt Eyth zunächst als Schlosser ein.

Nach sechs Monaten hat sich Eyth vom Schraubstock weg an den Zeichentisch herangearbeitet. Die Firma schickt ihn zu ihrer Vertretung auf die Landwirtschaftliche Ausstellung nach London, von da aus geht er in die Provinz, stehengebliebene Dampfpflüge zu reparieren. Nach Feierabend, wenn er müde und naß von den nebligen Feldern zurückkommt, sinnt er über die Verbesserung des Dampfpfluges nach.

Hier ist die Stelle, an der Eyths eigenartige Persönlichkeit hell aufleuchtet und klar zu übersehen ist. Als Erfinder sind andere Zeitgenossen ihm überlegen. Er hat nur wenig selbständige Erfindungen gemacht. Seine Stärke offenbarte sich an anderen Stellen. Er wollte bei Fowler unterkommen, weil er erkannt hatte, daß der Dampfpflug das wichtigste Stück der industriellen Entwicklung war. Der Dampfpflug war aber nicht so, wie er sein sollte. Um ihn verkaufen zu können, mußte man ihn erst verbessern, und die entscheidenden Verbesserungen des Dampfpfluges gelingen Eyth in kurzer Zeit. Er nimmt eigene Patente — Fowler streckt ihm das Geld dafür vor — und hat jetzt in seiner Firma eine ganz andere Stellung. Die nächsten vier, fünf Jahre zeigen die Stärke dieser Stellung. Eyth wird der erfolgreichste aller reisenden Ingenieure und macht das Fowlersche Unternehmen zur größten Dampfpflug-Fabrik der Welt.

Die Kindheitsträume von den ungleichen Dreiecken mit dem Pudelhund davor werden plötzlich schimmernde Wirklichkeit. Eyth geht nach Ägypten. Fowler hat vor, ihn nach Indien zu schicken. Vorher aber soll Eyth in Alexandria an Land gehen und sich nach einigen Dampfpflügen umsehen, die auf den Farmen von Halim Pascha arbeiten, dem Onkel des Vizekönigs.

Vor Freude auf dem Bugspriet des Dampfers reitend, kommt Eyth im Lande der Pharaonen an und stürzt sich kopfüber in eine Märchenwelt, die er ein paar Jahre später erst wieder verläßt. Halim Pascha ist ein eleganter Kavalier mit europäischen Manieren, der einen Teil seiner Ausbildung auf der Technischen Hochschule in Paris genossen hat. Er fährt selbst auf seine Felder hinaus, scheut sich nicht davor, im Schlamm herumzuwaten, verliert aber nie die königliche Geste — hinter ihm muß immer der Adjutant mit der goldenen Zigarettendose stehen — und ist ein Mann, der die Stunde zu nützen weiß. Im Verkehr mit diesem königlichen Unternehmer, bei der Besteigung der Cheopspyramide, bei nächtlichen Gesprächen unter dem flimmernden Sternenhimmel, kann Eyth zum erstenmal all die bestrickenden Reize seiner Persönlichkeit entfalten, seine schwäbische Unbefangenheit, die Höflichkeit, die er von der Mutter geerbt hat, das glänzende Erzählertalent, seine Musikalität und seinen klaren, kühlen Blick. Das Beste an ihm ist sein Humor. Mit ihm belebt er die trockensten Dinge. Allerdings verführt ihn dieser Sinn für den Humor auch manchmal dazu, eine Sache so zu betrachten und darzustellen, daß der Oberflächliche die Meinung haben kann: dieser Mann hat wenig Herz!

Halim Pascha ist entzückt von Max Eyth. Der Ingenieur, mit dem er bisher zusammengearbeitet hat, war eine Enttäuschung; er war nicht großzügig und nicht kenntnisreich genug. Wie anders dagegen dieser Deutsche. Was er anpackte, belebte sich unter seinen Händen. Sein Blick ging weit über die gewöhnlichen Horizonte hinaus.

Damals war eine der größten Katastrophen auf dem amerikanischen Baumwollmarkt eingetreten, der Krieg der Nordstaaten gegen die Südstaaten um die Sklavenbefreiung. Während dieses Krieges ruhte die Baumwollproduktion, und wenn es Nordamerika gelänge, die südamerikanische Sklavenwirtschaft zu zer-

brechen, dann konnte die Baumwollproduktion ohne Onkel Tom nie wieder zu ihrer früheren Blüte gedeihen. Hier war eine verblüffende Aussicht für Ägypten. Wenn es gelingen könnte, die ägyptische Baumwollproduktion mit Hilfe der Maschinen hochzutreiben, dann mußte nicht nur jetzt, sondern auch in der Zukunft ein großes, nie geahntes Geschäft zu machen sein.

Halim Pascha versuchte, seinen Neffen, den Vizekönig, für die Gedanken zu gewinnen, die er mit dem jungen Deutschen durchgesprochen hatte. Aber der König hatte eine einfachere Arbeitsweise im Sinn. Wohl hatte auch er, wie die anderen Paschas, seinen Landbesitz um das Zehn- bis Zwanzigfache vergrößert, Maschinen jedoch brauchte er nicht. Er ließ die Fellachen mit ihren Rindern dörferweise auf die Felder treiben. Das war viel billiger als Dampfpflüge. So wäre Halim Pascha ein einsamer Landwirtschaftreformer gewesen, und niemals wäre Ägypten das Land des ersten großen agrarindustriellen Versuchs geworden, wenn nicht die große Rinderpest des Jahres 1863 Ägypten von allem Zugvieh entblößt und den bequemen Plan des Vizekönigs vereitelt hätte.

Jetzt allerdings schloß sich der Pharao mit wahrhaft orientalischer Großzügigkeit dem Gedanken Halim Paschas an. Er bestellte über Max Eyth bei Fowler, sofort zu liefern, 150 Dampfpflüge. Fowler antwortete: „Die Fabrik kann kaum drei Dampfpflüge in der Woche fertigstellen." Darauf kabelt Ismael zurück: man solle dann eben die Fabrik so vergrößern, wie es nötig sei. Das Geld dafür werde er anweisen. In dieser Zeit war der Baumwolleboom auf seinem Höhepunkt. Der Bruttoerlös eines Hektars betrug beinahe 5000 Mark. Von sechzig Pfennig war der Preis für ein Kilo Baumwolle bis auf fünf Mark geklettert. Max Eyth schreibt darüber: „Etwas Ähnliches hatte Ägypten auch in der Zeit der sieben fetten Kühe nicht erlebt. Alles baute Baumwolle, der Fellache um seine Lehmhütte und der Eunuch im Haremsgarten seiner Damen." Im Hafen von Alexandria lagen die Maschinenkisten bergehoch. Zwischen den Eisenteilen stolperten die Diener der Effendis herum. Man rief Allah um Hilfe an und ergab sich dem Trunk. Auf der Goldwoge, die durch das Land flutete, schaukelte auch noch der letzte Fellachenjunge hin. Überall wurden in aller Eile Dampfpflüger ausgebildet, und der Arbeitermangel war so groß, daß der Bau des Suezkanals ins Stocken geriet. Max Eyth arbeitete aus dem Vollen. Er konstruierte fahrbare Pumpen und baute Kessel- und Maschinenhäuser und hatte sich so in die Sprache des Landes eingelebt, daß es ihm nicht mehr schwer fiel, seine eingeborenen Maschinisten mit der Anrede „Ihr Söhne von Hunden" zu ermahnen.

Abseits von den anderen lebte er in Schubra für sich mit seiner eingeborenen Dienerschar, hatte sich ein Klavier zu seiner Erholung kommen lassen, malte und zeichnete des Abends oder schrieb. Seine Briefe an die Eltern sind der Grundstock der späteren Selbstbiographie. Manchmal läßt ihn Halim Pascha zu sich bitten. Die Gesprächsthemen sind weitgespannt und doch sehr bestimmt abgegrenzt: Leibeigenschaft und Sozialismus, Bauer und Großagrarier, Gottesgnadentum oder



„Mein Haus in Schubra", nach einem Aquarell von Max Eyth

parlamentarische Monarchie. „Dazu der rauschende, mondbeglänzte Nil, das Ufer im schwarzen Sykomorenschatten und die Wüste in ihrer starren Ruhe."

Hier formen sich die sozialpolitischen Ansichten Eyths. In England, wo er das Elend der Fabrikarbeiterschaft am eigenen Leibe erlebt hat, war er noch bereit gewesen, nach China zu gehen und sich der siegreich vordringenden Taipingrevolution anzuschließen. Das Bauern- und Handwerkerblut, das in ihm war, empörte sich gegen eine „Ordnung", die den Menschen dazu zwingt, „drei Viertel aller Kräfte darauf zu verwenden, die Erlaubnis zu erhalten, das letzte Viertel wirklich nützlich zu verwenden". Die Gespräche mit Halim Pascha und die Erlebnisse, die er als einer der Verantwortlichen des ägyptischen Agrarexperimentes hat, seine Lebenserfahrungen in dieser tollen Zeit, bringen ihn zu kühlen Einsichten. Sein Herz bleibt heiß und schlägt für das Volk. Das Verhalten des Vizekönigs gegen seine Fellachen, aber auch das Verhalten der Fellachen gegen die Wohltaten, die ihnen die moderne Bodenbearbeitung bringt — sie gehen nachts auf die frisch bepflanzten Felder und heben mit einer drehenden Bewegung die jungen Baumwollpflänzchen so aus dem Boden, daß sie zugrunde gehen müssen —, zeigt ihm, daß man den Monarchen ebensowenig vertrauen darf wie den Massen und daß die wahren Führer der kommenden, notwendigen Entwicklungen keinem Stand verhaftet sein dürfen, sondern nur dem Gedanken des Volksganzen.

Im Jahre 1865 streckt die Armee der amerikanischen Südstaaten die Waffen. Die Sklavenbefreiung ist gelungen. Der Tag, an dem Nordamerika aufjubelt, ist der schwarze Tag Ägyptens. Die amerikanische Küstenblockade wird aufgehoben, es segelt wieder Baumwolle über die Meere, der Preis für Baumwolle stürzt von 27 auf 6 Pence; in den Abgrund, der sich plötzlich öffnet, stürzen die Millionen der neuen Unternehmer. Dennoch hätte sich das neue Ägpten halten können. Vizekönig Ismael jedoch überwirft sich mit dem hochbegabten Halim Pascha, es kommt zu einem Streit um den Thron, Halim Pascha unterliegt. Ismael ist der Alleinherrscher, aber er sitzt zwischen versandeten Maschinen und verrosteten Dampfpflügen, für die keine Kohle mehr geliefert wird. Als Jahre nachher unter den Klängen der „Aida" der Suezkanal eröffnet wird, ist der König bankrott, England übernimmt die Verwaltung, und jetzt zeigt es sich, daß Halim Pascha und Max Eyth richtig gesehen haben: Ägypten wird wieder und bleibt einer der größten Baumwollproduzenten der Welt!

Max Eyth war solange bei Halim Pascha geblieben, wie es ging. Im Jahre 1866 entläßt ihn der ruinierte Prinz. Eyth kehrt über die Alpen nach Deutschland zurück, besucht die Eltern und muß scheunigst nach England. Durch den Ausfall Ägyptens sind die ins riesenhafte gewachsenen Fowlerschen Werke bedroht. Eyth verzagt keinen Augenblick. Er sieht schon ein neues Feld: Amerika! Die Sklavenbefreiung steht solange auf dem Papier, solange es niemanden gibt, der die Arbeit der Sklaven macht. Eyth weiß, wer sie machen wird: der Dampfpflug und das neue Gerät, das der Deutsche erfunden hat, der Baumwollpflug.

Zunächst ist die Begegnung mit den Staaten bitter. Die idealen Erwartungen waren zu groß. Jeder Deutsche des neunzehnten Jahrhunderts segelte ja mit hochgeschwellten Gefühlen nach Amerika. Es gibt aber nur wenig Idealisten in diesem Lande. Die meisten verstehen die Demokratie als das Recht, von jedermann Schmiergelder anzunehmen. Im Innersten angewidert schreibt Eyth in sein Tagebuch: „Die Masse auf ihrer Jagd nach Geld hat kein Recht und will kein Recht." Wie soll man diesen Menschen, die zunächst den Dampfpflug als eine Sache nehmen, die man mit Einfuhrzöllen und im scheinbaren Kampf um die Zollfreiheit zu einer Korruptionsquelle machen kann, wie soll man ihnen klarlegen, daß sie Dampfpflüge brauchen, wenn ihr Land, das sich augenblicklich von den alten Baumwollvorräten nährt, nicht einer Erschütterung entgegentreiben soll?

Sein Humor gibt ihm schließlich das Mittel, die Amerikaner zu besiegen. Er veranstaltet Wettrennen mit Dampfpflügen. Um die Sache richtig aufzupulvern, nennt er seine „Kampfelefanten" „John Bull" und „Bruder Jonathan". Das Rennen bringt die Menge der Farmer und Politiker auf die Beine. Jetzt, nachdem sie sich auf der Rennbahn heiser geschrien haben, begreifen sie auf einmal, daß Dampfpflüge eine großartige Sache sind. Der amerikanische Markt ist wie durch ein Zauberwort erschlossen, und Eyth scheidet leichten Herzens aus dem Lande,

wo des Menschen Leben und Seele „eine Maschine zur Gewinnung von Mais, Eisenbahnaktien und Geld ist, vor allem aber von Geld".

Die nächsten fünfzehn Jahre verbringt Eyth auf großen Reisen nach Ungarn, Rußland, Trinidad, Ägypten und Südamerika. Überall wird die Landwirtschaftstechnik propagiert, und überall gilt es, zunächst die Gehirne aufzupflügen. Es ist ein schweres, aber sehr erfolgreiches Leben.

Es ist aber nur das erste Leben des Ingenieurs.

Im Jahre 1882 verläßt er die Firma Fowler und beginnt sein zweites Leben in Deutschland. Der Bruch mit den Fowlers war unvermeidlich geworden, die alten Chefs waren weggestorben, und die Jungen hofften, das hohe Einkommen Eyths selber verdienen zu können.

Als er die Heimat wieder betritt, ist aus dem lockenhaarigen, schmächtigen Jüngling, dem quäkerbekehrungswürdigen Lyriker am Schraubstock ein sechsundvierzigjähriger behäbiger, backenbärtiger, zwickerbewehrter, lächelnder Herr geworden, der seinen Frachtbrief in die Heimat auf „zwanzig Lasten, Kisten und Kasten" ausschreibt, ein nicht nur wohlhabender, sondern sogar reicher Mann.

Wer den rundlich-quicken, vergnügten Junggesellen, den Freund der Kunst und der weinfrohen Geselligkeit nicht kannte, hätte glauben dürfen, jetzt begönne ein behagliches Ausruhen. In der Seele dieses Mannes jedoch waren ganz andere Bedürfnisse. Er, der Kinderlose, schuf sich jetzt, vom väterlichen Gefühl des ehelosen Menschen getrieben, ein Geschöpf, das er „sein Kind" nennen konnte und das seine Widersacher auch manchmal so nannten, wenn sie ihn treffen wollten.

Max Eyth gründete die „Deutsche Landwirtschaftliche Gesellschaft". Ihr Vorbild war die „Royal Agricultural Society of England". Die englische Gesellschaft wieder war nach einer alten deutschen Anregung gegründet worden, und so blieb es Max Eyth vorbehalten, in Deutschland einen deutschen Gedanken durchzusetzen, der sich im Ausland hoch bewährt hatte und der in seinem Ursprungslande wieder vergessen worden war.

Die „DLG.", unter welcher Abkürzung die Eythsche Gründung berühmt wurde, sollte die deutschen Landwirte auf dem Wege der Selbsthilfe an den technischen Fortschritt des Auslandes heranführen und ihn sogar überflügeln. In vierzehnjähriger, verbissener Arbeit, unter Tränen manchmal, unter Aufbietung aller Grobheit, deren er fähig war, aller Liebenswürdigkeit, Beredsamkeit und Aufopferung, läßt Eyth sogar sein Ziel weit hinter sich. Diese, seine zweite Lebensarbeit, bei der Max Eyth nicht einen fremden Pfennig annimmt und einen großen Teil seines Vermögens aufopfert, ist Geschichte geworden. Als er beginnt, findet er die deutsche Heimat noch in der alten klassischen Dreifelderwirtschaft bestellt. Alle Neuerungen setzen sich nur spärlich unter den Landwirten durch. Sie sind in 1650 landwirtschaftlichen Vereinen organisiert, die den verschiedensten politischen Zielen nachjagen und deren populärstes allerdings die Jagd nach

dem staatlichen Zuschuß ist. „Es sind alles liebenswürdige, wackere deutsche Männer, die mir die größte Hochachtung einflößen, sobald sie nicht in Vereinsangelegenheiten tätig sind."

Von diesen Landwirten verlangt Max Eyth, daß sie einem Verein beitreten sollen, der den phantastisch hohen Mitgliedsbeitrag von zwanzig Mark fordert. Seine Freunde warnen ihn, und die größte Warnung war das tragische Schicksal seines schwäbischen Landsmannes List, des Vorkämpfers der Eisenbahnen und der Industrie, der sich erschoß, weil er seine Lebensarbeit für Deutschland mit schnödem Undank belohnt sah. Eyth läßt sich von allen Warnungen nur zu einer Bedingung bringen. Wenn es ihm nicht gelingt, in zwei Jahren 2500 Mitglieder zusammenzubringen, will er von seinem Plan Abstand nehmen.

Er beginnt und hat nach zwei Jahren die Ziffer 2500 sogar überschritten. Was noch wichtiger ist, Bismarck, der Gegner der deutschen Vereinsmeierei, ist der DLG. beigetreten. Das ist mehr als ein Symbol. Der Beitritt dieses Mannes läßt die Verleumdungswellen langsam verebben.

Der geifernde Kleimut konnte es nicht begreifen, daß jemand aus reinem Herzen Sozialpolitik macht, allein getrieben vom coriolanischen Gefühl. Die schleichende Niedertracht, der „große Krumme" aus dem „Peer Gynt" geht herum und spritzt Verdächtigungen aus: Eyth sei immer noch Agent von Fowler, für jede Maschine in Deutschland bekomme er Provision, Eyth will in den Reichstag, um seiner Eitelkeit zu frönen, Eyth will der Beherrscher der deutschen Landwirtschaftsindustrie werden. Eyth schreibt in sein Tagebuch: „Die Menschheit ist ein Stück Natur, obgleich nicht das gelungenste."

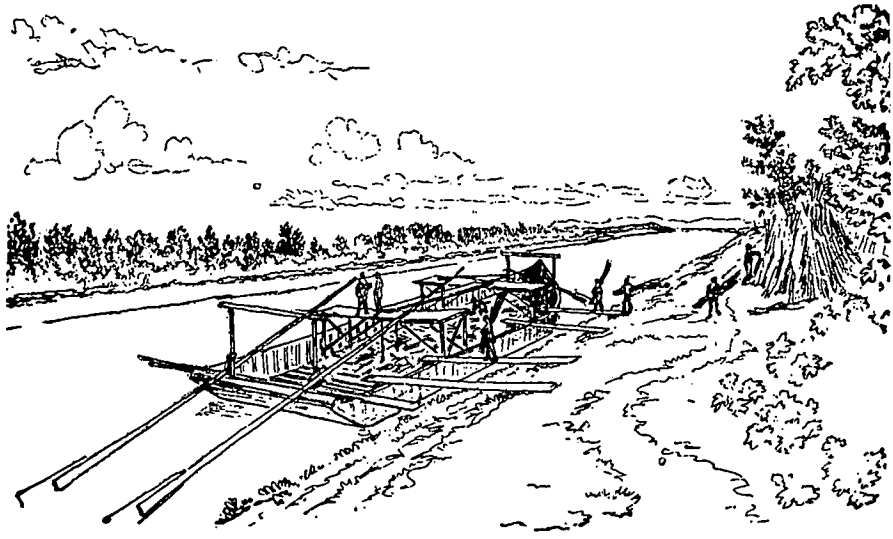
Die erste Ausstellung der DLG. in Frankfurt am Main zeigt den deutschen Bauern zum erstenmal in einer damals großartigen Fülle, was eigentlich wirklich Landmaschinen sind. Von da an geht es von Erfolg zu Erfolg, die kleinen Landwirtschaftlichen Vereine beginnen zu sterben, und im Jahre 1896, als die DLG. über 9000 Mitglieder zählt, ist das „Kind" des alten Junggesellen stark genug geworden, um den Vater entbehren zu können. In seinem letzten großen Vortrag vor der DLG. faßt sich Hofrat Max von Eyth — so heißt er inzwischen — noch einmal zusammen: Nicht zufrieden sein mit dem Erreichten. Die Landwirtschaft braucht nicht nur Dampf und nicht nur künstlichen Dünger. Sie braucht Benzin- und Petroleummaschinen, sie braucht billige Elektrizität, und sie braucht wegen des ungünstigen Erntewetters Trockenanlagen für die Feldfrüchte, sie braucht den Ausbau der Straßen, der Eisenbahnen und der Wasserwege, und sie braucht immer wieder den engsten Zusammenhang mit einer Industrie, deren Aufgabe der Mensch und sein Glück zu sein hat.

Umjubelt, beweint und mit Ehren überhäuft, verläßt Max Eyth seinen Präsidentenstuhl. Seine Neider glauben, daß er jetzt endlich einen der glänzend bezahlten Direktorenposten in der Industrie annehmen würde, die man ihm so oft angetragen hat.

Er jedoch beginnt sein drittes Leben. In den letzten Jahren ist in ihm eine neue Sehnsucht wachgeworden. Das Erbe des humanistischen Vaters liegt ihm doch stärker im Blut, als er glaubt. Er, der jugendliche Verächter der klassischen Welt, sehnt sich nach einem Ruhesitz auf dem Berge Athos, den Blick auf das blaue Griechenmeer gerichtet. Er wandelt diese Sehnsucht um in ein Feierabendsleben, das nur noch den Freunden und der Kunst gewidmet ist. Der Kunst allein? Nein, er kann es doch nicht. „Taten, nicht Tinte!", der Leitsatz seines Lebens mahnt ihn auch jetzt. Er will schreiben, gewiß, aber nicht l'art pour l'art, seine Bücher sollen Romane sein, aber sie sollen die politischen und technischen Gedanken und Erfahrungen seines Lebens noch weiter wirken lassen. Auf einem Berge über Ulm gründet er sein „Athos", ein Häuschen, von dem er täglich hinuntersteigt zu seiner Mutter.

Im Jahre 1904 kreist eine merkwürdige Geschichte durch die deutsche Presse. Darin wird erzählt, daß Max Eyth auf seine alten Tage Schneiderlehrling geworden sei. Tatsächlich haben ihn verschiedene Leute in Ulm höchst vergnügt in einer kleinen Schneiderwerkstatt mit untergeschlagenen Beinen auf dem Tisch sitzen und Knopflöcher nähen sehen. Die Geschichte ist also wahr. Dann löst sich das Rätsel. Der Roman „Der Schneider von Ulm" erscheint. Um die Geschichte des fliegenden Handwerkers möglichst getreu schreiben zu können, hat sich Max Eyth nicht mit seinen technischen Kenntnissen begnügt, er hat auch noch schneidern gelernt.

Von dem Schriftsteller Eyth erscheinen außerdem: „Hinter Pflug und Schraubstock", „Im Strom unserer Zeit", „Im Kampf um die Cheopspyramide". Er will noch eine Geschichte der Technik schreiben, da nimmt der Tod dem lächelnden Siebzigjährigen die Feder aus der Hand.



Die letzte „Ulmer Schachtel". Zeichnung von Max Eyth.

Heinrich von Stephan

1831—1897

Von

Oskar Grosse

Unter den Denkmälern, die dem Großmeister der Deutschen Reichspost und Begründer des Weltpostvereins Dr. von Stephan nach seinem am 8. April 1897 erfolgten Hinscheiden errichtet worden sind, steht das eindrucksvollste als Marmorstandbild im dreigeschossigen Lichthof des Berliner Reichspostmuseums, inmitten jener einzigartigen Sammlung der Verkehrsmittel aller Völker, die eine seiner Lieblingsschöpfungen gewesen ist. Nicht das Reich trug damals die Kosten für diese Stephans-Statue — wie auch für das ihm auf dem alten Friedhof der Dreifaltigkeitsgemeinde in Berlin errichtete Grabdenkmal —, es war der kameradschaftliche Sinn der Reichspostbeamten, die, vom Briefträger bis herauf zum Staatssekretär, die Mittel zur Verfügung stellten als Ausdruck ihres Dankes für das, was Stephan als Führer der Reichspost über ein Vierteljahrhundert hindurch für das Vaterland getan und wie er dem Ansehen des deutschen Namens bis in die fernsten Zonen durch sein unsterbliches, völkerverbindendes Werk gedient hat. An derselben Stelle, wo sich jenes Denkmal erhebt, hatte Stephans Sarg gestanden als Mittelpunkt einer Trauerfeier und einer Anteilnahme der Bevölkerung, wie man sie in der Vorkriegszeit seit der Beisetzung des alten Kaisers Wilhelm in der Reichshauptstadt wohl nicht wieder erlebt hat. Denn auch den „kleinen Mann" verlangte es, Zeuge des letzten Ganges desjenigen zu sein, auf den das Volk mit Stolz blickte, nicht bloß weil er die Reichspost neben der Armee zur volkstümlichsten Einrichtung der Heimat sowie zu einer Musteranstalt für die Welt gemacht hatte, sondern auch weil er, aus kleinen Verhältnissen hervorgegangen, den Kreisen, denen er entsprossen, noch auf der Höhe des Lebens treu geblieben war.

Stephan wurde am 7. Januar 1831 in Stolp in Hinterpommern als das achte von zehn Kindern eines Schneidermeisters geboren. Der Großvater war Unteroffizier bei den Stolper Husaren gewesen. Seine Vorfahren hatten als Schiffer in Schweden und in Danzig gelebt. Mütterlicherseits entstammte Stephan angesehenen Stolper Handwerkerfamilien. So war der Vater seiner Großmutter Stadtgildemeister gewesen. Dessen Vater wieder, der 1749 verstorbene Stadtziegelmeister Rach, ist als der gemeinsame Vorfahr für Stephan und seinen Zeitgenossen, den Generalfeldmarschall Grafen von Haeseler, festgestellt worden.

Stephans Jugend war ein doppelter Kampf. Zunächst galt es ihm, der Schwächlichkeit des Körpers Herr zu werden. Rege Beteiligung an den Schlachten

seiner Schulgenossen und tüchtige Leistungen im Turnen und Schwimmen verhalfen ihm dazu. Schon als Fünfzehnjähriger konnte er einen älteren Mitschüler vom Ertrinken retten. Schwieriger wurde für ihn das Ringen um eine Aufstiegsmöglichkeit im Leben, da seinem Vater die Mittel fehlten, ihn eine auswärtige höhere Lehranstalt besuchen zu lassen, denn einer solchen stand die einst berühmt gewesene Stolper Ratsschule nicht mehr gleich — und etwa zum Theater zu gehen, für das sich Stephan nicht bloß als Zuschauer begeistert hatte, verbot die ernste Einstellung seines Vaters. Als er deshalb die Schule als Bester mit dem Zeugnis „Vorzüglich" verließ, blieben ihm die Grenzen seiner Berufswahl eng gezogen. Er wählte das Postfach, obwohl es hier mit den Beförderungsaussichten recht ungünstig stand. „Ein schlechter Kerl", sagte er damals, „der nicht denkt Generalpostmeister zu werden." Hatte er schon als Schüler begonnen, sich ein für sein Alter ungewöhnliches Maß an Wissen, namentlich in der Literatur, Geschichte, den Naturwissenschaften und den Sprachen, anzueignen, so setzte er dies jetzt Jahre hindurch, ohne aber darüber etwa ein Duckmäuser zu werden, mit um so staunenswerterer Energie fort, als der praktische Postdienst den Beamten damals bis vierzehn Stunden täglich beanspruchte. Schon als Achtzehnjähriger veröffentlicht er während einer Tätigkeit beim Postamt in Marienburg über dessen Ordensschloß einen Aufsatz, der ihm eine Belobigung durch den Oberpräsidenten der Provinz einträgt. Vorzeitig zur ersten Fachprüfung zugelassen, besteht Stephan sie mit Auszeichnung. Zur Belohnung dafür beruft ihn nach Ableistung seines Militärjahrs die Berliner Zentralbehörde, das Generalpostamt, zu sich ein. Unerwartet tritt gerade hier rasch der Versucher an ihn heran: ein Vorgesetzter mutet ihm einen Spitzeldienst zu, was er entrüstet ablehnt. Denn „der moralische Mensch" — schreibt er hinterher einer Schwester — „muß die Gunst von oben zurückweisen, wenn er, um sie zu erreichen, sein besseres Ich opfern soll". Infolge dieses Zwischenfalls schiebt man ihn schon nach wenigen Wochen wieder ab, und zwar nach Köln. Dort wird er auf höheren Befehl in die schwierigste Stelle des Hauptpostamts, die Auslands-Briefabfertigung, gesteckt, wo sonst nur Beamte arbeiten, die die damals sehr verwickelten Vorschriften des internationalen Briefdienstes — ein für ihn völliges Neuland — gründlich kennen. Indem er es jetzt jenen Beamten im Schweiße seines Angesichts nachtun muß, läßt er es nicht dabei bewenden, sein tägliches oder nächtliches Dienstpensum abzuleisten. Vom Theater erneut in Bann geschlagen, schreibt er für die „Kölnische Zeitung" über Kunstfragen, pflegt regen Verkehr mit Bühnenangehörigen und Leuten von der Feder und verlobt sich, zweiundzwanzig Jahre alt, mit einer jungen ungarischen Opernsängerin, Anna Tómala, die ihm bis zu ihrem frühzeitigen Tode eine Ehe voll Glück und Sonne schenkt. Und während er daneben auf das Staatsexamen hinarbeitet, beschäftigen ihn immer wieder allerlei Gedanken über die den buntscheckigen Bestimmungen des internationalen Briefverkehrs zugrunde liegenden

tausend zwischenstaatlichen Postverträge. Das wird für ihn der Nährboden, aus dem später sein kühner Entschluß reifen sollte, jene Unzahl ganz verschiedenartiger Abkommen mit ihrer unübersehbaren Fülle von Gebührensätzen durch einen einzigen, alle Länder umfassenden Vertrag zu ersetzen.

Allein in Deutschland gab es damals sechzehn selbständige Postverwaltungen, die ihren Verkehr untereinander durch etwa hundert Postverträge regelten. Der auf Betreiben des preußischen Generalpostdirektors Schmückert im Jahre 1850 gegründete Deutsch-Österreichische Postverein verhalf zwar dem Briefdienst zu einem Einheitstarif und zu gleichlautenden Versendungsvorschriften. Noch Jahre hindurch wurden jedoch die Paketgebühren nach wie vor — wie die Briefgebühr im Auslandverkehr — von Land zu Land, das heißt so teuer und umständlich berechnet, als ob es eine Gebietseinheit noch nicht gäbe. Dem fünfundzwanzigjährigen Stephan, der inzwischen die Staatsprüfung abgelegt und den sich Schmückert dann persönlich ins Generalpostamt zurückgeholt hatte, war es vorbehalten, 1856 einen Pakettarif zu schaffen, der für die Berechnung der Gebühr statt der jeweils von den Sendungen durchlaufenen Strecken die Luftlinie zugrunde legte und für die Pakete zugleich den schnellsten Beförderungsweg vorschrieb. Die Inlandstarife der sechzehn deutschen Postverwaltungen sowie ihre inneren Betriebsformen ebenfalls unter einen Hut zu bringen, gelang dem Verein nicht. Das Haupthindernis bildete hier die Fürstlich Thurn und Taxissche Post, die, seit dreieinhalb Jahrhunderten in den Händen eines Standesherrn, ihre Zeit überlebt hatte und infolge ihrer fiskalischen und antipreußischen Einstellung der Durchführung von Reformen, auch im Verkehr Deutschlands mit fremden Staaten, wenig geneigt war. Das fürstliche Postgebiet, zu dem bis 1808 und 1811 auch Bayern und Baden und bis 1851 Württemberg gehörten, umfaßte jetzt noch die hessischen Lande, Nassau, Lippe, Hohenzollern sowie die sieben thüringischen Staaten. Außerdem bestanden taxissche Postämter in Bremen, Hamburg und Lübeck, wo man neben einem preußischen auch noch einem hannoverschen und mecklenburgischen, ja sogar einem dänischen und schwedischen Postamt begegnete. Stephan, der 1865 Vortragender Rat geworden war, hatte, auch vom verkehrspolitischen Standpunkt aus, die eine Einigung Deutschlands vorbereitenden Schritte Bismarcks mit größter Spannung verfolgt. Kaum war die Stadt Frankfurt (Main), in der sich die fürstliche Generalpostdirektion befand, 1866 von preußischen Truppen besetzt worden, als er auch schon dort erschien und die Leitung der taxisschen Post in die Hand nahm mit dem Ziele, das alte Lehnsinstitut mit allem, was dazu gehörte, der preußischen Post einzuverleiben, mochten auch einflußreiche Stellen, selbst in Berlin, anders darüber denken. Mit höchster Umsicht und Tatkraft führte er das Ablösungswerk durch, bei dessen Ablauf der Fürst von Thurn und Taxis mit drei Millionen Taler entschädigt wurde. Die für ganz Thüringen jetzt hergestellte postalische Einheit mit Preußen gewann weiter an

Wert durch die Beweise der Sympathie und Dankbarkeit, die die taxisschen Postbeamten, als Stephan von Frankfurt Abschied nahm, ihm, der sie „verpreußte", gleichwohl lieferten. Die Hochwertigkeit seines Menschentums hatte ihnen diesen schweren Übergang auch durch die Art, mit der er die meist schlecht besoldeten Taxianer in die Gruppen der preußischen Postbeamten einreihte, leicht gemacht.

Lebhaftes Kopfschütteln gab es nur bei den höheren taxisschen Beamten darüber, wie Stephan es fertiggebracht hatte, neben der Leitung ihrer Behörde auch noch in denkbar kürzester Frist die sehr schwierige Ermittelung des Wertes des fürstlichen Postrechts und die Ablösungsverhandlungen mit dem Fürsten sowie den Landesherren des Lehnsgebiets vollendet zu meistern, während er daneben immer noch Zeit fand, im Stadtarchiv Studien zu machen, die den Preußen abholden alten Frankfurter im persönlichen Verkehr für seine Zwecke zu gewinnen und — recht oft — im Freundeskreise zu Ehren seiner geliebten Frau Musika den Becher zu schwingen. Ähnlich erging es den auswärtigen Diplomaten, mit denen er vor und nach der Frankfurter Zeit in ihren Ländern neue Postverträge abschloß, und die, wenn er mit ihnen je nach Bedarf englisch, französisch, italienisch, spanisch oder portugiesisch verhandelt hatte, für den Tag dann meist „erledigt" waren, während er anschließend in Museen ging oder Land und Leute studierte, um abends einen geselligen Kreis durch seine vielseitige Unterhaltungsgabe und als glänzender Anekdotenerzähler zu fesseln und hinterher im Hotel noch einen Lagebericht für Berlin zu entwerfen. Seine beruflichen Mitarbeiter daheim konnten sich, je länger je mehr, der Wirkung einer solchen ungewöhnlichen geistigen und körperlichen Spannkraft nicht entziehen, bis schließlich in den ganzen Postbetrieb ein Leben hinein kam, das durch die keiner Behörde bis dahin eigen gewesene beschwingte Art des Dienstvollzugs und der Verkehrsbedienung Stephan den lebhaften Beifall der Nation eintrug.

In Norddeutschland bestanden nach dem Kriege von 1866, der die Länder Hannover, Schleswig-Holstein und Lauenburg mit zu Preußen brachte, noch acht Postbezirke — in Sachsen, den beiden Mecklenburg, Oldenburg, Braunschweig und den drei Hansestädten. Mit dem Inkrafttreten der Verfassung des Norddeutschen Bundes verschmolz Stephan diese Vielheit zu einem Verkehrsgebiet: der Postverwaltung des Bundes. Außer ihr gab es jetzt noch in Deutschland eigene Posten in Bayern, Württemberg und Baden. Aber für manches, was sie noch voneinander trennte, wußte Stephan einen Ausgleich zunächst darin zu finden, daß es ihm gelang, die süddeutschen Postbereiche für eine verbilligte einheitliche Briefgebühr (von zehn Pfennig) im Verkehr innerhalb Deutschlands zu bestimmen und deren Geltungsbereich auch noch auf Österreich-Ungarn auszudehnen. Großen Jubel löste diese Tat aus. Nicht gering war auch die Genugtuung darüber, daß — infolge eines von Stephan herbeigeführten

Abkommens — die Staaten Dänemark und Schweden jetzt ihren eigenen Postämtern in den Hansestädten entsagten.

Schon Stephans postalischen Leistungen der sechziger Jahre — die er dabei als Geheimrat des Generalpostamts aus sich heraus vollbringt — ist so auch ein hoher nationaler und sozialer Zug eigen. Deshalb fällt es Bismarck nicht schwer, in ihm den Mann zu erkennen, der dem Vaterlande bei Durchführung des deutschen Einigungswerkes weiter hervorragende Dienste leisten wird, und ihn kurz vor Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges zum Generalpostdirektor zu machen. Als solcher führt Stephan sofort die von ihm bereits 1865 erfundene Postkarte ein, von der sein Amtsvorgänger nichts hatte wissen wollen und die nun den deutschen Truppen 1870/71 mit Hilfe der von Stephan großartig geleiteten deutschen Feldpost unschätzbare Dienste leistet. Es ist nicht nur die Posttechnik, die hoch zu entwickeln er jetzt unternimmt. Die ungewöhnlich praktische Seite seines Wesens bekundet sich auch durch eine feine Witterung für alles, was im Postverkehr noch sonst zeitgemäß erscheint. Hinzu kommt seine Organisationsgabe mit dem geniehaften Blick für das Große und doch Einfache, das er dann, die gesamte Materie bis ins einzelne beherrschend, mit stürmischer Energie vollendet aufbaut, ohne, dank seiner Fähigkeit zur Mäßigung, die Grenzen des Erreichbaren zu überschreiten. Dies und seine hohe sittliche Auffassung von der Post als der Mittlerin des Gedankenaustausches der Menschen und Völker machte sie, die bisher als Inbegriff der Prosa galt, zu einem Kulturinstitut ersten Ranges.

Eine Fülle von Einrichtungen, die der Gegenwart zu einer unentbehrlichen Selbstverständlichkeit geworden sind, gehen, als das Werk eines einzigen Mannes, auf Stephan zurück. So verdanken wir ihm den billigen Einheitstarif für Pakete bis zu 5 kg, der den Kleinversand außerordentlich gefördert und das Entstehen neuer Industriezweige ermöglicht hat. Zu der Paketkarte, die den umständlichen „Begleitbrief" ablöst, gesellen sich der Bücherzettel, der Postauftrag, die Nachnahme und das dringende Paket. Um jedermann die Postbenutzung weiter zu erleichtern, erhält das Reichspostgebiet ein engmaschiges Netz von Verkehrsanstalten, wie es kein anderes Land der Welt besitzt. Den sonst unverhältnismäßig hohen Einrichtungs- und Unterhaltungskosten für Fachämter weiß Stephan dabei durch eine neue Klasse von Postanstalten, die Postagenturen, zu begegnen, die die Landbevölkerung fortan von der zeitraubenden Benutzung städtischer Posteinrichtungen unabhängig machen. Und hatte die Landzustellung, zumal in den Preußen 1866 einverleibten Postgebieten, bisher viel zu wünschen übrig gelassen, so verlor sie jetzt, auch mit Hilfe der neugeschaffenen Posthilfsstellen, ihren Charakter als Stiefkind völlig.

1875 übertrug Bismarck Stephan auch die Leitung der bis dahin einem General unterstellten Reichstelegraphie, um das kostspielige Nebeneinander zweier verwandter Verkehrsverwaltungen zu beseitigen und das rückständig

gewordene Telegraphenwesen dem hohen Stande der Posteinrichtungen anzugleichen. Stephan führte als „Generalpostmeister" diese Aufgabe vorbildlich durch. Sofort begann er außerdem, um die Betriebssicherheit der bisher oberirdisch verlaufenden Telegraphenlinien wesentlich zu erhöhen, trotz des Abratens aus Gelehrtenkreisen mit dem Bau von Erdfernkabeln, die schließlich zweihundertzwanzig Städte, darunter die bedeutendsten Handels- und Waffenplätze des Reiches, miteinander verbanden. Deutschland erhielt damit vor allen übrigen Ländern das technisch vollkommenste Telegraphenliniennetz. Auch dem noch nach Entfernungen abgestuften, mit mindestens zwanzig Worten rechnenden Telegraphentarif geht Stephan alsbald zu Leibe und ersetzt ihn durch den als einen großen Fortschritt begrüßten Worttarif, dem er ebenso im internationalen Verkehr zum Siege verhilft. Als 1877 das von dem Amerikaner Bell erbaute Telephon nach Europa kommt, erkennt Stephan als einziger unter den Verkehrsministern der Welt sofort die Bedeutung dieses unscheinbaren Apparates, stürzt sich auf dessen praktische Auswertung und macht ihn in Deutschland dem öffentlichen Verkehr früher dienstbar, als dies in Amerika selbst geschieht. Gleichzeitig erklärt Stephan, obwohl Gesetzesunterlagen dafür noch fehlen, das Fernsprechwesen, wie er das Wort „Telephonie" umtauft, zu einem Regal des Staates. Darin läßt er sich auch nicht beirren, als Kreise der Großindustrie und des Kapitals dafür eintreten, das neue Verkehrsmittel — zum Nachteil seiner Benutzer sowie der Sicherheit des Reiches — der Ausbeutung durch Wirtschaftsunternehmen des In- oder gar Auslands zu überlassen. Stephans auf das Wohl des Vaterlandes eingestellte Lebensarbeit führt ihn weiter dazu, Bismarck die Einrichtung deutscher Reichspostdampferlinien nach dem Fernen Osten und nach Ostafrika vorzuschlagen, um die Beförderung der deutschen Überseepost von englischen und französischen Dampfern unabhängig zu machen und Deutschlands Weltgeltung und Handel zu steigern. Die Verwirklichung dieser Pläne wird von großer Bedeutung für die Entwicklung der jungen deutschen Kolonialgebiete sowie des hinter dem englischen bisher zurückgebliebenen deutschen Schiffsbaus, der nun bald Weltruf erlangt. Langjährige schwierige Verhandlungen kostete es Stephan, auch für den deutschen Telegrammverkehr nach Übersee Eigenwege anzubahnen, um aus der Kontrolle des die Erde umspannenden britischen Kabelnetzes herauszukommen. Noch kurz vor seinem Tode wurde ihm die Genugtuung, daß mit der Herstellung und dem Verlegen des ersten deutschen Kabels von der Nordseeküste nach den Vereinigten Staaten von Amerika begonnen werden konnte. Ein vaterländischer Wunsch blieb ihm unerfüllt: die deutsche Einheitsbriefmarke. Schon 1871 hatte er in der Erwartung, daß das Reichspostgebiet nach der Einverleibung Badens und Elsaß-Lothringens bald auch noch mit den beiden süddeutschen Postverwaltungen ein Ganzes werden würde, als Vorläufer die Einführung einer deutschen Einheitsmarke bei Bismarck zu erreichen versucht. Aber das

Reichsgefüge erschien seinem Begründer noch nicht stark genug, um den namentlich von Bayern zu erwartenden entschiedenen Einspruch gegen gemeinsame Postwertzeichen auf die leichte Schulter nehmen zu können, nachdem jene beiden Staaten bei der Reichsgründung sich bereits zu einer einheitlichen Postgesetzgebung und Tarifgestaltung sowie dazu hatten verstehen müssen, daß fortan die Reichspost auch bei Vertragsschlüssen mit dem Ausland führend wurde.

Stephans nach außen hin größtes Werk, „die strahlende Vision seiner Jugend", ist die Gründung des Weltpostvereins. Von 1862 ab hatte er durch den Abschluß neuzeitlicher Postverträge mit den Regierungen Europas sowie den Vereinigten Staaten von Amerika den Boden dazu geebnet. Durch seine überragende und bezwingende Verhandlungskunst weiß er 1874 auf einem Postkongreß in Bern die Vertreter von einundzwanzig Ländern für einen von ihm entworfenen „Allgemeinen Postvertrag", den späteren Weltpostvertrag, zu gewinnen, der mit einem Schlag unter Niederlegung aller Grenzschranken für dreihundertfünfzig Millionen Menschen ein einheitliches Postgebiet schafft, durch Einführung des billigen Weltbriefportos den bisherigen Brieftarif von dreihundertdreißig Druckseiten auf wenige Druckzeilen zusammenschrumpfen und die Völker sich fortan zu einem Gesetz bekennen läßt, das auf dem Boden der Gleichberechtigung den geistigen Verkehr der Menschheit regelt. Die Unentbehrlichkeit dieser Stephanschen Schöpfung mußten später selbst die Väter des Versailler Diktats ausdrücklich anerkennen.

Hatte Stephan schon 1857 in seiner „Geschichte der preußischen Post" ausgesprochen, daß „der Post erstes Gesetz die Förderung des Gemeinwohls sei", so wurde er auch später als Verwaltungschef nicht müde, eine Erleichterung und Verbilligung des Verkehrs zum Nutzen aller Teile des Volkes dem Verlangen der Reichsfinanzverwaltung nach Überschüssen voranzustellen. Als er damit in seinen letzten Dienstjahren selbst beim Reichskanzler auf starken Widerstand stieß, weil die sonstigen Ausgaben des Reiches die Einnahmen dauernd überschritten, legte ihm eine an der Oberfläche haftende Kritik seine jetzt durch Zwang verlangsamte Reformtätigkeit als Alterserscheinung aus. Im jüdisch-sozialdemokratischen Lager trieb man den Undank so weit, Stephan deshalb einen Petrefakten zu nennen.

Die letzte umfassende Arbeit seines Lebens, die zu vollenden ihm beschieden blieb, war die Durchführung seines 1875 in Angriff genommenen Plans, allenthalben menschenwürdige Verkehrsstätten zu schaffen, zugleich unter Bruch mit der bisher bei den Staatsbauten angewandten Schablonenarchitektur. Noch bis Anfang der siebziger Jahre hatten vielfach Haus- und Treppenflure oder Durchfahrten als Schaltervorräume dienen müssen und ebenso die Betriebsräume nur zum kleinen Teil gesundheitlich sowie in ihrer Durchbildung genügt. Stephan ließ nunmehr gegen dreihundert neugestaltete, reichseigene Posthäuser — neben zweitausend kleineren Mietspostgebäuden — entstehen,

wobei er als erster Verwaltungschef die im Inland erzeugten Baustoffe ausländischen vorzog. Dadurch förderte er nicht nur die heimische Bautätigkeit, sondern schützte auch die nationale Arbeit. Die Bevorzugung des Repräsentativen in der Fassadengestaltung der größeren Posthäuser hat ihm die spätere Generation vielfach verdacht. Zu seiner Zeit war jedoch die Bauweise des zweckrich Konstruktiven noch unbekannt. Und da die Stephansche Bauform nicht wenig dazu beitrug, das Ansehen der jungen deutschen Reichspost im In- wie im Auslande zu mehren, ist ihr eine kulturelle Bedeutung auch jetzt nicht abzusprechen.

Stephans Vielseitigkeit hatte Bismarck 1877 bewogen, ihm auch die Reichsdruckerei anzuvertrauen. Stephan machte aus ihr eine Musteranstalt für das deutsche Druckereigewerbe auf dem Gebiet der nachbildenden Kunst. Als Gelehrter von hohen Graden hatte er schon in jüngeren Jahren verschiedene erstklassige verkehrsgeschichtliche Werke geschrieben. Sein bedeutendstes war jene achthundert Druckseiten umfassende „Geschichte der preußischen Post", die er mit siebenundzwanzig Jahren veröffentlichte und der auch in andern Verwaltungen nichts Gleichwertiges zur Seite stand.

Sprachwissenschaftliche Studien veranlaßten ihn 1875, die erste Bewegung gegen die Fremdwörter wachzurufen und sogleich deren achthundert aus dem Postbetrieb auszumerzen. Zunächst wurde sein Vorgehen belacht oder mit Protesten beantwortet, bis er allmählich die Zustimmung weitester Kreise fand und, seinen Spuren folgend, der Allgemeine Deutsche Sprachverein entstand. Um dieselbe Zeit hatte Stephan in einem Vortrag „Weltpost und Luftschiffahrt" die Erfindung des lenkbaren Luftschiffs als nahe bevorstehend prophezeit. Viele erklärten das für eine Utopie, nur nicht Graf Zeppelin, der, durch diesen Vortrag angeregt, sein erstes starres Luftschiff entwarf.

Mit der Allgegenwart des Genies, von der Goethe einmal spricht, blieb Stephan schließlich kaum ein Gebiet fremd, und ein bewundernswertes Gedächtnis gestattete ihm, jede beliebig angeschlagene Saite sogleich weiterzuspielen. Immer aber kam es ihm nicht auf das Kennen vieler Dinge, sondern auf das Können im Leben an. Der Mensch in ihm blieb derselbe, so hoch er auch stieg und so viele Ehrungen, darunter auch die damals noch selten verliehene Doktorwürde, ihm zuteil wurden. Und wie er treu war gegen sich selbst, so war er es auch gegen seine einfachen Eltern, denen er sich dafür, daß sie ihn in Frömmigkeit, schlicht, aber aufrecht erzogen hatten, sein Leben lang dankbar erwies. Vom dritten Weltpostkongreß, der 1891 in Wien stattfand und wo nun auch der letzte Erdteil, Australien, dem weltumspannenden Verkehrsbunde beitrat, schrieb Stephan, als Staatsmann im Höhepunkt seines Wirkens stehend, nach Hause: „Ich kann es nicht begreifen, wie der Sieg und das Glück den Menschen hochmütig machen können. Im Gegenteil. Je mehr Erfolg, desto mehr Demut. Meine Sache ist der Ruhmstolz nie gewesen. Alles tat ich für mein Vaterland und

das allgemeine Wohl. Nichts für mich und die Meinigen." In der Tat hatte er irdische Güter für sich nicht sammeln können. Viel schwerer wog, daß er unter der Last der ihm vom Schicksal zur Erfüllung seiner Mission auferlegten Arbeiten die Erziehung seiner beiden Söhne Fremden hatte überlassen müssen und daß dies zu keinem guten Ende führte.

Die seelischen Erregungen hierüber und langjährige Überarbeitung begünstigten bei ihm die Entwicklung der Zuckerkrankheit. Er wußte, was ihm bevorstand, wenn er sich von jetzt ab nicht schonte. Das Heilmittel Insulin gab es damals noch nicht. Aber nach wie vor unterzog er sich den Strapazen des Dienstes, auch auf Reisen, wie in seiner besten Zeit. Auch die Jagdleidenschaft, der er sich in reiferen Jahren zugewandt hatte, gab er nicht auf. Freilich war der deutsche Wald für ihn zugleich die Stätte, die ihn innerlich stärkte und erhob und ihm wahre Erbauungsstunden bereitete. Und hatte sein für das Schöne in Kunst und Natur tief empfänglicher Geist schon immer das Bedürfnis empfunden, dem, was ihn ergriff, auch in Versen Ausdruck zu geben, so half ihm das auch, jetzt inmitten der schweigenden Natur trüber Gedanken wieder Herr zu werden.

„Ein Herz, das widersteht der Zeiten Flucht,
Nicht weicht und wankt, wie jener Stern am Pol,
In goldnem Glanz ein himmlisches Idol.
Erlisch, o Leid, vor seines Lichtes Leben,
In Lieb' und Lied die Seele zu erheben!"

So blieb er bis zuletzt doch ein Lebensbejaher, der das irdische Dasein nicht als ein Jammertal ansah, vielmehr als ein Geschenk, das man sich durch Arbeit täglich von neuem verdienen muß. „To be or not to be, that is not the question for me", schrieb er, Hamlets berühmten Monolog abwandelnd, einer Engländerin, „I like to be!" Da es ihm Bedürfnis war, wo er konnte, andern eine Freude zu bereiten, griff er auch gern zum launigen Knittelvers, den er vortrefflich und spielend zu meistern wußte. In geeigneten Fällen gab er selbst einem amtlichen Bescheid, den er gerade unterzeichnete, einen solchen Abschluß. Er war eben der Meinung, daß auch im Dienst, so streng er ihn auffaßte, dem Scherz ein Plätzchen zustünde. Wie er jugendliche Streiche im Dienste beurteilte, kennzeichnet sein Verhalten, als er bei einem Besuch der Wartburg deren kleine Postanstalt betrat und den Schalterbeamten, dem der Sommertag zu warm vorkam, in Hemdsärmeln antraf. Unwillig fragte ihn Stephan, wo der Herr Vorsteher wäre. Der junge Beamte erwiderte: „Ich werde ihn sofort rufen!" und verschwand denn auch schleunigst durch eine Tür, um gleich darauf in seinem Uniformrock wieder zu erscheinen und sich als der Vorsteher zu melden. Diese Geistesgegenwart gefiel Stephan so, daß er, an keinen Tadel mehr denkend, dem Beamten sagte: „Das haben Sie ausgezeichnet gemacht", und ihm die Hand drückte. — „Um der Jugend gerecht gegenüberzustehen,

muß man sich die Erinnerung an die eigene Jugend lebendig erhalten", lautete ein Satz in einem Erlaß Stephans von 1888 an die Chefs der Oberpostdirektionen, den man eine Art verkehrs- und personalpolitisches Testament nennen möchte. Bald danach widerfuhr es ihm, der für die Beamtenschaft, selbst nach dem Urteil seiner sozialdemokratischen Gegner, sehr viel getan und auch jede Vetternund Protektionswirtschaft von ihr ferngehalten hat, daß unter jungen mittleren Beamten der Reichspost eine Mißstimmung aufkam: sie hielten die in den siebziger Jahren für ihre Gruppe vom Reichstag und Bundesrat festgelegten Beförderungsaussichten für inzwischen überholt und sich vor den Militäranwärtern in dieser Hinsicht zurückgesetzt. An sich anerkannte das auch Stephan. Was ihn gleichwohl hinderte, sich bei der Heeresverwaltung für ihre Wünsche einzusetzen, war die Art ihres Vorgehens gegen ihn, der, noch in patriarchalischen Anschauungen groß geworden, dem hier erstmalig im Beamtenkörper auftretenden Korporationswesen mißtrauisch gegenüberstand, zumal da alsbald Vertreter der am Bestande des Reichs rüttelnden Linksparteien sich zu Beschützern der jungen Bewegung aufwarfen. Außerdem fand Stephan hier bei seinen nächsten Mitarbeitern nicht mehr das, was er in jenem Erlaß von 1888 als die erste Pflicht eines Beamten bezeichnet hatte: Freimut und Offenheit nach unten und oben zu üben. Der Respekt vor seiner Überlegenheit hatte auch sonst manchem von ihnen den Mut der Unbefangenheit gemindert.

Anfang 1897 war die Zuckerkrankheit bei Stephan so weit vorgeschritten, daß er sich wegen eines brandig gewordenen Zehs legen mußte, nachdem er noch im Reichstag, auf einem Stuhl kniend, den Postetat an drei Tagen persönlich vertreten hatte. Er ließ sein Bett neben seinen alten Schreibtisch längsseit bringen. Denn „ich weiß kein Verhältnis im Leben und keinen Augenblick im Dasein des Menschen, wo er sagen könnte, es sei genug getan". Und so stirbt er, sechsundsechzig Jahre alt, in den Sielen, wie es das Wappen seiner Vaterstadt Stolp versinnbildlicht: tüchtig, treu und tapfer.

Als einige Monate später wieder ein Weltpostkongreß, diesmal in Washington, tagte, den einundsechzig Länder aller Erdteile beschickt hatten, stand inmitten des Sitzungssaals ein schwarzumflorter Sessel in Erinnerung an den Mann, der, wie der amerikanische Präsident der Versammlung in seiner Eröffnungsrede sagte, „die Seele der Postwelt gewesen war, der Bismarck der Post".

Wilhelm Busch

1832—1906

Von

Friedrich Castelle

Die großen Niederdeutschen, die in deutsches Wesen und deutsche Volkheit hineingewachsen sind: die Droste, Wilhelm Raabe und Wilhelm Busch, sind deshalb so kerndeutsche Menschen, weil ihre enge Umwelt in der Not der schöpferischen Bedrängnis ihnen die raumschaffende Weite für ihre Gesichte und Gestalten gegeben hat. Von einer stillen Wasserburg geht der Lebensstrom der Droste aus. Wilhelm Raabe kommt vom Solling, aus Eschershausen, in dessen Nähe das Kloster Amelungsborn Jahrhunderte hindurch seine geistige Wirksamkeit ausströmte. Wiedensahl, der Geburtsort von Wilhelm Busch, liegt in der Nähe des als Baudenkmal berühmten Klosters Loccum. Was allen dreien die Umwelt gegeben hat, vertiefte sich innerlich durch die Einsamkeit ihrer Lebensgestaltung.

Wilhelm Busch ist am 15. April 1832 geboren, ein halbes Jahr später als Wilhelm Raabe. Beide sind sich nie begegnet, trotzdem sie sicher manches Mal in Wolfenbüttel aneinander vorbeigegangen sind. Sie waren eben zwei Naturen von jener niederdeutschen Eigenwilligkeit, die sich ganz auf sich selbst stellt. Busch hat niemals über Raabe ein Wort fallen lassen. Raabe hat, bei aller ehrlichen Bewunderung für Wilhelm Busch, die großen Erfolge dieses seltsamsten deutschen Künstlers einmal ein „ethisches Armutszeugnis des deutschen Volkes" genannt und in seiner schroffen, unwirschen Art dann gesagt: „Er war eigentlich ein Marterkasten." Wie ganz anders klingt dagegen das Wort, das ein anderer niederdeutscher Dichter, Hermann Löns, 1901 über Wilhelm Busch schreibt: „Unsere ganze Banda, die Maler, verehren ihn hoch, stellen ihn neben Goethe. Ich auch. Hier geht die Sage, er ekle sich selber vor seinen Werken. Das wäre schade, denn was der Mann, abgesehen von dem malerischen und künstlerischen Wert seiner Werke, für die Stärkung des Deutschtums, des Reichsgedankens und des Stammesbewußtseins getan hat, das ist doch sehr dankenswert."

Diese beiden gegensätzlichen Urteile offenbaren die gegensätzliche Welt, in die Wilhelm Busch hineingestellt war und aus der er mit der Sicherheit eines gesunden Stammes herauswachsen mußte. Seine Jugend ist dörflich-still. Das kleine Wiedensahl, nahe der Grenze von Schaumburg-Lippe und dem ehemaligen Herzogtum Westfalen, hat nur eine Straße des Lebens, an der sich beiderseits die schlichten Häuser der Ackerbürger reihen, mit dem großen Dielentor zur Straße. Die Wohnräume schon liegen, so auch in dem heute endlich unter Mitwirkung der Wilhelm-Busch-Gesellschaft wieder hergerichteten Geburtshause des Künstlers,

zum kleinen Hausgarten und gehen dann mit weitem Blick in die fruchtbare Ebene hinaus. Kleine Ackerbürger sind auch die Eltern, aber der neunjährige Junge kommt nach Ebergötzen bei Göttingen zu dem Bruder seiner Mutter, dem Pastor Klein. Hier erschließt sich ihm die Welt, die durch die Nachbarschaft von Loccum schon in den dörflichen Vorfahren ungeahnt schlummerte. Hier liest der Knabe die großen Schöpfungen der Weltdichtung, den Homer, die Bibel, den Don Quichotte. Hier wird sein Sinn geweckt für die geheimnisvollen Offenbarungen der Natur, die auch dem verwegensten Karikaturisten Busch immerdar untrüglichste Lehrmeisterin geblieben ist. Der Fünfzehnjährige geht 1847 als „Maschinentechniker" auf die Technische Hochschule in Hannover; merkwürdig: ein Gedicht, ein Sonett, öffnet ihm die Tore der Wissenschaft. Das Revolutionsjahr 1848 überbraust und erschüttert ihn mit den Stürmen einer jähen Revolution, die leider keine Volkwerdung bringen konnte und daher jenen herben Pessimismus weckte, der das geistige Deutschland um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts beherrscht und bedrückt. Busch geht in dieser Stimmung 1851 nach Düsseldorf, „um Maler zu werden", wie es in der Abgangsbestätigung von Hannover heißt. Ein Jahr Düsseldorfer Kunstakademie macht ihn in fremder Umwelt einsam und verschlossen. Ein Malerfreund geht nach Antwerpen und zieht 1852 auch Wilhelm Busch dorthin. Der junge Künstler wohnt in Antwerpen an der Kaasbrück bei dem Bartscherer Jan Timmermans, einem der Vorfahren des heute in Lier bei Antwerpen wohnenden Dichters und Malers Felix Timmermans.

Antwerpen ist für Wilhelm Busch das große Erlebnis. Die Kunstgeschichte hat diese Zeit wohl dann und wann die Tragik seiner Jugend genannt, weil Busch hier ganz in den Bann der alten Niederländer gerät. Wer sein Werk tiefer anschaut, der weiß, daß diese Zeit in Wirklichkeit die große Offenbarung für ihn werden sollte und mußte. Denn hier spürte der vereinsamte Niederdeutsche stammverwandtes niederdeutsches Blut. Hier auch steigen schon die Ahnungen seiner späteren schöpferischen Sehnsüchte auf. In dem großen Antwerpener Museum lachen an den Wänden all die köstlichen Lebensbilder der niederländischen Kleinmeister des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, jener Künstler, die wir Kleinmeister nennen, weil sie ihre Freuden und Leiden und die Leiden und Freuden des Volkes meist auf Holzplatten von geringem Ausmaß niedergeschrieben haben: Gerd Dou, Jan Vermeer van Delft und die unzähligen berühmten und weniger berühmten Bildner, die hier das Leben des Volkes in all seiner bunten Vielgestaltigkeit wiedergeben: die Schlachtfeste, die Eisvergnügungen, die Tanzereien, die Schlägereien und was sonst zu den Behaglichkeiten oder auch Unbehaglichkeiten des Lebens zu zählen ist. Wir wissen von Busch selber, daß er diesen Meistern, in deren Art er leidenschaftlich malt, sein Leben lang Dank gesagt hat, denn sie haben ihn den raschen, sicheren Griff ins Menschentum gelehrt. Aber neben diesen Kleinmeistern hängt einer, den Busch stets als den größten Menschendarsteller aller Zeiten verehrt hat: Frans Hals, der herrliche

Porträtist, der mit seinem breiten, wuchtigen Pinselhieb in zwei, drei Strichen einen ganzen Menschen hinhaut. Sollte nicht hier die Umrißkunst von Wilhelm Busch ihre Urgründe haben?

Mit einem Schock Ölbilder „in Rembrandt-Manier" geht Wilhelm Busch nach einem Jahre aus Antwerpen fort. In seinen Alterstagen hat er diese Bilder einmal vernichten wollen. Man hat sie gerettet, und heute sind sie wertvolle Besitztümer der besten deutschen Bildsammlungen. Der Entschluß des Künstlers, diese Schöpfungen zu vernichten, kam wohl aus der gleichen Bedrückung, mit der er Antwerpen verließ. Er erkannte die Unzulänglichkeit der malerischen Befähigung, die ihn beim Abschied von Antwerpen so sehr ergriff und ihn über ein Jahr mehr lebensunmutig als krank nach Wiedensahl zurücktrieb. Aber der Kranke genest an dem Quell lautersten deutschen Volkstums. In jenem Heimatjahre sammelt er aus dem Munde seiner dörflichen Landsleute Volkssagen und Märchen, zunächst aus Zerstreuungssucht, dann aber doch wohl in dem Gefühl, daß hier Schätze ruhten, die gehoben werden mußten. Später hat er sie dann unbeachtet gelassen. Erst nach seinem Tode sind sie in einem Sammelbande „Ut ôler Welt" veröffentlicht worden, und nun erkannte man, daß sie zum Teil wertvolle Ergänzungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm waren, die ja unter Mitwirkung der Droste ebenfalls ganz aus niederdeutschem Volkstum gewachsen sind.

Wilhelm Busch mußte dieses Jahr der Einkehr auf sich nehmen, um sich selber endlich zu finden. Die Entwicklung des niederdeutschen Menschen geht langsam und zäh, aber dann um so sicherer. Er mußte noch einmal in der Heimat sein, mußte wieder verwachsen mit dem heiligen Mutterboden, mußte Wurzel schlagen, um im Sturmwind der Entwicklung stehen zu können. 1854 im Herbst geht er auf die Kunstakademie nach München. Er gerät in den großen Wandel der Zeit. Das deutsche Volk befreit sich langsam von der niederdrückenden Entmutigung der vierziger Jahre. Es wartet auf die große geistige Erlösung, die kommen muß, wenn nicht alle Triebkraft erstickt werden soll. München selbst lebt im Taumel königlicher Kunstfreudigkeit dahin. Am Hofe führen Dichter und andere Künstler das Leben behaglicher Untätigkeit. Sturm muß kommen übers Land, und dieser Sturm braust 1859 plötzlich einher: Schillers hundertster Geburtstag weckt in der deutschen Menschheit jene große Sehnsucht, die sich drei Vierteljahrhunderte später, 1933, endlich verwirklichen sollte und der Wilhelm Raabe in seinem großen Gedicht zu Schillers hundertstem Geburtstag als einziger deutscher Dichter Worte verliehen hat, die eigentlich erst uns Menschen des Dritten Reiches verständlich geworden sind, die uns beglücken, weil sie Erfüllung bedeuten:

Um einen Führer scharen sich die Stämme,
Die Schranken fallen ein, gebrochen sind die Dämme,

Der Franken Herz, das Herz der Schwaben, Bayern, Sachsen,
Zum Herz des Vaterlands in ihm zusammenwachsen.
Die Glocken hallen, und die Banner wehen
Dem schönen Feste, das wir heut begehen.
Die Herzen schlagen, und die Augen glänzen
Dem stolzen Bilde, das wir heut bekränzen,
Am Krönungstag des Geists, in Tat, in Wort, in Liedern
Ein einig-einzig Volk, ein einzig Volk von Brüdern."

Was ohne Beachtung dieser deutschen Weltgeschehnisse vielleicht nebensächlich klingen könnte, jene beiläufige Bemerkung, die Wilhelm Busch einmal in einer kleinen Lebensbeschreibung „Was mich betrifft" gemacht hat: „so etwa im Jahre 1859 brachten die ‚Fliegenden Blätter' die erste Zeichnung mit einem Text von mir" — das wird heute letzte Erkenntnis jener Wandlung, die auch Busch durchmachen mußte. Fünf Jahre hatte er verträumt und vertändelt, im fröhlichen Umkreis fröhlicher Genossen, plötzlich ein übermütig aufgeschlossener Mensch, der in Kneipzeitungen und auf Einladungskarten zu Festlichkeiten alle aufgespeicherte Kraft vergab, der für seine Musikfreunde Grotesken und Singspiele schrieb, der in launigem Behagen sich und seine Freunde konterfeite und karikierte, nicht bloß von der Schauseite, sondern vor allem auch aus jener Humorigkeit heraus, die an sich selbst und an den lieben Mitmenschen erfahren hat, daß die Kehrseite oft viel wertvoller, weil wahrhaftiger ist, daß das „Sonntagsnachmittagsbeinbekleidungsstück" des ehrenwerten Herrn Tobias Knopp an der Stelle, wo der Rücken des Menschen einen anderen Namen bekommt, viel schönere Gesichter zu schneiden vermag als das freundliche Antlitz, das wir uns immer so liebenswürdig entgegenhalten.

Diese ganze überschwengliche Zeit ist mit einem Male wie weggeblasen, da die Arbeit für die „Fliegenden" beginnt. Sie ist eigentlich zunächst eine kleine Verlegenheitsarbeit gewesen: Wilhelm Busch hatte dem Verleger der „Fliegenden Blätter", dem prächtigen Caspar Braun, einen Beitrag versprochen. Es fiel ihm nichts ein, und so nahm er als „Text von mir" einen jener Volksschwänke, die er in dem Krankheitsjahr der Jugend daheim aufgezeichnet hatte, die berühmte Geschichte vom Mann ohne Kopf: „Es war einmal ein unvernünftig harter Winter ..." Diese Geschichte erschien mit den ersten Zeichnungen von Busch und erregte gleich großes Aufsehen. Bis dahin waren die „Fliegenden Blätter" politisch-satirische Streitschrift gewesen. Hier, in einem winzig bescheidenen Ansatz, gab Wilhelm Busch jener stillen Sehnsucht nach schlichter Volkwerdung Ausdruck und fand gleich Widerhall. Hinzu kam freilich auch seine Art, zu zeichnen. Während die Holzschneider der Zunft mit dem Stichel jedes Fäserchen aus dem Holzblock herausholen mußten, um ein einigermaßen ebenmäßiges Menschenbildnis zu schaffen, kam hier ein Frechling, der einfach wie mit

der Peitsche ein paar Hiebe auf das Papier setzte und größere Wirkung erzielte als alle Zunftgenossen.

Und nun begann das Werben um Wilhelm Busch. Heft um Heft erschienen seine Zeichnungen und Verse. Es wurde ein unablässiges, überströmendes Schaffen, das ihn äußerlich ergriff und überwältigte. Man wollte ihn fesseln, bot ihm eine Professur an der Akademie an. Er lehnte lächelnd ab. Er brauchte nicht die Menschen; er, der niederdeutsche Bauernjunge, blieb Bauer und Niederdeutscher in der süddeutschen Umwelt. Und diese niederdeutsche Welt wurde immer lebendiger in ihm, je frischer sich seine Kunst entfaltete. Immer wieder geht er von München heimwärts. In Wiedensahl und in Ebergötzen und an anderen stillen Stätten macht er seine Naturstudien. Man muß einmal vor den Mappen und Schränken gestanden haben, um zu erleben, wie diese leichte Kunst von Wilhelm Busch, diese flotte, den lässigen Beschauer fast flüchtig anmutende Umrißkunst mühsam erarbeitet worden ist. Die Natur ist seine Lehrmeisterin. Ihr lauscht er in der stillen Einsamkeit alle Heimlichkeiten und Wunder ab. Wie mit dem Silberstift Albrecht Dürers sind seine Skizzen hingehaucht, das Wehen eines Blattes, das Schwirren eines Insektflügels, das wiegende Spiel eines Zitterhalmes. Mit Staunen erkennt man später in einer der fertigen Zeichnungen vielleicht eine Bewegung, einen Strich aus zwanzig und mehr Skizzen wieder.

Der Weg von der Studie zum fertigen Bild, zur fertigen Zeichnung, geht bei Wilhelm Busch eben immer in der gleichen Folgerichtigkeit der Vorarbeit. Auch seine Bildergeschichten, die den Hauptteil dieser Lebensjahre von 1860 bis 1880 ausfüllen, von „Max und Moritz" an bis zu der köstlichsten Tiergeschichte, die wir besitzen: „Schnurrdiburr die Bienen", sind mit zäher Treue geschaffen worden, in jahrelanger, ringender Not um die letzte, leichteste Ausdrucksform. Das gerade bleibt ja wohl auch zu allen Zeiten das große Geheimnis der Wirkung dieses Künstlers, der wie kein anderer die ganze Menschheit erobert hat, daß er eben aussparen kann und dem Beschauer die Möglichkeit läßt, nun mit seiner eigenen Phantasie auszufüllen, was der begnadete Künstler ihm in der goldenen Schale seiner wundervollen Verskunst darbietet. Ja, selbst all die Unannehmlichkeiten und Grausamkeiten, die den Ausspruch Wilhelm Raabes von dem „Marterkasten Wilhelm Busch" sicherlich bewirkt haben, sind in der goldigen Leichtigkeit der Zeichnungen und Verse schon stille Freuden, weil jeder Beschauer wenigstens unbewußt spürt: hier hat ein großer Lebenskämpfer und einsamer Mensch sich durchgerungen zu jener beglückenden Gelassenheit, mit der Wilhelm Busch an seinem siebzigsten Geburtstag all die lauten Huldigungen von sich wies:

„Doch eines war mir oftmals recht verdrießlich,
Besah ich was genau, so fand ich schließlich,
Daß hinter jedem Dinge, höchst verschmitzt,



Wilhelm Busch: Das Häschen
Aquarellierte Federzeichnung. Hannover, Wilhelm-Busch-Museum

Im Dunkel erst das wahre Leben sitzt.
Doch wozu all das peinliche Gegrübel —
Was sichtbar bleibt, ist immerhin nicht übel."

Um die Lebenswende, da Goethe, der „Mann von funfzig Jahren", die Summe seines Lebens zog und die Schlangenhaut der Entwicklung abstreifte, da Raabe in die braunschweigische Heimat zurückkehrte und in jahrelangem Schweigen die gleiche goethische Sammlung suchte — um diese selbe Lebenswende zieht sich auch Wilhelm Busch in die Einsamkeit von Wiedensahl zurück und bleibt ihr hier und in Mechtshausen die letzten dreißig Jahre seines Lebens unabänderlich treu. Selten noch wagt er sich weiter in die Welt hinaus bis nach Bayern, bis nach Italien, bis an die Nordsee und bis nach Holland. Er muß eben Ordnung in sein reiches Lebenswerk bringen und in der Stille die Bildergeschichten gestalten, die ihn bedrängen. Unablässig ist er tätig. Unübersehbar fast sind die Studien und Skizzen in seinem Nachlaß, reich und lebendig die Briefwechsel, die er mit der Welt führt.

Die Heimkehr von Wilhelm Busch in die Heimat ist zweifellos durch die Blutverbundenheit des Niedersachsen mit der Scholle beeinflußt worden, denn hier ruht ja sein Herz, hier ruht die geliebte Mutter, der Wilhelm Busch wohl eines der schönsten Erinnerungsgedichte deutscher Zunge gewidmet hat:

„O du, die mir die liebste war,
Du schläfst nun schon so manches Jahr,
So manches Jahr, da ich allein,
Du gutes Herz, gedenk ich dein.
Gedenk ich dein, von Nacht umhüllt,
Dann tritt zu mir dein treues Bild;
Dein treues Bild, was ich auch tu —
Es winkt mir ab, es winkt mir zu.
Und scheint mein Wort dir gar zu kühn,
Nicht gut mein Tun —:
Du hast mir einst so oft verziehn —
Verzeih auch nun!"

Die „gute alte Rausch- und Rumpelmühle zu Ebergötzen" zieht ihn immer wieder an. Dort hat er den letzten und schönsten Teil seiner Kinderjahre verlebt und schreibt davon einmal an seinen Freund, den Münchener Maler Franz Lenbach: „Noch immer erschüttert es mich, wenn das enge felsige Tal mich umfängt, in dem die Quellen sich zu dem Bach vereinigen, worin ich vor dreißig Jahren Forellen mit der Hand gefangen. Kein Ort ist mir so vertraut wie Ebergötzen. Ich lese es wie ein Buch, wie eine Chronik. Bei jedem neuen Besuche fange ich ein neues Kapitel an." Hier wohnt sein Jugendfreund Erich

Bachmann, mit dem er Freud und Leid seines Daseins teilt und dem er am 12. August 1907 nach Ems die besten Wünsche für seine Kur schickt — seltsam: an dem gleichen Tage, da dieser Lebensfreund dort die hellen Augen schließt.

Neben Ebergötzen ist natürlich Wiedensahl die ewige Sehnsucht des Heimgekehrten. „Rücke ich", so schreibt er einmal an die befreundete Frau Keßler in Frankfurt, „wieder in mein gutes einsames Wiedensahl, so fühl ich: nur hier ist eine angestammte und angewöhnte Heimstätte, um die mich freilich wenige beneiden werden. Was schadt's? Reden nicht meine toten Freunde von den besten Dingen mit mir, wenn ich will? Darf ich nicht im Federkleide der Gedanken durch den Schornstein fliegen zu den Lebendigen?" Es ist die Gelassenheit des Mannes, der in sich selber ruhend auch sich selber ganz genügt, der den Konflikt mit der Welt, nach Goethe die wertvollere zweite Epoche des Lebens, in sich selber auszutragen vermag. Das sind die Zeiten jener großen inneren Erlebnisse, von denen Busch in mehreren Briefen an Lenbach so köstlich spricht, meist ein wenig zurückhaltend und zögernd, mit dem Gefühl eines Mannes, der sich ergebenst zurückzieht „ins Gedankenstübchen, welches stets gleichmäßig erwärmt ist", der als „Brillen-Besitzer oder -Beseßner" die Welt mit andern Augen ansieht, dessen Boot „wohl schon zu stark angefaßt ist von der Strömung des Katarakts auf dem Kongo der Zeit", an dem die Tage vorüberziehen „gleich den Telegraphenstangen an der Eisenbahn, die bekanntlich eine ausgeprägte Familienähnlichkeit haben", der „in die Jahre der bequemen Hausschuhe" gekommen ist, der wieder sich abgeliefert hat in die „aller bescheidenste Einsamkeit" und der kein Bedürfnis hat für das „Geknuff der Welt": „So ist man nun! — Die gewohnten Verhältnisse, und schienen sie dem andern noch so wenig wünschenswert, so ziehen sie uns vertraulich — schmiegsam in die alten Arme zurück. Mir ist, als wäre ich da und dort auf der Kirchweih gewesen, käme heim, zöge die Stiefel aus, die Hausschuhe an und dehnte mich im treuen, langerprobten Lehnstuhl aus ..."

Der „graudurchwirkte Freund" fühlt sich eben „schon verpackt und petschiert für die Ewigkeit ..." Eine gewisse Scheu, sich selber mitzuteilen, kommt hinzu: „Studenten, Handwerksburschen und Soldaten greifen nur ungern zur Feder, ehe nicht der Wechsel oder die Hose oder die Butter zu Ende ist." Diese „eingewurzelte Federfaulheit, hervorgegangen aus bauernmäßiger Scheu vor schriftlichen Dokumenten", macht ihm auch den Abstand von der Welt leichter und weiter: „Gibt's doch ehrenmännische Autoritäten, die uns fest versichert haben, daß die Zeit ideal sei. Wer sich die Freud' macht, dran zu glauben, dem ist insoweit ganz wohl, dem kommt's auf ein paar tausend Jahre nicht an. Für den ist's egal, wann die Griechen ihre Schulden bezahlen. Zu sagen darüber braucht er nicht viel, weil die Sach' schon ohnehin unklar genug ist; nur tut er gut, derweil fein still abseits zu sitzen, wo er die Welt, die sogenannte, bloß leise summen und pfeifen hört wie die Dreschmaschinen am anderen Ende des Dorfes." —

Mittlerweile „hat der treue Kalender einen Tag nach dem andern verzeichnet in seiner gewohnten geräuschlosen Weise. Etwas Denkwürdiges ist mir nicht passiert, außer, daß die jungen Hänflinge im Efeu unter meinem Fenster glücklich ausgeflogen sind. Seit dem ist es still geworden".

Aber: „inzwischen handhabt die Zeit, die alte Urschel, unermüdlich den Besen und fegt das Gegenwärtige auf den Kehrichthaufen der Vergangenheit." Geschäftig huscht sie „in ihren Filzschuhen, mit dem Haarbesen in der Hand durch die beste Stube und kramt zwischen den Nippsachen herum, die wir so gern haben. Und oha! alle Augenblick klirrt es. Eigentlich ist's ja nur ein Spukeding, ein Phantom des Gehirns, aber wir glauben dran wie die Kinder ans Märchen, das ihnen die Großmutter hinter dem Ofen erzählt."

Es ist die gütige Weisheit des Philosophen, der da zu Neujahr 1900 schreibt: „Wir tun, als ob ein neues Jahrhundert begonnen hätte, und das ist falsch. Das letzte Jahr davon ist noch nicht ausgezahlt. Aber im Grunde ist's einerlei, denn die Zeit geht in einem fort, ob die Leute so oder so zählen." Es ist die große Gelassenheit des Menschen, der ein Jahr vorher schon an Lenbach schrieb: „Im Besonderen reitet ja jeder ins neue Jahr, wie ein Ritter in den verdächtigen Märchenwald, wo er nicht weiß, ob er von wohlmeinenden Feen geliebkost und bewohltätigt, oder von schlechtdenkenden Spukedingern potzgründlich versudelt wird; von Tod und Teufel ganz abgesehn."

Geliebter Franz!

Du weißt es ja, Dein bin ich ganz!



Wie reizend schön war doch die Zeit,
Wie himmlisch war das Herz erfreut,



Als in den Schnabelbohnen drin
Der Jemand eine Jemandin,



Ich darf wohl sagen: herzlich küßte. —
Ach Gott, wenn das die Tante wüßte!

Aus „Die fromme Helene" von Wilhelm Busch

Aber diese Abkehr ist nicht etwa ein nutzloses Verzichten auf die Welt, ist nicht griesgrämige Stubenhockerei, sondern innigste Verwachsenheit mit der Natur und mit der umgebenden Welt. Wohl selten hat ein Künstler den Wandel und Wechsel der Jahresläufte mit solcher Inbrunst verfolgt und aufgezeichnet wie Wilhelm Busch in seinen Briefen, „besonders den werdenden Frühling, doch auch den fertigen Sommer, den sanft melancholischen Herbst und den frischen Winter im weißen Gewande". Wie köstlich ist etwa die folgende Winterschilderung an Lenbach:

„Es war grausam gemütlich. Man fühlte sich so weich und sauber verpackt wie eine Pflaume im Auflauf. Der Schlummer sanft und erklecklich. Zureisende Skrupel vermutlich irgendwo festgeschneit. Nur mal, noch ganz in dunkler Früh, wurd' ich aufgeschreckt und schmerzhaft horchend wach erhalten durch die Wehklagen eines der vielen Schweine, welche der Genußsucht alljährlich zum Opfer fallen. Jetzt wird's herausgezerrt aus dem lieben, duftenden Stalle; jetzt liegt's geknebelt; jetzt der Stich; Notwehr geboten und heftig ausgeübt; Blutverlust fast beruhigend, scheint's dann aber erst recht, dicht vor der Todesgewißheit, der höchste, gräßlichste Unmuth; dann röchelnde Entsagung; zuletzt Stille mit Nachdruck. Die Metamorphose in Wurst kann beginnen. Wahrlich! Gewisse Dinge sieht man am deutlichsten mit den Ohren. Und dann, nach der höchsten musikalischen Offenbarung, hegt man doch wieder leichtfertig seiner animalischen Nahrung nach, als ob man nichts gehört hätte, und als ob's keine Nachwelt gäbe, die, sagen wir mal im Jahre 1989, über ihre kannibalische Vorwelt recht abfällige Ansichten äußert; vermutlich. — Am kalten Tage kamen viele hungrige Raben ins Dorf geflogen und schrien; Arrack! Die fetten Feldmäuslein gehen eben nicht aus bei dem Wetter, sondern bleiben im Loch. Wir servierten Brot, Fleisch und Knochen. Doch die schönen Sachen, weil die überschlauen Vögel zu schüchtern waren, um gleich näher zu treten, fraß sämtlich der Nachbarshund. Was ich daher unbillig finde; denn der Hund hat eine feste Anstellung, aber die Raben nur ein unsicheres Einkommen ..." „Notgedrungen besuchten die scheuen Feldhühnchen im Hausgarten den Winterkohl, und wie manches Häslein, welches dem Weidmann, dem sogenannten echten und gerechten, entflohen, hat wohl ebendaselbst sein Leben gelassen, bei Mondenschein, heimtückisch erlegt aus den Stubenfenstern der Bauern ..." Aber „trotz verglaster Ohren und rinnender Nasen" kommt ja doch immer wieder der „landesübliche Frühling: die Haselstauden blühen schon lange: von weiblicher Seite die roten Krönlein, von männlicher, verliebt darüber baumelnd, die goldstaubigen Klunkern ..." Durch den Sommer mit seinen blühenden Wiesen und wogenden Saatfeldern schreitet der Dichter Wilhelm Busch, und schon wieder wird es Herbst, „unter den Eichen und Buchen, falls der Wind grad weht, rasselt es von der Fülle fallender Früchte. Ahnungslos wühlend, im Genuß einer üppigen Gegenwart, schwillt das grunzende Schwein der Schlachtbank, der Rauchkammer und dem



Wilhelm Buſch
Gemälde von Franz von Lenbach. Hannover, Wilhelm-Buſch-Muſeum



Wilhelm Buſch: Sitzender Bauer, Bleiſtiftzeichnung
Hannover, Wilhelm-Buſch-Muſeum

Pökelfaß des triumphierenden Antisemiten entgegen." Wieder wird's Winter, wieder wird's Februar: „Frau Grippe, die Hex, scheint endlich doch abzufahren. Den Herbst, den Winter hat sie wiederholentlich dagesessen zur Nacht vor dem Bett und hat mir was vorgesungen zu ihrer alten Gitarre, daß ich ärgerlich munter blieb, ja zuweilen sogar phantasievoll-bedenklich wurde ..."

„Die Welt voller Verzweiflung" läßt er getrost ihre Gleise ziehen, die Holzstöcke, in die er unermüdlich die Gestalten seiner Phantasie einkerbt, sind seine Welt. In die andere verlockt's ihn nur selten, denn „ich bin ja leider so reisefeig, daß ich mich fast vor den Schwalben schäme, die jüngst mal wieder nach dem Orient abgereist sind". Nur Lenbach vermag ihn auf seine alten Tage noch mal tiefer nach Italien hineinzuziehen. „Aber schon in Florenz hatte ich so überwältigend viel gesehen, daß ich Lust hatte, wieder umzukehren, hätte ich nicht dem Lenbach versprochen gehabt, ihn in Rom zu besuchen." Es war eben ein gründlich verregneter italienischer Frühling, er sehnte sich heim nach dem angestammten deutschen Frühling, und er schließt seinen Reisebericht am Ostersonntag in Venedig mit den lakonischen Worten: „Die Gegend dahier ist fast so schön wie die Lüneburger Haide."

Tieferes Erlebnis wird ihm eine zweite Reise in Lenbachs Gesellschaft nach Holland und Belgien. Besonders Antwerpen, die wichtigste Stätte in seiner künstlerischen Entwicklung, wird für ihn zu neuem reichem Gewinn. Er sucht nach den alten Bekannten, findet aber nur noch den biederen Klempner gegenüber seiner Wohnung, während sein Hauswirt, der Bartscherer Jan Timmermans am Eck der Käsbrücke, verstorben ist. Aber „der Rubens und der Frans Hals werden immer schöner mit den Jahren".

Die Einsamkeit des Alters überfällt auch ihn. Aber er bewahrt sich „eine heitere Gelassenheit, die jeden anderen gewähren läßt". Die Dinge der Welt berühren ihn nur noch von ferne. Nur zwei große Namen klingen dunkel und geheimnisvoll auf: Moltke und Bismarck, und man fühlt, wie tief Wilhelm Busch mitlitt an den Schicksalen seines Volkes, wenn er an Lenbach unter dem 29. April 1898 schreibt: „Moltkes Tod hat mich beklemmt. Man verspürt Weltschmerz, wenn man sieht, wie die Bildnerin Natur auch ihre besten Arbeiten in den großen Thonkübel zurückschmeißt und sie einstampft mit den andern. Wer weiß, wann sie uns mal einen wieder backt gleich diesem." Noch inniger aber ist seine Teilnahme an dem Schicksal Bismarcks, von dem Lenbach 1891 ihm aus Friedrichsruh — oder, wie Busch ergreifend schreibt, aus „Kanzlersruh" — berichtet. Sein Antwortbrief an Lenbach vom 3. Februar 1892 ist ein rührendes Bekenntnis zu diesem großen Deutschen: „Und so warst Du am Schluß des Jahres also beim großen Steuermann, den sie leidergotts nun schon lange aufs Trockne gesetzt haben. Ich bin nicht elegant und mobil genug, um Hühneraugen zu besitzen. Aber die, welche dergleichen prophetische Auswüchse ihr eigen nennen, wollen ja behaupten, sie hätten so ein fatales Gefühl drin, als ob wir

stürmisches Wetter kriegten. Gute Vorsätze freilich und schutzverheißende Plänchen tummeln sich geschäftig auf Dreck herum. Nur, daß der Obige nicht mehr das Ruder hält, will doch hie und da etwas bedenklich erscheinen. So dampfen wir dahin, und wohl dem, der nicht nervös ist, sondern still vor sich hin flötend in der Koje sitzt voll schönen Vertrauens auf Schwimmgürtel, Hühnerkörbe und Rumfässer, mit denen man sich verhältnismäßig ... und lustig auf den Wellen schaukelt ..."

Noch ergreifender und erschütternder klingt der letzte Freundesbrief aus Wiedensahl an Lenbach vom 12. März 1898 aus. Er enthält als Nachschrift folgende Worte: „An den Abenden letzt her las ich Bismarcks selbstverfaßte Lebens- und Leidsgeschichte mit schmerzlicher Bewunderung."

So geht dieses reiche, trotz aller äußeren Ruhe tief durchschütterte Menschenleben in jenem geruhigen Frieden vorbei, der schönster Lohn und köstlichste Zierde eines erfüllten Erdendaseins ist, und fast wie ein Selbstbekenntnis wollen uns heute die Trostworte dünken, die Busch einmal auf die Nachricht aus dem Frankfurter Freundeskreise, daß ein Sohn des Hauses ertrunken sei, an die Trauernden schrieb: „Es ist ein grausames Unglück, aber der die Geschichte, der die Herzen erschüttert, der hat in die Menschenbrust eine oft lange sorglos schlummernde Kraft gelegt, die, wenns not tut, erwacht, um den Schmerz zu bekämpfen und den Willen zu läutern. Allmählich breitet dann auch die Zeit über das Schreckliche ihren verhüllenden Schleier. Unsere geliebten Toten werden in der Erinnerung immer schöner und schöner, und so nehmen wir ihr geliebtes Bild mit hinüber in die Ewigkeit."



Skizzenblatt von Wilhelm Busch, 1892

Wilhelm Dilthey

1833—1911

Von

Albert Dietrich

Ein echter deutscher Professor, der sich zuweilen in der Angabe seines Geburtstages, oft in der Datierung seiner Briefe irrt, der als Verfasser von grundsätzlich nur ersten Bänden, die bald vergriffen sind, berühmt wird — ein Forscher von ursprünglich eiserner Gesundheit und unermüdbarem Fleiße, der über einem unermeßlichen Bücher- und Handschriftenstudium fast seine Augenkraft verliert und dennoch über zwei Menschenalter von seiner Sekundanerzeit an (1849) bis zu seinem Tode (1. Oktober 1911) ein Lebenswerk vollbringt, das seiner, mehr noch unserer Generation Ansporn zu eigener Aufgabenstellung wird — ein Denker, der in einer verspäteten, aber dann um so glanzvolleren Laufbahn immer einfacher, stiller, geschlossener erscheint und im Greisenalter von neuem lernend, planend und schaffend eine Jugend findet, die ihm ehrfürchtig naht und der er das Riesenfragment seines Lebens beinahe unbekümmert und in jugendlichem Vertrauen überantwortet: — dieser Denker, Forscher, Lehrer, in dem ein mächtiger, aber lautloser erzieherischer Geist waltet, ist Wilhelm Dilthey.

Er selbst hat einmal launig von seinem närrischen Lebenslauf gesprochen. In diesem Abstande zu sich selbst bekundet sich eine Spannung seiner Gesamtexistenz. In dem unpraktischen Hochschullehrer wirkt der Geist deutschen Denkertums; scharf, klar und tief, wagemutig im Forschungsernst, fast verwegen in der Stellung und Durchführung neuer Aufgaben, die vom Ziele scheinbar abführen: Entdeckungsfahrten, im Gesamtbilde seines Lebensplanes oft jahrzehntelangen Eroberungszügen vergleichbar. Der Denker Wilhelm Dilthey ist zugleich auch immer Forscher. Das hat die Zeitgenossen verwirrt und seiner Lebensarbeit den Stempel des Qualvollen, aber auch des Kämpferisch-Sieghaften aufgedrückt. Diese Umfänglichkeit seiner Existenz kraft der strengen Durchführung gewaltiger Pläne ist um so erstaunlicher, als Dilthey das war, was man eine musikalische Natur zu nennen pflegt: eine fast grenzenlose Erregbarkeit und Reizsamkeit des Gefühls war ihm eigen, eine Innerlichkeit und Zartheit des Umgangs mit Menschen und Dingen, die seiner künstlerischen Begabung entsprang. Die frühen Tagebücher und Briefe legen von dieser Grundstimmung seines Wesens Zeugnis ab.

So war ihm die Kunst des Verstehens, das Ergreifen von Zügen, die sich nicht sagen, wohl aber noch sehen und hören lassen, das Spüren des Lebens in

seinen geheimnisvollen Regungen und Erbebungen ein natürliches Element, das den Pulsschlag seines Lebens beherrschte, seinen Familiengeist, seinen Freundschaftssinn, seinen Umgang mit Natur und Kunst bestimmte und ihn bei seiner grundgesunden Art befähigt hat, in den großen Geschichtsmächten des europäischen und deutschen Lebens der Menschennatur dem Gipfel und Abgrund ihrer Erscheinungen, den Fügungen des Schicksals und der großen Arbeit der Jahrhunderte gerecht zu werden. In diesem seltsamen Wechselspiel von geistiger Kühnheit, eiserner wissenschaftlicher Selbstzucht und adligem Zartsinn der Seele ist er als Deutscher in einem Jahrhundert hervorgetreten, das in seiner Oberschicht und Masse immer einseitiger, verwaschener, fühlloser wurde.

Am 19. November 1833 — anderthalb Jahre nach Goethes Tode und zwei Jahre nach dem Abscheiden Hegels — wurde Wilhelm Dilthey als Sohn eines Hofpredigers in Biebrich am Rhein im Nassauischen geboren. Die Diltheys, eine alte Juristen- und Predigerfamilie aus dem Lahntal, führen sich bis auf einen Johannes Dilthey (1570) zurück. Dilthey hat sich in einem Brief an Heinrich von Treitschke (Juni 1870) seiner Vorväter als hartgesottener Reformierter, Juristen und Prediger gerühmt, deren Abkömmlinge in Waffen mit den Oraniern nach England gezogen seien. Philipp Jacob Dilthey, Prediger zu Haiger, galt den Zeitgenossen als Ketzer, weil er zum Beispiel die Kindertaufe verwarf. Großvater und Vater waren Theologen und huldigten einem klaren und milden Rationalismus. Vom Vater berichtet Dilthey, er habe ihn nie ein theologisches Buch lesen sehen, „so unerträglich war ihm die Theologie — er hatte ein großes Gefühl für die Realitäten der Welt". Die Verhältnisse seiner Familie, seines Geburtslandes, das er in jugendlichem Überschwang einmal „glückatmend" nennt, haben Dilthey von frühauf Heimatgefühl und Heimatliebe eingepflanzt.

Er empfand auch politisch zunächst ganz als Süddeutscher, und im Religiösen hat die Tradition von Familie und Heimat sich bei allem Wandel der Überzeugung und Wechsel der Stellungnahme als Grundstimmung lebendig erhalten. Denn das Herzogtum Nassau, eine Schöpfung Napoleons und der Rheinbundzeit, nahm in politischer und kirchlicher Hinsicht bis 1866 in Deutschland eine gewisse Sonderstellung ein. Hier waren auf der Unionsynode in Idstein zuerst der Geist und die Verfassung der Union verwirklicht worden. In dem Unionserlaß vom 11. August 1817 wird „vollkommene innere Glaubensfreiheit" zugesichert. Das entsprach den Überlieferungen und Gesinnungen der Landschaft, in der Waldenser und Mennoniten Zuflucht und Leben gefunden hatten. In der Verfassung von 1851 war das Zweikammersystem proklamiert worden, und in der Stellung zu Preußen begünstigte der letzte Herzog eine Österreich freundliche Politik. Die Lage der Konfessionen zueinander war freundlich: seit 1817 besaß Nassau die erste Simultanvolksschule in Deutschland.

Die Verwaltung des Landes war ein kleines Kunstwerk. Regierungspräsident von Ibell hatte mit Takt und Sachverstand aus fünfundzwanzig Territorien eine Einheit gefügt.

Dilthey hat nacheinander Volksschule, Privatschule mit Koedukation und von der Obertertia an das Gymnasium in Wiesbaden durchlaufen. Wie sein Landsmann und Schulvorgänger Wilhelm Heinrich Riehl ist auch er sechs Jahre hindurch täglich zweimal die Wiesbadener Landstraße einhergezogen, von der Riehl in seiner Novelle „Abendfrieden" so traulich plaudert. Im Jahre 1849 findet der Sekundaner im Winkel einer kleinen Kammer Kants Logik, deren Inhalt er verschlingt. Das ist die Geburtsstunde seiner ruhelosen Lebensarbeit in Philosophie und Wissenschaft. Der jugendfrohe und träumerische, emsige und zuweilen zerstreute Jüngling — kein Musterschüler im gewöhnlichen Verstande — verläßt am 1. April 1852 das Gymnasium als Bester mit der Abschiedsrede „Über den Einfluß des griechischen Altertums auf die Jugend". Schon in den mittleren Klassen der Schule ist ihm das Glück eines bedeutenden Lehrers zuteil geworden, des Schulmannes und Regierungsrates C. G. Firnhaber. Ihn nennt er später im Lebenslauf der Dissertation als den Mann, der ihn als erster mit der Liebe zur geistigen Welt erfüllte. So steht sein Name neben denen eines Nitzsch, Twesten, Niedner, Trendelenburg, Kuno Fischer, Ranke — ein denkwürdiges Beispiel für die ehemalige Einheit von Gymnasium und Universität. Nach einem dreisemestrigen Studium in Heidelberg wird Berlin die Stätte seiner Arbeit und eines langen, erstaunlich ausgebreiteten Studiums. Daß er sich nie im innersten Herzen als Theologe gefühlt hat, geht aus der Art seiner Studien von Anfang an hervor. Aber der Wunsch seines strengen Vaters, die ehrwürdige Tradition des Geschlechtes, die Milde und Weltoffenheit des Elternhauses und der frühe Vorsatz, theologischer Universitätslehrer zu werden, haben Dilthey zunächst zur Theologie bestimmt. So hat er denn in Berlin doch den ganzen Kursus durchgemacht und auf des Vaters Wunsch in Nassau die theologische Prüfung bestanden.

Nach dem philologischen Staatsexamen folgt der Eintritt in das Schulamt — erst beim Französischen Gymnasium, dann als Adjunkt beim Joachimsthalschen —, eine sehr lehrreiche, doch für den jungen Denker und Forscher qualvolle Episode der Vielgeschäftigkeit. Diese Trübsal versüßte ihm der Umgang mit gleichstrebenden Altersgenossen an der Anstalt, vor allem mit seinem späteren Schwager Hermann Usener. Dilthey löst sich von der drückenden Verpflichtung. Es beginnt ein noch rund halbes Jahrzehnt vielfältiger aufreibender Forschungsarbeit. Anfang 1864 promoviert er in seinem einunddreißigsten Lebensjahre in der philosophischen Fakultät mit einer Arbeit über Schleiermachers Ethik und habilitiert sich noch im selben Sommer mit einer Schrift über das moralische Bewußtsein. Nach diesem zwölfjährigen Studium, während dessen Dilthey die wichtigsten Disziplinen der Philosophie und Geschichte mitsamt dem

Bestande der damaligen Theologie durchgearbeitet und sich in Trendelenburgs und Rankes Seminar hervorgetan hat, daneben aber in der Stille bisher unbetretene Wege nach neuen Forschungszielen bis zur völligen Ermattung gegangen war, beginnt nun auch der schnelle äußere Aufstieg. 1866 wird er nach Basel, 1868 nach Kiel, 1871 nach Breslau und 1882 nach Berlin berufen. Hier hat er — nach einem halben Menschenleben an die Stätte des leidenschaftlichen Ringens seiner Jugend zurückgekehrt — noch ein Menschenalter gewirkt. Während einer Erholung in den Bergen, in Seis am Schlern bei Bozen, ist der geistesfrische und naturfreudige Greis an einer heimtückischen Infektion am 1. Oktober 1911 plötzlich gestorben.

Als er 1870 mit der Jugendgeschichte Schleiermachers hervortritt, zeigt er sich als Meister biographischer und geistesgeschichtlicher Forschung und Darstellung. Er zeichnet diesen Lebensgang mit einer Wärme und Schärfe, die kaum wieder erreicht ist: die Geschichte eines deutschen Denkerlebens auf dem Hintergrund des damaligen Deutschland. Dilthey zuerst macht Ernst mit dem Zusammenhang und Kampf der Generationen in der Darstellung persönlicher und geistiger Entwickelung. Die Generation der großen deutschen Dichter Lessing, Herder, Goethe und Schiller, alsdann das Geschlecht der Denker Kant, Fichte und Schelling und zuletzt die Zeitgenossenschaft Schleiermachers, so die Brüder Schlegel und die jüdischen Frauen der Berliner Salons — diese Menschen mit ihren Ideen, Antrieben, Lebensschicksalen und Lebenswerken treten uns anschaulich vor die Seele; sie reden und handeln auf der Bühne des großen Zusammenhanges, der in Deutschland mit dem Jahre 1750 zum ersten Male deutlicher hervortritt. Dilthey hat ein Vierteljahrhundert später eingestanden, daß die großen Linien des geschichtlichen Ganges das einzig Feste seien, das einer beweisbaren Erkenntnis unterworfen werden könne, und spricht von sich selbst als dem „jungen Menschen", der damals sein Schleiermacherbuch — den ersten Band natürlich — in einer Art von „Dämmerung" schrieb. Im selben Atemzug gesteht aber der Vierundsechzigjährige, daß er in tiefster Einsamkeit sich mit den Bildern der Schleiermacherbiographie, der Fortsetzung, beschäftige, aber nichts sich formen wolle und daß er daran verzweifele, ob er je fortrücke. Wir tun hier einen Blick in seine Werkstatt: was dem Künstler in ihm genügte, das hat der Forscher oft nicht verantworten können, und was dem Forscher gelungen schien, darüber konnte der Künstler in ihm verzweifeln. Jedenfalls — Dilthey hat neben den damals gedruckten Quellen ein riesiges Handschriftenmaterial durchgearbeitet: untersuchen, nicht konstruieren wollte er. In einer Skizze des Nachlasses, die den Titel „Grundgedanke meiner Philosophie" trägt, hat er die Philosophie, wie er sie verstanden wissen will, als die „Wissenschaft des Wirklichen" bezeichnet. Als Historiker konnte er nicht anders handeln, als sich der Geschichte des Wirklichen zu bemächtigen. Alles bewundernde Gerede, alle kritische Deklamation war ihm im Innersten zuwider. Was er nicht bezwingen

konnte, mußte um der Wahrhaftigkeit willen Bruchstück bleiben. Aber alle seine Werke sind Bruchstücke eines leidenschaftlichen, sich bis an die Schranke seiner Natur und die Grenze seines Gegenstandes herankämpfenden Forschens. So ist sein „Schleiermacher" Fragment geblieben wie sein systematisches Hauptwerk „Einleitung in die Geisteswissenschaften" (1883). Nicht einmal bis zur Berliner Hauptwirksamkeit Schleiermachers ist das Werk ausgearbeitet. Es ging Dilthey in seiner Lebensgeschichte Schleiermachers nicht nur und nicht zuerst um eine rein historische Erzählung. Diltheys früherer Lebensplan kreist um eine Geschichte der christlichen Weltanschauung. Er war eine goethesche Natur. Er hat sie nie geschrieben. Im Tagebuche (1861) klagt er: „Es sind in der Tat wahre Tantalusqualen, die der Historiker des Christentums besteht ... wie glücklich ist Winckelmann! Aber ich ringe vergebens, diesem fremden Stoff inneres Leben abzugewinnen; ich weiß nicht, ob ich je den Geist jener Zeit in mir lebendig zu erneuern imstande sein werde. Dieses Mißtrauen gegen die menschliche Natur in ihrer gesunden Ruhe, die mir immer Gegenstand der höchsten Bewunderung war; diese Hast nach dem Jenseits und übersinnlichen Wissen, die mir so gründlich verhaßt ist; dieses Sektenleben, das mir rein unbegreiflich ist." Trotzdem hat er es sich sauer werden lassen. Wäre es damals nach seinem Wunsche gegangen, er hätte in der Pariser Bibliothek die ungehobenen Schätze der Scholastik durchforscht. So empfand er es wie einen Wink der Vorsehung, als sich ihm Schleiermachers Nachlaß auftat. Er hat es selbst ausgesprochen: hier — im Angesichte dieser reichströmenden Quellen — konnte er durchschauen, was er für die älteren Zeiten hätte erahnen müssen.

Warum hat nun Dilthey diese unabsehbaren historischen Studien getrieben? Die Historiker rechnen ihn mit Recht zu einem ihrer Größten. Keine Frage: sein Lebenswerk ist das eines historischen Genies. Davon zeugen Band für Band die „Gesammelten Schriften", die bereits zwölf Bände umfassen. Davon zeugen die beiden Aufsatzsammlungen „Das Erlebnis und die Dichtung" und „Von deutscher Dichtung und Musik". Dennoch — dieses historische Genie war nicht Historiker im Hauptberuf und gewiß nicht in jenem Sinne, den ein Teil der zünftigen Historie sich für die Rettung des Epigonentums zurechtgemacht hat. Sind doch Ranke, der Meister und Lehrer Diltheys, und der Mitstreiter und Freund, Heinrich von Treitschke, offen und insgeheim als Essayisten und Publizisten verurteilt und denunziert worden.

Die Hauptabsicht der Lebensarbeit Diltheys ist die Lehre vom Menschen, vom ganzen Menschen — vom Menschen in seiner geschichtlichen Lebendigkeit. In Diltheys Aufsatz über Novalis (zuerst 1865) stehen die Worte: „Das wunderbarste Phänomen ist das eigene Dasein. Das größte Geheimnis ist der Mensch sich selbst. Die Wissenschaft aber, welche es mit diesem höchsten Phänomen zu tun hat, ist die Realpsychologie." Die beiden ersten Sätze sind wörtlich Fragmente des Novalis: Dilthey identifiziert sich mit ihnen. Auch den Ausdruck

Realpsychologie hat Dilthey von Novalis übernommen. Seele heißt in diesem Zusammenhang das geheime Bildungsgesetz des Menschen in seiner überströmenden Wirklichkeit. Es ist der Einheitspunkt von Menschennatur und Menschengeschichte. Hier setzt Dilthey ein. Sein Anliegen ist die Anthropologie als philosophische Grundwissenschaft vom Menschen. Jeder Verengung dieser ungeheuerlichen Perspektive, die er wie ein Romantiker verteidigt, wie ein Naturforscher durchmißt und absteckt, tritt er leidenschaftlich entgegen. Die Motivschnüffelei des Psychologismus, der das Leben des Einzelnen und der Gemeinschaft aus dem Chaos von Bewußtseinsinhalten zusammenleihen möchte, lehnt Dilthey mit derselben Schroffheit ab wie den Historismus, den er bei Hegel in „dem die Nationen durchwandelnden Begriff" bereits feststellt und gegen dessen Vorformen in Rankes Methode er trotz aller Bewunderung des Meisters nicht blind ist. Daher steht die große Entdeckung einer beschreibenden und zergliedernden Psychologie (1894) in Diltheys System weder abseits noch für sich. Wir können das seelische Leben nicht konstruieren, sondern nur von ihm selber her aus seinem lebendigen Ganzsein heraus interpretieren. Das will Diltheys Ausdruck „Struktur" besagen. Alles Seelische ist Ausdruck und darum erlebbar. Diesem Gegebenheitszusammenhange etwas unterlegen wollen heißt an die Stelle eines Verstehens des Ganzen ein Erklären aus für sich bestehenden Elementen setzen wollen. In seiner Baseler Zeit hat Dilthey bei seinem Amtsgenossen und Freunde, dem Physiologen His, dessen großes Kolleg gehört und sich von ihm im Präparieren anleiten lassen. So ernst nahm er seine Lehre vom Menschen. Indem er den Blick auch auf das Leibliche hinwendet, gewinnt sein Wissensdurst für uns etwas von faustischer Besessenheit. Er will den ganzen Menschen als leib-seelische Einheit gewahren und das rätselvolle, geheimnishafte Baugefüge — das ist der tiefere Sinn des Wortes „Struktur" — dem nacherlebenden, vollverstehenden Sinne entdecken. Psychologie des seelischen Gehalts ist ihm so Teil der Anthropologie, sie ist Hermeneutik und Physiognomik: historische Charakterologie. Recht verstanden ist schon der „Schleiermacher" eine geschichtliche Lehre von Wesen und Denkart des deutschen Menschen — angewandt auf Schleiermacher und seine Zeit. Der anthropologische Einschlag ist Hintergrund und mitbestimmendes Element seiner geschichtlichen Arbeiten gewesen. Auf diesem Baugrunde, den er sich selbst hat beschaffen müssen, strebte er eine vergleichende Anthropologie der Nationen an. Hier jedoch ist es nur zu Ansätzen und gelegentlichen Ausblicken gekommen.

Im Umkreis dieser umfassenden Fragestellung treten Behauptungen Diltheys hervor, die wie Widersprüche anmuten. Er verteidigt die Persönlichkeit wie ein zweiter Leibniz als das monadische Grundelement der geschichtlichen Welt. Zugleich wendet er sich gegen die Individualpsychologie und vertritt den Vorrang der Gemeinschaft. Der Geschichte als frei fließendem Werden stellt er die Eigenheit und Eigenkraft von Weltanschauung und Lebensideal, von Tat

und Werk entgegen. Der ästhetischen Anschauung, die Charaktere, Systeme, Werke und Einrichtungen wie Kunstwerke betrachtet, verwehrt er die Anerkennung als Wissenschaft und fordert für die Untersuchung, daß unbedingter Ernst mit der Kontinuität gemacht werde. Diese scheinbaren Widersprüche entspringen seiner Lehre vom Wirklichen. Sein Lebensbegriff ist realistisch; idealistische und mystische Deutung treten zurück.

Was aber ist die Natur des Menschen? Die Antwort eines metaphysischen Systems lehnt Dilthey ab. Es wäre nur eine Antwort — und nicht einmal eine Antwort auf die ganze Frage. Der Mensch selber gibt diese Antwort nicht als Verstandesanliegen, sondern als Gesamtsumme seiner Existenz. Am 2. Mai 1860 schreibt der junge Dilthey in sein Tagebuch: „Der Zug des gegenwärtigen deutschen Geistes ist: den Menschen als ein wesentlich geschichtliches Wesen zu erfassen; dessen Existenz sich nur in der Gemeinschaft realisiert. Aus der Erkenntnis dieser Gemeinschaften heraus müssen sie wieder belebt werden. Für subjektives Gerede darüber hat unser Zeitalter keinen Sinn, aber den höchsten für ihre sachliche Erkenntnis." Dies ist die Antwort auf die Frage — zugleich Diltheys Grundüberzeugung. Allein, so wie man seine Strukturpsychologie mißverstand — und Anhänger wie Gegner haben sie mißverstanden —, so wie man ihn zum ästhetischen Impressionisten (Spranger) gestempelt hat, so hat man seine historische Forschung verkannt und kann auch diesen Satz verkennen, indem man daraus den Schluß zieht, das sei Historismus in äußerster Zuspitzung. Es ist aber das genaue Gegenteil davon. Dieser Satz spricht die Überwindung des Historismus aus, die Überwindung einer sich selbst setzenden und völlig unabhängig dünkenden Historie durch die Geschichte.

Dilthey steht in diesem Fragezusammenhang in bedeutsamer Nähe zum größten Denker des Jahrhunderts, zu Friedrich Nietzsche. Denn was versteht er unter Geschichte? „Wir sind", so lautet eine Aufzeichnung, „zuerst geschichtliche Wesen, ehe wir Betrachter der Geschichte sind, und nur weil wir jene sind, werden wir zu diesen." Oder noch schärfer: „Die erste Bedingung für die Möglichkeit der Geschichtswissenschaft liegt darin, daß ich selbst ein geschichtliches Wesen bin, daß der, welcher die Geschichte erforscht, derselbe ist, der die Geschichte macht." Der Historiker hat nur mit „dem bisher abgelaufenen Ganzen" zu tun, das jedoch nur einen Teilzusammenhang darstellt. Wir verstehen die Vergangenheit nur, wenn wir mit ihr denselben Lebensdrang, dieselbe Arbeit teilen; mag diese Gemeinsamkeit noch so unbewußt und verborgen, noch so zart und unaussprechlich sein. Damit ist die „Quelle" als hinreichender Bestimmungsgrund der historischen Forschung abgewehrt. In der sogenannten Praxis bleibt alles beim alten: die Quelle ist ein notwendiges Hilfsmittel da, wo sie sich darbietet. Aber um die Aktivität des Lebens gliedern zu können, muß man sie verstehen. Um sie verstehen zu können, muß man sie nachleben. Ohne diese historische Aktivität schweigt die Vergangenheit. Man muß von den Sachen herkommen —

etwa wie Treitschke, der von der Staatswissenschaft ausging. Diese Grundlage hat Dilthey an seinem Freunde als einen Vorzug bewundert, den kein deutscher Geschichtsforscher vor ihm besessen habe (Brief vom Juni 1870 an Treitschke). So hat Wilhelm Dilthey die Aufgabe des Historikers verstanden. Er hat als Philosoph die Geschichte erforscht. „Der Philosoph", sagt er, „muß die Operationen des Historikers am Rohstoff der geschichtlichen Überreste selber machen. Er muß zugleich Historiker sein." Daraus folgt nun: „Der Mensch erkennt sich nur in der Geschichte, nie durch Introspektion." Das ist die Absage an die geschichtslose und geschichtsfeindliche Psychologie. Es ist ebensosehr die Absage an die Soziologie. In seinen berühmten Untersuchungen, die der Erforschung des „natürlichen Systems der Geisteswissenschaften" insonderheit gewidmet sind und den zweiten Band der gesammelten Schriften unter dem zusammenfassenden Titel „Weltanschauung und Analyse des Menschen seit Renaissance und Reformation" ausmachen, hat Dilthey von seiner historischen Anthropologie her die entgegengesetzte Antwort der Geschichte vernommen. Die Folgen dieser Untersuchungen für unser geschichtliches Weltbild sind noch gar nicht abzuschätzen: die Französische Revolution, Marxismus, Bolschewismus und Amerikanismus werden als Formationen sichtbar, die ihre Vorformen und Vorgeschichte haben. Warum waren diese Entdeckungen Diltheys so folgenreich? Weil er, von demselben Problem ergriffen, Fragen an die Geschichte stellte, auf die sie die Antwort nicht schuldig bleiben konnte.

Wie hängen nun diese Gedanken vom Menschen als wesentlich geschichtlichem Wesen und der Bedeutung des geschichtlichen Bewußtseins mit dem Grundansatz der philosophischen Anthropologie zusammen?

Die Lehre vom Menschen wird durch nichts mehr gefährdet als durch eine Konstruktion, die entweder hinter der Fülle der menschlichen Erscheinungen weit zurückbleibt oder Ideen bildet, die die Bestimmtheit in der Fülle, die Struktur im Werden und den Strukturwandel selbst nicht mehr treffen, weil sie alle Wirklichkeit überfliegen. Hier liegt eine Grundschwierigkeit aller Geisteswissenschaften, die durch die Trennung der Geisteswissenschaften in systematische und historische in der Regel verewigt wird. Nun ist das Verfahren des Lebens wie der Wissenschaft aller menschlichen Kundgabe gegenüber ein auslegendes oder hermeneutisches, wie Dilthey als Schüler Schleiermachers sagt. Diese Verstehensübung im Umkreis der Gemeinschaft wird seit der Spätantike zur Auslegungskunst. Seit der deutschen Klassik und Romantik besitzen wir diese Auslegungskunst als ein wissenschaftliches Verfahren. Die geordnete Selbstbesinnung darüber ist Hermeneutik als wichtigste philosophische Disziplin. Dilthey hat sie zugleich als Grundwissenschaft aller Geisteswissenschaften begründet. Jeder Schematismus war ihm in der Seele verhaßt: so geht er einmal den Weg des Historikers, dann den des Psychologen und zuletzt den des Typologen. In seinen großen Aufsätzen über Goethe, Lessing, Hölderlin, Dickens, Alfieri, Schlosser, Süvern,

die deutschen Historiker und Baur — um nur diese Beispiele zu nennen — hat er durch die Tat seiner Meisterschaft im Verstehen für die hermeneutische Aktivität ein bleibendes Zeugnis abgelegt (die Ergebnisse interessieren nicht, da wir in vielem, oft im Grundsätzlichen, heute anders denken und im einzelnen anders verfahren). So ist er ohne irgendwelche fachwissenschaftlichen Ansprüche zum Bahnbrecher der neuen deutschen Literaturwissenschaft, Literaturgeschichte, Ästhetik und Kunstwissenschaft geworden. Sein Vorbild hat diese Wissenschaften von formalem Ästhetizismus und psychologischer Hypothesensucht befreit und für die Wirklichkeit gewonnen.

Warum konnte Dilthey so umwälzende Wirkungen in Philosophie und Geisteswissenschaften herbeiführen? Weil ihm das Leben die Wurzel der Weltanschauung und zugleich das Ganze — Hintergrund, Bewegung und Struktur der Geschichte — war. Auf diesen theoretischen Grundsatz hat er einen eminent praktischen Folgesatz gebaut: man muß stets vom Leben ausgehen, es aus ihm selber verstehen und wiederum zu ihm selbst hin verstehen machen. Man muß das Leben mit vollziehen. Verstehen ist selbst Leben. Eine Psychologie der Lebensformen hätte Dilthey abgelehnt. Die Abstraktionen, in die hier das Leben getaucht wird, lassen es ersterben. So gibt es wohl eine psychologische Schule Diltheys. Doch fehlen die Nachfolger, weil die Kunst des Nachlebens einen Nietzscheschen Drang des Seelenerratens voraussetzt und doch zugleich eine mühselige, gleichsam unterirdische und unhörbare Technik des Mitarbeitens zur Bedingung macht — den menschlichen und sachlichen Gehalten gegenüber, deren Verständnis aufgehen soll.

Hieraus erhellt, was für Dilthey eine Typologie der Weltanschauungen bedeuten mußte. Die vergleichende Zusammenfassung durchgehender Züge der Haltung zur Welt geht zurück auf bleibende Stimmung des Lebensgefühls, auf Dauerformen der Lebenswürdigung und Lebensregelung. Diese sind Ausprägungen der Menschennatur, die sich im geschichtlichen Wandel entfalten, durchsetzen, erhalten. Dilthey nahm sich die Gegenstände und Beispiele für diese umfassenden Strukturen aus der Religion, Kunst, Poesie und ursprünglich aus der Philosophie, später auch aus der Wissenschaft. Er unterscheidet den Naturalismus, den Idealismus der Freiheit und den objektiven Idealismus. Im ersten Typus geht Einseitigkeit des Verstandes mit der Sinnenwelt zusammen. Es entsteht der westliche, schon in der Antike aufbrechende Positivismus, Sensualismus, Skeptizismus. England und Frankreich haben diese innere Denkform zur Vollendung gebracht. Der Idealismus der Freiheit geht vom Willenserlebnis aus, die Seele als ein Unendliches und unendlich Tätiges erfahrend. Christentum und Fichtesche Philosophie sind die leitenden Beispiele. Der objektive Idealismus entspringt dem Gefühl des Ganzen von Welt und Mensch. Pantheismus und Panentheismus sind die bestimmenden Geistesmächte; Goethe und Hegel, der metaphysische Idealismus überhaupt und

die deutsche Romantik entwickeln diese Stellung zum Dasein. Die Typenlehre Diltheys, absolut genommen, ist mit Recht angegriffen worden. Man vergißt, für Dilthey war sie vorläufige Vergegenwärtigung von umfassenden Strukturzusammenhängen. Dieser Versuch sollte nur tiefer in die Geschichte sehen lassen. Er richtet sich gegen die Diktatur der abstrakten Idee, die das Leben entmachten will.

Aber ein anderer Einwand ist zu erheben. Schon der Versuch Diltheys mußte scheitern. Man kann nicht die Früchte des Gemeinschaftslebens und die Kunsterzeugnisse des Geistes betrachten und vergleichen, ohne Samen, Boden, Wuchs und Blüte erforscht zu haben. Dilthey hat nur Weltansichten, Weltbilder, nicht Weltanschauungen untersucht. Eine Klassifikation der philosophischen Systeme war, wie er selbst bezeugt, der Ausgangspunkt und blieb die Grundlage. Daraus folgt die Schranke seiner historischen Methode. Dilthey treibt fast ausschließlich Geistesgeschichte. Auch wenn er einen oft erstaunlich klaren Blick für die politische Geschichte und Volksgeschichte zeigt — sein Hauptaugenmerk ist der intellektuellen Entwicklung gewidmet. Hierin ist er zwar in ungeheurer Verfeinerung, aber doch im Grundsätzlichen den frühen Vorbildern Gervinus und Schlosser, nicht zuletzt Lessing treu geblieben, den er wie einen Ahnen verehrt. So erklärt sich, daß er trotz grundsätzlicher Ablehnung des Hegelschen Systems dessen Lehre vom objektiven Geist übernahm. Auch das Verhältnis von Staat und Gesellschaft mit den ihr einwohnenden Systemen der Kultur ist von der intellektuellen Entwicklung des Menschen her gesehen.

Als nationaler Schriftsteller hat Dilthey fast ein Vierteljahrhundert sich für die deutsche Einheit an der Seite Treitschkes eingesetzt und seine Stimme mit gleicher Schärfe gegen Reaktion und Revolution erhoben. Er, der die Worte „schneidig" und „schneidend" so gern gebraucht hat, kämpfte für den Heroismus, dessen politische Wurzel er wohl gesehen, aber unterschätzt hat, gegen den Intellektualismus, für die Ordnungen gegen Anarchie. Ihm entging nicht, was an Zerfall, Zersetzung und Aufruhr nach Bismarck heraufkam. Es sind erschütternde, seherische Worte, die er in dem denkwürdigen Briefwechsel mit dem Grafen Paul Yorck von Wartenburg, dem Freunde und Vertrauten seines Alters, über das Herannahen des Verhängnisses ausspricht. Am 1. November 1893 schreibt er aus Berlin nach Klein-Öls: „Wir werden nicht mehr regiert. Die Presse und die Parteien regieren die Regierung, die doch der Verfassung nach die Mittel hätte, selber zu regieren. Die Kraft der Monarchie in Preußen war, angesichts der fortschreitenden Demokratisierung der Welt, eine Episode." Und am 15. Dezember 1894: „... Die Helmholtz-Totenfeier heute war so wie alles in Berlin. Die Dehors und Außenwerke, Ausstaffierung, Musik, Kaiserpaar, Hofgesellschaft brillant. Der Kern, die Rede von Bezold, ein Konglomerat ohne Ahnung von dem Zusammenhang dieses Lebenswerkes in sich und mit der Zeit." Anfang Mai 1897



Wilhelm Dilthey



Hugo Wolf

schreibt er von einer Reise nach München: „Die Stadt selbst in völliger moralischer Zersetzung." Im selben Jahre klagt er dem Freunde, daß starke Staatsgefühle, wie die Zeitalter von Stein und Bismarck sie hatten, überall dahinschwänden, auch bei den bravsten Menschen: „Die meisten sind infiziert von der zersetzenden Persönlichkeitsphilosophie und sehen die politische Welt als ein Schauspiel an." In derselben Zeit geht ihm die Erkenntnis der geschichtlichen Gewalt Nietzsches auf. „Er hat", so gesteht Dilthey, „doch wirklich das furchtbare Wort der Zeit ausgesprochen." Die Gegenschriften gegen Nietzsche von Tönnies und Riehl bezeichnet Dilthey in politischer Derbheit als „gescheit, aber ohnmächtig". In einem Briefe vom 10. Februar 1897 freut sich der Vierundsechzigjährige an dem kecken verwegenen Geschlecht von Studenten aus den ersten Semestern, „an die ich jetzt alle Hoffnung einer besseren Zeit hefte. Diese sind wirklich eine ganz neue Sorte; umgewühlt bis ins letzte, und werden später schwerlich viel von Überkommenem gelten lassen. Aber es sind Idealisten. Wogegen wir jetzt wieder in der Universitätsfrage erleben, daß die Bürokratie, die uns regiert, keine selbständige, auf sich ruhende Existenz mehr anzuerkennen gewillt ist... Das alte Deutschland beruhte mit der ihm eigenen Kraft auf selbständig gegründeten Existenzen. Mit diesen wird man nun anfangen aufzuräumen, bis nicht mehr da ist als Masse und Regierung. Dann ist man ja wohl beim Ende angelangt."

Das Leben Wilhelm Diltheys ist überströmend reich; verwirrend in seinen Ansätzen, Anläufen und Umbildungen; erstaunlich in der Festigkeit und Geduld, mit der die leitenden Gedanken zu immer neuer Tiefe und Helle sich durchkämpfen. Sein Werk zeugt von einem großen deutschen Menschen. Dilthey hat mit männlicher Selbstentsagung da haltgemacht, wo seine Natur und Aufgabe ihm Schranken setzten. In einem Zustand der „Krisis der Kultur und der Wissenschaften" hat er auf einsamem Posten ausgeharrt. Den leidenschaftlichen Grundimpuls seiner Jugend hat er sich nicht durch ein formloses Dasein zerstören lassen. Er hat ihn in schwerem Lebenskampfe bis zum letzten Tage hindurchgerettet. In Selbstbeherrschung, Dämpfung und Leid hat der stillbescheidene Denker und Forscher, dieser fast scheue Mensch, die Läuterung des Weisen erfahren. Freilich liegt über seinem Leben und Werk trotz Freundschaft und Geselligkeit, trotz Arbeitsfreudigkeit und Widerhall bei der Jugend ein Hauch von Traurigkeit, Einsamkeit und Unentschiedensein. Jede freche Sicherheit war ihm zuwider. Dem auflösenden Intellektualismus des Jahrhunderts gegenüber glaubte er sich nur behaupten zu können in einer Stellung, die das metaphysische Bewußtsein als geschichtliches Bewußtsein dartut und als Befreiung zu erweisen vermag. So hat er seine Philosophie als stete Selbstbesinnung gelebt und auf eine „siegreiche, spontane Lebendigkeit" ausgerichtet. In seinem Werk ist er zu einem Lehrer, durch sein Leben zu einem Erzieher der Deutschen geworden.

Hugo Wolf

1860—1903

Von

Helmut Schultz

Wenn der lebenskluge Franz Liszt einem komponierenden Zeitgenossen den Rat gab, er solle seine Zeit nicht „mit Liedern vergeuden", so war das eine Übertreibung, die doch insofern berechtigt sein mochte, als in jenen Jahrzehnten der Liederhochflut alles, was die Notenfeder führen konnte, hauptsächlich auf diese eine Gattung erpicht war, die scheinbar ihrer kleinen Formen und ihrer Marktgängigkeit wegen die geringsten Schwierigkeiten bot — und es ergab sich dann in der Tat um die Mitte des Jahrhunderts, im „Nachmärz", eine unfruchtbare Auswalzung immer der gleichen Gedanken, eine kunstwidrige Inzucht. Das gilt zumal für Wien. Dort hatte Mozart den Vorboten des romantischen Liedes, das „Veilchen", geschrieben, dort war vollends durch Schubert dem Liede für die verschiedensten Regungen der musikalischen Seele die Zunge gelöst worden, und bei den zahlreichen Liedverfassern des Wiener Biedermeier wirkten diese Muster nach, nur zu oft freilich abgestumpft, abgemattet und versimpelt. Die Vorherrschaft auf dem Gebiete des Liedes fiel deshalb bald nach Schuberts Tode unzweideutig den norddeutschen Komponisten zu. Während man im Süden gern bequem in den ausgetretenen Pfaden wandelte, erkannte man im Norden, welche Werte noch ungehoben im Liede schlummerten, falls man die bis dahin geltende Form zu erweitern und besonders das Klavier zur klanglichen Deutung ausgiebiger heranzuziehen den Mut hätte. Für einen Robert Franz ist dieses klavierbetonte Lied die kompositorische Verpflichtung schlechthin geworden, in der er fast ohne Ausnahme aufging. Der junge Robert Schumann hatte sich völlig dem Klavier allein verschrieben, bis er in der klugen Erkenntnis, auch solche Einseitigkeit könne schädlich werden, zur Kammer- und Orchestermusik hinüberwechselte — und zum Liede. Von der Klaviererfahrung her hat das Lied Schumanns die farbig gleitenden Untermalungen mit den neuartigen Übergängen ihrer Harmonik gewonnen, eine „Begleitung", deren Rolle über die bloße Gesangsstütze hinausweist. An das Lied Schuberts anknüpfen, hieß für Schumann und die ihm verwandten späteren Romantiker so viel wie mit aufmerksamstem Ohr in den Text hineinhorchen, dem Dichter „dienen" und für die Vermählung von Wort und Ton die Melodie mitsamt ihrer Unterlage auf den lyrischen Zusammenhang hin sorgfältig abstimmen.

Daß das Lied nun freilich die Neigung zeigte, sich aufzubauschen, das ist zu erklären aus der verführerischen Einwirkung jener schmiegsamen Hell-Dunkel-

Akkorde und jener dramatisch gespannten Instrumentierungen, wie sie in den Opern Wagners und den „symphonischen Dichtungen" Liszts Gestalt gewonnen hatten. Auch Wagner hat bekanntlich eine Anzahl von Liedern geschrieben; bedeutsam sind sie eigentlich nur, wo sie an sein Opernschaffen angrenzen. Und die Lieder Liszts — er hat sich immerhin mit dieser „Zeitvergeudung" oft genug befaßt — haben ebenfalls ein schwankendes Wesen, mitunter zerdehnt, mitunter skizzenhaft. So bestand die Gefahr, daß das Lied ins Schlepptau der mächtigen Nachbargattungen geriet. Dem hat Brahms vorgebeugt; seine Lieder geben sich, bei aller Erlesenheit der gewählten Mittel, unaufdringlich, streng abgerundet und in der Form einprägsam zufolge der gern beobachteten Wiederkehr des „strophischen" Grundrisses. Die Zeit, da man die Öffentlichkeit mit Liedern allein ernsthaft fesseln konnte, schien allerdings vorüber zu sein. Auch die Liedschöpfer der spätesten Romantik, so Richard Strauß, Pfitzner und Reger, sahen im Liede, wie verschieden sie es im übrigen behandelt haben mögen, einhellig nur den Teil einer umfassenderen Aufgabe.

Hugo Wolf geht seinem Alter nach diesen dreien in kurzem Abstande voran. Er aber hat sich das Lied zum Mittelstück seiner Arbeit, ja zu einer heiligen Pflicht erkoren. Den anerkannten Liedmeistern gegenüber fühlte er sich als berufener Fortsetzer, keinesfalls als Nachzügler, und da er sich mit Zähigkeit in deren Leistungen versenkt hat, ist seine eigene Leistung nicht ohne eine gewisse Vertrautheit mit der Geschichte des romantischen Liedes im allgemeinen abzuschätzen. Daß er in Schuberts Gesängen genau bewandert war, versteht sich schon aus der örtlichen Verbundenheit. Am engsten indes wußte er sich für die Technik und für den Geist des Liedes einem Schumann verbunden; wo Schumann einen Text benutzt hatte, war für Wolf die letzte Lösung gefunden, hier wollte er höchstens ergänzen, keinesfalls aber verdrängen, und als eines seiner frühen Lieder nach seinem scharfen Selbsturteil „zu schumannisch" geraten war, verwarf er es kurzerhand. Welch tiefe Verehrung er für Wagner hegte, hat er wieder und wieder schriftlich betont, und manche Anekdoten bestätigen es, daß er inmitten der damaligen Parteiung des musikalischen Wien zu den emsigsten Wagnerfreunden und zu den mit ihnen verbündeten Brucknerjüngern zählte. Das eigentlich Wichtige daran ist, daß er die Anregungen der szenischen und der symphonischen Musik wohl auch in ihrem Ausgangsbereich verwendet, besonders jedoch im Sinne seines Liedes grundlegend umgedeutet hat, und dann, daß er über Brahms, den Abgott der Gegenpartei, im Tageskampf heftig glaubte herziehen zu müssen, und daß trotzdem auf höherer Ebene die Lieder Wolfs den Brahmsschen Mustern, was die formale Zucht anlangt, Entscheidendes verdanken.

Für den Norddeutschen Brahms war Wien die Wahlheimat geworden; eher darf für Wolf die Kaiserstadt als die echte Heimat gelten. Geboren allerdings ist er, gleich so vielen Anführern großstädtischer Kultur, in der Provinz. Zu Windischgraz in der südlichen Steiermark kam er am 13. März 1860 auf die

Welt. Die Einwohner seiner (seit 1919 zu Südslawien gehörenden) Geburtsstadt waren und sind überwiegend deutschen Stammes, doch eingesprengt in die schon zumeist slowenische Bevölkerung des „Draubanats", und unter den mütterlichen Vorfahren Wolfs hat man Slawen und womöglich Italiener aufspüren wollen. So unsicher derlei Mutmaßungen sind, so gewiß ist, daß die umliegende Landschaft mit ihrem gemischten Volkstum eine musikalische Begabung, gerade wenn sie sich in der Eigenart des deutschsprachigen Liedes äußern sollte, zu fördern vermocht hat. Schon der Vater, der Gerber Philipp Wolf, war seinen Neigungen nach mehr Musiker als Handwerker und hat im Sohne Philipp Jakob Hugo, dem vierten seiner Kinder, die vererbte, durch ein scharfes Gehör nachgewiesene Fähigkeit erkannt; doch ging sein Ehrgeiz dahin, den geweckten, unruhigen, zwischendurch seltsam „ernsten" Knaben für einen gelehrten Beruf ausbilden zu lassen. Erst als ihm dieser von drei Gymnasien nacheinander als gänzlich ungeeignet ins Haus zurückgeschickt worden war, erlaubte er ihm 1875, in das Wiener Konservatorium einzutreten.

Auf dem Klavier, der Orgel und der Geige und desgleichen im Gesang hatte der junge Wolf sich inzwischen bereits über die einfachen, ihm daheim und in der Schule gestellten Aufgaben hinausgeschwungen. Der fachliche Unterricht galt nun besonders der „Theorie"; aber einmal fand der Konservatoriumszögling Wolf den Aufbau der Grundakkorde, den ihm die herkömmliche Harmonielehre entschleiern wollte, „selbstverständlich", und zum zweiten wurde ihm eine Unvorsichtigkeit als Unbotmäßigkeit ausgelegt, so daß man ihn nach noch nicht zwei Jahren zum Schrecken des Vaters aus der Anstalt ausschloß. Von jetzt an war er auf sich selbst angewiesen, und er wünschte es so. Anfangs bei Verwandten untergebracht, wählte er dann seine Wohnung je nach Laune, schlüpfte auch auf Wochen in Windischgraz unter, kehrte stets bald nach Wien zurück, begeisterte sich an Konzert und Theater und lebte, jedes Almosen spröde ablehnend, in der Hauptsache von dem spärlichen Gelde, das Wirtshausmusik und etliche Klavierstunden ihm eintrugen. Er wäre auf die schiefe Bahn der Kunstzigeunerei geraten, hätte er nicht im Gegensatz zu seinem oft planlosen Gebaren beharrlich und planvoll an seiner Fortbildung gearbeitet. Zwar blieb er den „humanistischen" Wissenschaften, die sein Vater ihm nochmals empfahl, abgeneigt, doch fesselten ihn die griechischen Buchstaben und sogar die Silbenzeichen des Sanskrit, er trieb Französisch und Englisch, und vor allem versenkte er sich in die neuere Dichtung. Ob Kleist oder Byron, Walter Scott oder Lenau, immer war einer der Dichter sein Held und sein Leitstern, und indem er die Verse und die ganzen Kapitel, die ihm zusagten, mit gesteigertem Ausdruck vorlas, erfühlte er hinter dem Stoff und der poetischen Form die Seele der von Musik durchdrungenen Sprache. Insgeheim hat er selber dichterisch sich versucht, aber die Ehrfurcht, die er schon früh vor dem meisterhaft geprägten Worte anderer empfand, schützte ihn gegen eine solche Zersplitterung seiner Absichten. Desto rastloser strebte er,

als Musiker mit der Ausprobung wechselnder Aufgaben seinen „Gesichtskreis zu erweitern".

Ein jünglingshafter Stolz verrät sich in den Opuszahlen, mit denen er während der Konservatoriumszeit bis zur Nummer 17 seine ersten reiferen Kompositionsansätze versah. Er widmete das eine oder andere Werk zum Beweis des Fortschritts „Herrn Philipp Wolf", dem Vater, und zeigte seine Niederschriften zunächst vertrauensvoll allerlei Fachleuten, bis er, durch schiefe Urteile argwöhnisch gemacht, die Gewohnheit annahm, nur noch die nächststehenden Freunde in sein Schaffen einzuweihen. So kam es, daß er, da er über zehn Jahre auf das Glück einer Drucklegung warten mußte, vorläufig gerade die gelungensten Stücke in seinem großen Koffer, dem Begleiter des Wanderdaseins, verbarg. Bekannt und angesichts der zeitgenössischen Rolle des Klaviers nicht verwunderlich ist, daß er anfangs für Sonaten und Variationen das Pianoforte allein bevorzugte; auch für ein Violinkonzert, das immerhin seinen damaligen geigerischen Eifer bezeugt, wählte er statt des einstweilen unerreichbaren Orchesters das Klavier als Stütze des Solisten. Die Themen dieser Erstlinge sind bei aller Zahmheit und eindeutigen Abhängigkeit von Beethovens oder Schuberts Mustern anmutig und gefällig erfunden, nur der Satz wirkt steif, wo er vollgriffig werden möchte, die Entwicklung versandet rasch, und gewisse Abschnitte, die eine höhere Anspannung fordern würden, etwa einzelne Adagios, brechen an einer gefährlichen Stelle hilflos ab. Bezeichnenderweise wandte der Anfänger Wolf sich alsbald den Formen der Klaviermusik zu, die freier zu handhaben waren, der „Fantasie" und dem „Charakterstück", oder im Gegenteil dem ganz strengen Klavierkanon; und obwohl hier desgleichen ein Entwurf mit dem sprechenden Titel „Verlegenheit" bloß bis zum fünften Takt gelangte, war der Gewinn im Sinne der flüssigeren Bewegung erzielt — ein „Rondo capriccioso" von 1876 hält bereits in den lebhaften Figuren mit manchen Überraschungen bis zum Ende durch und erläutert durch sein Beispiel die Berichte über die eigentümliche, nicht so sehr technisch gefeilte als eindringliche und stürmische Klavierbeherrschung schon des jüngeren Wolf. Was er vom Klavier erwartete, hat er dann nur noch in dessen Zuordnung zum Gesang ausgedrückt, während jenes Rondo ihm nun den Übergang zum Orchester eröffnete: es wurde vom Klavier weg als Schlußglied einer geplanten Symphonie instrumentiert. Zwar strebte dabei wiederum der Wunsch über die Kraft hinaus, doch zeigt ein außerdem verfertigtes zugehöriges Scherzo den Siebzehnjährigen als gelehrigen, denkenden Schüler eines Berlioz und eines Liszt.

Der im Winter 1881/82 unternommene Versuch Wolfs, praktisch mit einem Orchester zu arbeiten, schlug völlig fehl. Durch Freunde nach Salzburg empfohlen, sollte er am dortigen Stadttheater dem ersten Kapellmeister, dem ihm eng verbundenen Karl Muck, mit der Leitung von Spielopern und Bühnenmusiken und mit der Betreuung der Vorproben behilflich sein. Er versagte am Dirigentenpult und ließ sich angeblich dazu hinreißen, in den ungeeignetsten Stunden die

Chorsänger für die Werke Wagners, die ihm seit dem Erlebnis des „Tannhäuser" als Offenbarungen galten, gewinnen zu wollen. Nach drei Monaten kehrte er Salzburg den Rücken, enttäuscht und erleichtert in einem, und wohnte im nächsten Sommer zu Bayreuth dem neuesten Weihedrama Wagners, dem „Parsifal", bei. Die Gelegenheit war fast geflissentlich verpaßt, auf der Leiter des Kapellmeisterberufs aufzusteigen wie Muck, der dafür bewußt auf das Komponieren verzichtete, indes Wolf ebenso bewußt nunmehr dem „freien" Komponistenberuf oblag. Sein Werdegang bietet infolgedessen wenig an Einschnitten einer bürgerlichen Laufbahn, es sei denn, man verfolgte genau jeden Zimmerwechsel in der Stadt Wien und jeden der vielen Aufenthalte auf dem Lande. Bloß in einem Betracht ist das Datum für Wolfs so wesentlich in seinen Kompositionen gespiegelte Schicksale wichtig: statt der einstigen Opusnummern dient es ihm jetzt, oft auf Tag und Stunde genau, die Reihe seiner Schöpfungen zu ordnen.

Ganz zwecklos ist die Kapellmeisterei letzhin doch nicht gewesen; 1883 wurde die symphonische Dichtung „Penthesilea" niedergeschrieben, ein ausgedehntes, sucherisches, in den Steigerungen wild aufbegehrendes Stück, das stellenweise zu massig instrumentiert sein mag, aber in der Verwertung des vollen Orchesters handwerkliche Übung sehr wohl verrät und im Anheben und Abebben die zartesten Zwischenfarben erscheinen läßt. Dem Vorwurf nach ist es eine Huldigung für Kleist, dem auch 1884 die zum Teil ausgeführte Skizze einer „Begleitmusik zum Prinzen von Homburg" im Geiste gewidmet wurde, der Klangwahl nach hat Wolf damit ein für allemal an die Programmsymphonie der Liszt, Bülow, Raff und so fort seinen Zoll entrichtet, ohne daß er sich in kleinliche Einzelbilder des Tonmalerischen verloren hätte. Übrigens kam die „Penthesilea" erst weit später, als Wolf nichts mehr dazu tun konnte, im Druck heraus unter der Obhut gutmeinender Freunde, die durch einen gewaltigen „Strich" den höchsten Aufschwung des Ganzen vereitelten. Ähnlich erging es dem drei Jahre älteren Streichquartett, abgefaßt in der beethovenischen Tonart d-moll und in seinen Härten und ungebärdigen Akzenten auf das Faustwort „Entbehren sollst du, sollst entbehren" bezogen — hier feilte und milderte ein Fachmann des Kammermusikspiels, wo Wolf gerade gegen die Regel hatte Sturm laufen wollen. Es ist die Pflicht der Nachwelt, in solchen Fällen die echte Notierung hervorzuholen.

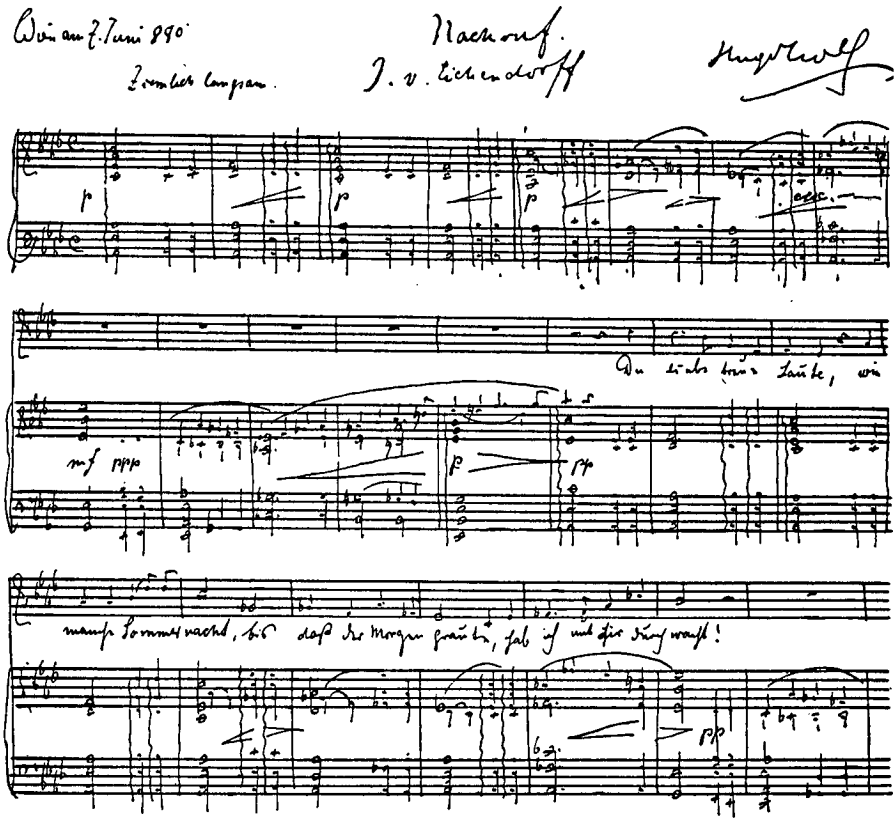
„Wenn ich die Aufführung der Penthesilea überlebe, dann werd ich älter als Methusalem", seufzt Wolf in einem Briefe vom Herbst 1885. Die Symphonie und das Quartett fanden noch immer Gnade vor seiner strengen Selbstkritik, er plante, die zwei Arbeiten der Wiener Öffentlichkeit zu unterbreiten, und wurde schon bei den vorbereitenden Schritten bitter enttäuscht. Dabei lag ihm jetzt besonders daran, zu erweisen, daß er „aus einem andern Holz als aus dem Galgenholz des Rezensententums geschnitzt" sei. Von 1884 ab nämlich war er einstweilen Rezensent. Er konnte heftig tadeln, wo der äußerlich glanzvolle Musikbetrieb Wiens ihn hohl und geistlos dünkte, und konnte ebenso ungestüm loben,

wo er „Bahnbrechendes" witterte, und er hat beides mit einem öfters unklugen, doch stets ehrlichen Eifer besorgt, mochten Oper und Philharmonisches Konzert seine Lieblinge vernachlässigen, die Hörer taub gegen die wahren Schönheiten bleiben oder aber im verborgenen der Ansturm gegen das verhaßte Blendwerk des „Mittelmäßigen" einsetzen und kräftige Förderung erheischen. Weil Wolf die bewunderten Gottheiten grob anfaßte und sogar eben Brahms der „Nichtigkeit" und „Duckmäuserei" bezichtigte, hat er seinen eigenen Aufstieg arg erschwert. Zum ersten hatte es einen tragikomischen Einschlag, daß an sich die Wochenschrift, die ihm allmählich in das Gewirr der Zeitungsfehden einzugreifen erlaubte, das „Wiener Salonblatt", ausgerechnet der Lobhudelei und platten Neugierde zu frönen bestimmt war, und zum zweiten widersprach es sich seltsam, daß der Federheld, der da ungebärdig und „vorlaut" als ein „wilder Wolf" seine ketzerische Meinung vortrug, bisher in keiner Weise, schätzte man, eine Befugnis dazu durch persönliche Leistungen erworben hatte. Der hegte im Grunde die gleiche Ansicht; nach rund drei Jahren war auch der Beruf des Pressemenschen, wofür er sachlich gewiß nicht die nötige Kühle und Geduld besaß, in seiner Entwicklung ein Zwischenspiel gewesen. Überdies starb sein Vater im Mai 1887, ehe er ihm etwas von Glück und Sieg melden durfte. Zu Beginn des folgenden Jahres endlich erschienen Wolfs früheste gedruckte Hefte, ein Liederdutzend, dessen eine Hälfte der „lieben Mutter" und dessen andere nur noch dem „Andenken" des Vaters gewidmet ist. Ein Freund hatte besorgt, was dem Komponisten widerstrebte oder überhaupt verwehrt war: er hatte verhandelt, Geld gestiftet und Abnehmer gesammelt. Der Segen solch tätiger Freundschaft ward Wolf im allgemeinen reichlich zuteil; wenn die mannweibliche Liebe ihm nach etlichen Schwärmereien keine Erfüllung, sondern höchstens ein Zerrbild davon geboten hat, bedeutete ihm zur Entschädigung das seelische Bündnis mit verwandten Naturen Ansporn und inneren Halt.

Die Auswahl jener zwölf Lieder war freilich Wolfs eigenste Aufgabe. Er wollte vor sich und vor der Welt mit ihnen Rechenschaft ablegen über ein Jahrzehnt des stillen Schaffens, und so entstammt ihre Mehrzahl dem „vorkritischen" Lebensabschnitt. Von dessen Ertrag für das Lied hatten auf lange selbst die Kenner Wolfs keinen klaren Begriff. Die Ernte des zweiten ihm dann noch vergönnten fruchtbaren Jahrzehntes war offen ausgebreitet, für die vorhergehende Spanne seiner Liedarbeit war man auf die wenigen von ihm später verwerteten, wenngleich umgestalteten Nummern und auf die von anderer Seite herausgebrachten Proben aus der frühesten Gruppe („Lieder aus der Jugendzeit", „Liederstrauß") beschränkt; im übrigen blieb ein leerer Raum zwischen Ansatz und Reife, und es hatte das Aussehen, als habe Wolf nach den lyrischen Funden der jünglingshaften Begeisterung geschwankt, getastet, Halbfertiges vernichtet und auf den Wink des Genius gewartet. Der Wink erfolgte um 1887, aber er war durch fortdauernden Fleiß herbeigezwungen, nicht leidend ersehnt; das enthüllten 1936 zur Genüge vier

Nachlaßbände, die sich für ihre wichtigsten Teile auf vielleicht als verloren beklagte, in Wirklichkeit dem Hause Köchert zugefallene Handschriften stützen — der Juwelier Heinrich Köchert und seine Angehörigen zählen mit den Werner, Eckstein und Potpeschnigg zu Wolfs verdientesten Gönnern —. Nunmehr ist zu verfolgen, wie Wolf sein Lied, mit einer kleinen Pause während der Ablenkung durch das „Salonblatt", zielsicher durchdrungen hat, wie er es vertiefte und von den Vorbildern ablöste. Bereits von 1876 an verrät es in Spuren die Neigung, von der üblichen Zahmheit wegzustreben, es erhascht ungewöhnliche Klangwechsel, es lernt, die bequemen Schlußwendungen der Harmonie und die ausgewalzten Wiederholungen des Textes zu vermeiden. Im Wiener Prater, den der Konservatoriumsschüler Wolf gern aufsuchte, um in der Einsamkeit über Beethovens Sonaten zu grübeln, wurden in das Skizzenbuch zwischen Akkordreihen und thematische Bruchstücke ganze Lieder eingezeichnet, und ein Windischgrazer Entwurf vom April 1877 hält bei aller Anlehnung doch vom innigen Beginn „Ich denke dein" bis zum feurigen Gelübde „Nur dein!" und zum besänftigenden Nachspiel eine große Linie durch; die Worte hierzu stammen von Matthisson, und ähnliche blumige Verse aus Empfindsamkeit und „Vormärz" werden zunächst für bare Münze genommen, dann aber verdrängt zugunsten von kernigeren Gedichten eines Platen, Hebbel und Hoffmann von Fallersleben. Auch Goethe wird schon herangezogen für Lied, Ballade und liedhaften Chor, ferner für eine kantatenartig dramatisierte Gretchen-Szene. Benachbarte Gattungen mischen sich so vorerst unversehens mit dem Liede, bis Wolf die Chorharmonik endgültig, etwa in den sechs versonnenen „Geistlichen Chören" nach Eichendorff von 1881, auf ihr besonderes Feld verweist und im Sololiede strenger trennt, ob um der knappen Form willen Sparsamkeit der Mittel oder je nachdem balladisch-kantatischer Aufwand mit Stimmgewalt und konzertierendem Nachdruck des Klaviers angebracht sei. Indem er damit feste Grenzen als nötig anerkennt und allmählich zu Quartett und Orchester, gleichsam zu Schutzwällen gegen die Einseitigkeit der Nur-Lyrik, vorstößt, rüstet er sich von außen und von innen für die nichtsdestominder wichtigste Aufgabe seines Daseins, für das „deklamatorische Lied". Das Gesetz des sprachgebundenen Gesanges, das Wagner für die Bühne aufgestellt hatte, wurde Wolfs Leitbegriff; indes wie Wagner recht wohl abgerundete Melodien schaffen konnte, ist vollends Wolf durch seine helle Einsicht in die Unterschiede von Dramatik und Lyrik auf die Bahn der sprachmelodisch untadeligen, doch fast stets musikalisch gezeugten und in sich liedhaft geschlossenen Singweise geführt worden.

Er war kein Wunderkind, aber das Jahr 1878 spätestens bedeutet für seinen „Stil" den Durchbruch der Persönlichkeit: in einer auffällig dichten Folge von Liedern streift er die bis dahin manchmal störenden Anklänge an die Oper, die Gemeinplätze in der Melodik und die geborgten Figuren im Klaviersatz mitsamt den ungewollten Theoriefehlern mehr und mehr ab, ordnet Gesangsstimme und



Handschrift von Hugo Wolf, 1880
(Mit Erlaubnis des Musikwissenschaftlichen Verlages, Leipzig)

Begleitung eigentümlicher zu- und gegeneinander an nach einem Plan der vorweggeahnten höheren Harmonie und versenkt sich findiger in den Gefühlsgrund der Texte. Zugleich verändert die Schrift als Spiegel des Geistes ihre Merkmale; vorher malte Wolf seine Notenzeichen sorgfältig ins reine wie ein Kopist, jetzt wirft er sie flüchtiger aufs Papier, jedoch treffsicherer und mit einem lebhaften Schwung, der ihnen, ob nebensächlich oder beweiskräftig, eine Ähnlichkeit mit denen Wagners verleiht. Wolf ist und bleibt, von der romantischen Musikauffassung her gesehen, der „Eingebung" verpflichtet; wo deren Tragweite nicht zulangt, versickert das Lied, das hoffnungsfroh beginnen mochte, nach wenigen Takten oder an einer schwierigen Stelle des Gedichtes und wird, vielleicht mit einem harten Urteilsspruch (zum Beispiel „Schunt" — so!), weggelegt, zerrissen, verbrannt. Wenn indessen der letzte Strich gezogen, Name und Datum urkundlich beigefügt sind, war Wolf mit sich zufrieden, ob auch immer Zweifel danach ihn, den ewigen Bezweifler und ebenso stürmischen Bejaher seiner Arbeiten, beschlichen haben oder ein nächstes, „millionenmal besseres" Lied den Vorgänger in den

Schatten gerückt hat. Das Datum hält dabei stets die „Eingebung" fest, alle noch nötigen Abwandlungen sind Sache des Fleißes und sollen mit dem glückhaften Ursprung nicht verwechselt werden. Wohl zu beachten: Wolf hat an seinen Rohgüssen, entgegen einer irrig romantisierenden Meinung von seiner untrüglich über das Handwerk erhabenen Fertigkeit, emsig gefeilt und gebosselt und mit Radiermesser und Klebezetteln die Spuren der Nachprüfung möglichst getilgt. Erst diese bis ins kleinste geübte Läuterung im Bunde mit den hochfliegenden Gedanken erlaubte es ihm, von nun an in der Regel die Lyrik eines bestimmten Dichters, seines jeweiligen Heros, kettenweise zu komponieren, sie in ihren verborgenen Winkeln zu durchsuchen. Er hat das Verfahren der „zyklischen" Anpassung einer Mehrheit von Liedern anfangs bei Lenau und Heine verwendet, die dann beide zurücktreten. Seine Gunst neigte sich darauf zumal schon den Wortsängern der zartesten Naturtöne zu, Eichendorff und Mörike, und auch einen Reinick, den mehr behäbigen Sinnierer, lernte er von der klangmalerischen Seite aus dauernd schätzen. Für einen heiteren Text Hoffmanns von Fallersleben wußte er zwar den Dreivierteltakt des Ländlers, für anmutige Verse Reinicks die demgemäß hellen, spielerischen Klavierläufe bereits geistvoll zu benutzen, im Durchschnitt aber bevorzugte er fürs erste, was der Melancholie der Reifungszeit entsprechen mag, weitaus den Ernst, die Tragik, die Düsternis. Lieder wie der nächtig-feierliche „Nachruf" (Eichendorff, 1880) und die auf das Unheimliche angelegte, doch glimpflich endende Ballade von der „Tochter der Heide" (Mörike, 1884) sind in jeder Einzelheit meisterhaft empfunden und durchgeführt und bestätigen im voraus Wolfs Bekenntnis von 1888, daß er „neue Bahnen mit Sicherheit betrete" — es sei denn, daß sie von den späteren Leistungen, denen sie sogar wesentliche Wirkungsmittel vorwegahnen, sich unterscheiden wie eine erste von einer fünften Symphonie. Daß Wolf sie nicht drucken ließ, wenngleich er für das eine und andere nachweislich daran gedacht hat, ist mit zufälligen Hemmnissen zu erklären und damit, daß er selber von der Segnung der Jahre 1887 bis 1891 überrascht und erschüttert wurde.

Nach der nüchternen Zahl der Lieder wird Wolf von manchem vorausgegangenen Romantiker übertroffen; was ihn dafür zum Erfüller eines romantischen Dranges stempelt und worin er die Grenze des Möglichen berührt hat, das ist die Beschränkung auf streng ausgewählte Gebiete der deutschen oder eingedeutschten Lyrik und deren desto mannigfaltigere, ja schlechthin erschöpfende Ausforschung, wie sie bei Schubert, Schumann, Franz sich, im allgemeinen viel bescheidener, angekündigt hatte. Die mehr für sich verfaßten Stücke nach Reinick und Shakespeare und die Ergänzungen nach Byron bilden also fortan Ausnahmen vom Wolfschen Grundsatz des umspannenden Zyklus, der jetzt noch weitschichtiger erprobt wurde, zunächst wieder an Hand von Eichendorff und Mörike. Im Sammelband der Eichendorff-Gesänge blieb die Brücke nach rückwärts zweifach sichtbar, bis Wolf sich gezwungen glaubte, die beiden Vorboten von 1880 und eine dritte

Nummer auszumerzen, vielleicht um Schumanns willen; denn sein Plan war es hier, Schumanns Eichendorff-Deutung nur abzurunden, indem er just betonte, was jener bloß gestreift hatte, etwa gewisse Stimmungen des Geheimnishaften („Verschwiegene Liebe", „Nachtzauber") und kecke Äußerungen kräftiger, auftrumpfender Laune („Der Schreckenberger", „Seemanns Abschied"), und das genügte schon für einen eigenen, reizvollen Zyklus. Bei Mörike hingegen fühlte er sich frei von solcher Einengung. In der Tat ist der Dichter Orplids, zwischendurch halb vergessen, für die Öffentlichkeit durch Wolf sozusagen gerettet worden, der zum Zeichen der Huldigung „vorn im Mörike-Heft des Dichters Bild verehrend aufgestellt" hat (wie Liliencron es ausdrückte). Des größeren Rahmens wegen darf da der Humor stärker aufleuchten, mit Wortwitz und Spötterei seit je im Alltagsleben eine Sonderbegabung Wolfs, nun musikalisch in den schärfsten Zügen eingefangen und zu köstlicher Schnurrigkeit gesteigert (der Katzenjammer in den Mißklängen des Liedes „Zur Warnung", der Hinauswurf des Rezensenten als Triumphwalzer im Schlußliede „Abschied"); und nach der anderen Richtung sind für Zartheit und Verhaltenheit die leisesten Schwebeakkorde gewählt, in deren kaum mehr hörbarem Anschlag die versteckten Reibungen, mit der Wehmut und stillen Klage der Texte verbunden, doppelt empfindungstief wirken können („Das verlassene Mägdlein", „Denk es, o Seele"). Wolfs Fähigkeit, sich des inneren Ohres zu bedienen, regte ihn dabei aus der reinen Phantasie derart treffend an, daß er, als er eine Äolsharfe zum erstenmal vernahm, befriedigt erkannte, in seinem Liede („Angelehnt an die Efeuwand") ihren Hall richtig vorweg erfaßt zu haben. Wo Wolf die Singstimme zum Gipfel führt und markig in die Saiten greift, wie in der letzten Strophe und im Nachspiel des Liedes „Heimweh" (Eichendorff) mit seinem Jubel — daß die Musik zu „jubeln" vermöge, war überhaupt für ihn ein wichtiges Ziel —, oder wo er den fülligen Klavierton zu breit gebrochenen Harmonien verwendet, wie im „Gesang Weylas" (Mörike), geht die äußere Klangpracht mit dem geistigen Wert zusammen, und es ist zu verstehen, daß solche Lieder am raschesten, schon in Wien, und am sichersten immer wieder sich den Konzertbesuchern einprägten. Bedauern wird man nur, daß bei der bewußten Einförmigkeit vieler „Programme" die anderen Schöpfungen, die, wenn erst entdeckt, die gleichen Schönheiten auftun, vernachlässigt werden, wie es auch schwer zu erreichen und desto ernster zu wünschen ist, daß die Lyrik eines Dichters in Wolfs Bearbeitung als Ganzes von einem oder zwei Sängern an einem oder mehreren Abenden lückenlos nacheinander vorgetragen werde.

Gestählt und gerüstet und darauf bedacht, sich gegen jegliche Störung abzukapseln, versenkte Wolf sich während des Winters 1888/89 aufs neue in die Texte Goethes. Bloß ein geringer Teil seiner wesentlichen Lieder wurde in Wien niedergeschrieben; der Mörike-Band war im Wernerschen Hause zu Perchtoldsdorf und im Eckstein'schen zu Unterach gereift, für die meisten Goethe-Gesänge ist die

Köchertsche Besitzung in der ländlichen Vorstadt Döbling bei Wien der Geburtsort. Dort drohte kaum die Ablenkung durch ungebetene Besucher; was übrigens sonst lästiges Geräusch heißt, so das Rattern des Postwagens, und was die Gedanken lähmt, so die Unbilden der Witterung, hat einen Wolf mitunter geradezu beschwingt. Reich quollen abermals die „Eingebungen", der Einfall wurde oft beinahe zum Anfall. Umfängliche Lieder sind verschiedentlich paarweise unter demselben Datum, nachmittags und abends, gewonnen worden — nicht zu vergessen freilich, daß Wolf dann bei jeder Gelegenheit, besonders vor dem Druck, das Walten der Phantasie mit peinlicher Selbstzucht verschwistert hat. Deutlich zeigt der Goethe-Zyklus, daß innerhalb des größeren Kreises Gedichte von enger Verwandtschaft gern als kleinerer Kreis sich abrundeten und in der Vertonung knapp aufeinander folgten, etwa die drei Lieder des Harfenspielers, die drei Mignon-Gesänge, die zwei Cophtischen Lieder. Wolf schätzte gebührend ein, welche Verantwortung er gegen Goethe und gegen die Goethe-Komponisten der älteren Romantik trug, doch hat er hier trotz den Vorbildern, sogar Schuberts, seine Rechte verfochten (Verse aus „Wilhelm Meister", „Prometheus") und offen danach gestrebt, die schroffsten Textgegensätze aus der All-Einheit der Poesie zyklisch zu versöhnen. Da ist neben der vorwiegend gefühlshaften Lyrik die Ballade, ab und an mit satirischem Einschlag („Ritter Kurts Brautfahrt"), die für Rollenwechsel geeignete Szene („Epiphanias", tatsächlich von den drei Töchtern Köcherts in den Gewändern Kaspars, Melchiors und Balthasars gesungen) und der Sinnspruch, der bald aphoristisch in etliche gedrungene Takte eingespannt wird („Geh, gehorche meinen Winken"), bald, wenn er sich zum Hymnus und zur dichterisch verkündeten Weltweisheit entfaltet, in mächtigen Akkorden der Weihe feierlich zu klingen beginnt („Grenzen der Menschheit").

Wie Wolf den Goethe des echten Dithyrambus musikalisch begreift, veranschauliche der „Ganymed" als ein Muster: Nach einem langbewährten kompositorischen Verfahren ist die vom Text angeregte Liedform dreigliedrig, ihre Einschnitte aber sind zugleich nötige Übergänge; mit ruhigem Atem hebt aus einem einzigen Vorspieltakt das erste Teilstück an, harmonisch aus der Haupttonart wegführend und zwanglos in sie zurückleitend, die Menschenstimme zunächst einhellig mit der „sehr zart" melodisch verketteten rechten Hand des Klaviers abgedämpft, nur allmählich gesteigert, die linke Hand in akkordischem Schweben befangen, bis die Sehnsucht stärker emporwächst und in fragenden Akzenten hörbar wird; nach einem „Ritenuto" unterstreicht das zweite Glied den Andrang durch dichte „Synkopen", Schwerpunkte gegen das Taktmaß („Ach, an deinem Busen"), es holt tonartlich weiter aus, die vom Baß her nachdrückliche linke Hand schlägt anfangs auf- und abklimmend wuchtigere Akkorde an und geistert dann in lebhafteren Brechungen durch die Tasten („lieblicher Morgenwind"), der Ausruf „Wohin?" jedoch verhallt ins Ungewisse, bevor das Klavier durch die Rückkehr in die Stammtonart auch die Antwort „Hinauf!"

vorbereitet; der dritte Teil, der die Lösung bringt, lehnt sich um der geschlossenen Form und um des lyrischen Ausgleichs willen an den ersten an, allein das Tremolo ersetzt, wiederum in der linken Hand, die weichen Griffe von ehedem, es wallt und flutet („In eurem Schoße aufwärts!"), und vor allem das erreichte Ziel („Aufwärts an deinen Busen") muß durch kräftigere Begleitung gesichert werden mit einem an sich schon bekannten Motiv (vorhin „in diesem Arm", jetzt „alliebender Vater"), das sich aber hier freier entwickelt und eines Nachspiels bedarf, um in beständigem Aufstieg zu entschwinden; der letzte Akkord ist Höhe und Tiefe, Klang und Nichtklang mitsammen. — Dies eine Probe für viele, wie Wolf „deklamiert" und vom Klavier aus versinnlicht, wie er aufbaut und dem Text Feinheiten und Beziehungen ablauscht — zumal solche einer Wiederkunft des Ähnlichen und solche der nach oben oder unten weisenden Richtung —, die kein bloßer Sprechvortrag ausschöpfen würde. Im ganzen wendet er, das Verlangen Ganymeds zu kennzeichnen, die ihm, Hugo Wolf, und seiner Zeit gehörenden Mittel auf; Schubert hatte für sein gleichtextiges Lied auf seinem Boden dasselbe getan, Schumann hätte es tun können. Weder von Über- noch von Unterlegenheit ist da die Rede, sondern aus dem Gesichtswinkel des Jahrhunderts nur von Ebenbürtigkeit.

Die nächste Ernte galt dem „Spanischen Liederbuch" und, mit der Zwischenpause einer kurzen, ergiebigen Bemühung um Gottfried Keller (sechs „Alte Weisen"; geplant waren allerdings zwölf) und um ein weiteres Gedicht Reinicks („Frohe Botschaft", ein Wurf von unwiderstehlicher Frische), der ersten Gruppe des „Italienischen Liederbuches". Beide „Bücher" pflegen zumal die duftige Zartheit und Zärtlichkeit, nicht ohne daß öfters aufgetrumpft würde oder für die geistlich gemeinten Texte dunklere, getragene Melodien auftauchten; den Vorzug jedoch genießen die Töne der leicht anmutenden, im Grunde sehr kunstreichen Schalkhaftigkeit und die Klangbilder der liebenswerten Verträumtheit, in solchen Eigenschaften farbig leuchtend und miniaturenhaft zusammengerückt („Auch kleine Dinge können uns entzücken", heißt es als Leitwort im Eröffnungsstück der „italienischen" Folge). Die Verse von Heyse und, für Teile der „spanischen" Reihe, von Geibel sind, ob übersetzt oder der romanischen Art nachempfunden, wohl nicht so stichhaltig wie die bisher benutzten, sie sind mehr handwerklich geschliffen. Indessen berührten sie Wolf, der zuvor die Lyrik seiner Gegenwart in der Regel gemieden hatte, durch die „südliche" Wortklarheit, wie sie sich, falls man bis dahin mitunter eine Überwucht des Klaviers rügen wollte, jetzt in der besonders gewählten und dabei durchsichtigen Begleitung spiegelt, so daß in den zwei Bänden mit den schmiegsamen Wendungen des Gesanges die gesamte Stimmung in einem selbst für Wolf ungewöhnlichen Maße vereinheitlicht ist. Deshalb kamen diese Lieder zunächst minder in Betracht für die Instrumentierung, die Wolf in schöpferischen Pausen der Kompositionsarbeit für einige zwanzig der Mörike- und Goethe-Stücke besorgt hat, nicht um das Klavier als Notbehelf zu brandmarken, eher aber, um in romantischer Doppeldeutigkeit versteckte Schattierungen, die ebensogut verborgen

bleiben dürfen, immerhin herauszuholen. Er ließ dabei große Behutsamkeit walten, was nicht auf alle Nachstrebenden zutrifft; dem „Prometheus" gab er zu seinem Baßgewicht das volle, achtundzwanzigfach beschickte Orchester, dem „Lande Orplid" hingegen nur drei gedeckte Register: Harfe, Horn und Klarinette. Eine verwandte Erscheinung des gespaltenen Wesens ist bekanntlich der „Feuerreiter" (Mörike), der als Klavierlied bestehen kann und der anderseits als Orchesterwerk sogar auch die Singstimme zum Chor auseinanderlegt, solchergestalt ein Prüfstein für balladische Chorleistungen; ähnlich mag das „Elfenlied" (Shakespeare) nach Belieben von Sopran und Klavier oder von Solo-Sopran, Frauenchor und Orchester verkörpert werden. Der Festgesang „Dem Vaterland" (Reinick) freilich, mehrmals umgeschmolzen, rechnet endgültig offenbar mit Männerchor und Orchester, und die ältere „Christnacht" (Platen) war von vornherein hymnisch auf reiche, fast zu reichliche Besetzung zugeschnitten.

Es folgte eine für das Schaffen stillere, weniger gesegnete Zeit; Wolf pflegte „nach Impulsen zu handeln" und komponierte nicht, bevor die „gehörige Menge Elektrizität" angesammelt war. Dafür belebten sich seine Beziehungen zur Außenwelt. Obzwar er es am höchsten schätzte, bloß von dreien seiner Freunde gewürdigt zu werden, ist er halb widerstrebend nun häufiger durch geschlossene Liederabende den Wagner- und Bruckner-Anhängern, durch Konzerte dem Moloch „Publikum" vorgestellt worden. In Wien bereitete der Tenor Ferdinand Jäger, berühmt als Bayreuther Parsifal und vom Schicksal zum Wolf-Sänger schlechthin auserkoren, allmählich den Boden vor, in Berlin weckte Wolf durch seine Reisen von 1892 und 1894 einen stärkeren Nachhall. Besonders enge Bande aber knüpften sich nach dem Südwesten Deutschlands, zuerst mittelbar, von 1890 ab durch persönliche Besuche. Außer in Bayreuth und außer in der heimatlichen Steiermark hat Wolf als „Wandersmann" in München, Stuttgart, Tübingen, Mannheim seine frohesten Stunden verbracht. Hier begegnete er dem unbedingten Glauben, den er für sein Werk brauchte und der ihn im Umgang mit Menschen beglückte. Der Verlag der Lieder wurde dieserhalb von Wien nach Mainz und dann nach Mannheim vergeben. Wolf hatte die Eichendorff-Gesänge nur zögernd dem Druck überantwortet und drang darauf, daß seine Bände zumindest von den üblichen Liederheften sichtbar schon der Seitengröße nach sich abhöben. Um keinen Preis sollte der Ablauf eines Zyklus mit seiner genau erwogenen Reihung gestört oder zerstückelt, keinesfalls ein Lied in andere Tonarten gerückt werden — eine Forderung, die mit dem Farbengehör des Romantikers zusammenhängt, doch im Konzertgetriebe nicht wohl buchstäblich beobachtet werden kann.

Aus längeren Vorarbeiten wuchs zum Zeichen der Befruchtung ein Satz der „Italienischen Serenade" heran, wiederum zwiefältig: glänzender in der Fassung für kleines Orchester, bescheidener in der für Streichquartett, allein auch da durch den hellen, ständchenhaften, „südlich" beschwingten Klang weit entfernt von der Schmerzensgebärde jenes Faust-Quartetts. Die übrigen Teile blieben Skizzen,

indes war als Vorbote ein „Intermezzo" bereits im gleichen Geiste gehalten. Statt der Kammermusik wurde jetzt die Oper zur beherrschenden, mit Leidenschaft angepackten und gemeisterten Aufgabe. Daß selbst Wolf in der Gattung der Oper einen Inbegriff der Künste erblickte, hatte sich öfter im voraus angekündigt, in einem frühen eigenen Textentwurf, schon mit spanischen Namen ausstaffiert, in einem Anlauf getreulicher Wagner-Schülerschaft und danach im Entschluß, das „welterlösende Gespenst" der Musikphilosophie wegzuweisen und die lyrische Heiterkeit in volkstümlichen Melodien vorwalten zu lassen. So kam es. Zwischendurch sollte ein slawischer Stoff gewählt werden, zuletzt siegte der spanische des „Corregidor", den die Dreispitz-Novelle des echten Spaniers Alarcón darreichte. Wolf hatte das Textbuch der Frau Rosa Mayreder, eines sprachgewandten Mitgliedes der Wiener Gesellschaft, vormals abgelehnt; plötzlich entdeckte er seine Eignung und vertraute nun auf seinen Wert, trotz den Bedenken mancher Freunde. Daß die Szenen dramatisch unscharf entwickelt sind, daß der Knoten nach fast tragischer Schürzung hinterdrein zu bequem aufgedreht wird, ist richtig, aber Tadel und Lob überkreuzen sich bei Opernbüchern seltsam, und bestimmt rührte die lyrisch-gesangliche Note der Mayrederschen Verse, mitunter auf den Wunsch Wolfs noch verstärkt, in dessen Phantasie die erregbarsten Saiten an, so daß die dadurch gestützten Abschnitte der Komposition am ehesten ihre Form gewannen, ja sie vom fertigen Liede mitbrachten („In dem Schatten meiner Locken"). Für Bühne und Orchester waren der besagte Rohbau einer „Homburg"-Musik und eine zweite, gründlich durchgestaltete Begleitmusik — dem Burgtheater zu Ibsens „Fest auf Solhaug" geliefert — mitsamt den Liedinstrumentierungen als Vorübung von Nutzen, der „Corregidor" gedieh in der vorläufigen Klavierfassung während des Frühlings und Sommers 1895 rasch, und bis zum Ende des Jahres lag die Partitur, dank der Abgeschiedenheit einer dem zähen Fleiß angepaßten Zuflucht in den Tiroler Bergen, reinschriftlich auf dem Tisch. „Ach, was war das eine schöne Zeit, als ich noch Lieder komponierte. Jetzt aber muß ich schwitzen und sitzen ... Tausendmal schon habe ich mir geschworen, keine Kontrapunkte mehr hinzu zu instrumentieren, aber immer wieder sitzt mir der ‚Schalk' (Anspielung auf den innig verehrten Joseph Schalk, Musiktheoretiker zu Wien) im Nacken, und ich kontrapunktiere wieder frisch drauflos." Tatsächlich hat Wolf in das Gewebe seiner Partitur viele zarte Gegenlinien eingetragen. Die Aufführung der Oper fordert darum, daß zwischen Singstimme und Instrument die Kräfteverhältnisse sorgsam ausgewogen werden; dies zeigte sich bereits bei der ersten Darbietung, die 1896, weil Wien sich verschloß, in Mannheim etwas übereilt stattfand und nur „Achtung" erntete. Wolf war nicht dazu geschaffen, wie ein Wagner den Sieg seines Werkes heranzuzwingen, allein innerlich war er ganz verwachsen mit ihm und mit seinen Figuren, mit dem trefflichen, vom Mißgeschick verfolgten Lukas, mit der klugen Frasquita und notwendig auch mit dem verderbten Amtmann, nach welchem um der mehrfach erscheinenden Ironie willen die Handlung den Namen hat.

Der „Corregidor" zählt zu der Gruppe der feinkomisch-lyrischen Opern, die neben Seria, Buffa, Musikdrama und dergleichen ihr Daseinsrecht haben, nur daß sie von den nicht kenneriſchen Hörern langsamer entdeckt werden; Wolf ist insofern eines Geistes mit den liedhaft gerichteten Opernromantikern Cornelius und Goetz.

Es blieben noch zwei Jahre der Arbeit. Obwohl Anfälle körperlichen Leidens und seelischer Verdüsterung sich häufiger meldeten, ahnte Wolf kaum, was für ein Los seiner wartete. Der vergrößerte Kreis der Freunde, deren eifrigste sogar einen „Wolf-Verein" begründeten, und das zuvor nie genossene Behagen, Herr in eigener Wohnung zu sein, machten ihn nicht eitel oder träge, denn die ersehnten „Eingebungen" dauerten zum Glück an, und vor allem kehrte die „schöne Zeit" der Liederkomposition wieder. Immer hat Wolf sich gesträubt, auf fremden Wunsch oder vollends auf Befehl Lieder zu schreiben, er hat mancherlei Lyrik ohne Ergebnis geprüft, er besaß in seiner kleinen Bücherei die Gedichte von Chamisso, Daumer, Strachwitz (und selbst die der sagenhaften Friederike Kempner) und benutzte nichts davon, kurz, er hegte den für seine Musikauffassung bezeichnenden und ehrenhaften Glauben, ein echtes Lied müsse freiwillig erscheinen — und freiwillig trat der seit fast fünf Jahren erhoffte zweite Teil des „Italienischen Liederbuchs" ans Licht. Man meint, den Zeitabstand gegenüber der ersten Folge darin zu verspüren, daß einige der neuen Stücke heftiger, erregter, ausgelassener sind („Ich hab' in Penna einen Liebsten"), andere karger und eingezogener als die Vorgänger; trotzdem ist die Anknüpfung, dank der Textähnlichkeit, überraschend gelungen. Der Ring der Wolfschen Lyrik rundete sich danach zumal durch die drei Michelangelo-Lieder, schwerblütige, tiefsinnige Baßmonologe, die in ihrer Spätlingsrolle den „Ernsten Gesängen" des Gegenfüßlers Brahms nahekommen. Der Haupteifer indessen galt zuletzt, von Entwürfen zur „Serenade" abgesehen, dem Plan der Oper „Manuel Venegas", die ebenfalls spanisch getönt und ebenfalls nach einem schon länger vorgemerkten Stoff des Alarcón gestaltet sein sollte, nur im Vergleich zum „Corregidor" mehr der heldischen, pathetischen Seite zugewendet. Hatte dieser das trügerische Gelöbnis „Niemals wieder eine Oper!" hervorgelockt und mit einer für rätlich erachteten Umformung viel Kraft verbraucht, so trug die Mühsal um den „Manuel" dazu bei, Wolfs Gesundheit gänzlich zu zerrütten. Am 19. September 1897 äußerte er im Hause eines Gönners zu den Freunden plötzlich den Wahn, er sei Leiter der Wiener Hofoper geworden und könne von den Künstlern fortschicken, wen er möge. Der viermonatige Aufenthalt in einer Heilstätte brachte zwischendurch die Besserung und Beruhigung, wie sie bei seiner Krankheit, ärztlich: fortschreitender luetischer Paralyse, die Heilung vortäuschen. Das Schaffen richtete ihn für eine Weile auf, ein jüngeres Lied Reinicks („Morgenstimmung") wurde in der bewußten Art für Chor und Orchester zu erweitern gesucht, die Dramen Kleists und die Penthesilea-Symphonie tauchten aus der Erinnerung auf, dem Manuel wurden zwei der „Spanischen Lieder" in den Mund gelegt, dann war es entschieden, daß Wolf die Geheimnisse seiner

zweiten Oper bei aller Förderung ihrer lyrischen und chorischen Abschnitte mit sich von der Erde nehmen würde. Nachdem eine Erholungsreise durch die adriatischen Gegenden nichts gefruchtet hatte und nachdem im Oktober 1898 ein an Schumanns Verzweiflungstat gemahnender Selbstmordversuch gescheitert war, verlangte Wolf von sich aus, hinter schützenden Mauern Zuflucht zu finden. In der Niederösterreichischen Irrenanstalt hat er, treu gepflegt, aber bloß für Viertelstunden bei klaren Gedanken, sonst stumpf brütend oder von Anfällen geplagt — nicht mehr schöpferischen —, noch über vier Jahre gelebt. Sein Körper widerstand zäh, doch der Blick der vordem so tief bohrenden Augen war flackerig und ziellos geworden. Am 22. Februar 1903 endlich ist er gestorben. Sein Grab auf dem Wiener Hauptfriedhof wurde von der Stadtgemeinde würdig ausgestattet.

Ideale sind zeitgebunden, allein sie bewahren als Vorbilder der Erfüllung ihren zeitlosen Wert und wollen gerade in der Musik, die ja durch die stetige Vergegenwärtigung wirkt, weitergehegt werden. Bedingung ist nur, daß sie in einer Persönlichkeit beschlossen waren, die sich von ihnen durchdrungen fühlte. Auf Hugo Wolf und sein Lied trifft dies zu. Er war ein leidenschaftlicher Charakter, wie seine Briefe, darunter weltanschaulich sehr belangvolle, es beweisen, und er war der begnadete Zeuge einer Idee, wie seine Kompositionen es zeigen. Seine Arbeiten außerhalb des Liedes dürfen als glückliche Beiträge zu den einzelnen Gattungen gelten; seine Lieder, das Kernstück, gehören wohl in den größeren Rahmen der spätromantischen Musik hinein, er kannte selber nach Gebühr ihre Einbettung in den geschichtlichen Werdegang von Schubert her, jedoch die Verantwortung, unter deren Gewicht er sie schrieb, behütete ihn vor nachahmender Schwäche und kraftloser Mitläuferschaft. Ausdrücklich bestritt er, vom „höchsten Bayreuther Segen" abhängig zu sein, und er ist nicht, so stark es ihn locken mochte, nach Berlin oder Mannheim übergesiedelt: Wien, das oft undankbare, war trotz mancher Anfechtungen sein Rückhalt, es sicherte ihn gegen die schwankenden, launischen Sprünge einer gewissen „verwahrlosten" Romantik, und von Wien aus ist sein Werk im gesamten Deutschland und in der Fremde, besonders in den Gebieten der englischen Zunge, eingebürgert worden. Das Lied schlechthin, als die lyrische Einheit von Dichtung und Musik, ist nach menschlichen Maßstäben ewig, seine Stile sind vergänglich. Das deutsche Lied hat seit den Tagen Wolfs abermals eine Wandlung erfahren, statt nach der „Deklamation" mit ihrer farbenreichen Begleitung mußte es nach schlichterer Sanglichkeit streben. Aus dem Gesichtskreis der Spätromantik beurteilt, war das einst allmächtige Lied um 1880 desgleichen eingeengt und an einen Scheideweg geführt, und Wolf war der Vollstrecker der nötigen Reform an ihm. Er bestätigte es, durchgreifender als die Mitbewerber, in seiner Rolle für das künstlerische Ganze. Was solcherart durch den Funken des Genius über die Widerstände gesiegt hat und auf Jahrzehnte zur Richtschnur geworden ist, das heißt mit Fug ein der Pflege würdiger Besitz für immer.

Ernst von Bergmann

1836—1907

Von

Walter von Brunn

Ernst von Bergmann war Balte. Er hat sich stets zu seinem Baltentum bekannt und konnte es nie verleugnen: seine harte Mundart, seine lauthallende Stimme sagten es jedermann. Er entstammte einem evangelischen Pfarrhaus, wie so viele hochbedeutende Menschen, wie auch seine berühmten Zeit- und Berufsgenossen, Bernhard von Langenbeck und Theodor Billroth.

Seit dem 16. Jahrhundert scheinen die Bergmanns auf dem „Haken", dort wo heute Pillau steht, ansässig gewesen zu sein; ein Ambrosius Bergmann ist dort um die Mitte des 17. Jahrhunderts Ackerbürger, und sein Sohn gleichen Namens ist im letzten Viertel desselben Jahrhunderts nach Livland ausgewandert. Er war Theologe, erhielt eine Pfarre zu Ubbenorm im Rigaischen Kreise und ist das erste Glied einer langen Reihe von Pfarrherren geworden. Diese baltischen Pfarrer hatten in ihrer Heimat eine ganz besondere Stellung: durften sie zwar auch nicht in eigener Kutsche fahren, durften ihre Töchter sich auch nicht „Fräulein" anreden lassen, mußten sie sich vielmehr mit der „Mamsell" bescheiden, so gehörten sie doch zu den „Herren" im Lande, hatten große Pfarrländereien und geboten über zahlreiche Dienstboten und Leibeigene. Die Bergmanns gehörten mit anderen Pfarrersfamilien zu den Vertretern des „Literatenstandes" im Baltikum, der neben dem erbeingesessenen Adel die Mitglieder wissenschaftlicher Berufe und der Verwaltung umfaßte.

Die Vorfahren Ernst von Bergmanns waren fast ausnahmslos „Herrennaturen" von starkem Selbstbewußtsein, strengem Pflichtgefühl und großer Herzensgüte. Sie sind fast durchweg „Kampfnaturen" gewesen. Ihr hitziges Temperament, gepaart mit starker körperlicher Kraft, riß sie gelegentlich zu ungewöhnlichen Leistungen hin: so soll Balthasar Bergmann einst 1757 eine Schar plündernder russischer Soldaten ganz allein und ohne Waffen verjagt haben; sein Sohn Gustav, der hinzukam, wie ein Bauer sich gegen die Pastorsfrau unehrerbietig benahm, packte ihn und tauchte ihn mit dem Kopf mehrmals in ein Faß mit eiskaltem Wasser; und — was bisher kaum bekannt war — er hatte als junger Student in Leipzig mit seinem Altersgenossen Goethe, der ihm zu nahe getreten war und den er deswegen geohrfeigt hatte, eine Mensur; es soll sich dabei um Kätchen Schönkopf gehandelt haben. Dieser Ahn war auch ein bedeutender, hochgeschätzter Gelehrter; was er schrieb, druckte er mit Hilfe seiner Söhne auf einer eigenen Presse, die er sich aus Halle hatte kommen lassen. 1787 erhob Kaiser Joseph II. ihn samt seinen beiden Brüdern in den erblichen Adelsstand

des Römischen Reiches. Er hatte sich auch um die Einführung der Pockenimpfung hervorragende Verdienste erworben, impfte in seinem großen Kirchspiel selbst viele Jahre lang und verlor nie einen der Geimpften, weil er durch Versetzung des Impfstoffs mit Wasser mildere, aber genügende Wirkung erzielte.

Überhaupt empfanden diese Pfarrherren es als unabwendbare Verpflichtung, ihren Pfarrkindern nicht nur mit geistlichem Rat, sondern auch mit ärztlicher Tat zur Seite zu stehen; das ist sehr erklärlich in einem dünn besiedelten Lande mit ganz unzulänglicher ärztlicher Versorgung. So berichtet Ernst von Bergmann, daß noch seine gütige Mutter im ganzen Kirchspiel als Helferin in kranken Tagen großen Ruf genossen habe.

Sein Vater saß bereits als Vertreter der dritten Generation in Rujen in Livland auf seiner Pfarre; er war der erste livländische Pfarrer, der die Fron abschaffte, leistete auch Bedeutendes für die Bildung des Volkes: hatte es in seinem ganzen Kirchspiel von zwanzig Rittergütern bei seinem Dienstantritt noch keine einzige Volksschule gegeben, so hatte er die große Freude, kurz vor seinem Tode die sechzehnte Volksschule einweihen zu können. Die Mutter, eine geborene Krüger aus Riga, war die Tochter einer Ahnin der Bergmannschen Familie, eine Base ihres Mannes. So hatte Ernst auch von der Mutter Seite her Bergmannsches Blut in seinen Adern. Acht Kinder, darunter fünf Söhne, entsprossen dieser Ehe, der älteste war Ernst.

Am 16. Dezember 1836 wurde er in Riga im Hause der Großmutter geboren; in Rujen, auf dem väterlichen Pastorat, wuchs er auf und wurde hier so lange unterrichtet, bis er in eine obere Gymnasialklasse eintreten konnte. Er ist zeitlebens — was kaum jemand vor seinem Tode erfahren hatte — ein tiefreligiöser Mensch gewesen. Ernst von Bergmann wurde ein ausgezeichneter Schüler und, obwohl primus omnium, ein allbeliebter Kamerad seiner Klassengenossen, der um seiner Kameradentreue willen unverdiente Strafe auf sich nahm.

Zum Kummer seines Vaters lehnte er es ab, Theologe zu werden; es zog ihn zunächst zur Geschichte und Philologie, aber ein kürzlich eingeführter Numerus clausus verhinderte das; so kam er zur Medizin! Anfängliches Widerstreben gegen den anatomischen Lehrbetrieb überwand er rasch.

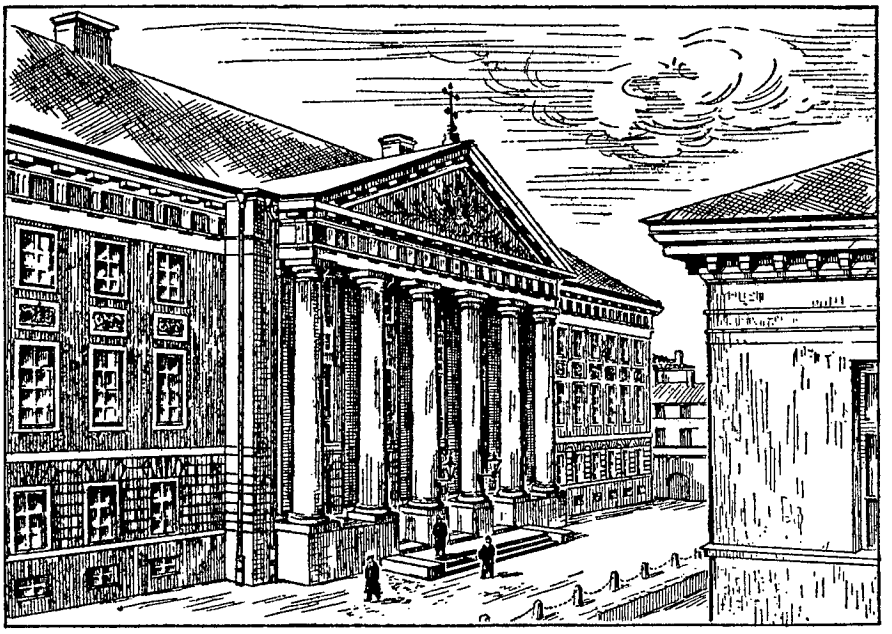
In Dorpat spürte man damals die Bestrebungen Rußlands, das Deutschtum zu schmälern, erst wenig, und doch reizte die kleinliche Taktik der Machthaber die freiheitsbegeisterten, selbstbewußten Balten oft genug, gegen diese kleinlichen Verwaltungsschikanen zu kämpfen; waren sie sich doch schon damals dessen klar bewußt, daß es um ihre heimatliche Kultur ging, um ihr Deutschtum. So wurde Ernst von Bergmann vor den Rektor zitiert „wegen seines langen Haarwuchses" — aber der humorvolle gütige Mann ließ es bei einem freundschaftlichen Verweis bewenden. Vielleicht ist gerade die Erinnerung an dies Erlebnis mit Veranlassung gewesen, daß Ernst von Bergmann zeitlebens sein Haar auffallend lang getragen hat. Man verzichtet nicht gern auf etwas, worum man einmal hat kämpfen

müssen! Mehr denn zwanzig Jahre ist er nun mit der alten Embachstadt eng verbunden geblieben: 1860 promovierte er hier zum Doktor und wurde Assistent der Chirurgischen Klinik, die abwechselnd von den Professoren von Adelmann und von Öttingen geleitet wurde. Drei Jahre danach habilitierte er sich hier für Chirurgie. Es folgten eine Studienreise nach Wien und Berlin und seine Teilnahme an der Versorgung der Verwundeten im Krieg von 1866, den er auf einen Ruf des Generalarztes Professor Wagner in Königsberg unter ihm mitmachte. Im Jahre 1870 war er gerade in Amsterdam bei dem Physiologen Willy Kühne mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, als der Krieg ausbrach. Er eilte nach Berlin und erreichte, daß er sofort eingestellt wurde; er kam hier mit Langenbeck, Billroth und Volkmann in Berührung, hat in Mannheim ein Kriegslazarett geleitet, in Karlsruhe gearbeitet und mit Lazarettzügen Fahrten nach Belfort und Paris gemacht.

In Dorpat fand er auch, nachdem ihm mit der Tochter seines früheren Lehrers und Chefs, Hildegard von Adelmann, ein leider nur sehr kurzes Eheglück beschieden gewesen war und ihm der Tod zuerst seine junge Frau und bald nachher auch das Töchterchen Edith geraubt hatte, ein neues Glück an der Seite von Pauline von Porbeck, die ihm als Oberin seines Mannheimer Lazaretts eine treue und kluge Helferin war. Dieser Ehe ist nach zwei Töchtern auch der einzige Sohn entsprossen, der jetzt als innerer Kliniker wiederum eine Zierde der Berliner Medizinischen Fakultät ist.

Bergmanns Tätigkeit für die Verwundeten war noch nicht beendet, da schien es so, als sollte er schon damals der alten Heimat seiner Familie zurückgewonnen werden: Königsberg wünschte ihn zum Nachfolger seines soeben am Typhus verstorbenen Lehrers und Freundes Wagner. Aber schließlich wurde doch ein anderer dahin berufen. Er hat die Enttäuschung nur schwer verwunden. Einen Ruf nach Freiburg nahm er nicht an. Anfragen von Bern, Kiew und St. Petersburg hat er in diesen Jahren ebenfalls ablehnend beantwortet. Es sind ungemein fleißige Jahre gewesen, die Bergmann jetzt in Dorpat verbracht hat, in denen er seinen Schülern in immer höherem Grade ein Lehrer und Meister wurde; das Listersche Verfahren der Karbolantiseptik hatte er sich gründlich zu eigen gemacht und damit an seiner Klinik große Erfolge erzielt.

Bald sollte er Gelegenheit haben, sein bedeutendes Können, seine vielfältigen Erfahrungen in der Kriegschirurgie im großen Stil zu erproben: 1877 kam es zum Waffengang zwischen Rußland und der Türkei, und sein Kaiser berief ihn zum Konsultant-Chirurgen seiner Armee. Bei dieser Gelegenheit trat Ernst von Bergmann auch dem von ihm hochverehrten Altmeister der russischen Chirurgie, Pirogow, nahe. Mit einer materiellen und personellen Ausrüstung, wie sie für jene Zeit mustergültig war, ging er an seine neue große Aufgabe heran. Aber trotz gewissenhaftester Anwendung des Listerschen Verfahrens, trotz aller Sorgfalt waren und blieben die Heilungserfolge zum Teil recht gering; ganz besonders



Die Univerſität in Dorpat

ſchlimm ſtand es um die Ergebniſſe der Behandlung von Kniegelenksſchüſſen, die auch in den früheren Kriegen bereits auffallend ungünſtige Heilausſichten ergeben hatten. Ja, er gewann den Eindruck, daß gerade das gewiſſenhafte Vorgehen bei dieſen Verletzungen, Eröffnung der Schußkanäle, gegebenenfalls bis ins Gelenk und in die zertrümmerten Knochen hinein, mit Glättung, Säuberung und weitgehender Freilegung nebſt Karbolſäure-Desinfektion, mitſchuldig war an dem zumeiſt ungünſtigen Ausgang.

Wäre er nicht Bergmann geweſen, hätte er wie alle anderen vor ihm und neben ihm dieſe Feſtſtellung als etwas Endgültiges betrachtet und ſich mit ihr abzufinden verſucht — aber er, der alterprobte Kämpfer, lehnte ſich bewußt dagegen auf, hier verzichten zu ſollen! Er ſuchte ſich gerade dieſe beſonders ſchwierige Aufgabe als Kampfobjekt und verſuchte, grundſätzlich neue Wege zu gehen. Das tut eben nur der Genius! Und hier erwies es ſich, daß Bergmann zu den ganz wenigen gehörte, die von der Welt mit dieſem Ruhmestitel geſchmückt zu werden verdienen. Er ſtellte ſich — trotz aller Ablehnung, ja feindlichen Einſtellung ſeiner ruſſiſchen Kollegen — der „Schulmeinung" ſeiner Zeit entgegen; man hatte ſich ſchon lange Gedanken darüber gemacht, wie es denn komme, daß beim Fehlen der äußeren Wunde auch ſchlimmſte Zertrümmerungen der Gelenke und Knochen oft vorzüglich heilten, während ſchon ganz geringe Beſchädigungen dieſer Art oft verhängnisvoll ausgingen, wenn zu gleicher Zeit die Haut verletzt war. Schon vor der Erkenntnis vom Weſen der Wundinfektion und ihrer Verhütung, wie ſie

seit Semmelweis' Großtat sich langsam durchgesetzt hatte, hatte man, zumal unter Dieffenbachs Führung, gelernt, gewisse Operationen mit winzig kleinem Hautschnitt erfolgreich auszuführen. Bergmann wußte von einem Fall, den sein berühmter Kollege Richard von Volkmann in Halle bekanntgegeben hatte, wo eine Kniesschußwunde im Duell ohne üble Folgen geheilt war, und er sagte sich: wenn es ihm gelingen würde, den Vorteil der „kleinen Wunde", wie er bei Gewehrschüssen vorzuliegen pflegt, richtig auszunützen, dann würde er vielleicht hier vorwärts kommen. Er ging daher bewußt von der bisher gültigen Vorschrift des Listerschen Verfahrens ab, begnügte sich mit einer Säuberung und oberflächlichen Desinfektion der Wundumgebung und legte möglichst bald nach der Verwundung zunächst einen dicken Watteverband und um ihn einen geschlossenen Gipsverband an, der, nach oben und unten weit die Verletzung umgreifend, eine Ruhigstellung der verletzten Gliedmaßen verbürgte. Das war um so notwendiger, als die unerhört mangelhaften Transportgelegenheiten auf dem Balkan an die unglücklichen Verwundeten und ihre verletzten Glieder Ansprüche stellten, von denen man sich kaum einen annähernden Begriff machen kann.

Es war ein heroischer Entschluß, zu dem Bergmann sich durchgerungen hatte; aber der Erfolg gab ihm recht: daß dies neue Verfahren sich so schnell durchsetzen konnte, dazu war es von besonderer Bedeutung, daß der General Dragomirow, als er eine Schußverletzung des Kniegelenks erlitt, trotz Abratens der russischen Ärzte durchaus verlangte, nach dieser neuen Methode behandelt zu werden; es geschah, dieser berühmte General genas und konnte noch lange Jahre im Dienst bleiben; er hat nicht wenig dazu beigetragen, Bergmanns Ruhm zu künden.

In einer ersten Serie wurden von 59 Kniegelenksschüssen 30 geheilt, darunter 2 nach sekundärer Amputation; 5 andere wurden mit zweifelhaftem Ergebnis entlassen, 24 sind gestorben, darunter 9 nach Amputation. Wenn man die 5 Fälle, die er mit gut granulierenden Wunden entlassen mußte und über die er keine weiteren Mitteilungen erhalten konnte, zu den Toten hinzurechnet, bleiben 30 Heilungen auf 29 Todesfälle: ein Resultat, wie es nie zuvor erreicht worden war. Er hat dann eine zweite Serie von 15 Fällen zusammengestellt, die sicher mit Knochenverletzungen kombiniert waren; die günstigeren Fälle von Kniegelenkswunden, bei denen Knochenbeteiligung unwahrscheinlich war, hat er hier nicht mitgerechnet. Sie waren alsbald nach der Verwundung schon auf dem Schlachtfeld mit einem Notverband versehen und wurden nach vierundzwanzig Stunden und später nach Bergmanns Methode verbunden und eingegipst. Dann mußten sie volle vier Tage lang auf ganz ungefederten Fahrzeugen, ohne daß sie von ihren unbedeckten Wagen herabgenommen werden konnten, durch die weglose bulgarische Ebene bei Sturm und Regen transportiert werden, ehe sie endlich im Lazarett ankamen. Und trotzdem sind von diesen fünfzehn Verletzten vierzehn am Leben erhalten worden, darunter acht ganz oder fast ganz ohne Eiterung; in zwei

Fällen, die gut ausgingen, wurde wegen der Eiterung nachträglich die Amputation notwendig, ein weiterer Fall endete — als einziger — tödlich durch allgemeine Blutvergiftung.

Bergmann hat an dem überraschend guten Heilungsergebnis dieser als besonders ungünstig ausgesuchten fünfzehn Fälle den Beweis erbracht, daß das bis dahin als unbedingt bestes bekannte Behandlungsverfahren, wie Lister es geübt und gelehrt hatte, nicht schematisch angewandt werden durfte, daß man nach einer dies Verfahren in fundamentalen Punkten ablehnenden Methode wesentlich bessere Erfolge zu erzielen in der Lage sei. Und weit darüber hinaus hat er ganz allgemein für das Verhalten des Arztes gegenüber dem Kranken Schlüsse gezogen, die er in seiner Antrittsvorlesung in Würzburg 1878 in folgender Erkenntnis zusammenfaßt: „Nicht das Befolgen einer bestimmten Regel, und sei sie noch so gut, sondern die wache Kenntnis von dem Wissen, woraus sie hervorgeht und auf dem sie erbaut ist, gibt uns die Möglichkeit und die Macht, selbst da noch zu helfen, wo die äußeren Verhältnisse, wo die Ungunst der Situation und des Augenblicks uns am präzisen Befolgen der Vorschrift hindern." Und er fährt dann fort: „Wie es wahr ist, daß wir heute so weit gekommen sind, um die offenen und frischen Wunden unserer Patienten vor den Noxen der Außenwelt zu schützen, so ist es auch wahr, daß wir diesen Schutz ihnen nur dann angedeihen lassen können, wenn jeder Einzelfall in seiner besonderen Weise unser Tun und Lassen bestimmt."



Ignaz Philipp Semmelweis

Von dieser genialen Erkenntnis Ernst von Bergmanns, daß der Schutz der Wunden vor der Infektion das Ausschlaggebende ist für ihre Heilung, daß man nicht jede Wunde, wie man es bis dahin anzunehmen gewohnt war, als infiziert und desinfektionsbedürftig zu betrachten habe, ist die Bewegung ausgegangen, die an seiner Klinik und in der ganzen Welt der Asepsis den Vorrang vor der Antisepsis erstritten hat: eine Leistung, ohne welche die heute erreichte Kunst operativen Handelns nicht denkbar gewesen wäre.

Es ist dieselbe Erkenntnis, die ein anderer Großer, der aus deutschem Stamme hervorgegangene Ungar Ignaz Philipp Semmelweis, von der Geburtshilfe herkommend, bereits 1847 gewonnen hatte; aber er war allzu früh verstorben

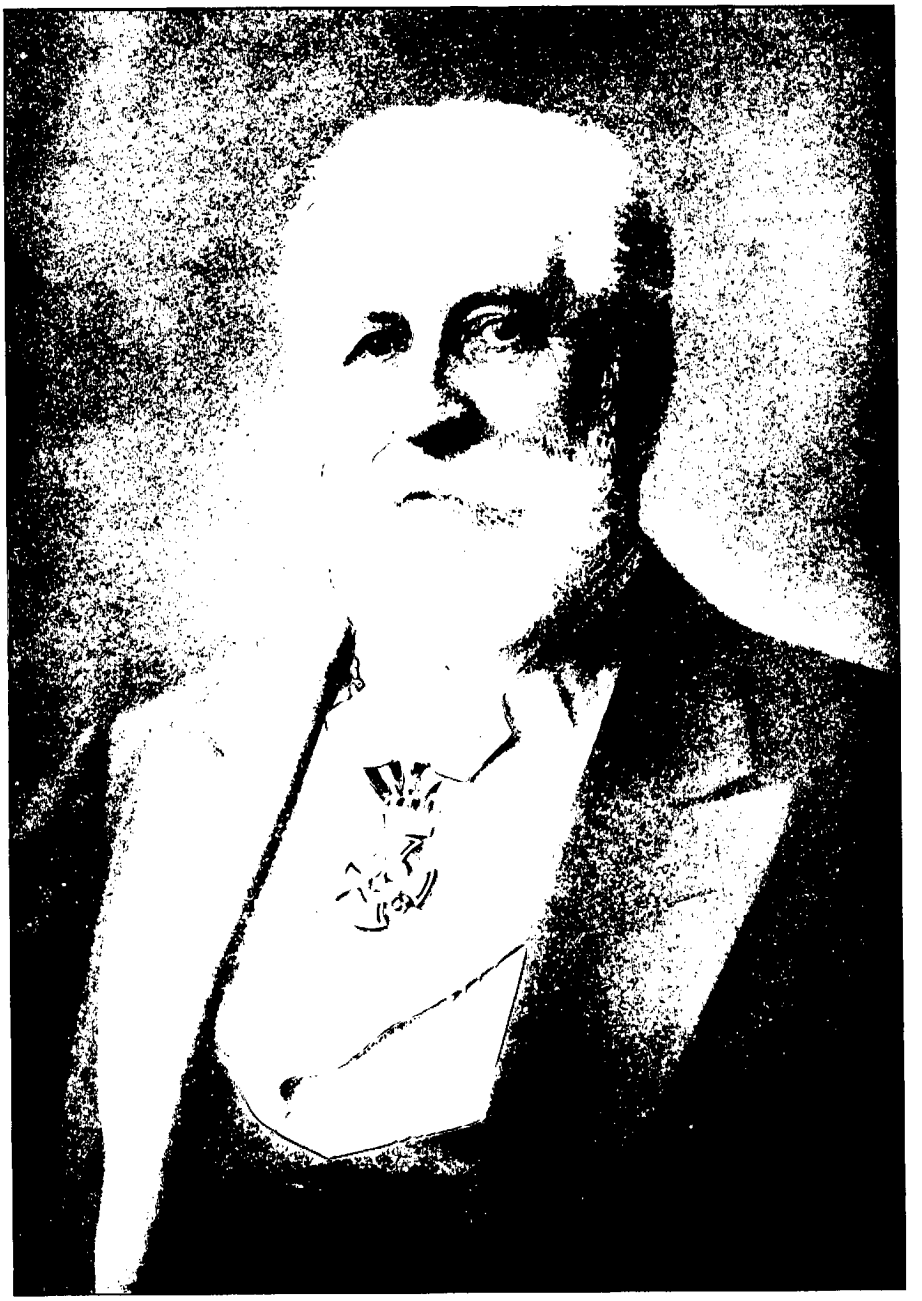
und hatte nicht mehr Zeit gehabt, seiner Lehre die Anerkennung der Welt zu erkämpfen; man hatte sie totzuschweigen sich bemüht oder ganz vergessen — noch im Jahre 1883, als Lister in Budapest weilte und als man ihn um seine Ansicht über Semmelweis befragte, mußte er bekennen, dessen Namen niemals gehört zu haben!

Nach dem Ende des Russisch-Türkischen Krieges erging an den Dorpater Professor der Ruf, in die alte Heimat seiner Familie, nach Deutschland zu kommen: Würzburg war zunächst das Ziel! Trotz aller Auszeichnung durch seinen russischen Kaiser, der ihn allzu gern gehalten hätte, trotz des Abschiednehmens von den Verwandten und Freunden der baltischen Kulturwelt wurde ihm der Entschluß nicht schwer. Zwar hatte er bereits 1865, als er auf seiner großen Studienreise zum erstenmal nach Deutschland kam, darunter gelitten, daß man ihn als „Russen" behandelte, daß er sich in Deutschland vereinsamt vorkam — aber er sprach es einmal offen aus: „Und wenn man mich in Rußland zum Leibarzt des Kaisers oder zum Akademiker gemacht hätte, ich wäre nicht gegangen; schon als Dreißigjähriger nicht." So fühlte er sich durch und durch im deutschen Volk verwurzelt.

Vier Jahre angestrengter ernster Arbeit harrten seiner in der schönen Stadt am Main; eine berufliche Infektion hätte ihm beinahe das Leben gekostet. Aber dann erstieg er den Gipfel seines Wirkens, da er als Nachfolger Bernhard von Langenbecks 1882 in das Ordinariat in Berlin und zur Leitung des „Königlichen Klinikum" in der Ziegelstraße berufen wurde. Es war die berühmte Lehr- und Forschungsstätte, an welcher ihm bestimmt war, die große Tradition zu wahren, die sich an die Namen C. A. von Graefe, Dieffenbach und Bernhard von Langenbeck knüpfte.

Hier fand er die Stätte, die ihm die Möglichkeiten bot, seine großen Gedanken zur Erneuerung der Chirurgie in die Tat umzusetzen, seine Lehren weithin wirken zu lassen durch die Tausende von Studierenden und Ärzten, die hier die Klinik des beredten Künders neuer Wahrheiten besuchten oder gar in ihr selbst tätig sein durften, von ihm und seinen engeren Mitarbeitern selbst zu Chirurgen herangebildet werden konnten.

Hier hat er zunächst, in Fortführung seiner Erkenntnis aus dem Russisch-Türkischen Feldzug, Schritt um Schritt den Weg von der Antiseptik zur Aseptik gefunden, hat das ganze Verfahren, diesen Grundgedanken lückenlos in die Praxis umzusetzen, entwickelt, seit 1889 maßgebend unterstützt durch seinen in jeder Hinsicht ausgezeichneten Assistenten Kurt Schimmelbusch, der leider allzufrüh seiner Arbeit durch den Tod entrissen wurde. 1886 war an der Klinik die Dampfdesinfektion bereits eingeführt. Wegweisend sind auch seine Arbeiten über Hirnchirurgie gewesen; zu ihm kamen aus aller Welt gerade diese Kranken. Will man sich einen Begriff davon machen, was Bergmann mit seiner „Schule" hier in fünfundzwanzig Jahren geleistet hat, dann nehme man Arend Buchholtz'



Ernſt von Bergmann



Ferdinand Freiherr von Richthofen



Carl Weyprecht

Biographie zur Hand und vertiefe sich in die Erinnerungen, welche in ihm die früheren Schüler und Mitarbeiter des Meisters niedergelegt haben, namentlich Hans Schlange, der später in Hannover als Chef des Krankenhauses berechtigten Ruhm gewann, den die übrigen Schüler Bergmanns selbst für den besten Operateur ihrer Schule gehalten haben, den der alte Meister schon längst dazu bestimmt hatte, nötigenfalls eine an ihm nötig werdende Operation auszuführen, und den er zu sich rief, als er von der letzten tödlichen Krankheit ergriffen wurde.

Neben dem Forscher größten Formats, dem geschickten Operateur, dem liebevollen gütigen Arzt, dem tatkräftigen Chef seiner großen Klinik stand in vorderster Linie seine wahrhaft künstlerische Gabe der Rede, sein hinreißendes Lehrtalent! Sprach er, wie so gern, von den Grundsätzen der Wundbehandlung, von Schußverletzungen, von Verletzungen oder Krankheiten des Kopfes oder vom Krebs, dann erhob sich seine formvollendete Sprache zu begeisterndem Pathos. Es war wohl, wie wenn Klänge einer Orgel den klinischen Hörsaal durchbrausten. Er lehnte es durchaus ab — wie es leider nicht selten geschah und wohl noch geschieht —, seine Ergebnisse irgendwie zu beschönigen: dazu war er zu gerade, zu ehrlich! Offen gab er Mißerfolge zu und zeigte an ihnen, wie man bestrebt sein müsse, sie künftig zu vermeiden. Darum hat er überall uneingeschränktes Vertrauen genossen und konnte stets der restlosen Sympathie seiner Studenten sicher sein, mochte er sie auch oft genug im Hörsaal oder im Staatsexamen im Bewußtsein seiner Verantwortung als Examinator hart anfassen.

Er war auch gegen sich selbst hart; ihm war es selbstverständlich, nach dem Spruch zu leben, den er einmal den Seinen gegenüber erwähnt hatte: „Man ist nicht zu seinem Glück auf der Erde, sondern dazu, es anderen zu bereiten!"

Er stellte an sich selbst ungeheure Ansprüche und war wohl berechtigt, auch von seinen Untergebenen sehr viel zu verlangen. Er gehörte zu den Glücklichen, die mit sehr wenig Schlaf auskommen; fünf Stunden mußten im allgemeinen genügen. Wie glücklich war er, als ein langgehegter Wunsch in Erfüllung ging, als er sich in Potsdam ein schönes Heim geschaffen hatte inmitten eines großen, mit ausgesuchten Bäumen geschmückten Gartens! Hier hatte er einen Souterrainraum zu seinem „Archivzimmer" ernannt; hier pflegte er zuweilen schon um fünf Uhr früh zu sitzen, um an Hand der von ihm in mühevoller Arbeit gesammelten Urkunden sich in die Herkunft seines Geschlechts zu vertiefen; hier hat er die Geschichte seiner Familie geschrieben, die leider nur als Manuskript gedruckt allein für seine Familie bestimmt war. Hier hat er auch, bevor er in die Hetzjagd der nervenaufreibenden Tagesarbeit sich stürzte, das immer umfangreicher werdende Fachschrifttum studiert, um jederzeit wissenschaftlich gewappnet zu sein. An den Tagen, wo im Anatomischen Institut der Chirurgische Operationskurs stattfand, war er pünktlich um sechs Uhr zur Stelle; er ließ sich so gut wie niemals vertreten. Kurz nach acht Uhr erschien er in seiner Klinik: dann kam der alte eisgraue Pförtner Jobke aus seiner Loge heraus

und zog dreimal die lauthallende große Glocke zum Zeichen, daß der Chef die Klinik betreten habe. Dann mußten die Assistenten mit ihrer Krankenvisite fertig und bereit sein, dem Chef über alles Rede zu stehen. Er ging durch die wichtigsten Abteilungen, operierte einige Stunden, hielt die oft sehr zeitraubenden Prüfungen ab, die ihn, wenn ein Prüfling nicht genügt hatte, stark erregen und tief deprimieren konnten; von da aus ging's zu Konsultationen in die Stadt, zu Sitzungen und den vielfachen, allzuvielen Verabredungen mit einflußreichen, im öffentlichen Leben Stehenden, die den hochberühmten Mann, den als peinlich gewissenhaft Bekannten in irgendeiner Form für wohltätige Zwecke zu gewinnen wußten. Er hatte ja „unbegrenzten Kredit" dank seiner großen menschlichen Eigenschaften und konnte sich so gut wie nie in seiner Gutherzigkeit entschließen, „nein" zu sagen, wenn man an ihn herantrat mit der Bitte, ein Werk der Nächstenliebe zu fördern, einer Einrichtung des ärztlichen Standes seine Unterstützung zu gewähren.

Von zwei bis vier Uhr fand traditionsgemäß die Klinik statt: stets war der Hörsaal gepfropft voll, die Stufen der Treppen besetzt. Man sah ihm an, wie freudig er Lehrer war, wie gern er gab, was er nur aus seiner Erfahrung zu geben in der Lage war. Es war auch oft genug ein ästhetischer Genuß, seinem Vortrag zu lauschen: darum haben nicht nur Mediziner, sondern auch gelegentlich Angehörige anderer Fakultäten seine Klinik besucht. Dann ging es zur Privatsprechstunde in seine Wohnung am Kronprinzenufer und wieder zu Sitzungen, Konsultationen, Beratungen usw., meist bis tief in die Nacht hinein. Hinzu kamen mehr und mehr große Auslandsreisen zu Konsultationen des Weltberühmten, zunächst in die frühere russische Heimat, nach Spanien und der Türkei an den Hof des Sultans. Es gehörte die ganze beinahe unzerstörbare Gesundheit und ungewöhnliche, von den Vorfahren ererbte körperliche Kraft dieses Mannes dazu, hier nicht zu versagen. Und dann die unvermeidlichen geselligen Verpflichtungen in der Haupt- und Residenzstadt in den Jahrzehnten höchsten Aufschwungs, größten Reichtums des Landes! Gerade hier auch hatte er im Kreise von Freunden und Bekannten, auf Kommersen, Kongressen und anderen Veranstaltungen oft Gelegenheit, mit seiner wundervollen rednerischen Begabung die Menschen zu begeistern, ja hinzureißen; es war ihm gegeben, ohne jede Vorbereitung zu jeder Zeit in vollendetster Form etwas Wertvolles sagen zu können, und zwar oft genug auch Neues, das blitzartig seinem Genie entsprang.

Viel Zeit und Kraft widmete er bis zuletzt der Berliner Rettungsgesellschaft, die in zahlreichen Stationen bei Tag und Nacht für die Versorgung von Unfallverletzten oder plötzlich Erkrankten bereit war. Die Gründung des Kaiserin-Friedrich-Hauses für ärztliche Fortbildung war wesentlich sein Werk. Der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie, der er als einer der Ersten beigetreten war, fühlte er sich innig verbunden und bemühte sich, ihr ihren deutschen Charakter zu erhalten, ihre Stellung in der Wissenschaft der Welt zu fördern. Ihrem Organ, dem

„Archiv für klinische Chirurgie", und dem „Zentralblatt für Chirurgie" hat er lange Jahre beratend zur Seite gestanden, auch zahlreiche andere Fachzeitschriften nach besten Kräften unterstützt. Der Berliner Medizinischen Gesellschaft war er viele Jahre lang ein überaus tätiger, energischer und dabei wohlwollender Vorsitzender. Die Führung der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte hat er stets maßgebend beeinflußt. Nirgends hat er aus Eitelkeit oder anderen unsachlichen Gründen Anträgen um Mitwirkung an einem Werk stattgegeben: wo er zur Mitarbeit sich bereiterklärt hatte, da pflegte er den Dingen wirklich auf den Grund zu gehen und im vollen Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit sich einzusetzen, auch wenn das zuweilen dem oder jenem unbequem sein mochte!

Er war, wie seiner Familie, seinem Beruf, so auch seinem Herrscherhaus ein unbedingt treuer Berater und Helfer. Er hat uns Assistenten zuweilen im engeren Kreise tiefbewegt erzählt von den schrecklichen Monaten, da es um das Leben des damaligen Kronprinzen ging. Wer ein Verständnis für die furchtbar schwere Lage gewinnen will, in welche damals die deutschen Ärzte des Thronerben versetzt waren, der lese einmal, was in Buchholtz' Biographie darüber gesagt ist, und ferner das kleine Büchlein, das die Tochter Ernst von Bergmanns, Freifrau von Brand, im Jahre 1936 hat erscheinen lassen. Er schrieb damals aus San Remo an seine Frau: „Jeder ärmste Kranke meiner Klinik hat es besser als der Kronprinz von Deutschland!" Die Erinnerung an jene Zeit hat ihn bis zuletzt nie verlassen. Daß sein junger Kaiser zu ihm hielt und ihm sein Vertrauen stets bewahrt hat, hat er immer mit größtem Dank anerkannt.

Die ganze Persönlichkeit Ernst von Bergmanns ist wohl nirgends in so vollendet schöner Form dargestellt worden wie durch seinen Schüler Carl Ludwig Schleich in seinem Buch „Besonnte Vergangenheit", wo er seinem verewigten Meister ein unvergleichliches Denkmal des Dankes errichtet hat. Seine poetische Darstellung erinnert da unwillkürlich an die Klänge der Ilias. Und er tut recht daran! Denn der Meister hatte etwas vom homerischen Helden, der mit gewaltigen Schritten daherkommt, ein breitschultriger Hüne, in Sicherheit und Würde, willensstark, ein eindrucksvoller Kopf mit hoher freier Stirn, feingeschwungener Adlernase (wie sie unter seinen Ahnherren in besonderer Ausprägung Balthasar Bergmann gehabt hatte), leuchtenden Auges, jederzeit bereit, im Kampf bis zum Letzten sich einzusetzen für seine hohen Ideale als Mensch und Arzt! Dazu kam seine wunderbare, oft geradezu gewaltige Redegabe, die so oft einer Veranstaltung die rechte Weihe zu geben verstand. Bei aller unerbittlichen Strenge gegen sich und andere hatte er in harter Schale ein weiches Herz. Gewiß haben davon die Fernerstehenden nie etwas bemerkt: ihnen war er und blieb er der ehrfurchtgebietende Herr und Meister. Aber gelegentlich, namentlich im Umgang mit Kindern, brach sein heißes Herz, sein tiefes gütiges Mitempfinden elementar durch: so hat gerade wieder Schleich es uns an einer eigenen Erfahrung vor Augen gestellt.

Niemals wäre es ihm möglich gewesen, einem Menschen bewußt Unrecht zu tun! Kam es einmal vor, daß er, der immer Gehetzte, der oft nicht die Zeit hatte, alles bis auf den Grund zu prüfen, wider Willen einen Menschen gekränkt hatte, dann war er der erste, der in wahrhaft rührender Weise bemüht war, das Unrecht ungeschehen zu machen. Das tun nur wahrhaft „große" Menschen — und die sind zu allen Zeiten leider sehr gering an Zahl gewesen.

Er lehnte es ab, aus Tagesrücksichten schnell nach dem Lorbeer zu haschen, der zumeist ebenso schnell vergeht und mehr Unglück zurückläßt, als er Glücksempfinden schuf. Er ging gerade auf sein Ziel los mit offenem Visier, immer nur darauf bedacht, wahrhaft Gutes, Solides zu schaffen, mochte zunächst auch mancher die Achseln darüber zucken.

So wie er selbst in seinem ganzen Wesen ein Sinnbild der „Treue" gewesen ist, so setzte er dasselbe in seinem gütigen vertrauenden Herzen auch bei anderen voraus trotz mancher bitteren Erfahrung seines Lebens. Darum hat man ihm nicht etwa nur Ehrfurcht und Hochachtung entgegengebracht, sondern man hat ihm überall wahre Zuneigung und Liebe bewiesen: das ist ihm bis an sein Ende der schönste Lohn seines mühseligen arbeits- und entbehrungsreichen Lebens gewesen, mochte dies Leben dem oberflächlichen Beschauer auch noch so beneidenswert erscheinen.

Er war immer und mit Recht stolz darauf, daß er ganz aus sich selbst heraus geworden war, ohne einer bestimmten „Schule" anzugehören. Ebenso glücklich und stolz aber war er, daß es ihm gelungen war, „Schule zu machen", eine große Zahl von Schülern herangezogen zu haben, die in seinem Geist weiter der Forschung und Lehre dienten und als praktische Chirurgen die Tradition ihres Meisters zum Wohl ihrer Kranken und zum Besten ihres Standes fortzupflanzen bemüht waren.

Das hat ihm auch geholfen, das schwere Schicksal zu tragen, als wenige Monate nach der wundervollen Feier seines siebzigsten Geburtstages der Weg seines Lebens zu Ende ging: zwar hatte er seit mehreren Jahren an quälenden Beschwerden der Darmtätigkeit gelitten, die er auf eine krebsige Erkrankung glaubte beziehen zu sollen; auch an Bronchitis und lästigen Neuralgien hatte er zuletzt oft zu leiden. Am 1. März 1907 fuhr er, nachdem er fleißig wie immer die Arbeit des Wintersemesters bis zuletzt getan hatte, nach Wiesbaden, um dort Linderung seiner Beschwerden zu finden. Hier kam es nun wieder zu Darmstörungen, die so ernst wurden, daß er seinen alten Schüler Schlange zu kommen bat; leider konnte auch seine Kunst hier nicht mehr helfen; am 25. März kam das Ende. Die Obduktion ergab, daß eine Erkrankung der Bauchspeicheldrüse mit Bauchfellentzündung den Tod herbeigeführt hatte und daß eine Darmstenose bestand, die vermutlich auf eine Erkrankung an Ruhr im Russisch-Türkischen Krieg zurückzuführen war; von Krebs fand sich nichts.

Am Karfreitag, dem 29. März 1907, trug man Ernst von Bergmann zu seiner letzten Ruhestatt auf dem Alten Kirchhof in Potsdam.

Seine gewaltige Leistung war und wird immer bleiben, daß er bewußt die Antiseptik durch die Aseptik ersetzt hat. Haben auch andere zur selben Zeit, ja vielleicht zeitlich etwas früher Ähnliches gefunden und davon gesprochen, wie der hochverdiente Neuber in Kiel oder der Franzose Vinay, so hat doch auch hier das Wort zu gelten, das Karl Sudhoff einmal unter Bezugnahme auf William Harveys Entdeckung des großen Kreislaufs geprägt hat: „Als Entdecker oder Erfinder ist nicht der anzusehen, der mit Gedanken an die Sache streifte, sondern lediglich, wer zielbewußt auf Grund von Experimenten den Gedanken verarbeitet und in wissenschaftlicher Form den Beweis der Wahrheit gründlich erbracht, die Idee so siegreich und nachhaltig verfochten hat, daß jeder Zweifel verstummen mußte!"

Es ist gerade in der Medizin manch großer Gedanke gedacht, in die Praxis umgesetzt und sogar veröffentlicht worden; es fehlte aber das eine oder andre dessen, was eben erwähnt worden ist; es fehlte zumeist am zähen Kämpfen um das Neugewonnene, bis es, allen Widersachern zum Trotz, Allgemeingültigkeit erhielt. So ist es wieder und wieder geschehen, daß die Erkenntnis auf enge Kreise begrenzt blieb, daß sie auch hier wieder schwand und zuletzt vergessen wurde. Denken wir nur an Semmelweis' Großtat; denken wir daran, daß der Gedanke aseptischer Chirurgie bereits sechshundert Jahre vorher in Bologna von Hugo von Lucca, seinem Sohn Theoderich und dann von dem bedeutenden französischen Kriegschirurgen Henri de Mondeville in die Tat umgesetzt wurde zum Segen zahlreicher Verwundeter und Operierter — und dennoch wurde alles, aber auch alles wieder ganz vergessen!

Ernst von Bergmann war eine Kämpfernatur, der sein Bestes und Letztes einsetzte für das, was er für recht erkannt hatte: darum hat er nicht geruht, bis seine Erkenntnis Allgemeingut der Ärzte in der ganzen Welt wurde, und deswegen gebührt ihm der Lorbeer, den ihm niemand rauben kann und darf!

Ferdinand Freiherr von Richthofen

1833—1905

Von

Georg Wegener

Der Name Richthofen ist heute im Herzen unseres ganzen Volkes lebendig. Aber es ist der Manfreds von Richthofen, des jungen Fliegerhelden im Weltkrieg, dessen Ruhmesbahn damals in beispiellos steiler Kurve zu von keinem anderen Kameraden erreichten Höhen emporstieg, bis er dem Fliegerschicksal fiel, dem er selbst immer ruhig ins Auge geschaut hatte. Eine Erscheinung, strahlend und ergreifend wie Achill und wahrlich dieses Nachruhms wert.

Der Mann, von dem hier die Rede sein soll, ist niemals in ähnlicher Weise eine Volksberühmtheit gewesen. Außerhalb der Gelehrtenwelt und der besonders geographisch interessierten Kreise sowie gewisser hoher Staatsstellen war er nur den Gebildetsten in Deutschland ohne weiteres ein Begriff; und auch diese hatten meist nur eine sehr allgemeine Kenntnis, daß er „China erforscht" habe, ohne eine nähere Vorstellung, wann, wie und mit welchem Erfolg. Und doch war Ferdinand Freiherr von Richthofen einer von den wirklich ganz Großen unseres Volkes, wie nur die allerbesten der in diesen Bänden genannten Männer geeignet, ein Ideal unserer Nation, ein Stolz, ein Führer unserer Jugend zu sein! Als Forschungsreisender verband er überraschende Großartigkeit in der Stellung seiner Aufgaben mit der sorgfältigsten Vorbereitung auf sie und der größten Furchtlosigkeit und Zähigkeit in ihrer Durchführung, als Gelehrter glänzende Genialität der Ideen mit, man darf hier sagen, echt deutscher Gründlichkeit der wissenschaftlichen Arbeit. Als Mensch hat er eine schlechthin vorbildliche Lebensführung verwirklicht, voll Reinheit und Würde, und war von einer so tiefen, selbstlosen Güte, daß er auf alle, die ihm nähertreten durften, insbesondere auf seine Schüler, einen unauslöschlichen Eindruck gemacht und sich eine Verehrung, ja Liebe erworben hat, wie es in diesem Maße und dieser Dauer sehr selten ist. Ja selbst der Mangel an weitreichender „Popularität" hängt wohl mit einem Charakterzug zusammen, der eigentlich noch eine Steigerung seines Wertes bedeutet hat: mit einer Vornehmheit seines innersten Wesens, der alles Persönliche des äußeren und inneren Erlebens, d. h. dasjenige gerade, was immer die Menge am meisten fesselt, gern für sich behielt, es hinter der Sache, der er diente, zurücktreten ließ.

Ferdinand von Richthofen entstammt einem Geschlecht, das seit Jahrhunderten besonders in Schlesien verbreitet ist. Es ist eine bemerkenswerte, für unser Volkstum wertvolle Sippe. Zahlreiche bedeutende Persönlichkeiten von Begabung und Charakter sind aus ihr hervorgegangen. Bezeichnend ist eine Neigung, mit

religiösen Problemen des Lebens zu ringen. Der aus den schweren Glaubenskämpfen der siebziger Jahre gegen die Unfehlbarkeit des Papstes bekannte Breslauer Domherr Freiherr von Richthofen ist ein Bruder unseres Ferdinand gewesen. Ebenso häufig ist ein reges Interesse für wissenschaftliche Forschung. So hat sich der Rechtshistoriker und Erforscher friesischer Altertümer Karl Freiherr von Richthofen als Gelehrter einen berühmten Namen gemacht. Auch Diplomaten und Politiker von Rang sind darunter, wie der Staatssekretär Oswald von Richthofen in der Vorkriegszeit. Die Brüder Manfred von Richthofen und sein ebenfalls als Kampfflieger ausgezeichneter Bruder Lothar sind entfernte Neffen des Geographen.

Ferdinand von Richthofen selbst wurde am 5. Mai 1833 in dem schlesischen Städtchen Karlruhe im Regierungsbezirk Oppeln geboren. Sehr früh trat bei ihm ein ausgesprochenes Interesse für Naturbeobachtung hervor und veranlaßte ihn schon als Schüler zu weiten Wanderungen. Von 1850 bis 1856 studierte er in Breslau und Berlin, zuerst Chemie und Mineralogie, dann Geologie, so daß er selbst den Bildungsgang ganz durchmachte, den er später immer als die wünschenswerteste Grundlage für den Geographen empfohlen hat. Sein mineralogischer Lehrer war Gustav Rose, der seinerzeit Alexander von Humboldt nach Zentralasien begleitet hatte. Es ist wahrscheinlich, daß schon dadurch sein Augenmerk auf den gewaltigen Erdteil gelenkt wurde, der später das Hauptfeld seiner Forschungen werden sollte. Er promovierte 1856 mit einer Arbeit über das vulkanische Gestein Melaphyr und ging dann auf eigene Faust nach Südtirol zu geologischen Aufnahmen im Gebiet von Predazzo, St. Cassian und der Seißer Alpe, Arbeiten, die Ferdinand von Hochstetters Aufmerksamkeit erregten. Von diesem für den Dienst an der k. k. Geologischen Reichsanstalt in Wien gewonnen, machte er 1857 Aufnahmen in Nordtirol und Vorarlberg, 1858 in den Karpathen und 1859 in Siebenbürgen.

Schon in diesen ersten selbständigen Forschungen bekundete er jene, später ihm immer eigene Verbindung von sorgfältigster Beobachtung im Felde mit einer erstaunlichen Kühnheit und Treffsicherheit der deutenden Schlußfolgerung. Seine tatsächlichen Beobachtungen im Bereiche des Bozener Porphyrs, des Schlerns, des Bregenzer Waldes usw. hat die spätere Forschung ebenso glänzend bestätigt, wie sie seine kühnen daran geknüpften Hypothesen anerkannt hat: so die überraschende Erklärung der Südtiroler Dolomitklötze als Aufbauten maritimer Lebewesen, ehemaliger Riffe eines vorzeitlichen Korallenmeeres, so die Erkenntnis des Rheintals oberhalb des Bodensees als Trennungslinie zweier verschieden gebauter Teile der Alpen.

Diese junge Bewährung trug ihm nun die große Gelegenheit ein, die bestimmend für seine ganze Laufbahn werden sollte. Die preußische Regierung schickte im Jahre 1860 die bekannte Gesandtschaft des Grafen von Eulenburg mit den drei Kriegsschiffen „Arkona", „Thetis" und „Frauenlob" nach Ostasien, um Handelsverträge mit dem damals eben sich erschließenden Osten, mit China, Japan und

Siam, zu vereinbaren. Richthofen durfte die Reise als Geolog begleiten. Japan war gerade eben erst durch die amerikanische Flottendemonstration gezwungen worden, seine jahrhundertelange Abgeschlossenheit gegen das Ausland aufzugeben, China durch die Kriege mit England und Frankreich genötigt, den Fremden Vertragshäfen zu öffnen; Siam war noch fast völlig unbekannt. So winkten hier Aufgaben von unabsehbarer Fülle.

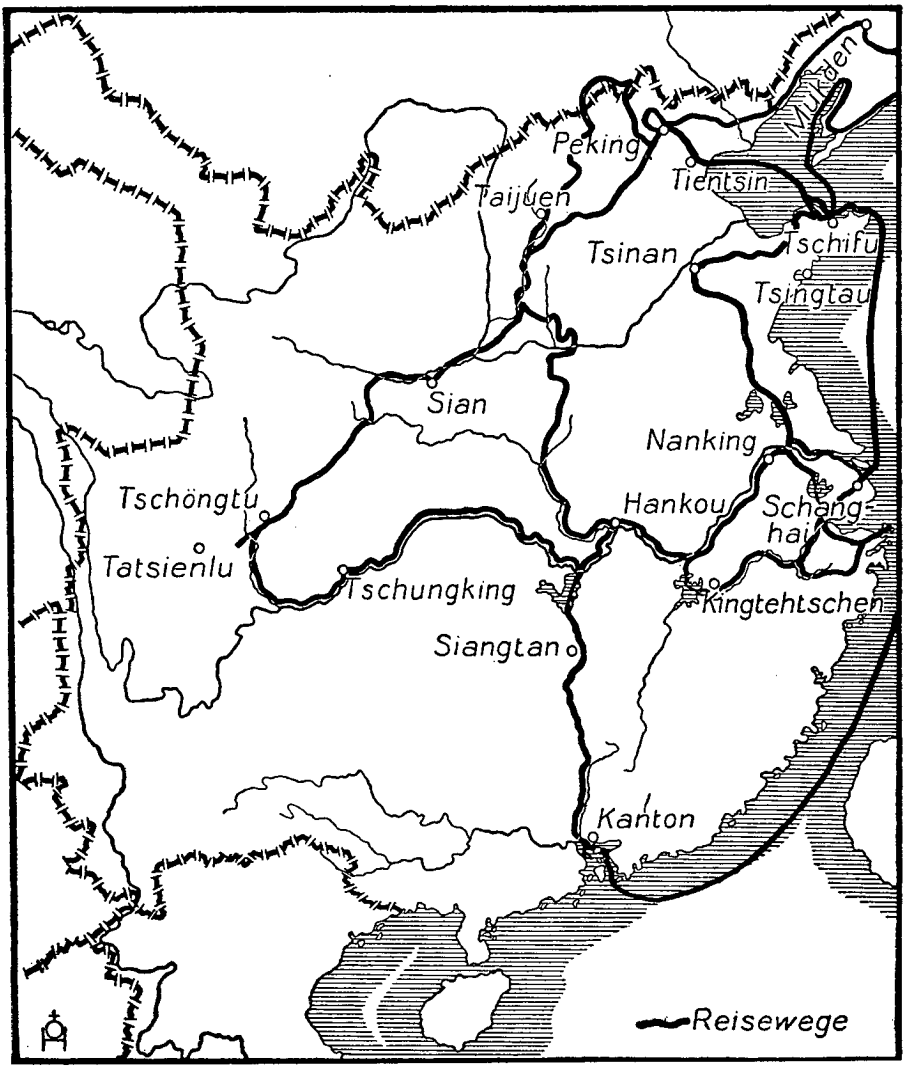
Aber freilich, noch stellten sich an Ort und Stelle unerwartete Schwierigkeiten entgegen. Japan erlaubte doch noch kein freies Sichbewegen außerhalb der wenigen zugelassenen Landungsplätze, und in China machte die fürchterliche, damals gerade auf ihrem Höhepunkt angelangte Taiping-Revolution das Reisen im Innern von selbst unmöglich. Deshalb ging Richthofen mit einem der Schiffe, das Graf Eulenburg während seiner langwierigen diplomatischen Verhandlungen in Peking zu einer ausgedehnten Fahrt durch die ost- und südostasiatischen Gewässer entsandte, nach Formosa, den Philippinen, dem damals noch fast ganz unbekannten Celebes; er bereiste ausgiebig Java, dies großenteils unter der Führung des damals dort weilenden ausgezeichneten deutschen Javaforschers Junghuhn, und ging dann nach Siam. Hier blieb er selbst zurück, als die Eulenburgsche Expedition nach Erledigung ihrer Mission wieder nach Europa heimkehrte, und bereiste nun in größerem Umfange Hinterindien, das noch zu den unbekanntesten Teilen Asiens gehörte. Unter anderem gelang ihm die Durchquerung der ganzen Halbinsel von Bangkok nach Moulmein am Bengalischen Meerbusen. Das war damals noch eine entdeckerische Tat, die Aufsehen erregt haben würde, wenn sie daheim weiteren Kreisen vorgetragen worden wäre. Aber niemals hat Richthofen von diesen südostasiatischen Reisen eine „populäre" Schilderung gegeben. Er begnügte sich mit einigen wenigen knappen, rein sachlichen Berichten in geologischen Fachzeitschriften. Das lag nicht etwa an einem Nichtkönnen! Im Gegenteil, die später, nach seinem Tode, durch Tiessen herausgegebenen Tagebücher aus China wie aus Japan und seine Briefe an Eltern und Verwandte zeigen, wie bunt und anziehend er hätte schreiben können.

So blieb es auch bei den nächsten Reisen, die er daran anreihte. Ein Plan, von Kalkutta über Kaschmir nach Russisch-Asien vorzudringen, wurde durch Unruhen in Ostturkestan vereitelt. Da entschloß er sich — 1862 — kurz, Asien zunächst zu verlassen und, in einem Segelschiff, über die Kurilen und Kamtschatka, nach Nordamerika zu gehen, dessen „Ferner Westen" sich im Verfolg der Goldfunde in Kalifornien eben wissenschaftlich erschloß und mit seinen eigenartigen Gebirgen, Hochwüsten und Mineralfundstätten gerade geologisch so großartige Probleme darbot. Hier arbeitete er bis 1868, in Gedankenaustausch mit den amerikanischen Geologen der staatlichen Landesaufnahme, finanziell mit sehr bescheidenen Mitteln und in einfachster Lebenshaltung. Trotzdem lehnte er es stets ab, was damals sonst gang und gäbe war, wissenschaftliche Ergebnisse seiner Arbeiten geschäftlich zu verwerten. Seine Untersuchung des berühmten Comstock-Lode in der Sierra

Nevada, des reichsten Gold- und Silberganges der Welt, an dessen Ende man damals angelangt zu sein glaubte, setzte ihn in den Stand, anzugeben, wo man ihn wieder auffinden könne. Das brachte seinen Besitzern einen ungeheuren Gewinn ein. Er selbst kümmerte sich darum nicht. Noch Jahrzehnte später haben amerikanische Sachwalter von ihm, als er berühmt geworden, Vollmacht erbeten, die ihm daraus zustehenden Millionen für ihn einzuklagen, unter Verzicht auf jede Entschädigung, wenn der Prozeß verlorenginge. Er hat immer abgelehnt. Der für ihn in Betracht kommende Gewinn aus jenen ersten acht überseeischen Reisejahren blieb die Sammlung eines außerordentlichen Schatzes eigener Anschauung, eigenen Beobachtungswissens, aus dem er später mit so vollen Händen schöpfen konnte.

Auf die Dauer genügte ihm das amerikanische Tätigkeitsfeld nicht. Hier konnte er neben dem zahlreichen und mit großen Mitteln ausgestatteten Gelehrtenstab der staatlichen Landesaufnahme doch nur beschränkte Teilarbeit leisten. In der Neujahrsnacht 1867/68 kam ihm in Kalifornien in einem Gespräch mit dem berühmten nordamerikanischen Geologen Whitney der Entschluß, wieder nach Asien zurückzukehren, wo die Verhältnisse inzwischen günstiger geworden zu sein schienen, und sein erworbenes Können an eine Aufgabe allergrößten Stils, an die Erforschung Chinas, zu setzen.

Es sind gerade die Hochjahre der großen innerkontinentalen Entdeckungen. Mit Begeisterung verfolgt die gesamte Welt die romantischen Taten der Durchquerer der Sahara wie Gerhard Rohlfs oder die Reisen des unermüdlichen Entschleierers von Südafrika, Livingstone. Die Schneeberge und Riesenseen der Nilquellengegend tauchen aus dem Unbekannten empor. Dunkel liegt noch über den umfangreichen Gebieten Afrikas, die später ein Stanley, ein Wissmann durchqueren sollten. Solche Gegenden, in denen höchster persönlicher Ruhm winkte, sucht Richthofen nicht auf. So sehr er auch immer die kühne Bahnbrechertat erster Eroberer von völligem Neuland gewürdigt hat, für sich wählt er das wissenschaftlich Größere. China war zwar ein Erdraum von gewaltiger Ausdehnung, aber in unseren Atlanten durchaus kein weißes Blatt wie Zentralafrika oder Inneraustralien, sondern überdeckt mit zahllosen Strömen, Seen, Bergen und Ortschaften mit Tausenden von Namen; für den Laien also ein anscheinend wohlbekanntes Land, dickleibige Werke schilderten es. Diese geographischen Darstellungen beruhten aber fast ausschließlich auf alten chinesischen Karten und Beschreibungen, die mit äußerster Trockenheit Einzeltatsachen aneinanderreihten, ohne jede tiefere Erfassung der Natur des Landes und ohne das leiseste Verständnis für den Gebirgsbau, die Grundlage aller geographischen Erkenntnis. Die bisherigen europäischen Chinareisenden hatten, mit wenigen Ausnahmen, ein solches auch nicht gehabt, und so war dies Gebiet, groß wie der Erdteil Europa, zwar keine Terra incognita im Laiensinne, im wissenschaftlichen aber schlimmer als das: ein Chaos von willkürlichen und irrigen Vorstellungen, das viel schwerer in



Reisen von Richthofens in China 1868—72

Ordnung zu bringen war als ein ganz jungfräuliches Gebiet. Dabei war dies China zugleich ein Land, in dem sich mit den gewaltigen natürlichen Erscheinungen die bedeutendsten menschlichen verbanden, ein Bereich uralter, großartiger Kultur, ganz anders als jene unbekannten Gegenden Afrikas. Und Richthofen war inzwischen über den reinen Geologen hinausgewachsen. Er war zum Geographen geworden, der die Gesamtheit der Erscheinungen der Erdoberfläche, einschließlich der organischen, ins Auge faßt, auch die unendliche Mannigfaltigkeit der menschlichen; und gerade diese! So schwebte ihm hier für China vor, zunächst zwar die unentbehrliche Grundlage für eine richtige Erfassung seiner Natur zu legen, d. h.

die Erkenntnis der großen Züge seines geologischen und orographischen Baus zu gewinnen. Darüber hinaus aber galt es, die sonstige Natur des Landes und die damit zusammenhängende Kulturentwicklung seiner ungeheuren Bevölkerung, seiner sich eben erschließenden Erzeugung, seiner auf der Hand liegenden Bedeutung für Welthandel, Weltverkehr und Weltpolitik zu untersuchen. Wirklich eine Aufgabe von gigantischen Ausmaßen!

1868 ist er wieder in Schanghai, und von hier führte er nun bis zum Jahre 1872 sieben große Reisen durch China aus: mehrere durch das untere Yangtsegebiet, eine durch Schantung, über das Gelbe Meer nach der Halbinsel Liautung und durch die Mandschurei nach Peking, eine andere südnördlich durch ganz China hindurch von Kanton über Hunan, Hupe, Honan und Schansi wieder bis Peking, endlich eine durch die innere Mongolei, Schansi und Schensi über den Tsinlingschan — auf dem alten Wege Marco Polos — nach Sz'tschwan und bis in die Grenzgebirge des tibetischen Hochlandes, von dort dann noch einmal durch das ganze Reich, in westöstlicher Richtung, längs des Yangtsekiang wieder bis nach Schanghai zurück. So hatte er China in einem größeren Umfange gesehen als, soweit wir wissen, irgendein Europäer vor ihm. Einen Teil dieser Reisen hat er mit finanzieller Beihilfe der Schanghaier Handelskammer ausgeführt, die später seine meisterhaften sachlichen Berichte in englischer Sprache unter dem Namen „Baron Richthofen Letters" herausgab.

Von August 1870 bis Mai 1871 hatte er infolge erneuter Unruhen in China eine Bereisung Japans, die inzwischen möglich geworden war, eingeschoben. Die Eindrücke in diesem schönheitsgesegneten Lande, über dem damals noch der ganze Blütenstaub der Unberührtheit lag, hatten ihn aufs höchste entzückt. Und doch ging er gern wieder nach China zurück. Erst in den kleineren Verhältnissen jenes Landes wurde ihm, wie er selbst es ausdrückte, die Großartigkeit recht bewußt, in der sich jede Frage in China bietet, mag sie sich auf die Ausdehnung im Raum beziehen, auf die geschichtliche Entwicklung in der Zeit oder auf Zahlen in Handel und Verkehr.

Nach zwölfjähriger Abwesenheit kehrte Richthofen im Dezember 1872 nach Deutschland heim, 39jährig, auf der Höhe der Kraft, im Besitz eines ungeheuren Wissensschatzes und trotz der Sparsamkeit seiner bisherigen Veröffentlichungen doch bereits eine angehende Berühmtheit. Man sah ihm mit außerordentlichen Erwartungen entgegen. Die Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, wo er seinen Wohnsitz nahm, wählte ihn zu ihrem Präsidenten, die Universität Leipzig bot ihm 1875 eine geographische Professur an; die Universität Bonn berief ihn 1876 auf den Lehrstuhl, den kein Geringerer als Oskar Peschel innegehabt hatte. Er lehnte die Leipziger Berufung für jetzt ab und erbat für die Bonner Urlaub, da er zunächst seine ganze Kraft seinem Reisewerke widmen wollte.

1877 konnte er den ersten Band dieses Werkes vorlegen, betitelt: „China. Ergebnisse eigener Reisen und darauf gegründeter Studien", monumental schon in

der äußeren Erscheinung, mehr noch in seinem Inhalt. Es übertraf auch die höchstgespannten Erwartungen und machte seinen Verfasser mit einem Schlage zum unumstrittenen Führer der damaligen geographischen Wissenschaft.

Dieser erste Band ist eine Einleitung größten Stils. Er führt aus, wie China nur verstanden werden kann aus seinen Beziehungen zum Gesamtkontinent Asien und insbesondere zu Zentralasien, dem es durch seinen Gebirgsbau, durch sein von dort aus bestimmtes Klima, durch seine dort entspringenden Riesenströme und anderes aufs innigste verknüpft ist. Deshalb entwirft er zunächst in den großartigsten Zügen ein wissenschaftlich ganz neues Gesamtbild Innerasiens und zeigt, wie dies im Wandel geologischer Zeiträume zu seiner so seltsamen heutigen Gestaltung gekommen ist: zu der Abflußlosigkeit des größten Teils seiner Räume und den damit verbundenen Erscheinungen, zu seinen trotz ihrer Riesenhaftigkeit unter ihrem eigenen Schutt fast vergrabenen Gebirgen, zu der Verwandlung großer Binnenmeere in furchtbare Wüsten usw. Hier findet sich auch seine geniale, heute allgemein angenommene Theorie von der Entstehung des berühmten fruchtbaren chinesischen Lößbodens aus den herübergewehten Staubmassen Zentralasiens.

Entsprach dies alles noch der von ihm schon bekannten physikalisch-naturwissenschaftlichen Forschungsrichtung, so überraschte er in der zweiten Hälfte des Buches auch die Geisteswissenschaftler durch eine nicht minder meisterhafte historische Untersuchung über die allmähliche Entstehung der Kenntnis von China, sowohl bei den Chinesen selbst wie im Abendlande, die er unter beherrschender Heranziehung eines ungeheuren literarischen Materials von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart schilderte. Der außerordentliche Reiz dieser Untersuchungen wird noch dadurch gesteigert, daß die geographische Landeskenntnis dem Verfasser gestattet, die oft recht dunklen historischen Quellen vielfach in ganz neuer, überraschender Weise zu deuten. Ein Beispiel dafür ist, wie er die uralten, scheinbar übernatürlichen und deshalb für Sage gehaltenen Meliorationsarbeiten des Ministers Yü als eine hochwertige zeitgenössische Reichsgeographie erkennt.

Und in welch einer wundervollen Sprache war das Buch geschrieben! Sie ist nicht bewußt großartig wie die Humboldts, bei dem man das immer als einen gewollten Teil seiner Wirkung erkennt, sondern stets nur reiner Ausdruck der Sache. Breit und schön rollen die Sätze dahin, voll männlicher Kraft und Würde, dabei trotz allen Gedankenreichtums einfach, für jeden Gebildeten verständlich, nicht selten von künstlerischer Meisterschaft. Die berühmten Schilderungen der chinesischen Lößgebiete z. B. gehören unbestritten zu dem Vollendetsten, was sprachliche Landschaftsdarstellung überhaupt geleistet hat.

Der zweite Band erschien 1881 und behandelte Nordchina. Hier entwickelt Richthofen nun auf geologischer Grundlage ein ins Einzelne gehendes Bild des Landes, bleibt aber bei dem rein Morphologischen der anorganischen Natur nicht stehen, sondern läßt daraus mit gleichem Verständnis und seherischem Feingefühl auch die menschlichen Verhältnisse hervorwachsen, sowohl die historischen wie die

modernen, insbesondere die wirtschaftlichen der Gegenwart; ja er eröffnet auch weitreichende Ausblicke in die Zukunft. Neben diesen Einzeldarstellungen gibt er aber auch glänzende Gesamtschilderungen. Schon eine der ersten Besprechungen des Werkes bezeichnete gerade diese als eine „allgemeine Charakteristik des Landes, wie sie bisher noch nie eines Menschen Geist entwarf und entwerfen konnte, und die ganz dazu angetan ist, Allgemeingut der Gebildeten zu werden". Für die Welt der Technik und Wirtschaft von größtem Interesse war seine Feststellung der ungeheuren Schätze an Steinkohlen wertvollster Art, die Nordchina neben den Vereinigten Staaten als kohlenreichstes und mit seinen billigen und willigen Arbeitskräften deshalb als wirtschaftlich vielleicht zukunftssicherstes Land der Erde erscheinen ließen. Seine Schilderung der Kiautschoubucht und der Provinz Schantung, die er später in einem besonderen Buche noch erweiterte, hat den Anlaß dazu gegeben, daß wir bei dem Aufbau unseres Kolonialreiches dies Gebiet zu unserem Stützpunkt in China auserwählten.

Mit dem Bande erschien zugleich ein großer geologischer und geographischer Atlas von Nordchina. Wenn man seine Blätter mit den bisherigen Darstellungen vergleicht, dann erkennt man auf den ersten Blick, wie hier durch die Geistesarbeit eines einzelnen Mannes ein Chaos durchleuchtet und gebändigt wurde.

Band vier und fünf des Werkes brachten die Bearbeitung von Richthofens geologischen und paläologischen Sammlungen durch einige seiner Schüler, wie Frech und Schenk. Die Vollendung des dritten Bandes, Südchina umfassend, erlebte der Meister selbst nicht mehr. Er ist erst aus seinen hinterlassenen Fragmenten mit höchster Hingebung und Einfühlungskunst von Ernst Tiessen zusammengestellt und 1912 herausgegeben worden, zugleich mit dem in ähnlicher Weise von M. Groll vollendeten Atlas des südlichen China. So liegt heute doch das gewaltige Werk abgeschlossen vor, ein monumentum aere perennius.

Von Richthofens sonstigen Veröffentlichungen muß vor allem noch das 1886 erschienene Werk erwähnt werden, das den Titel „Führer für Forschungsreisende" trägt. Damit ist nicht etwa eine Übersicht über die damals noch unentdeckten Räume der Erde gemeint, sondern es vertrat vielmehr gerade den Gedanken, wie die Erdoberfläche über die bloße Entdeckung hinaus wissenschaftlich erforscht und verstanden werden müsse. Hatte er in seinem „China" hierfür ein praktisches Beispiel gegeben, so war dies Werk die theoretische Ergänzung dazu. Allerdings nur für einen Teil der Aufgaben. Der „Führer" beschränkt sich so gut wie ganz auf die anorganische Natur und besonders auf die Morphologie der Landoberfläche und die sie umgestaltenden Kräfte. Hier aber ist es durch seine außerordentliche Beherrschung des Stoffs, den genialen Aufbau, die Klassifikation und ungewöhnliche logische Klarheit ein grundlegendes Lehrbuch geworden, das die Entwicklung der geographischen Wissenschaft jahrzehntelang maßgebend beeinflußt hat.

1883 verließ er Bonn und folgte einem neuen Rufe als Professor nach Leipzig. Dabei hielt er die berühmte Antrittsrede über „Aufgaben und Methoden der heutigen

Geographie", die die Geographie als die Wissenschaft von dem Örtlichen aller Erscheinungen der Erdoberfläche und von den aus ihrer Örtlichkeit sich ergebenden Wechselwirkungen aufeinander kennzeichnete und sozusagen das Manifest der neuen Erdkunde in den Jahrzehnten um die Wende des Jahrhunderts wurde, das bis heute eigentlich noch nicht ersetzt ist. Im Jahre 1886 erhielt er endlich den Ruf an die Universität Berlin, d. h. in die führende Stellung, die ihm bis zu seinem Ende Gelegenheit bot, die ganze Fülle seiner Gaben zu entfalten.

Zu diesen gehörte vor allem eine besondere Befähigung zur Organisation. Er hat die Gesellschaft für Erdkunde wissenschaftlich wie gesellschaftlich grundlegend umgestaltet. Den Gipfel hierbei bildete der Internationale Geographenkongreß 1899. Nach außen hin bedeutete er, weit über unser Vaterland hinaus, einen Höhepunkt in der großen Linie von Richthofens Laufbahn. Niemand konnte sich dem Eindruck entziehen, daß dieser hochgewachsene Mann mit der geistvollen Stirn, der dort in so vollendeter Würde bei den Verhandlungen den Vorsitz führte oder die glänzenden gesellschaftlichen Veranstaltungen leitete, ein Fürst der Wissenschaft war. Auch die Ausländer erkannten ihn sichtlich als einen solchen an.

Von anderen organisatorischen Leistungen Richthofens ragt hervor die Einrichtung des Instituts und Museums für Meereskunde, die ihn während der letzten Lebensjahre besonders beschäftigte. Kaiser Wilhelm II. hatte ihn damit beauftragt in seinem Bestreben, das deutsche Volk auf die Bedeutung des Meeres als Quelle der Völkergröße hinzuweisen und für seine Flottenpolitik zu gewinnen. Richthofen schuf hier eine Sehenswürdigkeit der Hauptstadt und ein wissenschaftliches Unterrichtsinstitut mustergültiger Art, das noch bis heute in der von ihm angebahnten Form öffentlicher Vortragskurse von führenden Persönlichkeiten der verschiedensten Arbeitsgebiete Belehrung in die weitesten Kreise trägt.

Dieses organisatorische Talent veranlaßte die leitenden Staatsbehörden in wachsendem Umfange, ihn, oft mehr als ihm selbst willkommen war, zur Beratung und Vorbereitung großer wissenschaftlicher Veranstaltungen oder staatlich zu fördernder Forschungsunternehmungen heranzuziehen. Hat doch sogar König Leopold von Belgien einmal versucht, ihn für den Kongostaat zu gewinnen. Er lud ihn nach Brüssel ein, stellte ihm dort im Palais eine fürstliche Gastwohnung zur Verfügung und machte ihm die glänzendsten Anerbietungen. Richthofen aber hing viel zu sehr mit seinem ganzen Wesen an Deutschland, als daß er sich dazu hätte entschließen können, dauernd in fremde Dienste zu treten.

Otto Baschin, als Kustos des Geographischen Instituts der Universität mit ihm jahrzehntelang besonders vertraut, schreibt nach seinem Hingang: „Die vornehme Art, in der er seine eigene Person dabei völlig in den Hintergrund treten ließ, nur die Sache selbst im Auge behielt und mit weitem Blick und staatsmännischem Empfinden unter scharfer Hervorhebung des Wesentlichen, bei Vernachlässigung der nebensächlichen Punkte, in ruhiger Sachlichkeit die ein-

zelnen Momente gegeneinander abwog, haben wohl selten ihren Eindruck verfehlt. Größtenteils lag darin das Geheimnis des großen Einflusses, den er in allen Kreisen besaß, mit denen er amtlich oder privatim zu tun hatte, daß seine Ansicht so gut begründet, von so hohen ethischen Gesichtspunkten getragen war und in so ansprechender Form zum Ausdruck gebracht wurde, daß jeder sich gern zu Richthofens Meinung bekehren ließ, meist in dem Bewußtsein, damit selbst zu einer besseren und vornehmeren Auffassung gelangt zu sein. Aber niemals hat Richthofen seinen Einfluß mißbraucht. Es wäre auch nicht möglich gewesen, denn der Zauber seiner Persönlichkeit beruhte ja gerade in seiner Ehrlichkeit und Gerechtigkeit, seiner Uneigennützigkeit und Güte." Und der berühmte Göttinger Fachgenosse Hermann Wagner schrieb: „Nicht seine soziale Stellung allein oder der Takt des Diplomaten, den er so oft glänzend bewährt hat, sondern mehr die Überzeugung von der Uneigennützigkeit und Geradheit der Gesinnung hat ihm den weitreichenden Einfluß verschafft, um den man ihn oft beneidete."

Die stärkste Wirkung seines Geistes und die größte Verehrung seiner Person hat Richthofen wohl seine Tätigkeit als Universitätslehrer, als Bildner und Freund seiner Schüler eingetragen. Seine Vorlesungen waren nicht leicht, aber für genügend Vorgebildete von einem unvergeßlichen Reiz. Nicht nur das große Wissen war dabei das Zwingende, sondern auch die vorbildliche Art des wissenschaftlichen Denkens, die unablässige Erziehung zur streng induktiven Methode und zur unbestechlichen Kritik; vor allem Selbstkritik. Es waren weniger bestimmte Vorschriften, die er für das wissenschaftliche Arbeiten gab, als das vollendete eigene Beispiel.

Am stärksten wirkte das eigentümliche Fluidum, das von seiner Persönlichkeit ausging, in dem engeren Kreise seiner Schüler, dem sogenannten „Kolloquium". Diese allwöchentliche Vereinigung junger Geographiestudierender zu seminaristischen Übungen wurde rasch berühmt, und ihr angehört zu haben ein Stolz der späteren Fachgenossen. Eine große Anzahl der führenden Inhaber der geologischen und geographischen Lehrstühle der letzten Jahrzehnte ist aus diesem Kreise hervorgegangen. In einer auf deutschen Hochschulen sonst nahezu einzigen Weise wurde es Sitte, daß die besten Schüler auch nach Abschluß ihrer Universitätsstudien, auch wenn sie längst selbständig in Beruf und Forschung hervorgetreten waren, doch dauernd Mitglieder des „Kolloquiums" blieben, die Versammlungen, soweit Wohnsitz und Tätigkeit es gestatteten, weiter besuchten und an den Erörterungen teilnahmen. Infolgedessen stand hier jedesmal ein ungewöhnliches Maß von Wissen und Erfahrung zur Verfügung, um die Erörterungen zu beleben und zu vertiefen, und da sich an die wissenschaftlichen Sitzungen stets unter Richthofens Teilnahme ein zwangloses „Postkolloquium" im Spatenbräu in der Friedrichstraße anschloß, so wurde aus diesem engeren Schülerkreise allmählich ein Freundesbund von einer ganz seltenen Vertrautheit und Treue. Er dauerte auch über des Meisters Tod hinaus. Als Richthofen am 5. Oktober 1905, mitten in

tätigster Frische, ein Jahr nachdem er das Rektorat der Universität bekleidet hatte, infolge eines Schlaganfalles ohne Leiden verschied, schloß sich nach der Trauerfeier der daran teilnehmende Kreis seiner Schüler zusammen und gab sich unter dem Namen „Richthofentag" eine feste alljährlich tagende Einrichtung, die bis zum heutigen Tage die noch lebenden Mitglieder zusammenschließt und die nicht nur die Erinnerung und Verehrung, sondern durch eigene Vorträge, Erörterungen und Publikationen auch den wissenschaftlichen Geist des Dahingegangenen lebendig erhält. In Richthofens Verhältnis zu seinen Schülern, die er auch in weitem Umfang in sein schönes, mit reichen Sammlungen geschmücktes und in vornehmster Geselligkeit geführtes Haus hineinzog — er war seit 1879 in sehr harmonischer Ehe mit einer Verwandten, Freifrau Irmgard von Richthofen, verheiratet —, trat das Schönste seines Wesens hervor, die tiefe Güte und Menschlichkeit, die man an ihm fühlte. Das vollgültigste, eindrucksvollste Zeugnis dafür hat wohl der berühmteste Richthofen-Schüler, Sven Hedin, abgelegt. Hedin kam 1889 zu Richthofen nach Berlin, studierte dann mehrere Jahre in Deutschland und blieb auch seitdem, in der angedeuteten Weise, Mitglied des „Kolloquiums" und des daraus entsprossenen Freundeskreises bis zum heutigen Tage. Obwohl des schwedischen Forschers Ruhm rasch zu fast beispielloser Höhe emporstieg, hielt er doch Richthofen gegenüber immer an der Stellung des „Schülers" fest, der mit bewundernder Verehrung zu seinem wissenschaftlichen Meister emporschaute, der alle seine großen Pläne vorher mit ihm besprach, alle Erfolge bei ihrer Durchführung ihm vor allem mitzuteilen sich freute und in seiner Bewertung den stolzesten Lohn erblickte. Zur Feier des hundertsten Geburtstages, 1933, hat der Richthofentag unter dem Titel „Meister und Schüler" die Briefe herausgegeben, die Richthofen im Laufe der Jahre an Hedin geschrieben hat. Es gibt nichts Wundervolleres in seiner Art als dieses mit Erläuterungen von Hedin selbst versehene Buch, in dem man das Verhältnis zwischen diesen beiden Männern entstehen, immer mehr sich vertiefen und Hedins ganzes Leben begleiten sieht — sieht, wie Richthofen die ungewöhnlichen Gaben des noch so jungen Mannes erkennt, wie er in vollkommener Neidlosigkeit seinen Höhenflug verfolgt und fördert und in schönster Weise sich seiner Verehrung und Liebe erfreut. In diesen ganz persönlichen Briefen Richthofens, von dem Hedin sagt: „Ich habe ihn nicht nur als das Ideal eines Forschungsreisenden und Geographen bewundert, sondern auch, und in noch höherem Grade, als einen idealen Menschen", ist, für jeden zugänglich, ein Hauch des Wesens dieses Mannes gebannt, der nicht nur bewunderns-, sondern auch liebenswert war wie wenig andere, vornehm vom Scheitel bis zur Sohle, adlig im höchsten und schönsten Sinne dieses Wortes.

Carl Weyprecht und Julius Payer

1838—1881 1842—1915

Von

Johannes Georgi

Wenn Lebensbeschreibungen nicht nur „interessant", sondern für die Nachwelt fruchtbar sein sollen, müssen sie neben den einmaligen und vergänglichen Einzelzügen die allgemeinen Kräfte aufzeigen, die sich in den dargestellten Menschen zu weithin sichtbarer Höhe entfaltet haben, die aber in Herkunft und Auswirkung dem ganzen Volk oder Stamm angehören und in dessen Erbgut weiter überliefert werden. Diese Aufgabe mag in vollem Umfange lösbar sein für Gestalten, die im öffentlichen Leben Entscheidendes geleistet haben, deren Lebenswerk und -äußerungen in der Überlieferung festliegen. Sie ist aber sehr schwer bei Männern, die — gerade in der Polarforschung — sich in wenigen Jahren aus dem Unbekannten zu Weltberühmtheit erheben, um nach Durchführung ihrer Aufgabe wieder in den Schatten des Privatlebens zurückzutreten. Die beiden Fragen „Wie ist dieser Mann zur Polarforschung gekommen?" und „Wie hat er seine arktischen Erfahrungen, ja sein Leben weiterhin in den Dienst dieser Idee gestellt?" eröffnen uns tiefere seelische und zeitgeschichtliche Einblicke als die noch so liebevolle Ausmalung der Expeditionserlebnisse selbst.

Wir haben wenige deutsche Polarforscher ganz großen Formates gehabt, und in Wechselwirkung damit ist auch Deutschland seltener als die nordisch-angelsächsische Welt durch den Ruf des Nordens erregt und zur Mitwirkung weiter Volkskreise begeistert worden. Es ist ein besonderes Glück, daß gleichzeitig zwei deutsche Polarforscher von Rang, Weyprecht und Payer, Mitglieder der Österreichisch-Ungarischen Polarexpedition auf „Tegetthoff" 1872 bis 1874, bei gleicher Tüchtigkeit die möglichst verschiedenen Erscheinungen des Polarforschers darstellen: die heutige, geophysikalisch eingestellte und die ältere, vorwiegend geographisch entdeckende Richtung.

Als Landsmann von Liebig und Gervinus wurde Carl Weyprecht in Darmstadt am 8. September 1838 geboren, wuchs aber in dem Städtchen König im Odenwald auf, wohin sein Vater, vormals großherzoglicher Hofgerichtsadvokat, als Erbach-Schönberger Güterdirektor übersiedelt war. Im Elternhaus herrschte reges geistiges Leben. Der Knabe, dritter Sohn, wird als lebhaft, freundlich und aufgeweckt geschildert. Sein späterer Freund, k. k. Seeinspektor in Fiume Heinrich von Littrow, Bruder des bekannten Wiener Astronomen, berichtet: „Bei seiner lebhaften Phantasie und seiner Kaltblütigkeit, die vor nichts zurück-

schreckte, erwachte sehr bald die Neigung für das Seewesen, das sich durch entsprechende Lektüre immer mehr entwickelte." So ernst nahm er es mit diesem Beruf, daß er um des besseren Mathematikunterrichtes willen 1853 vom Gymnasium auf die Höhere Gewerbeschule (spätere Oberrealschule) in Darmstadt überging. Um Seeoffizier zu werden, trat er 1856 als Seekadett in die österreichische Kriegsmarine ein; er wurde 1861 Schiffsfähnrich, während er auf die Fregatte „Radetzky" kommandiert war. Ihr Befehlshaber, der spätere Sieger von Lissa, Tegetthoff, wurde auf die besondere wissenschaftliche Begabung und den Charakter Weyprechts aufmerksam, und seinem Eintreten verdankt es Weyprecht wohl, daß er schon seit der ersten Erörterung einer österreichischen Polarexpedition als deren Führer ausersehen wurde. 1863—1865 war er Instruktionsoffizier, später Leiter des ganzen Unterrichts auf dem Schulschiff „Huszar". In der Seeschlacht bei Lissa 1866 zeichnete er sich in einem kritischen Zeitpunkt durch Kaltblütigkeit und Umsicht besonders aus, wofür ihm der Orden der Eisernen Krone mit der Kriegsdekoration verliehen wurde; das damit verbundene Recht auf Erhebung in den erblichen Ritterstand schlug er aus. Astronomie, Meteorologie und Physik beschäftigten ihn in seinen Mußestunden. 1868 wurde er Linienschiffsleutnant (Hauptmann), nachdem er 1867/1868 auf den zur Verfügung des Kaisers Maximilian in Mexiko stationierten Dampfer „Elisabeth" kommandiert war. Nach der Rückkehr wurde er in die Kommission für die adriatische Küstenaufnahme entsandt und 1870 zur Mitwirkung an einer österreichischen Sonnenfinsternis-Expedition nach Tunis.

Will man die Hinneigung Weyprechts und Payers zur Polarforschung verstehen, so wird man fragen, welche Eindrücke dieser Art in ihrer Jugend auf sie eingewirkt haben. Nun war freilich die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die stolzeste Zeit der arktischen Forschung. Parry drang 1819, 1820 und 1824 weit in die geheimnisvollen Meeresstraßen der kanadischen Inselwelt ein und erreichte 1827 mit Schlitten nördlich von Spitzbergen die für die nächsten fünfzig Jahre höchste Nordbreite 82,7°. James Clark Roß fand 1831 den magnetischen Nordpol, 1838—1843 erforschte er mit den Schiffen „Erebus" und „Terror" beträchtliche Teile der Antarktis. Schließlich ging 1845 (im siebenten Lebensjahr Weyprechts) Sir John Franklin mit den gleichen Schiffen auf die Suche nach der nordwestlichen Durchfahrt. Franklin mit seinen hundertsiebenunddreißig Mann wurde ein Opfer von Hunger und Kälte. Aber die jahrelange Ungewißheit über sein Schicksal veranlaßte eine große Zahl von Sucherpeditionen, die trotz der traurigen Veranlassung die Kenntnis der Polarländer außerordentlich bereicherten und zur glanzvollsten Epoche der englischen Polarforschung wurden. Diese Berichte mögen auch ihren Weg in Weyprechts Elternhaus gefunden haben. Man kann verstehen, daß ein Knabe, der ohnehin von Seefahrt und Heldentaten träumte, die Berichte eines McClintock, Dr. John Rae, McClure, Inglefield, Belcher, Bellot verschlungen haben wird.

Aber mag auch auf diese Weise eine vorhandene Veranlagung geweckt sein — es bedarf zu ihrer Auslösung meist auch einer persönlichen starken Einwirkung, die die Hemmungen von Erziehung und Berufsleben überwinden läßt. Der Mann, der den beiden jungen Männern Weyprecht und Payer diesen letzten Anstoß gab und ohne den es damals kaum eine deutsche Polarforschung gegeben hätte, war der berühmte deutsche Kartograph und Geograph August Petermann. Er lebte seit 1845 in England, trug den Ehrentitel eines Geographen der englischen Krone und wurde bei der Planung der Sucherpeditionen nach Franklin beratend hinzugezogen. Schon damals wies er als günstige Eingangspforte in das Polargebiet auf die Gegend zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja hin, wo später 1871 und 1872—1874 Weyprecht die Durchfahrt zu erzwingen versuchte, im Gegensatz zu der damaligen englischen Polarforschung, die den Zugang zu dem allgemein als schiffbar angenommenen Polarmeer durch den Smith-Sund im Westen Grönlands suchte.

Die Geburtsstunde einer deutschen Polarforschung war der 23. Juli 1865, als Petermann, nun Leiter der weltberühmten Geographischen Anstalt von Perthes in Gotha, vor dem Deutschen Geographentag in Frankfurt am Main die Ergebnisse seiner Forschungen vortrug, wonach der Golfstrom weit in das Barentsmeer, ja wahrscheinlich in das eigentliche Polarmeer eindringt. Deshalb hielt er die Annahme einer leichteren Zugänglichkeit der inneren Arktis zu Schiff in der Gegend von Nowaja Semlja für berechtigt.

Weyprecht kam gelegentlich dieses Vortrages mit Petermann in Frankfurt zusammen. Im März 1866 bot Weyprecht Petermann an, auf eigene Kosten mit dreitausend Gulden eine Expedition auszurüsten für eine fünfmonatige Forschungsreise nach Spitzbergen und in das Meer zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja auf einem nur mit vier Matrosen bemannten kleinen Fahrzeug von Hammerfest aus. Dieses Unternehmen wurde zunächst durch den Deutsch-Österreichischen Krieg vereitelt, dann durch die schwere Malaria, die sich Weyprecht 1868 in Mexiko geholt hatte. Ohne Kenntnis dieser Erkrankung war er von Petermann bereits als Leiter der Ersten Deutschen Nordpolarexpedition 1868 ins Auge gefaßt worden. Dieser Plan wurde erst 1871 in der Vorexpedition mit „Isbjörn" zur Ausführung gebracht. Trotzdem bleibt Weyprechts erster, früher Plan ein Ruhmesblatt für den jungen Forscher wie ein Beweis für die mitreißende Kraft Petermanns, der mit Recht den Namen „Vater der deutschen Polarforschung" trägt.

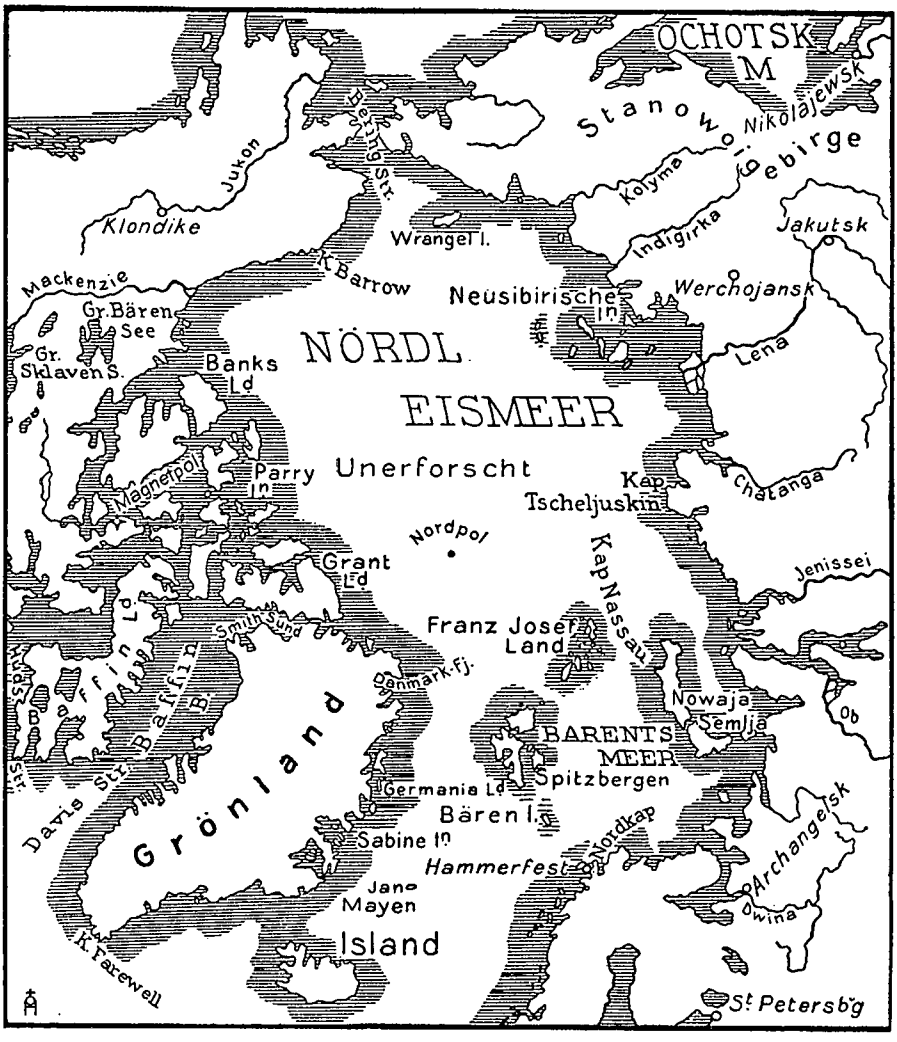
Daß die Hinwendung zur Polarforschung bei Weyprecht keine Laune, sondern eine für sein ganzes Leben mit allen Folgen getroffene Entscheidung war, zeigt der, wenn auch vergebliche Versuch im Jahre 1870, seinen früheren Plan gemeinsam mit Dr. E. Bessels aus Heidelberg zu verwirklichen. In diesem Jahre wurde Weyprecht mit dem k. k. Oberleutnant Julius Payer bekannt, der soeben von der Zweiten Deutschen Nordpolarexpedition 1869/1870 nach

Nordostgrönland unter Koldewey zurückgekehrt war und der ebenfalls bereits mit Petermann in Verbindung stand und weitere Polarreisen plante. Der mit Weyprecht befreundete Graf Wilczek stellte als Grundstock einer österreichischen Nordpol-Expedition vierzigtausend Gulden zur Verfügung. Petermann veröffentlichte einen begeisternden Aufruf, und mit Hilfe anderer österreichischer Mäzene sowie durch Sammlungen in Österreich und Deutschland wurde die benötigte Summe von zweihunderttausend Gulden zusammengebracht.

Ein starker Beweis für die Gewissenhaftigkeit und den sittlichen Ernst, womit Weyprecht seine Aufgabe als Leiter einer großen Arktis-Expedition auffaßte, war, daß er es für nötig hielt, mit einem kleinen Teile der von Wilczek und Petermann beschafften Gelder zusammen mit Payer 1871 eine Vorexpedition in den als Einbruchstelle vorgesehenen Teil des Polarmeeres zu unternehmen. Auf einem norwegischen, mit Norwegern bemannten Kutter „Isbjörn" wurde, durch ungünstige Eisverhältnisse sehr behindert, in der Umgegend von Spitzbergen und weiter östlich erkundet und auf 42° Ost erstmalig in diesem Meeresteil die hohe nördliche Breite von 78,7° erreicht. Hier beobachtete man mancherlei Anzeichen von Land, die vielleicht schon auf das bei der Hauptexpedition entdeckte Franz-Josephs-Land hindeuteten. Das bis 78° Nord hier durchweg eisfreie Meer schien die Wahl dieser Gegend zum Eindringen in die Arktis durch die Hauptexpedition zu rechtfertigen.

Das volkstümliche Ziel der Unternehmung war natürlich das Vordringen gegen den Nordpol. Weyprecht selbst, gestützt auf Petermanns und eigene Studien über den Verlauf des Golfstromes und die Einwirkung der sibirischen Ströme auf die Eisbildung im Polarmeer, hatte indessen in dem wissenschaftlichen Plan der Reise das Vordringen in Richtung der nordöstlichen Durchfahrt in den Vordergrund gestellt. Auch hier ist wieder menschlich bemerkenswert, daß ihm schon Jahre vorher diese nach außen nicht so glänzende, aber bedeutsamere Aufgabe klar vor Auge stand. Littrow berichtet, wahrscheinlich aus dem Jahre 1866: „Schon damals schwärmte er nur für die nordöstliche Passage von Norwegen über das Sibirische Meer nach der Beringstraße. Schon damals hielt er fest an der Idee des Einflusses der großen Flüsse Ob, Jenissei, Lena, Indigirka auf die Luft- und Wassertemperatur jener unwirtlichen Gegenden und träumte nur vom Kap Tscheljuskin, auf dessen Erreichung und Umschiffung oft ... toastiert wurde."

Nun war die Bahn frei für Weyprecht als Führer und Schiffskommandant der Österreichisch-Ungarischen Nordpol-Expedition 1872—1874 auf dem neuerbauten Polarschiff „Tegetthoff", einem Segler von 220 t mit Dampfmaschine von 100 PS. Eine Besonderheit in jenen Jahren, als weite Kreise nur die norwegischen Robbenfänger zur Eisfahrt geeignet hielten, ist die von Weyprecht mit triftigen Gründen, aber gegen starken Widerstand mühsam durchgesetzte Verwendung von Matrosen der Adriaküste bei Fiume, die aber durch das Ergebnis



Karte des Nordpolargebietes

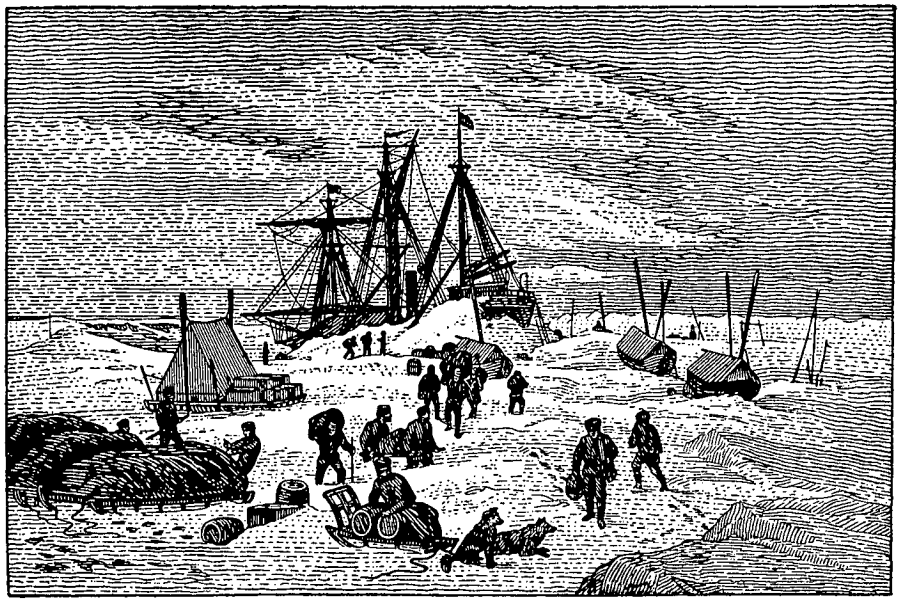
gerechtfertigt wurde. Ähnlich verfuhren später der Herzog der Abruzzen 1899 bis 1900 und Nobile 1928. Welchen tiefen Eindruck auf Weyprecht die in seine Jugendzeit fallenden Suchreisen nach Franklin gemacht hatten, erkennen wir noch jetzt daran, daß alle Teilnehmer der Expedition einen Revers unterschrieben, worin sie feierlich auf jede Hilfsexpedition zu ihrer Rettung verzichteten. „Wir haben", so schreibt er einem Freunde, „bei den Franklin-Aufsuchungen erfahren, daß es zu nichts führt, Verschollenen nachzulaufen. Auf solche Hilfe kann man in jenen Gegenden nicht warten."

Der vom Nordende von Nowaja Semlja aus geplante Vorstoß in das Polarmeer mißlang. Schon am 21. August 1872, dem gleichen Tage, an dem man die

Küste bei Kap Nassau verlassen hatte, wurde der „Tegetthoff" vom Eise besetzt und wurde wider Erwarten und sonstige Erfahrung auch seitdem nicht wieder frei. Die Trift führte in vierzehn Monaten bis zum neunundsiebzigsten Breitengrad, wo sich das Schiff am 1. November 1873 im Küsteneis des neu entdeckten Franz-Joseph-Landes festlegte. Während der Trift bedrohten fast ununterbrochen schwere Eispressungen das Schiff. Nur dank seinem gerundeten Querschnitt wurde es durch den seitlichen Druck gehoben, während sich die pressenden Schollen unter dem Kiel zusammenschoben und schließlich ein Lager von mehr als neun Meter Mächtigkeit bildeten, worauf das Schiff, über die Meeresoberfläche erhoben, ruhte. Es ist nur gerecht, wenn man feststellt, daß auf diese Weise zum ersten Male eine erfolgreiche Trift durch einen der gefährlichsten Teile des Polarmeeres von mehr als Jahresdauer und etwa tausend Seemeilen wahrer Strecke gelungen ist, gewissermaßen eine Hauptprobe für die spätere Trift Fridtjof Nansens durch das Polarmeer 1893—1896.

Daß im zweiten Sommer im Norden Land gesichtet wurde — das im dritten Sommer auf Schlittenreisen durch Payer bis 82° Nord erforschte Franz-Joseph-Land —, hat Weyprecht niemals darüber trösten können, daß seine Expedition so bald nach ihrem Beginn im Eise gefangen war. „Das Glück, ein neues Land entdeckt zu haben, wiegt das Mißgeschick nicht auf, willenlos getrieben zu sein." Stolz war er mit Recht darauf, daß während der Eisfahrt ein umfangreiches wissenschaftliches Programm an meteorologischen, ozeanographischen und erdmagnetischen Beobachtungen erledigt wurde, und zwar mit Hilfe der Schiffsoffiziere in zweistündlich Tag und Nacht durchlaufenden Messungsreihen.

Wie bekannt, mußte im Sommer 1874, als sich noch immer keine Möglichkeit zur Befreiung des Schiffes zeigte und der Proviant auf die Neige ging, dieses verlassen werden. Die schweren Boote auf Schlitten mitschleppend, mit den trotz Zurücklassung allen Privatgepäcks und der meisten Sammlungen schweren Lasten über höckeriges Scholleneis und durch tiefen, weichen Schnee ging der mühselige Zug nach Süden. In drei Teilen wurde die Last fortgeschleift, zweimal mußten die Männer den Weg leer zurückgehen, so daß großenteils die zurückgelegte Strecke fünfmal begangen wurde. So langsam kam man vorwärts, daß zeitweise die vom Südwind nach Norden getriebenen Eisfelder rascher rückwärts trifteten, als die Expedition sich vorwärts arbeiten konnte. Der Proviant wurde knapp, das Eis schien kein Ende und die furchtbare Anstrengung keinen Zweck zu haben. Weyprecht war es, der durch die überzeugende Kraft seiner Führerpersönlichkeit seine Kameraden aufrecht hielt. Wie er in dieser Zeit die wenigen Lebensmittel verteilte, wie er beim Schlittenziehen und später, als man glücklich in offenes Wasser des Barentsmeeres gelangt war, beim Rudern mit gutem Beispiel voranging, so konnte er noch unter diesen Umständen von seinen Kameraden bedingungslosen Gehorsam verlangen. Hierauf ist er



Das Verlaſſen des „Tegetthoff". Nach einer Zeichnung von Julius Payer

ſtolz: „Als wir endlich nach ſechsundneunzig Tagen unſeren Retter, den ruſſiſchen Schoner fanden, da kletterten nicht abgemattete, ſieche Schiffsbrüchige über die Bordwände, ſondern eine abgehärtete, wohldiſziplinierte Schiffsbemannung, und von Freudentränen und ähnlichen, nur in der Einbildung ſentimentaler Naturen exiſtierenden Ausbrüchen zurückgehaltener Verzweiflung war keine Spur zu bemerken."

Wenn wir ſchon Weyprechts vierzehnmonatige Trift mit dem auf Eispreſſungen hin rund gebauten Schiff „Tegetthoff" als eine für die Zukunft wegweiſende Tat werteten, ſo hat ihn der ſchwere, vierundachtzigtägige Eismarſch auch gezwungen, wie es in unſeren Tagen Stefansſon nannte, „vom Lande zu leben". Der Proviantvorrat, der mitgenommen werden konnte, ſetzte erheblichen Zuſchuß durch unterwegs geſchoſſene Eisbären und Seehunde voraus. Weyprecht beſchreibt ſehr draſtiſch, wie er ſelbſt angeſichts ſeiner Kameraden und mit gewiſſer Überwindung zum erſten Male rohen Seehundſpeck aß, wie aber dieſe Nahrung bald ſo beliebt wurde, daß allgemeines Bedauern entſtand, wenn ſpäter einmal kein Seehund „als Zukoſt" zur Verfügung ſtand, und er hat ganz ohne Zweifel recht, wenn er den in Anbetracht der furchtbaren Anſtrengungen des Eismarſches ſehr guten Geſundheitszuſtand ſeiner Kameraden auf dieſen für die älteren Expeditionen ungewöhnlich ſtarken Verzehr friſchen und rohen Fleiſches und Specks zurückführte. Auch hier ſehen wir dieſe Linie von Nanſen fortgeführt, der in gleicher Weiſe ſeine berühmte Überwinterung auf Franz-Joſeph-Land 1895/1896 glücklich überſtehen konnte.

Von der Heimreise schrieb Weyprecht an seinen Freund und Helfer von Littrow: „Was mich am meisten drängt, Dir zu schreiben, ist: ... Dir bekanntzugeben, wie brav sich die Leute, Offiziere und Mannschaft, während der ganzen Zeit benommen haben ... Dies ist in meinen Augen das höchste Lob, das man einer Mannschaft erteilen kann — zugleich aber, ich gestehe es offen, meine Freude, mein Stolz." Admiral Wüllerstorff, der an der Ausarbeitung der meteorologischen Ergebnisse besonderen Anteil hat, berichtet von dem mühevollen Eismarsch vom verlassenen Schiff nach Süden: „Als man die Eisgrenze erreicht und die Schlitten zurückgelassen hatte, nahm er ein Ende der Zugleine als Andenken mit und bewahrte es wie eine Trophäe in seinem Zimmer, um sich in jeder Lage seines Lebens jener harten Tage zu erinnern, wo er an jenem Stricke zog, wo er sich wirklich ob der menschlichen Ohnmacht und des Mangels an Kräften unglücklich fühlte, aber doch auch die Überzeugung gewann, daß Ausdauer und fester Wille viel, wenn nicht alles besiegen können."

Diese männliche Einstellung verließ ihn auch nicht, als ihm klargeworden war, daß die rein geographischen Entdeckungen in den Polarzonen durch die bisherigen Polarreisen mit zu großem Aufwand an Menschenleben und Geldmitteln erkauft seien. Schon von der Heimreise schrieb er, „daß die Polarexpeditionen in den Dienst der physikalischen Forschung treten müßten ... Das allein betrachte ich als ein wertvolles Resultat unserer mühevollen Reise". Die notwendige Umstellung der Polarforschung von den vereinzelten und dauernd den Ort wechselnden Forschungs*fahrten* auf Forschungs*warten* von wenigstens einjähriger Dauer auf Polarschiffen oder festen Stationen hat er am 18. Januar 1875 in einem öffentlichen Vortrag in Wien näher ausgeführt, schließlich am 18. September 1875 vor der Achtundvierzigsten Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte in Graz in einem Vortrag von damals gar nicht abzusehender historischer Bedeutung über die „Grundprinzipien der arktischen Forschung" dem Urteil der wissenschaftlichen Welt unterbreitet. Hierdurch und durch eine intensive persönliche Werbearbeit ist Weyprecht der Vater des Internationalen Polarjahres 1882/1883 geworden, woran sich schließlich zwölf Staaten mit vierzehn arktischen Überwinterungsstationen und weiteren vierunddreißig Stationen außerhalb der Arktis beteiligten, und das, als schönstes Denkmal Weyprechts, im Zweiten Internationalen Polarjahr 1932/1933 mit vierundvierzig beteiligten Staaten seine Erneuerung fand.

Weyprecht entfaltete zur Verwirklichung seines schon während der geschilderten Expedition von 1872—1874 gefaßten Planes eine unermüdliche Tätigkeit. Nicht nur gelang es ihm, seine Pläne durch die Internationale Meteorologische Organisation zu Annahme zu bringen, die 1879 eine internationale Polarkommission unter dem Vorsitz von G. Neumayer, dem Direktor der Deutschen Seewarte, einsetzte. Er konnte auch unmittelbar die Zusage einer Beteiligung an seinem Plan von Österreich (wieder unter der Patenschaft des Grafen Wilczek), Dänemark,

Norwegen, Schweden, Deutschland und Rußland erhalten. Weyprecht war die Leitung der österreichischen Station, zuerst auf Nowaja Semlja geplant, später auf Jan Mayen verwirklicht, zugedacht. Aber er sollte diese Krönung seiner Lebensarbeit und die über Erwarten großartige Verwirklichung seines Forschungsplanes nicht mehr erleben. Ein Jahr vor dem Beginn des Internationalen Polarjahres, am 29. März 1881, raffte ihn ein altes, seit kurzem rasch fortschreitendes Lungenleiden dahin. Er starb in Michelstadt und ist in König im Odenwald begraben.

Weyprecht wird geschildert als ruhiger, ernster Mensch, von eisernem Willen und Fleiß, aber jederzeit hilfreich und erprobten Freunden gegenüber menschlich aufgeschlossen. Er starb arm, wie er lebte, während er unermüdlich und mit Erfolg bestrebt war, jedem Expeditionsteilnehmer nach der Rückkehr eine Existenz zu gründen. Für das weibliche Geschlecht nicht unempfindlich, blieb er unverheiratet, um seine Arbeitsfreiheit zu bewahren. Bezeichnend für seine Denkungsart ist ein Brief an seinen Freund von Littrow aus der Zeit vor der Expedition, im Februar 1872: „Am 20. bin ich in Fiume (zur Auswahl der an der Expedition teilnehmenden Matrosen). Nur sorge, daß man mir keine Feste bereitet und keinen Lärm macht ... Nur keine Demonstrationen, bevor ich etwas geleistet; denn daß ich zweihunderttausend Gulden zusammengebettelt habe, berechtigt mich nur, Ehrenmitglied eines Bettlervereins zu werden. Gelingt alles, komme ich heim, und bringe ich alle jene zurück, die sich so guten Mutes von mir aufs Eis führen lassen, dann wollen wir selbst Demonstrationen in Szene setzen. Aber bis dahin ist es noch weit, darum recht bescheiden ..." Und nach der Rückkehr aus der Arktis 1874 „schreckte er förmlich zurück vor den rauschenden Ovationen, die Stadt und Land ihm bereiteten". Er flüchtete sich vor den ihn von allen Seiten aus dem In- und Ausland dargebrachten Ehrungen — von denen er die goldene Medaille der Royal Geographical Society in London am höchsten schätzte — sobald als möglich nach Triest, um dort in Ruhe die Ausarbeitung der wissenschaftlichen Ergebnisse in Angriff zu nehmen. Er selbst konnte die Bearbeitung der astronomischen, erdmagnetischen und ozeanographischen Messungen, der Beobachtungen über Nordlicht und Eisverhältnisse und -umformungen fertigstellen. Daneben ging in immer stärkerem Maße die Vorbereitung seiner neuen Forschungsexpedition, des späteren Internationalen Polarjahrs, dessen Programm er, in Ausarbeitung seiner Darlegungen auf der Naturforschertagung in Graz, 1877 als „Programme des traveaux d'une expédition polaire internationale" zusammen mit dem Grafen Wilczek der wissenschaftlichen Welt vorgelegt hatte. Noch die letzte Veröffentlichung, bevor schweres Leiden seiner rastlosen Arbeit ein frühes Ziel setzte, war eine „Praktische Anleitung zur Beobachtung der Polarlichter und der magnetischen Erscheinungen im hohen Norden" für die Beobachter der künftigen Polarjahrstationen.

Wie Weyprecht sein ganzes Leben unter die Herrschaft strenger wissenschaftlicher Zucht in einer geradezu antiken Größe stellte, kommt unvergleichlich zum Ausdruck in seinen Worten anläßlich des begeisterten Empfangs bei der Rückkehr

in Wien: „Man sagt uns, das Vaterland müsse stolz auf uns sein. Ich aber lese diese Worte anders und sage: Wir müssen stolz sein auf unser Vaterland. Ein Empfang von solcher Großartigkeit, woran sich alle Klassen der Bevölkerung beteiligten, entspringt nicht mehr der großen Lust am Abenteuerlichen, nicht mehr dem menschlichen Mitgefühl für die aus dem Grab Wiedererstandenen. Es ist eine Huldigung, der Wissenschaft dargebracht, bei den Gebildeten aus Liebe zu ihr, bei den Ungebildeten aus Achtung dafür."

Durch diese Auffassung der arktischen Forschungsarbeit als wissenschaftlicher Lebensarbeit, durch den offenen Mannesmut, auch die eigenen Fehler rückhaltlos anzuerkennen und dem Schein nichts, dem Sein alles aufzuopfern, hat sich Carl Weyprecht als einer der Klassiker der Polarforschung — der erste deutsche — den schon in den Mythos der Menschheit eingegangenen, vorzüglich englischen Polarhelden der ersten Hälfte seines Jahrhunderts würdig angereiht. Mit dieser Lebensauffassung ist er in die stolze Reihe von Namen eingetreten, die im neuen Jahrhundert ein Nordenskjöld, Nansen, Charcot und Alfred Wegener fortsetzen sollten.

Es ist von besonderem Reiz, neben Weyprecht nun seinen Kameraden Payer zu sehen. Der Vergleich wird um so fruchtbarer sein, als beide durch die gleiche Persönlichkeit für die Polarforschung gewonnen wurden und bis dahin einen in vielem übereinstimmenden Lebenslauf hatten.

Julius Payer wurde am 1. September 1842 in Schönau bei Teplitz geboren. Nach dem Tode seines Vaters, der als Ulanenrittmeister im Feldzuge gegen Italien 1848 fiel, wurde er in die Militärakademie in Wiener Neustadt aufgenommen, wo er sich später selbständig mit geographischen Fragen und Kartographie beschäftigte. 1859 als Offizier in die Armee eingetreten, war er nacheinander in Garnison in Mainz, Frankfurt am Main, Verona, Venedig und Jägerndorf. In Verona begann er, angeregt durch die Nähe der Alpen, sich mit diesen zu beschäftigen. Er war im Österreichischen Alpenverein tätig und bildete sich zum hervorragenden Bergsteiger aus. In Petermanns Geographischen Mitteilungen veröffentlichte er mehrere Abhandlungen über den Großglockner, die Adamellogruppe, die Ortler-Alpen, auch über die Bocca di Brenta. Im Kriege gegen Italien 1866 zeichnete er sich bei Custozza durch Wegnahme einer feindlichen Kanone aus und erhielt das Verdienstkreuz mit der Kriegsdekoration — zur gleichen Zeit, als Weyprecht sich in der Seeschlacht bei Lissa auszeichnete. Payer wurde dem k. k. Militärgeographischen Institut in Wien zugeteilt. 1868 beauftragte der Kriegsminister ihn mit der kartographischen Aufnahme von Teilen der Tiroler Alpen, besonders der Adamellogruppe. Er promovierte zum Dr. phil. und war auch als Lehrer für Geschichte an der Militärakademie tätig.

In seinem Bericht über die Teilnahme an der deutschen Nordpolexpedition 1869 bis 1870 unter Koldewey sagt Payer: „Zufälligkeiten bestimmen das menschliche Leben. Mein militärischer Beruf führte mich 1860 in die Garnison Verona. Drei

Jahre lang blickte ich hier vom Flachland aus voll Sehnsucht auf die Alpenkette. Die Erforschung hoher Gebirgsgruppen Tirols schien später mein Lebenszweck geworden. Dieses Streben brachte mich mit dem großen Geographen Dr. Petermann in Verbindung. Er war es, der das kleinere Ziel, das ich mir gesteckt hatte, mit dem größeren vertauschte: an der Lösung der Polarfrage mitzuwirken. Auf seine Veranlassung erfolgte meine Teilnahme an der deutschen Nordpolexpedition."

Wir möchten gerade diese Laufbahn als Beweis dafür ansprechen, daß nicht die Zufälligkeiten das Bestimmende im Leben bilden. Denn wenn sich damals in Verona der achtzehnjährige Offizier nicht schon nach den Alpengipfeln gesehnt hätte, wäre er kaum dazu gelangt, sich als Bergsteiger sowie bei der Aufnahme schwieriger Alpenpartien der schweizer, italienischen und österreichischen Alpen einen Namen zu machen und schließlich hierdurch die Aufmerksamkeit eines August Petermann auf sich zu lenken.



Julius Payer

An anderer Stelle berichtet Payer: „Im Jahre 1868" — er hatte schon wiederholt in Petermanns Mitteilungen publiziert und mit ihm selbst in Briefwechsel gestanden — „während der Aufnahme der Ortler-Alpen, drang einst ein Zeitungsblatt mit einer Nachricht von der deutschen Vorexpedition Koldeweys bis zu meinem im Gebirge gelegenen Zelte. Ich hielt den Hirten und Jägern, die meine Begleitung ausmachten, abends beim Feuer einen Vortrag über den Nordpol, von Staunen erfüllt, wie es Menschen geben könne, die weit mehr als andere befähigt seien, die Schrecken der Kälte und Finsternis zu ertragen. Damals hatte ich noch keine Ahnung, daß ich schon ein Jahr später Teilnehmer einer Nordpolexpedition sein würde."

Des jahrzehntelangen Werbens des Polarvaters Petermann ist bereits gedacht worden. Petermann hielt das damals allgemein als schiffbar angenommene Polarmeer durch den Smith-Sund für unerreichbar. 1868 untersuchte Koldewey die Möglichkeit des Vordringens bei Spitzbergen, wo aber Packeis bei 81° Halt gebot. Nun hoffte man, in dem im Sommer an der grönländischen Küste angenommenen „Landwasser", ähnlich wie im Küstenwasser der sibirischen und amerikanischen Eismeerküste, das Polarmeer, wenn nicht den Pol selbst zu erreichen. Das war die Aufgabe der deutschen Expedition unter Koldewey 1869/70.

Mußten auch dem möglichst raschen Vordringen nach Norden alle anderen Rücksichten untergeordnet werden, so sollte die Nähe der grönländischen Küste auch deren geographische Erkundung, Gletscher- und Bergbesteigungen ermöglichen. Für dieses geographische Sondergebiet im Rahmen des großen Zieles hatte Petermann den ihm von ähnlich schwierigen alpinen Aufgaben rühmlichst bekannten damaligen Oberleutnant Julius Payer vorgesehen.

Man weiß, daß die Expedition das weitgespannte geographische Ziel nicht erreichte, sondern bereits in 74½° in bekannter Gegend bei der Sabine-Insel überwintern mußte, nachdem in 75½° das undurchdringliche Packeis auch an der Küste Halt geboten hatte. So blieb die Erforschung der grönländischen Küste nach Norden und ins Innere hinein den trotz primitiver Ausrüstung mit großer Aufopferung unter Verwendung von Handschlitten ausgeführten Vorstößen überlassen, wobei Payer sich besonders auszeichnete. Unter Führung von Koldewey und Payer erreichte man unter den größten Beschwerden 77° Nordbreite, die sogenannte Dove-Bucht mit dem sich nördlich anschließenden Germania-Land. Payer beschreibt die Empfindungen an einem solchen Umkehrpunkt: „Ein feierlich ernstes Gefühl ergreift selbst den nüchternsten Menschen, wenn sein Fuß einen noch jungfräulichen Boden betritt und sich vor seinen Augen der Anblick einer Welt entrollt, auf der noch niemals — seit Urbeginn aller Zeiten — der Blick eines Europäers geweilt. — Die norddeutsche und die österreichische Flagge wehten im leichten Nordwind in stiller Eintracht nebeneinander. Wir errichteten einen Steinmann, der wohl unverrückt und nie wieder gesehen bis ans Ende der Zeiten stehen wird, und deponierten in demselben eine Dose mit einem kurzen Reisebericht." Trotzdem ist die Schiffahrt nach dem hohen Norden ständig vorgedrungen und hat auch diese Vorhersage zunichte gemacht. Dieser fernste Punkt von Koldewey und Payer vom Frühjahr 1870 wurde der Winterhafen der „Danmark"-Expedition unter Mylius Erichsen 1906—1908, wobei sich Alfred Wegener die Sporen verdiente, war der Ausgangspunkt der Inlandüberquerung von Ejnar Mikkelsen 1910 und der Überwinterung und Durchquerung durch J. P. Koch und Alfred Wegener 1912/13.

In größter Anschaulichkeit hat Payer in dem Expeditionswerk die Erlebnisse dieser schweren Erkundungsreisen dargestellt. Sein blühender, die Einzelheiten an Qual und Freude ausmalender Stil, mag er auch im allgemeinen nicht der Stil des Forschers sein, vermittelt auch dem Mann aus dem Volke eine lebendige Vorstellung der seltsamen Gegenden und Erlebnisse, mehr vielleicht als die bescheidenstolze Knappheit der Sprache eines Weyprecht. Wenige Schilderungen wird man auch heute noch mit der gleichen Spannung lesen wie gerade Payers Berichte. Wunderbar ersteht die arktische Landschaft mit ihren prächtigen Farben, wenn das abendliche Purpurlicht den Schnee weithin vergoldet, und er ist ebensosehr ein Meister der Sprache wie des Zeichenstiftes.

Seinen Höhepunkt erreicht Payers Schilderung des gewaltigen, von der Expedition entdeckten und zuerst teilweise befahrenen Kaiser-Franz-Joseph-

Fjordes, der wegen Versagens der Dampfkraft des Schiffes in seinem hinteren Teil von Payer nur durch Ersteigen eines zweitausendeinhundert Meter hohen Berges erkundet werden konnte. „Weit über hundertmal war es mir bei meinen früheren Arbeiten in den Alpen vergönnt, von mehr als dreitausend bis dreitausendsechshundert Meter hohen Gipfeln aus jene erhabene Pracht ihrer eisigen Hochregion bewundern zu können. Doch welch ein Unterschied! In der umfassenden Fernsicht, welche sich uns nach jeder Himmelsrichtung erschloß, herrschte die Erstarrung des Todes, fast kein Zeichen von Naturleben unterbrach die rauhe Größe des Berglandes. Statt der üppigen Sohlen unserer Alpentäler mit ihren Gehöften und Ortschaften lag hier der dunkle Wasserspiegel des Fjords zweitausendeinhundert Meter tief zu unseren Füßen. Unzählige Eisberge, in der Ferne glänzenden Perlen vergleichbar, schwammen auf dessen Fläche umher, eine furchtbare Wand fiel anscheinend senkrecht in denselben hinab. Von allen Bergstufen, aus jedem Tale senkten sich gigantische Gletscher in die Tiefe der gewaltigen Felsgasse, und von den hohen Eisbarrieren ihrer unteren Enden lösten sich jene prächtigen Eisberge ab, welche Ebbe, Flut und Strömung durch das sundreiche Hochland dem Ozean zuführen. Rings am Horizont strebte eine Alpenwelt mit unzähligen, das Niveau von dreitausend Meter zum Teil überschreitenden Gipfeln empor."

Glücklich heimgekehrt und für seine Leistungen mit dem Orden der Eisernen Krone ausgezeichnet und geadelt, stellte Payer sich Petermann sogleich für eine weitere Expedition zur Verfügung. Diesmal sollte der Angriff in einem völlig unbekannten Gebiet, zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja, gewagt werden. Die Vorexpedition auf „Isbjörn", an der Payer teilnimmt, erkundet diesen Meeresteil und weist der letzten unmittelbar durch Petermann inspirierten Expedition den Weg. Jetzt, bei der Österreichisch-Ungarischen Nordpolexpedition 1872—1874, findet Payer die Gelegenheit seines Lebens: Das vom Eis besetzte Schiff war bei seiner Trift in Sicht neuen Landes, des Franz-Joseph-Landes, gekommen, und in drei Schlittenreisen, deren zweite fast einen Monat dauerte und bis 82,1° Nord führte, konnte er mit von Männern und Hunden gezogenen Schlitten die neue Inselwelt erkunden, mit der sein und seiner Kameraden Namen unauflöslich verbunden sind.

Waren die Grönlandreisen auch schwer genug, so hatte Payer doch ihre Erfahrungen benutzt, um die Ausrüstung und Technik der Reisen erheblich zu verbessern. Fanden wir bei Weyprecht bereits die Errungenschaften, die später Nansens Trift möglich machten, so zeigt die Ausrüstung Payers schon die Hauptzüge der später ebenfalls durch Nansen weltbekannt gewordenen Schi-Schlitten — Kufen bis sieben Zentimeter breit, vorn und hinten aufgebogen, Schlitten fast ganz mit elastischen Bindungen, Segel — und ebenso die Vorstufe des später so berühmten Nansen-Kochers. Das große Expeditionswerk Payers ist überhaupt in seinen Kapiteln über Polarausrüstung, Einwirkung der Kälte, Bärenjagden, Schlittenreisen und deren Ausrüstung, Behandlung der Hunde und anderes mehr

eine Fundgrube wertvoller eigener Erfahrungen und historischer Anmerkungen, die noch heute mit Vorteil benutzt werden kann.

Auch Payer wurden nach der Rückkehr überaus zahlreiche Ehrungen zuteil, und man hätte denken sollen, daß diese seinen Drang, aufs neue in die Polarregionen zu reisen, hätten verstärken müssen. Aber es tritt bei ihm, dem erst Zweiunddreißigjährigen, der bisher wie ein junger Gott von Erfolg zu Erfolg eilte, eine seltsame Abkehr ein von allem, was ihm bisher erstrebenswert schien, vom Offiziersberuf, der ihm dank der Großzügigkeit seiner Vorgesetzten ungeahnte Entwicklungsmöglichkeiten gewährt hatte, von der Polarforschung, ja von deren schriftstellerischer Auswertung; und er, der treue Sohn seines Landes, verließ sogar dieses. Wir sind leider nicht über diesen Entschluß wie überhaupt über Payers Innenleben, ja kaum über die äußeren Lebensumstände der folgenden Zeit unterrichtet, außer den Rückschlüssen, die wir aus seinen Büchern und seinen späteren Bildern ziehen können. Der Möglichkeiten für diese Wandlung sind bei einer so sensitiven, künstlerisch begabten Natur viele: Ist es der Einfluß Weyprechts gewesen, wie er aus der Einleitung, das heißt dem spätesten Teil des Expeditionswerkes, spricht, und ist auch er zu der Überzeugung gelangt, daß die zufällige Entdeckung des neuen Landes den Mißerfolg des eigentlichen Planes nicht aufwiege, und hat ihm, dann freilich ganz im Gegensatz zu seinem Kameraden, diese Erkenntnis die Freude an weiteren Entdeckungen geraubt? Hat auch er, trotz der Überfülle der Ehrungen, nach der Rückkehr heimliche Enttäuschungen überwinden müssen? Hat das Schicksal seines väterlichen Freundes Petermann, der 1878 durch eigene Hand starb, auf ihn solchen Eindruck gemacht? Oder ist es das Erwachen des eigentlich schöpferischen Menschen? Wird in ihm, der seinen Zeitgenossen die Wunderwelt Grönlands, die eisigen Einöden des Franz-Joseph-Landes in lebendigen Schilderungen nahebrachte, jetzt der Drang übermächtig, auch das menschliche Erlebnis der Polarforschung als Künstler zu gestalten?

Nach der Rückkehr aus der Arktis nimmt Payer seinen Abschied und lebt in Frankfurt als Privatgelehrter. Hier beginnt er von Grund auf das Studium der Malerei. 1882 übersiedelt er nach München, wo er bei Alexander Wagner arbeitet, später studiert er in Paris. 1884 trifft ihn ein nun besonders schwerer Schlag: der Verlust eines Auges. Aber jetzt kann dies seine eigentliche Berufung nicht mehr in Frage stellen: Nicht als einfache Tatsachenberichte, sondern als Visionen des menschlichen Ringens mit der übergewaltigen Natur des eisigen Nordens stehen seine eigenen Expeditionserlebnisse in großartigen Gemälden vor uns auf, ebenso einzigartig, wie schon früher seine sprachliche Darstellung es war. An die schwerste Zeit, den Rückmarsch über das Treibeis nach Verlassen des „Tegetthoff" 1874, erinnert das große Ölgemälde, das Payer im Auftrage des Kaisers Franz Joseph Mitte der achtziger Jahre, nach Weyprechts Tode, gemalt hat und das im Sitzungssaal der Philosophischen Fakultät der Universität Wien eine ganze Wand einnimmt.

Es heißt „Nie zurück" und stellt eine im einzelnen frei erfundene, aber die Stimmung jener Wochen sehr wirksam widerspiegelnde Szene jenes Rückmarsches dar. Vor einem Teil der ermatteten Mannschaft steht Weyprecht, hoch aufgerichtet, entblößten Hauptes, die Bibel in der rechten Hand, also wohl beim sonntäglichen Gottesdienst. Mit der Linken weist er auf die rückwärts in weiter Ferne sichtbaren Höhen der Wilczek-Insel und ermahnt seine Kameraden, trotz aller Schwierigkeiten dieses Marsches nicht zu verzagen. Auch aus dem Kreise dieser Expedition, also aus Selbsterlebtem, gestaltete er als Wandgemälde für das Naturhistorische Museum in Wien: den „Tegetthoff" im Eise; Kaiser-Franz-Joseph-Land; Nordische Mondscheinlandschaft; Kap Tirol.

Dann aber wendet er sich einem bereits historischen Stoff zu, der Franklin-Expedition 1845—1848, und wir finden hier unsere Annahme bestätigt, wie gewaltig auf die Jugend jener Zeit gerade der erschütternde Ausgang dieser mit so großen Hoffnungen und Mitteln ausgezogenen Unternehmung gewirkt hat. Mit seinem Hauptwerk, der „Bai des Todes", die den Untergang der Franklin-Expedition frei nachschaffend darstellt, erringt Payer die große goldene Medaille der Münchener Akademie. Für drei weitere, in Paris ausgestellte Bilder: Franklins Tod; Verlassen der Schiffe; Gottesdienst, erhält er die große goldene Medaille des Pariser Salons. 1897 malt er den „Untergang der Franklin-Expedition", eine größere Wiederholung der „Bai des Todes". Aber der Verlauf seines Lebens in dieser Zeit und später bleibt uns verborgen. Nur noch einmal taucht sein Name fast am Ende seines künstlerischen Schaffens auf in Verbindung mit dem Plan einer neuen Expedition nach Ostgrönland, die besonders künstlerischen Zwecken dienen sollte, aber niemals zustande kam. In dieser Zeit, 1895, nahm Payer an einer Sitzung zur Vorbereitung der deutschen Südpolar-Expedition unter Erich von Drygalski teil, wirkte durch zahlreiche Vorträge in Deutschland und Österreich für ihr Zustandekommen 1901—03 und dachte sogar an eine Beteiligung an Stelle der von ihm geplanten Grönland-Expedition. Er starb während des Weltkrieges unbemerkt, dreiundsiebzig Jahre alt, am 30. August 1915 zu Velde in Oberkrain.

Durften wir Weyprecht einen Klassiker der Polarforschung nennen, so ist Payer deren Romantiker, im edelsten Sinne des Wortes. Vom Glücke begünstigt, schon mit siebenundzwanzig Jahren in Ostgrönland, vorher seit seinem zwanzigsten Jahre in den Alpen mit selbständigen Aufgaben betraut, Erforscher eines vorher ganz unbekannten polaren Archipels und mit allen nur denkbaren Ehrungen überschüttet, konnten die härtesten Erlebnisse seiner Polarreisen seine Sicherheit nicht erschüttern und auch seine künstlerische Bestimmung nicht — etwa durch weitere aktive Teilnahme an Polarreisen — umbiegen. Unbefangener als der schwerblütige Hesse Weyprecht hat Payer von dem Überfluß der Welt an Erlebniswürdigem getrunken und hat den farbigen Abglanz davon in Bild und Wort für andere gestaltet.

Conrad von Hötzendorf

1852—1925

Von

Edmund Glaise von Horstenau

Am 25. August 1925, um die Mittagsstunde, verschied in der alten Deutschordenstadt Mergentheim, sieben Jahre nach dem Untergange seines großen Vaterlandes, der österreichisch-ungarische Feldmarschall Franz Graf Conrad von Hötzendorf. Als ihn der Tod umschattete, da flüsterte der Sterbende mit matter Stimme: „Jetzt weiß ich, wie man es machen muß ... ich habe immer so viel auf einmal gehabt." Mit diesen Worten erlosch ein Leben von tief einschneidender geschichtlicher Bedeutung, reich an Inhalt, voll von Hingabe an den Dienst der Gemeinschaft, glanzvoll im Aufstieg, von erschütternder Tragik in den Stunden der Erfüllung — zugleich ein wahrhaft deutsches Soldatenleben, hundertfach würdig, auch in der Reihe der „großen Deutschen" betrachtet zu werden.

Der Feldmarschall hat am 11. November 1852 zu Penzing — damals noch ein zwischen Wiese und Wald geborgener Vorort von Wien — das Licht der Welt erblickt. Sein Vater war Husarenoberst und entstammte einer deutsch-mährischen Beamtenfamilie. Der Hauptname war Conrad. Das Adelsbeiwort Hötzendorf, das der Großvater erworben hatte, leitete sich von dem Namen eines pfälzischen Geschlechtes her, dessen letzter weiblicher Sproß Conrads Urgroßmutter gewesen ist. Es fehlte also auch ihm der so vielen Österreichern eigene Tropfen reichischen Blutes nicht. Conrads Vater hatte als junger Offizier an den Freiheitskriegen teilgenommen und mit seiner Schwadron einen Tag lang Napoleon auf der Fahrt nach Elba vor den Anfechtungen durch seine südfranzösischen Landsleute geschützt. Die Folgen eines Sturzes mit dem Pferde nötigten Anno 1848 den alten Reitersmann, den aktiven Dienst zu verlassen. Drei Jahre später heiratete er die Wienerin Barbara Kübler, Tochter und Schwester angesehener Maler, durch die Künstlerblut in die Adern des Feldmarschalls kam. Von den beiden Eltern nahm, wie es scheint, die Mutter größeren Einfluß auf das Werden und Wachsen des Sohnes.

Bei der Wahl des Berufes drang allerdings der Vater durch. Der Knabe wurde mit elf Jahren ins Hainburger Kadetteninstitut gesteckt, aus dem er 1867 in die Neustädter Militärakademie, die berühmteste Pflanzstätte des alten kaiserlichen Heeres, aufstieg. Hatte der junge Kadett von Hainburg aus die letzten Schüsse des Bruderkrieges — Gefecht bei Blumenau — verhallen gehört, so verfolgte er im letzten Akademiejahre heißen Atems die Geschehnisse auf dem französischen Kriegstheater. Zu seinen Klassenkameraden gehörten Auffenberg,

der spätere Sieger von Komarow, und Georgi, der langjährige nachmalige Minister für Landesverteidigung. 1871 zum Leutnant im 11. Feldjägerbataillon ernannt, ging Conrad schon in dem noch „höchst bescheidenen Wirkungskreis" eines Rekrutenausbildners daran, bei den großen Lehrmeistern des deutschen Heeres in die Schule zu gehen. „Die Schriften von Boguslawski, Scherff, Hellmuth, May, Tellenbach, Verdy du Vernois, Kühne, dann später Hoenig, Natzmer und vielen anderen", schreibt er, „ließen mich bald die neuen Wege erkennen ... Das Wesentlichste lag dabei in der Ausbildung für den Kampf, das Gefecht, und zwar insbesondere der Ausbildung in geöffneter Ordnung ... Für die Methode der Ausbildung gab eine Schrift Waldersees wertvolle Richtlinien." Auf der Kriegsschule, die der deutschen Kriegsakademie entsprach und die Conrad in den Jahren 1874—1876 besuchte, wurde insbesondere der Einfluß bedeutsam, den Johann Freiherr von Waldstätten, für ein Menschenalter taktischer Lehrmeister des kaiserlichen Heeres, auf die militärische Geistesrichtung seiner Schüler nahm. Im Generalstabstechnischen waren es vor allem die Schriften des österreichischen Generals Gallina, denen Conrad zeitlebens maßgebende Wirkung auf sein Denken zuschrieb. Eingehende Beschäftigung mit der Kriegsgeschichte geleitete den Feldmarschall auf den Gipfel seiner Laufbahn; sie wurde ergänzt durch Schlachtfelderreisen nach Frankreich und auf den Balkan, die in „69 Landschaftsskizzen von Gefechtsfeldern der Jahre 1870/71 — 1876/77 — 1885" ihren wissenschaftlich-künstlerischen Niederschlag fanden. Die durch freiwillige Meldung erreichte Teilnahme an der Besetzung Bosniens und des Limgebietes (1878/79) und an der Niederwerfung eines Aufstandes in Süddalmatien ließen den nun schon in den Generalstab eingereihten Offizier den Krieg zwar noch nicht in seinen großen Abmessungen, aber doch mit seinen körperlichen und seelischen Anforderungen kennen lernen. In Erinnerung an die ersten, grausam verstümmelten Gefallenen, die man bei Doboj vor seinen Augen begrub, schreibt er 47 Jahre später die sein Denken kennzeichnenden Worte: „Dieser Anblick ließ mich völlig kalt, und ich sah, daß ich über jene Härte verfügte, die in meinem Berufe unerläßlich ist: eine Härte, nicht dem Mangel an Gemüt oder Teilnahme, sondern der Überzeugung von der Unerbittlichkeit des Kampfes ums Dasein, des mit ihm innig verbundenen, unaufhaltsamen historischen Geschehens und der daraus für den einzelnen erwachsenden Pflichten entspringend."

In der Armee machte Franz von Conrad frühzeitig von sich zu reden. Wenn er in den achtziger Jahren als zierlicher Generalstabshauptmann mit schlotterndem Waffenrock und seinen Kriegsauszeichnungen im Gefolge des Generals Prinzen Lamoral Taxis erschien, da ging schon ein Raunen durch das Offizierkorps des Lemberger Generalats: „Von dem wird man noch zu hören bekommen." Sein Wirken als Taktiklehrer an der Kriegsschule — seine Schüler von damals sollten im Weltkriege seine Divisions- und Korpsführer sein — schuf ihm eine Gemeinde von begeisterten, bedingungslos ergebenen Anhängern, die ein

Jahrzehnt später noch durch kurzes Wirken in einem Kursus für angehende Stabsoffiziere erheblich vermehrt wurden und seinen Ruhm in die entlegensten Standorte des Reiches trugen. Conrad war eine außerordentlich angenehme, helle Stimme eigen. Aber eine Rednergabe, im landläufigen Sinne, besaß er nicht; wie er denn auch — im Salon und im Kameradenkreise der liebenswürdigste Sprecher — zeitlebens nur mit größtem Widerwillen als Redner auftrat. Er nahm seine Schüler nicht durch schwungvolle Phrasen gefangen, sondern durch Ideenreichtum, Ursprünglichkeit des Denkens und die Fähigkeit, schwierige Schlußfolgerungen in verblüffend einfache Formeln zu gießen. Diese Eigenschaften bewährten sich auch, als Conrad zuerst als Bataillonsführer und dann in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre als Kommandant des berühmten sudetendeutschen Regiments Kaiser Nr. 1 wieder in die Front zurückkehrte. Der Arbeit am grünen Tisch im Grunde genommen wenig zugeneigt, erklärte er später immer wieder die Zeiten der Regimentsführung für die schönsten seiner Laufbahn.

Die Früchte seines Wirkens an der Kriegsschule hatte Conrad durch sein zweibändiges Lehrbuch „Zum Studium der Taktik" (1891) einem breiteren Kreise vermittelt. Auch drei Hefte Taktikaufgaben hatte er, angeregt nicht zuletzt durch Verdys Studien über Truppenführung, erscheinen lassen. Nun folgte, nachdem er seine Ausbildungsweise bei der Truppe erprobt hatte, wieder unter den Deckbuchstaben F.C.v.H. eine Studie über „Die Gefechtsausbildung der Infanterie" (1900), die des Verfassers Ansehen und Geltung im internationalen Militärschrifttum noch gewaltig vermehrte.

Franz Conrad war mittlerweile schon Generalmajor und Brigadekommandant in Triest geworden. Während der Kommandoführung auf diesem heißen Posten brach unter den Hafenarbeitern ein Ausstand aus, der gefahrdrohenden Umfang annahm. Der Brigadebefehlshaber erwies sich bei der Unterdrückung als Mann von Entschlossenheit und Tatkraft. Hatten ihn schon hier die Beziehungen zwischen dem Habsburgerreich und Italien nachdenklich gemacht, so bot sich ihm nach seiner Ernennung zum Divisionskommandanten in Innsbruck nunmehr mannigfaltigere Gelegenheit, an der Abwehr der aus dem Süden heraufziehenden Gefahren mitzuwirken. Das Werden eines modernen Verteidigungsgürtels an den Gemarkungen Tirols und die Schaffung eines Grenzschutzes, dessen Rückgrat die zu einer Elitetruppe ausgestalteten Landesschützen wurden, waren mit sein Werk. Die Ausbildung, die er seinen Truppen im Gebirgskriege zuteil werden ließ, wurde für alle Armeen vorbildlich. Er forderte viel von Offizier und Mann, aber auch von sich. Begeisterter Freund der Gebirgswelt und ausdauernder Bergsteiger, machte er alle Mühsale und Anstrengungen der Truppe mit, deren Nachtlager auf irgendeiner Alpenweide oder Felshalde der angehende Fünfziger, in seinen Offiziersmantel gehüllt, ohne Zaudern teilte.

Inzwischen war auch der Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand längst auf Conrad aufmerksam geworden. Er hatte sich ihn 1904 zu den im letzten Augen-

blick wegen Dürre abgesagten Manövern als Armeegeneralstabschef ausbedungen und setzte nun zwei Jahre später, im November 1906, beim Kaiser durch, daß der General an Stelle des greisen Grafen Beck an die Spitze des Generalstabes der gesamten bewaffneten Macht berufen wurde. Conrad vertauschte den ihm so lieb gewordenen Tiroler Wirkungskreis höchst ungern mit dem neuen, dornenvollen Amte. Aber einmal auf seinen Posten gestellt, wandte er sich mit einem wahrhaft josefinischen Reformeifer den neuen Aufgaben zu, die bei dem Stillstand, der dem Heer ein Jahrzehnt hindurch zweifellos beschieden gewesen war, bei den unerhörten kriegstechnischen Fortschritten der Zeit und bei dem unverkennbar einsetzenden Wettrüsten der anderen Großmächte an Umfang und Schwere nichts zu wünschen übrig ließen. In den Kämpfen um die Armeeverstärkung wurde der neue Generalstabschef der hervorragendste Rufer im Streite, bis es endlich 1912 dem Ministerpräsidenten Stefan Tisza in Ungarn gelang, das neue, allerdings schon wieder unzulängliche Wehrgesetz durchzudrücken und diesem damit auch den Weg im österreichischen Parlament frei zu machen. Die Infanterie erhielt, wenn auch lange nicht in ausreichender Zahl, ein tragbares Maschinengewehr. Die Artillerie bekam eine neue Feldkanone, und mit nie erlahmendem Nachdruck wies der Generalstabschef immer wieder auf die Bedeutung des Steilfeuergeschützes und mittlerer und schwerer Artillerie im künftigen Kriege hin. Auch bei der Schaffung des 30,5-cm-Mörsers, der im Sommer 1914 vor den belgischen Festungen seine Feuertaufe erhielt, stand er Gevatter. Gewiß zog das kaiserliche Heer mit einer noch immer sehr unzulänglichen artilleristischen Rüstung in seinen letzten Kampf; daß dem so war, war jedoch wahrlich zu allerletzt Schuld des nimmermüden, lästigen Mahners Conrad. Gleiche Aufmerksamkeit wandte er der Ausgestaltung der technischen Truppen und des Nachrichten- und Verbindungswesens zu. Auf dem Gebiete der Luftschiffahrt stellte er schon um 1910 ein Programm auf, das prophetisch auf die Bedeutung der neuen Waffe, zumal des Flugwesens, für den künftigen Krieg hinwies.

Auch in der Ausbildung des Heeres beschritt Conrad vielfach neue Bahnen. Äußerlichkeiten der alten Exerzierschule fanden in ihm einen unerschütterlichen Verächter. „Unter allen Zweigen der Truppenausbildung nimmt", läßt er sich in einer seiner Schriften vernehmen, „jener für das Gefecht, als entscheidender Akt im Kriege, weitaus die erste Stelle ein ... Zur Pflege von bloßen Äußerlichkeiten hat die heutige Infanterie keine Zeit." Diesem seinem Streben versuchte er auch in den Ausbildungs- und Gefechtsvorschriften zum Durchbruch zu verhelfen, wobei er allerdings — vielleicht zum Nutzen der Manneszucht — nicht immer völlig obsiegte. Der Angriffsgeist, den er der Truppe einhauchte und der dieser namentlich zu Kriegsbeginn auch manches überschwere Opfer auflud, gehörte mit in dieses Kapitel seines Wirkens. Die großen Übungen trachtete er, indem er sie durchlaufend ausführen ließ, möglichst kriegsmäßig zu gestalten.

Unter diesem Gesichtspunkte fanden die gleichzeitigen reichsdeutschen Manöver bei ihm, so warm er das deutsche Wehrwesen sonst schätzte, mitunter einen nicht immer nachsichtigen Kritiker.

Dem Völkerheer Österreich-Ungarns sein moralisches Gefüge zu sichern und den nationalen Hader, der die Monarchie durchrüttelte, von ihm fernzuhalten, galt sein heißestes Bemühen. Ungarns Streben nach militärischen Sonderrechten oder gar nach einer Teilung der gemeinsamen Armee stieß bei ihm jederzeit auf den entschiedendsten Widerstand, da er in der Wehrmacht das stärkste Bollwerk des Habsburgerreiches sah und auch vermieden wissen wollte, daß durch Zugeständnisse an die Magyaren die Begehrlichkeit anderer Völker erweckt würde. Im Juli 1914 im Rate der Krone noch einmal vor die Frage gestellt, zwischen Krieg und Frieden zu wählen, sprach sich der General nicht zuletzt deshalb für die kriegerische Lösung aus, weil er sich des Heeres in nationaler Hinsicht noch sicher zu wissen glaubte, aber Zweifel hegte, daß es auch in Zukunft so bleiben werde. Als im Kriege an der Front zusehends nationale Schwierigkeiten fühlbar wurden, war er der letzte, dieses Übel zu beschönigen; bewegte Klagen darüber finden sich in seinem Nachlaß. Aber das Urteil, das er lange nach dem Umsturz fällte, war doch dieses, daß vergleichsweise „keine andere Armee Größeres ... geleistet habe" als die, die er ins Feld geführt hatte.

Seine Rolle als Mahner und Dränger trug dem Generalstabschef mancherlei Gegnerschaft ein. So erblickte der Kriegsminister Schönaich in den Forderungen Conrads allgemach unerfüllbare Wünsche eines „Phantasten", deren Vertretung vor den Parlamenten erst gar nicht in Frage kam. Franz Ferdinand stellte sich auf die Seite des Generalstabschefs. Er erzwang im Herbst 1911 den Sturz des Kriegsministers, der durch Auffenberg ersetzt wurde.

Weniger erfolgreich verlief für Conrad der Kampf mit seinem zweiten mächtigen Gegner, dem Außenminister Aehrenthal. Conrad hatte seit seinem Amtsantritt mit wachsender Sorge die Einkreisungspolitik der Welt gegen die Mittelmächte verfolgt und die Auffassung vertreten, daß Österreich-Ungarn der drohenden Gefahr völliger Umschließung nur durch einen Vorbeugungskrieg zu entgehen vermochte. „Das Bündnis mit Deutschland", heißt es in seinen Denkwürdigkeiten, „galt mir als fest und unverrückbar, weil ich der deutschen Treue sicher war, schon deshalb, weil Kaiser Wilhelm für sie bürgte; auch entsprach das Bündnis ... den Interessen der beiden Reiche." Dagegen erblickte er „in Italien unter allen Umständen den Feind und verglich den Dreibund mit einem dreibeinigen Tisch, der umfallen muß, sowie eines der Beine versagt". Dem für eine kriegerische Verwicklung als selbstverständlich angenommenen Abfall Italiens durch einen Gegenzug zuvorzukommen, hielt der Generalstabschef für ein unverrückbares Gebot österreichisch-ungarischer Politik. Er trat schon im Sommer 1907 für einen Angriff auf Italien ein und sprach namentlich auch während des Tripoliskonfliktes (1911) scharfem Vorgehen gegenüber dem südlichen Dreibundgenossen

das Wort. Neben Italien war Serbien die Sorge seiner Tage und Nächte. Daß die Annexionskrise (1908/09) nicht durch das Schwert gelöst wurde, bereitete ihm die größte Enttäuschung; der diplomatische Erfolg des Wiener Kabinetts war ihm — nicht zu Unrecht — ein Pyrrhussieg. Die Einverleibung Serbiens galt ihm als Vorbedingung für eine glückliche Lösung der so brennenden südslawischen Frage; gemeinsam mit Serbien wären dann sämtliche südslawischen Gebiete der Monarchie zu einem dritten Staate der Habsburgerkrone zu vereinigen gewesen.

Der Außenminister empfand jeden Versuch des Generalstabschefs, in außenpolitischen Angelegenheiten mitzureden, als unstatthafte Einmengung. Andererseits durchkreuzte er selbst, indem er in Fragen der Grenzbefestigung, der Truppenverstärkungen an der Grenze und des militärischen Kundschaftsdienstes Rücksichten der Außenpolitik über militärische Notwendigkeiten gestellt wissen wollte, die Bahnen des Generalstabes. Über diesem Kleinkrieg erhob sich der grundsätzliche Gegensatz der beiden Männer in der Frage des Vorbeugungskrieges zu entscheidender Schicksalhaftigkeit, und Aehrenthal fand bei der schärfsten Ablehnung der Gedankengänge Conrads einen mächtigen Gesinnungsgenossen in Kaiser Franz Joseph. Im Sommer 1911 steigerte sich der Zwiespalt zwischen Generalstab und Ballhausplatz zur Unerträglichkeit; sein Ausgang aber war fast sicher. Als im November darauf während der Tripoliskrise Conrad neuerlich scharfe Schritte gegen Italien empfahl und sich dabei über Aehrenthal beschwerte, fuhr der greise Herrscher erbittert auf: „Die Politik mache ich, das ist meine Politik." Wenige Tage später wurde Conrad von der Leitung des Generalstabes abberufen und mit einem Armeeinspektorat betraut, was zugleich die Vorbestimmung für ein Armeekommando im Kriegsfalle bedeutete.

Der Thronfolger war im Herzen zwar gleichfalls dem Gedanken eines Vorbeugungskrieges durchaus abgeneigt; man dürfe, schrieb er zu Beginn der Annexionskrise, der Monarchie solche „Kraftstückel" nicht zutrauen und möge in diesem Sinne auch auf den „guten Conrad" einwirken. Dennoch ergriff er im Kampfe gegen Aehrenthal unzweideutig für den Generalstabschef Partei. Er war es denn auch, der ein Jahr darauf, im Dezember 1912, mitten in der zweiten Balkankrise — Aehrenthal war inzwischen an Leukämie gestorben — die neuerliche Berufung Conrads an die Spitze des Generalstabs erreichte. Ein britisches Blatt schrieb damals, daß dieser Entschluß des Kaisers eine starke Armee wert sei. Wieder setzte Conrad in den folgenden Monaten alles daran, Österreich-Ungarns Eingreifen auf dem Balkan zu erzwingen, wobei er gleichzeitig das politische Ziel verfolgte, Rumäniens Freundschaft zu erhalten und Bulgarien an die Seite des Dreibundes zu ziehen. Aber schon stellte sich der Thronfolger deutlicher in die Front derer, die — mit dem Kaiser an der Spitze — solchen Plänen abermals widerrieten, und gleichzeitig zeigte sich der Erzherzog gegenüber dem Generalstabschef auch in militärischen Dingen nicht mehr so gefolgsfreudig wie früher.

Die Anforderungen, die Conrad bei den „freizügigen" Manövern an die Truppe stellte, waren dem Prinzen zu groß; man brauche die Truppe das Sterben nicht erst zu lehren, konnte man ihn tadeln hören. Bei den Herbstmanövern 1913 durchkreuzte der Erzherzog das Konzept des Generalstabschefs ohne dessen Vorwissen durch neue Anordnungen. Andererseits legte ihm der Generalstabschef auf Äußerlichkeiten und eine stramme Exerzierschule zu wenig Gewicht. Auch an der Art, wie Conrad den Generalstab leitete, hatte Franz Ferdinand mancherlei auszusetzen. Den Verrat des Generalstabsobersten Redl führte der Erzherzog nicht zuletzt auf das geringe Interesse Conrads an Personalfragen zurück. In edler Selbsterforschung schrieb der Feldmarschall ein Jahrzehnt später: „Was aber die Menschenbeurteilung im allgemeinen anbelangt, muß ich die vorstehenden Darlegungen allerdings dahin ergänzen, daß ich an die Menschen von Haus aus zu vertrauensvoll herangetreten bin und diesen mir oft gewordenen Vorwurf hinnehmen muß."

Zudem trat auch im persönlichen Verhältnis zwischen Franz Ferdinand und Conrad manche Trübung ein, woran Gegensätze auf dem Gebiete der Weltanschauung — der Erzherzog war ein strenger Katholik, der Generalstabschef ein Freigeist — keinen geringen Anteil hatten. Das Jahr 1913 war schon voll von schweren Krisen, deren Hochspannung bei den Jubiläumsfeierlichkeiten in Leipzig auch dem Deutschen Kaiser und seinem Generalstabschef Moltke offenbar wurde. Erst in den letzten Monaten vor dem Kriege trat eine leichte Besserung in den Beziehungen ein. Trotzdem wäre Conrads Bleiben kaum mehr von Dauer gewesen. „Im Kriege", sagte Conrad später einmal in humorvoller Übertreibung zur Kennzeichnung seines Verhältnisses zum Thronfolger, „hätte mich der Erzherzog spätestens nach der zweiten Schlacht von Lemberg füsilieren lassen." Da löste die Katastrophe von Sarajevo den gordischen Knoten.

Die Voraussagen, die Conrad von Hötzendorf nach dem Einlangen der Unheilsbotschaft stellte, waren nichts weniger als überschwenglich. „Es wird ein aussichtsloser Kampf werden", schreibt er an seine spätere zweite Frau, „dennoch muß er geführt werden, da eine so alte Monarchie und eine so glorreiche Armee nicht ruhmlos untergehen können; so sehe ich einer trüben Zukunft und einem trüben Ausklingen meines Lebens entgegen."

Trotzdem fühlte er sich, um die Erfolgsaussichten eines Krieges befragt — wie schon erwähnt — verpflichtet, wieder für einen solchen zu sprechen — in der Überzeugung, daß die Zukunft außen- und innenpolitisch kaum eine Besserung, weit eher eine Verschlechterung bringen werde. Das große Ungemach brach über die Welt herein, und Pflichten, schwerer als sie je ein Mensch zu tragen gehabt hatte, sanken auf die schmächtigen Schultern Conrads nieder, dem — neben dem nie aus seiner bescheidenen Zurückhaltung heraustretenden, ritterlichen Oberbefehlshaber Erzherzog Friedrich — die Leitung der Kriegshandlungen verantwortlich zufiel.

Beim Betrachten von Conrads Feldherrnwirken stellt sich von Anbeginn eine hervorhebenswerte Beobachtung ein. Im Frieden war bei ihm das Interesse an den Fragen der höchsten Führung in der Regel hinter der liebevollen Befassung mit den Geschehnissen auf der Walstatt zurückgetreten. Wann immer er ein Kriegsspiel zu leiten hatte, fast immer drängte er aus der Welt der großen Strategie auf das Schlachtfeld hinaus. Als Franz Ferdinand in seinem letzten Lebenswinter endlich auch das Auftreten von Millionenheeren vor der hohen Generalität behandelt wissen wollte, leistete der Generalstabschef eingestandenermaßen nur ungern Folge. Auch sein literarisches Wirken bewegte sich in diesen Bahnen. Dennoch sollte, als es Ernst ward, der Stern der Begabung Conrads am hellsten gerade in den Bezirken der größten Führung leuchten: im Erkennen der höchsten militärpolitischen und strategischen Zusammenhänge, im Herausfinden der verwundbarsten Stellen des Gegners, in der raschesten Einfühlung gegenüber den entscheidenden Wendungen der Kriegslage — voll Meisterschaft in der Kunst der Aushilfen, als die der große Moltke, von Conrad verehrt wie kein zweiter Feldherr der Vergangenheit, die Strategie bezeichnet hat.

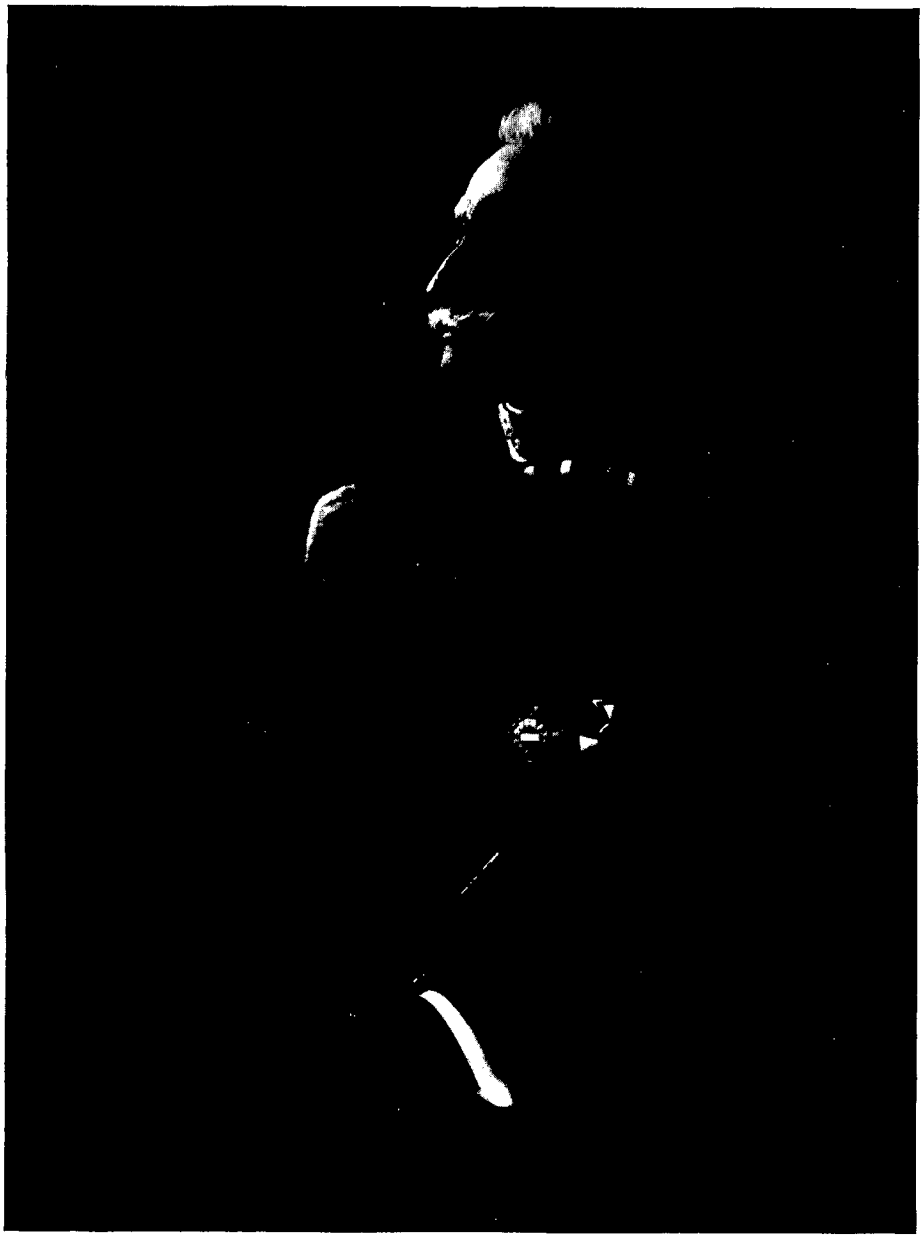
Festgeformte Thesen, wie wir sie bei Clausewitz, Moltke, Schlieffen finden, hat Conrad von Hötzendorf auf dem Gebiete der Kriegswissenschaften nicht hinterlassen. Dazu war er — bei aller Hochschätzung dieser Wissenschaften und vor allem der Kriegsgeschichte — viel zu sehr der auf der Erfahrung fußende Praktiker. Wie er in den Jahren 1907 bis 1914 die politisch-militärische Handlungsfreiheit durch einen Vorbeugungskrieg behauptet wissen wollte, so zog er als Feldherr den Angriff fast bedingungslos der Abwehr vor, weil nur der Angriff dem Feinde das Gesetz des Handelns aufzwingen konnte. In der großen Heerführung strebte er, wenn irgend möglich, die Umfassung des Gegners oder Flügelangriffe an, auf dem Schlachtfelde bevorzugte er das Vorgehen aus zwei Fronten, während er von Schlieffenschen Umgehungsmanövern wegen der Schwere ihrer Ausführung weniger hielt. Ebenso verhieß ihm der Durchbruch geringere Entscheidungsmöglichkeiten, wenn ihn auch die Kriegslage immer häufiger dazu zwang, diesem Kampfverfahren in seinen Erwägungen den maßgebenden Platz einzuräumen. In dem gewaltigen Durchbruch von Gorlice, an dessen Erfolg er so entscheidenden Anteil hatte, sah er fürs erste mehr eine örtliche Entlastung der Karpathenfront, während ihm nach wie vor eine wirkliche Niederwerfung Rußlands nur durch ausholende Flügelangriffe erreichbar zu sein schien. Das Streben, aus dem Durchbruch heraus möglichst rasch zu schärfster Umfassung aufgerissener Feindflanken zu gelangen, veranlaßte ihn im Mai 1916 zu dem Versuche, der Durchstoßgruppe eine ganze Armee geschlossen im zweiten Treffen folgen zu lassen. Bei der Vorbereitung von Angriffshandlungen erstrebte er grundsätzlich — vereinzelte Ausnahmen wie in den ersten Kämpfen, in denen die Kräfteverteilung zwischen Nord und Süd, rein militärisch betrachtet, nicht glücklich zu heißen war, bestätigen die Regel — die Zusammenfassung aller irgendwie

verfügbaren Kräfte in oft vorbildlicher Weise unter weitgehender Entblößung der nicht entscheidungverheißenden Fronten.

In der reinen Abwehr sah er zu allen Zeiten nur ein notwendiges Übel. Der stehende Flankenschutz, den sich im Jahre 1915 der Stoß Mackensens auf Brest-Litowsk gegen Osten und Südosten gab, errang schwer seinen Beifall. Selbst zum Beziehen des Isonzowalles entschloß er sich höchst widerwillig erst auf Drängen Falkenhayns, der ihm die Beistellung der Kräfte zu einem Angriff auf den abgefallenen Dreibundgenossen versagte. Nachdem er aber den Entschluß, am Isonzo einer zuerst erdrückend und auch später immer beängstigend großen Überlegenheit die Stirne zu bieten, gefaßt hatte, hielt er an ihm allerdings mit zäher Beharrlichkeit fest. Wie ihm ja überhaupt neben hoher Geistigkeit auch die wichtigsten ethischen Eigenschaften wirklichen Feldherrntums in reichem Ausmaße mitgegeben waren: großes Wollen, unbeugsame Zähigkeit in der Durchführung, Verantwortungsfreudigkeit, Kühnheit im Wägen und Wagen, beispiellos starke Nerven trotz einer ausgesprochen pessimistischen Grundeinstellung zu den Dingen. Nach der ersten Schlacht bei Lemberg klagte er in einem Briefe, daß „sein Stern gesunken . . ., sein Schicksal besiegelt . . ." sei. Dennoch wird immer wieder mit Recht auf die unerhört starke Nervenprobe verwiesen, die er zehn Tage später, während sein deutscher Kamerad, der jüngere Moltke, an der Marne einen schon greifbaren Erfolg fallen ließ, in der zweiten ostgalizischen Schlacht abgelegt hatte: er brach sie erst ab, als sich schon eine ganze feindliche Armee in die Lücke zwischen den Streitkräften der Generale Dankl und Auffenberg, in den Rücken der kämpfenden Hauptfront eingezwängt hatte.

Gewiß glaubt die Kritik der Conradschen Kriegführung auch Schwächen nachsagen zu müssen: daß seine gewaltigen Ideen mitunter der nötigen Erdenschwere entraten hätten; daß er bei der Durchführung seiner hochbeschwingten Pläne nicht immer dem Zusammenspiel von Raum, Kraft und Zeit vollendet Rechnung getragen; daß er die abwehrende Wirkung der modernen Feuerwaffen zu wenig anerkannt; daß er seiner Armee nicht selten viel, viel Schwereres, als er nach der Lage fordern durfte, zugemutet habe. Sicherlich sind auch die größten Feldherrn der Geschichte vor dem Schicksal nicht gefeit gewesen, in einem oder dem anderen Augenblick ein Stirnrunzeln des Kriegsgottes herauszufordern, und je länger der einzelne die trügerische Kunst geübt hatte, um so leichter lief er diese Gefahr. Conrad stand unter allen Generalstabschefs des Weltkrieges am längsten auf diesem verantwortungsvollen Posten, war also auch am längsten den Launen des Gottes der Schlachten ausgesetzt, der sich von ihm überdies jeden Erfolg nur äußerst mühsam und unter harten Krisen abringen ließ. Aber welch strenge Sonde man immer an Conrads Feldherrnwirken anlegen mag — die Hauptstationen seiner Feldherrnlaufbahn sind von geschichtlicher Größe.

Entgegen allen ernsten und unernsten Kritiken haben sich die Grundgedanken seines ersten russischen Feldzuges nachträglich doch als im Wesentlichen richtig



Franz Conrad von Hötzendorf



Paul Ernſt

erwiesen; nicht zu Unrecht erinnert die österreichische amtliche Darstellung daran, wie der russische Krieg später, in den Jahren 1915 bis 1918, wenn auch keuchenden Schrittes, so doch durchaus den großen Linien gefolgt ist, die ihm Conrad im August 1914 von seinem Przemysler Hauptquartier aus und nachher stets aufs neue abgesteckt hat — bis zur Eroberung von Kiew und Odessa hinaus! Vorbildlich erwies sich der Wagemut, mit dem er im November 1914, dem großen Plane der deutschen Ostfeldherren sich anpassend, die Hauptmasse seines Heeres zur Deckung Deutschlands nördlich von Krakau ansetzte, während er die Sicherung der Wege nach Budapest und Wien untergeordneten Kräften überließ. Erstaunliche Zähigkeit verriet er, wenn er im Jahre 1914 seine Armeen den russischen Bären dreimal anspringen ließ und kurz darauf aus den winterlichen Karpathen mit schon stark gelichteten und zum Teil auch wankenden Reihen noch ebensooft. Daß dieser Karpathenkrieg den Truppen Übermenschliches auch dann noch auflastete, als der Erfolg schon höchst zweifelhaft war, soll nicht geleugnet werden; aber er hat doch die Vorbedingungen zu dem Vergeltungsschlag von Gorlice geschaffen.

Im Sommer 1915 hat dann der Feldmarschall die Vernichtungspläne Hindenburgs immer wieder aufs wärmste gegenüber der Falkenhaynschen Zermürbungsstrategie vertreten. Bei der Niederwerfung Serbiens im darauffolgenden Herbst hätte das von ihm gewünschte weitere Ausholen der in Bosnien angesetzten und der bulgarischen Streitkräfte zu einer völligen Vernichtung des Gegners führen können. Und wenn der Deutsche Generalstab nachher den Vorschlag Conrads, nun auch die Entente aus Saloniki zu vertreiben, unter dem Hinweis auf die zweifellos bestehenden technischen Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens ablehnte, so boten die Ereignisse beim Zusammenbruch, der bekanntlich von der Balkanfront her seinen Anfang nahm, rückblickend doch schwerwiegende Argumente zugunsten der Auffassungen Conrads. Ebenso wird die reichsdeutsche Militärliteratur, wenn sie in den immer wiederkehrenden Offensivplänen Conrads wider Italien vor allem Äußerungen einer Gefühlspolitik zu erblicken geneigt ist, den Tatsachen doch nicht ganz gerecht, wenn man der Rolle gedenkt, die das apenninische Königreich im Lager der Entente zunächst vor allem politisch und gegen Ende doch auch militärisch gespielt hat. Nicht zum wenigsten verdient der letzte dieser Offensivpläne Conrads Beachtung, den er kurz vor seinem Sturz als Generalstabschef, im Jänner 1917, dem deutschen Hauptquartier überreichen ließ. Wenige Wochen, nachdem dieser Vorschlag erstattet worden war, fiel die französische Armee nach den mißglückten Frühjahrsangriffen schweren Ausschreitungen und Meutereien anheim; malte der britische Premier Lloyd George seinen Landsleuten wegen der deutschen U-Boote das Gespenst unmittelbar drohender Hungersnot an die Wand; war auch das italienische Heer von einer schleichenden Krise befallen und wurde schließlich die russische Millionenarmee von den verzehrenden Fiebern der ersten Revolution gerüttelt. Was wäre geschehen, wenn in diesen Zeit-

läuften das Vergeltungsschwert der Mittelmächte irgendwo in den Belagerungsring des feindlichen Bundes hineingefahren wäre: etwa auch durch eine Offensive gegen Italien, wie sie eben Conrad, ohne gehört worden zu sein, vorgeschlagen hatte? Es heißt keine allzu gewagte Frage stellen, wenn man Erwägungen darüber anstellt, ob die Mittelmächte damals nicht vielleicht die letzte Gelegenheit vorübergehen ließen, den Krieg noch zu ihren Gunsten zu entscheiden.

In den Monaten nach Gorlice, vor dem ersten Rückschlag bei Luck, stand Conrad auf der Höhe seines Ruhmes. Sein Hauptquartier befand sich in dem alten deutschschlesischen Städtchen Teschen. Er hatte sein Büro im dortigen Gymnasium aufgeschlagen. Hier sah man ihn täglich an seinem hohen Stehpult arbeiten: klein, zierlich, in einer alten, zerschlissenen Soldatenbluse, die noch lange, nachdem ihr Träger zu dem Rang eines Generaloberſten aufgestiegen war, die Abzeichen des früheren Dienstgrades aufwies; das Antlitz mit den wunderbar klugen Augen in ständiger nervöser Zuckung, die aber der Bedeutung des fesselnden Kopfes keinerlei Abbruch tat. Die Zimmereinrichtung zeugte für die Bedürfnislosigkeit ihres Bewohners. Auf großen Tischen lagen mächtige Karten ausgebreitet, die wegen der stets offen gehaltenen Fenster den größten Teil des Jahres mit Steinen beschwert werden mußten. In einer Ecke hatte der Flügeladjutant ein kleines Tischchen. Die Sitzgelegenheiten bestanden aus ein paar hölzernen Sesseln. Eine Tür führte unmittelbar auf den Gang hinaus, der gleichzeitig als Wartezimmer diente, eine zweite in das Zimmer, in welchem Conrads treuester Helfer, der Chef der Operationsabteilung, General Metzger, arbeitete. Von den Fenstern bot sich ein herrlicher Ausblick auf die Karpathen und in das Olsatal, das der Generalstabschef täglich mindestens zweimal eiligen Schrittes durchmaß.

In dieser Umwelt spielte sich der Dienst im Herzen der Heeresleitung ab. Hier arbeitete er, hier wickelte er seine Korrespondenz ab, hier empfing er Besuche vom gekrönten Haupte bis zum jungen Leutnant herab, hier standen tagein, tagaus seine Mitarbeiter vor ihm, um ihm über die mannigfachen Bedürfnisse des Heeres Bericht zu erstatten, seine Weisungen entgegenzunehmen. Lange ermüdende Vorträge liebte Conrad bei seinen Referenten nicht. Er zog es vor, das Aktenmaterial selbst zu studieren. Jedes der unzähligen Schriftstücke, die durch seine Hand gingen, zeigt Unterstreichungen, kürzere oder längere rasch hingeworfene Randbemerkungen, sehr oft auch kleine schematische Skizzen, die den geübten Zeichner verrieten.

Im Brennpunkte seines Wirkens im Kriege standen naturgemäß die Aufgaben der eigentlichen Kriegführung. Es gab keinen Feldzugsplan, der nicht sein ureigenstes Werk gewesen oder doch von ihm entscheidend beeinflußt worden wäre. In dieser Hinsicht erkannte er keinen sonst noch so geschätzten Berater an. Auch General Metzger, ein Mann von ausgezeichneten Gaben und lauterster Gesinnung, machte hierin keine Ausnahme. Conrads strategische Autorität war übrigens für seine Mitarbeiter so unbestritten, daß es keiner gewagt hätte, sich

ihm auf diesem Gebiete mit Ratschlägen aufzudrängen. Er wandelte wie die größten seiner geschichtlichen Vorgänger auf einsamen Höhen.

Neben der engeren Kriegführung war es die äußere Politik, die dem Feldmarschall besonders am Herzen lag. Auch was in diesem Belange an Denkschriften und Aufzeichnungen vorliegt, stammte in der (oft vernichteten) Urschrift fast ausschließlich von seiner Hand. Conrad schrieb leicht und gerne; nur selten kam es vor, daß seine Umgebung an ein flüchtig hingeworfenes Konzept noch eine Feile anlegen zu müssen glaubte. Das flüssige Deutsch, das Conrad schrieb, sagte sich in seinen dienstlichen Entwürfen nicht ganz von der militärischen Amtssprache seiner Jugend los. In seinem privaten Schriftverkehr finden sich Sätze und Wendungen, die einem Goethe keine Unehre gemacht hätten.

In der während des Weltkrieges sich vollziehenden Einkreisung der Mittelmächte sah er erbitterten Herzens eine Bestätigung für die Richtigkeit der von ihm vor dem Kriege vertretenen Auffassungen. Bald nach Gorlice regte er an, Rußland goldene Brücken für einen Frieden zu bauen, wobei seiner Ansicht nach die polnische Frage nicht hindernd wirken durfte; er hätte mitunter eine vierte Teilung Polens der vom Ballhausplatz angestrebten austropolnischen Lösung vorgezogen. In der Balkanfrage kehrte er zu den grundsätzlichen Gedanken der Zeit vor dem Kriege zurück. Nach der Niederwerfung Serbiens und Montenegros schien ihm der Augenblick gekommen zu sein, diese Länder der Monarchie einzuverleiben und damit eine günstige Lösung der südslawischen Frage im Sinne seiner Vorschläge aus der Friedenszeit vorzubereiten — Gedanken, mit denen er freilich auf die heftigste Gegnerschaft des ungarischen Ministerpräsidenten Tisza stieß. Dagegen vermochte er sich für die Wiedererrichtung eines selbständigen Albaniens nicht mehr auszusprechen, sondern nur mehr für eine Teilung dieses Landes zwischen Österreich-Ungarn, Bulgarien und Griechenland.

Um einen Grad weniger stark, aber doch auch nachdrücklich genug, stellte Conrad die innere Politik unter seine Beobachtung, vor allem aus dem Blickfeld der im Heere auftauchenden nationalen Fragen. In seiner Staatsauffassung verleugnete Conrad — wie auch in manch anderem — nicht den altliberalen Geist seiner Jugendzeit. Die daher stammenden zentralistischen Neigungen wurden im Kriege eher stärker denn schwächer. Dennoch blieb er zugleich so weit Föderalist, daß er den slawischen Nationen des Reiches eine möglichst weitgehende kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung gesichert wissen wollte. Seine Stellung gegen die ungarischen Sonderbestrebungen verschärfte sich angesichts des Zuwachses an Geltung, den Ungarn dank seiner wirtschaftlichen Stärke und der überragenden Persönlichkeit Tiszas im Kriege gewann. Verschiedene Vorschläge des Generalstabschefs zur Stärkung der autoritären Staatsführung riefen zur Zeit, da sie gestellt wurden, mancherlei Kopfschütteln hervor. Eine spätere Epoche, die den Begriff des „totalen Krieges" aufstellte, wird ihnen weit größeres Verständnis entgegenbringen.

Der Feldmarschall verlangte, wie von der Truppe, so auch von seinen Mitarbeitern nicht wenig; aber die liebenswürdige, kameradschaftliche Art, mit der er seine Anforderungen stellte, eroberte ihm die Herzen. Er war gegen seine Umgebung stets gleich gütig, in den spärlichen Tagen des Glückes ebenso wie in den viel zahlreicheren des Mißgeschicks und der Verärgerung. Nur äußerst selten zeigte er sich wortkarg. Meist war er in trüben Stunden sogar mitteilsamer als in den guten — und er machte dann in dem Vertrauen, das er seinem jeweiligen Gegenüber erwies, nach Alter, Stellung und Dienstgrad sehr oft keinen Unterschied. Nur in Ausnahmefällen erwies er sich als guter Hasser, der dann allerdings schwer zu bekehren war.

Jeglicher Pose, jeglichem Zeremoniell und Schaugepränge war Conrad von Hötzendorf aus tiefster Seele abgeneigt. Seinem Streben, sich möglichst im Hintergrunde zu halten, bot die Rücksicht auf den erzherzoglichen Oberbefehlshaber eine willkommene Begründung. Diese traf, soweit Frontreisen in Betracht kamen, sicherlich zu. Denn derselbe Conrad, den die Armee, als er noch Chef des Generalstabes war, nur ein paarmal flüchtig zu sehen bekam, weilte später, als Höchstkommandierender in Tirol, nirgends lieber als unter seinen Truppen. Im übrigen hat es ihm während seines Wirkens im Hauptquartier gewiß außerordentlich behagt, daß ihm der Erzherzog-Generalissimus die lästigen Repräsentationspflichten abnahm. Allerdings führte dies zu einer gewissen freiwilligen Abschließung, die der Gewinnung von richtigen Urteilen über Menschen und Dinge nicht immer zustatten kam.

Auch gegenüber der Presse, die er im Grunde seines Herzens als lästige Einrichtung empfand, war Conrad im allgemeinen sehr zurückhaltend. Dennoch zeigte sich gerade auf dem heiklen Gebiete der öffentlichen Meinung, wie sehr er alles eher denn ein einfacher, leicht zu erfassender Charakter gewesen ist. Wenn überhaupt, so konnte man seinen Unwillen dann zu fühlen bekommen, wenn aus Wien, von privater Seite — der Marschall führte einen ziemlich ausgedehnten Briefwechsel — eine Klage darüber einlief, daß die Verdienste der österreichisch-ungarischen Truppen im eigenen oder im deutschen Heeresbericht zu wenig hervorträten.

Sicherlich fühlte sich der Generalstabschef mit seiner heißgeliebten Armee so sehr eins, daß er unter deren wirklicher oder scheinbarer Zurücksetzung stets außerordentlich litt. Aber es gab gewiß auch Fälle, in denen sich hinter diesem Groll zugleich Kränkung über eine Zurücksetzung der eigenen Person barg und jener im Unterbewußtsein schlummernde persönliche Ehrgeiz, ohne den er kein guter Soldat gewesen wäre. Es waren Fälle, in denen er es als Mißgunst eines persönlichen Schicksals empfand, wenn sein weit jüngerer und an Begabung gewiß zurückstehender Kamerad, der deutsche Generalstabschef Falkenhayn, durch den Kriegsgott mehr begünstigt wurde als er selbst, und er mochte es dann wohl auch als seine besondere Tragik fühlen, daß es ihm nur zweimal, in

Montenegro und bei Vielgereuth-Lafraun, vergönnt war, Angriffssiege ohne Mitwirkung des stärkeren Bundesgenossen zu erringen.

Nun ließ sich freilich — General von Cramon hat es in seinem ersten Buche fesselnd hervorgehoben — kaum ein größerer Gegensatz denken als der, der zwischen Conrad und Falkenhayn sowohl dem Äußern wie auch ihrer Veranlagung nach klaffte. Während sich der persönliche Verkehr zwischen Conrad und Moltke in den freundschaftlichsten Formen abgespielt hatte, fanden Conrad und Falkenhayn vom ersten Tage an nicht die für ein ersprießliches Zusammenarbeiten nötige innere Berührung, und mit zunehmender Kriegsdauer wurde der dienstliche Verkehr beiden Männern nachgerade zu einem körperlichen Schmerz. Zu Weihnachten 1915, in einer für die Fortführung des Krieges besonders wichtigen Zeit, kam es zum offenen Bruche, der für die bis zum Sturz Falkenhayns folgenden Monate nur mehr notdürftig verkleistert werden konnte. Bei diesen persönlichen Gegensätzen wurden auch die großen Kriegsprobleme sehr leicht aus der Sphäre des Sachlichen hinausgedrängt, was die Bündniskriegführung sicherlich nicht erleichterte.

Die Stellung, die Conrad im Kriege zum Bündnis bezogen hatte, geht aus einem Briefe hervor, den er am 7. Februar 1918, während der Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk geschrieben hat: „Ich habe in diesem Kriege immer nicht nur den Kampf um die Existenz unserer Monarchie, sondern auch um die Existenz des Deutschtums gesehen und von diesem doppelten Standpunkte aus stets das enge Zusammengehen mit Deutschland nicht nur vertreten, sondern, solange ich in leitender Stellung stand, auch in die Tat umgesetzt; nur habe ich wohl erwartet, daß auch deutscherseits dieses Zusammengehen als Existenzbedingung gewürdigt und als gemeinsames Interesse Gleichberechtigter erachtet wird. Jedes einseitige Abweichen von dieser Linie hielte ich für verhängnisvoll: für unsere Monarchie, für das Deutschtum, aber auch für Deutschland ..."

Daß Conrad ein bequemer Bundesgenosse gewesen sei, läßt sich gewiß nicht behaupten. Zumal in dem Kampfe gegen die Bestrebungen der deutschen Heeresleitung, auf die gemeinsame Kriegführung beherrschenden Einfluß zu gewinnen, war er unermüdlich, wobei sich persönliche Verstimmung mit der wohl nicht abzuweisenden sachlichen Erwägung paarte, daß eine allzu weitgehende und sinnfällige Unterordnung des österreichisch-ungarischen Heeres unter das deutsche Kommando für den habsburgischen Nationalitätenstaat aus innenpolitischen Gründen schwer tragbar war. Die Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und der deutschen Kriegführung drängten Conrad in vertraulichen mündlichen und schriftlichen Äußerungen zuzeiten manches harte Wort über den Bundesgenossen auf, das man, aus dem Zusammenhang gerissen, als den Beweis irgendeiner Deutschland grundsätzlich abgeneigten Einstellung betrachten könnte. Conrad hat eine solche Auslegung bis in die letzten Tage seines Erdendaseins entschieden zurückgewiesen und immer wieder betont, daß der Meinungsstreit zwischen ihm

und der deutschen Führung mit seinem unerschütterlichen Gefühl der Zugehörigkeit zum deutschen Volkstum nie und nimmer etwas zu tun gehabt habe. Daß dem so war, hebt der schon dem Tod Geweihte im Vorwort des letzten Bandes seiner Denkwürdigkeiten ausdrücklich hervor und zeigte sich in dem Bekenntnis, das der Marschall, zugleich noch voll schwerster Verstimmung über den Abfall der früheren Staatsgenossen, unmittelbar nach dem Umsturze zum gemeindeutschen Schicksal ablegt: „Jedes Volk muß ein großes Ziel haben, dem es als Ideal entgegenstrebt... für jeden Deutschen kann seit dem Weltkriege dieses Ideal nur in dem endgültigen Zusammenschluß zu einem mächtigen Reich deutscher Zunge bestehen... Und so gibt es für uns nur mehr das eine Ziel, die Vereinigung mit unsern Stammesbrüdern." Und in tiefer Verbitterung läßt er diesem Bekenntnis den Satz folgen: „Welcher Deutsche könnte es über sich bringen, Verbindungen einzugehen, die uns nach den Erlebnissen des Weltkrieges in die Lage bringen könnten, gegen Deutsche zu kämpfen und wieder für die Interessen jener Hochverräter zu bluten, die unser altes großes Vaterland zerrissen haben."

War der Kampf mit Falkenhayn der schwerste persönliche Meinungsstreit, den Conrad im Kriege auszufechten hatte, so ist doch zugleich zu sagen, daß dieser liebenswürdige Vorgesetzte und Mensch auch sonst alles eher denn ein bequemer Kollege oder Untergebener sein konnte. Das war schon in den Gegensätzen zu Aehrenthal und Schönaich wahrzunehmen und erwies sich namentlich auch gegenüber Tisza, wenngleich gerade in den Auseinandersetzungen zwischen diesem und Conrad ein Unterton von gegenseitiger Achtung vor der Persönlichkeit hindurchklang. Auch die Beziehungen der Heeresleitung Conrads zu anderen Männern und Ämtern der Staatsleitung ließen mitunter sehr zu wünschen übrig. Zu den grundsätzlichen Meinungsverschiedenheiten und dem Bestreben des Generalstabschefs, in wichtigen politischen Fragen gehört zu werden, kam bei diesem noch hinzu, daß er im Dienstverkehr die Wechselrede nicht liebte und das geschriebene dem gesprochenen Wort vorzog, unbekümmert darum, daß jenes, wenn es Kritik war, ungleich härter und nachhaltiger wirkte als dieses. Zu allem Überfluß wurde der vielfach berechtigte militärische Wissensdrang der Zentralstellen durch Conrad in der Regel nur sehr unvollständig gestillt. Das verstimmte namentlich die Vertreter des Außenministeriums, denen der Marschall schon wegen ihrer Zugehörigkeit zur Diplomatie wenig Zuneigung entgegenbrachte. Aber selbst der Kriegsminister wurde mit Nachrichten über den täglichen Kriegsverlauf nur spärlich bedacht, und noch ein Höherer, der greise Kaiser und König, nahm, zumal in der ersten Kriegszeit, wiederholt Anlaß, sich über die Verschwiegenheit der Heeresleitung zu beklagen.

Daß Franz Joseph dem Feldmarschall gegenüber besonders tiefe persönliche Sympathien gehegt habe, wurde von seiner Umgebung in Abrede gestellt. Dazu sei der General schon zu sehr Schützling des Thronfolgers gewesen, mochte dieser auch zuletzt die Hand wiederholt von ihm abgezogen haben. Auch die kurz an-

gebundene und nicht selten ungeduldige Art Conrads beim Vortrage verstimmte den Kaiser, ohne daß er sich das allerdings — Ausnahmen kamen vor — gemeiniglich anmerken ließ. Zuzeiten ließ sich der nüchterne Herrscher mit leisem Vorwurf vernehmen, der Generalstabschef habe für einen Österreicher einen Fehler, er könne nicht mit Wasser kochen. Das Vertrauen in das Glück seines Feldherrn hatte bei dem pessimistischen Herrscher schon durch den Verlauf der ersten Schlachten einen merklichen Stoß erlitten, dessen Wirkung zu mindern die zahlreichen Gegner Conrads keinen Anlaß nahmen. Mehr als einmal schien der Sturz des Generalstabschefs unmittelbar bevorzustehen, und wenn er dann dennoch ausblieb, so war dies nicht zum geringsten dem treuen Festhalten des Erzherzogs Friedrich an seinem Stabschef zuzuschreiben. Conrad, dessen Selbstgefühl für einen richtigen Autoritätsglauben im allgemeinen nur wenig Raum ließ, war dem alten Kaiser trotzdem nicht nur in ritterlicher Vasallenschaft ergeben, sondern er ließ sich noch im letzten Lebensjahre des vielgeprüften Herrschers gegenüber einem seiner nächsten Berater vernehmen: „Der Kaiser ist doch noch der klügste von euch allen."

Gegenüber dem Kaiser Karl war das Werden eines solchen Verhältnisses schon wegen des Altersunterschiedes unmöglich, und Conrad selbst kennzeichnete bei Gelegenheit die Lage in seiner bildhaften Art: „Eigentlich kann ichs begreifen, daß mich der Kaiser weggeschickt hat; auch eine junge Frau nimmt nie gerne die alte Erzieherin aus dem Elternhaus in den neuen Hausstand mit." Die Gründe für die Enthebung Conrads von der Leitung des Generalstabes, Februar 1917, waren mancherlei: Conrads selbstherrliche Art, die den jungen Herrscher verstimmte, der Gegensatz des Feldmarschalls zu Tisza, dessen Stellung allerdings auch schon wankend geworden war, Meinungsverschiedenheiten im Sachlichen, Persönlichen, nicht zuletzt auf dem Gebiete der Weltanschauung. Kaum zu seinem Nutzen ließ sich der Feldmarschall noch bewegen, den Oberbefehl an der Tiroler Front zu übernehmen. Wenn man von dem Abwehrsieg absieht, den seine Truppen im Sommer 1917 in den Sieben Gemeinden errangen, blieb ein sinnfälliger Erfolg seiner Kommandoführung aus. Wohl aber wurde er im Juli 1918 der öffentlichen Meinung als Opfer für die Niederlage dargebracht, die das Heer trotz allen Anstrengungen einige Wochen zuvor erlitten und die ihren Ausgang an seinem Frontteil genommen hatte.

Tief verwundet, aber mit dem ahnungsvollen Gefühl, ein sinkendes Schiff zu verlassen, schied der Feldmarschall, seit 1910 Freiherr und nun in den Grafenstand erhoben, aus dem aktiven Dienst. Zu den Enttäuschungen, die ihm in seiner Laufbahn geworden waren, hatte ihm das Schicksal während der Kriegszeit auch im privaten Leben manche bittere Stunde beschert. In drei offene Gräber hatte er innerhalb der Kriegsjahre sehen müssen: in das zweier von vier Söhnen, deren einer in den ersten Schlachten bei Rawa Ruska gefallen, einer an einem Lungenleiden gestorben ist — und in das seiner hochbetagten, über alles geliebten Mutter.

Sein Sehnen nach Familie und Häuslichkeit ließ ihn, nachdem seine erste Frau schon ein Jahrzehnt vor dem Kriege dahingegangen war, unbekümmert um allerlei Schwierigkeiten, die nachher auch an seinem Sturze Anteil hatten, während des Krieges in einer zweiten Ehe ein neues, spätes Glück suchen.

Der Zusammenbruch Altösterreichs zerstörte auch Conrads Lebenswerk und das wunderbare, große, ehrwürdige Reich, dem er dieses Werk mit aller Hingabe gewidmet hatte. Der Marschall zog sich zunächst nach Innsbruck zurück, wo er bis zu seiner 1922 erfolgenden Rückkehr nach Wien verblieb und im obersten Stockwerk eines Hotels mit seiner Gattin zwei Kammern bewohnte. In dieser Umwelt entstanden, während auf einem elektrischen Kocher frugale Mahlzeiten zubereitet wurden, die ersten Bände seines großen Erinnerungswerkes „Aus meiner Dienstzeit". Es wäre ein Irrtum, zu wähnen, daß ihm diese Arbeit durchwegs Freude bereitet hätte. „Wenn man wie ich", konnte man den verständnisvollen Kenner der Philosophen sagen hören, „so nahe dem Nirwana ist, dann hat man die Sehnsucht, den Zusammenhang mit der Erde wieder möglichst eng zu gestalten." Diesen Zusammenhang suchte und fand der Feldmarschall, so lange er in seinem geliebten Tirol weilte, auf weiten Bergwanderungen. Auch zu philosophischer, kunsthistorischer und allgemein geschichtlicher Lektüre griff er gern, nicht ohne daß er die Bücher, wenn sie ihm gehörten, mit immer originellen Randglossen versah. Mit Vorliebe wandte sich Conrad, der Französisch und Italienisch fließend, aber auch eine Reihe slawischer Sprachen ausreichend beherrschte und in seinen letzten Lebensjahren auch noch Englisch betrieb, fremdsprachigem Lesestoff zu. Bei dieser Vielfalt des Wissens und der Interessen, die in den Jahrzehnten vor dem Kriege durch weite Reisen noch gefördert worden war, störte ihn das Bücherschreiben unter Druck bei seiner ersehnten Einkehr in sich selbst. Auch das Bemühen anderer Memoirenschreiber, sich zu rechtfertigen, lag dem bei aller Schlichtheit seines Wesens stolzen und selbstbewußten Manne durchaus fern. Er war bei der Verfassung seiner Denkwürdigkeiten, deren geldlicher Ertrag übrigens auch seine kargen Lebensverhältnisse etwas bessern sollte, lediglich von dem Streben erfüllt, der Erforschung der geschichtlichen Wahrheit zu dienen. Tagesmeinungen, auch wenn er sie gegen sich herausforderte, waren ihm dabei gleichgültig. Dennoch war dieses Tun, wie flüchtig hingeworfene Tagebuchnotizen aus seinen letzten leidvollen Jahren deutlicher als seine Bücher bewiesen und auch seine ergreifenden Worte auf dem Sterbelager bezeugten, von einer ständigen Gewissenserforschung, von unablässiger seelischer Selbstprüfung begleitet, wobei ihn insbesondere — bewußt oder unbewußt im Zusammenhang mit seinem persönlichen Anteil am Weltgeschehen — zwei Fragen bewegten: die der Rolle des Krieges im Leben der Völker und die seiner erfolgreichen Führung gegenüber der Wucht von Masse und Material. Der Marschall war den größten Teil seines Lebens dem rationalistischen Denken der altliberalen Ära nahegestanden, deren Kindschaft er ja auch sonst nicht verleugnete. Die großen Probleme, die im

späten Alter auf seiner Seele lasteten, ließen ihn, der seit je zu Pessimismus und Resignation neigte, in die Lehren des Buddhismus und anderer östlicher Religionen flüchten. Wenn er in diesen Lehren von der Wehrlosigkeit des Einzelnen gegenüber einem vorbestimmten Schicksal und von der Bedeutungslosigkeit eines solchen Einzelschicksals im All las, dann fand er darin auch Trost gegenüber den großen Enttäuschungen seines Lebens. Ob der alte Soldat vor dem letzten Appell doch noch den Weg zu jenem Gott zurückfand, dessen Namen der Skeptiker nie ohne den Zweifel an seiner Existenz aussprach, wissen wir nicht. Größte Achtung vor der religiösen Überzeugung anderer, wenn sie Überzeugung war, hat er allezeit an den Tag gelegt.

Knapp, nachdem der Feldmarschall den fünften Band seines unvollendet gebliebenen Memoirenwerkes vollendet hatte, nahm ihm der Tod die Feder aus der Hand. Eine Lungenentzündung gewährte dem seit langem von einem schweren Gallenleiden Gequälten ein rasches Ende. Von Mergentheim bis an die Grenzen des Reiches gab dem Toten die Reichswehr, diese ruhmreiche Trägerin glorreichster deutscher Soldatentradition, das letzte Geleit. Seine Beisetzung in der Heimat war das erste Staatsbegräbnis, das Neuösterreich einem Manne des alten Regimes zuteil werden ließ. Hinter seinem Sarge schritt, zur Zeit nicht Regierungschef, aber doch einer der besten Söhne des Landes, Dr. Ignaz Seipel. Vertraute Kommandoworte ertönten, die Musik ließ das Lied vom guten Kameraden erklingen, Kanonendonner rollte über das offene Grab auf dem Friedhof, der sich in der Bannmeile des alten Kaiserschlosses Schönbrunn erstreckt. Zum erstenmal seit den grauen Tagen des Umsturzes besann sich vor diesem offenen Grabe das deutsche Österreich wieder auf sich selbst. Und als man den Feldmarschall dann einige Jahre später in eine von Kameradentreue gewidmete Gruft überführte, da lag über seinem Sarg die schwere, goldgestickte Decke, die zwei Jahrhunderte früher den Prinzen Eugen von Savoyen auf seinem letzten Weg umhüllt hatte. Eine Kette großer Überlieferungen war bildhaft geschlossen.

Paul Ernst

1866—1933

Von

Hellmuth Langenbucher

Mit Emil Strauß und Hermann Stehr gehört Paul Ernst zu den Dichtern, die ihren Anfang in der „Naturalismus" genannten Literaturrevolution der achtzehnhundertneunziger Jahre genommen haben. Er hat ihr mit ein paar naturalistischen Einaktern den schuldigen Tribut entrichtet, um sich dann von ihr zu lösen und den Grund zu legen, auf dem sein Werk nach den Gesetzen seines eigenen künstlerischen Strebens und seiner Weltanschauung erstehen sollte. Der Naturalismus schien eine Weile die endliche Verbindung zwischen Dichtung und Volk, die fast ein Jahrhundert lang nicht erreicht werden konnte, erhoffen zu lassen. Als es sich aber zeigte, daß die Bewegung an der Oberfläche sich verlief, da begann Paul Ernst, auf seine eigene Kraft gestellt, den Weg, den er aus innerem Zwang gehen mußte, um einen entscheidenden Beitrag zu liefern zur Überwindung der von ihm klar gesehenen und schmerzlich empfundenen Verflachung, Veräußerlichung und Entwertung des deutschen Kultur- und Geisteslebens. Er spürte mit einem untrüglichen Gefühl für die kommende Entwicklung heraus, daß die Grundlagen der Lebensordnung des deutschen Volkes wankend geworden waren, ihre Tragfähigkeit in einem verhängnisvollen Ausmaß verloren hatten und daß alles darauf ankam, die Voraussetzungen für eine Neuordnung zu schaffen. Er selbst brachte als Mensch und Künstler, als Dichter und Denker, als Mann aus dem Volk und Träger einer umfassenden, stetig erweiterten Bildung die denkbar besten Fähigkeiten mit, um ein Werk anpacken zu dürfen, dem nur ein den Durchschnitt weit überragender Geist gewachsen war.

Über seine Herkunft schreibt der Dichter selbst einmal folgende Sätze: „Ich wurde am 7. März 1866 in Elbingerode am Unterharz als Sohn des Grubensteigers Ernst geboren, der die Aufsicht über die dortigen Manganerz- und Eisensteingruben hatte. Von mütterlicher Seite hänge ich mit dem Komponisten Heinrich Schütz zusammen, dem Vorläufer von Bach und Händel, von väterlicher stamme ich aus einer 1490 aus Antwerpen zugezogenen Nordhäuser Familie, die im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert die herrschende in der Stadt war und später durch Unglück mit Bergwerksbesitz verarmte. Nach dem Eingehen des Elbingeroder Bergwerks in meinem fünften Lebensjahre wurde mein Vater nach Clausthal im Oberharz als Pochsteiger versetzt." Paul Ernst betont des öfteren den von der zurückliegenden Zeit aus durchsichtigen Grün-

den geleugneten „festen Zusammenhang zwischen Kunst und Leben eines Künstlers". Die ganze Unbarmherzigkeit der Maßstäbe, die wir ihn später in harter Rücksichtslosigkeit an die Zeiterscheinungen anlegen sehen, kann nur begriffen werden, wenn wir auf die Erlebnisse zurückgehen, die dem aus einer gesicherten bürgerlichen Ordnung kommenden jungen Dichter vor allem in seinen ersten Berliner Jahren beschieden waren.

In Clausthal besuchte Ernst das Gymnasium bis zum letzten Halbjahr, das er, da er es an der Schule seiner Heimatstadt besonderer Verhältnisse wegen nicht mehr aushielt, in Nordhausen abmachte. Dann folgten Studienjahre in Göttingen, Tübingen und Berlin, die ihn bald in die um die neunziger Jahre alle ernsthaften Menschen bedrängenden geistigen und sittlichen Nöte hineinführten. In Berlin wurde ihm zum menschlich und dichterisch entscheidenden Erlebnis das Wankendwerden und der Zusammenbruch aller gesellschaftlichen Ordnungen, in die er als Glied seines Volkes und als Sproß einer alten Handwerkerfamilie hineingeboren war. Schon dem Knaben und Schüler des Clausthaler Gymnasiums war es schwergefallen, in ein gedeihliches Verhältnis zu seiner Umwelt, zu Lehrern und Schülern zu kommen. Aus diesem Zwiespalt flüchtete er sich in die Einsamkeit und in die Welt des Buches. Dann bringt ihn die Dissonanz zwischen seiner Zeit und dem, was er wollte und suchte, in die schwersten Konflikte. Das theologische Studium wird nach vier Semestern an den Nagel gehängt; volkswirtschaftliche, politische, philosophische Probleme füllen nunmehr seinen Gesichtskreis aus; der junge Kämpfer verzichtet auf die Unterstützung seiner Eltern und schlägt sich mit Honorareinnahmen für Zeitungsaufsätze schlecht und recht durch.

So wichtig wie sein Zusammentreffen mit den naturalistischen Größen der Zeit wird für seine Entwicklung die Begegnung mit der Lehre Karl Marxens und mit der Sozialdemokratie. Die stille Mitgliedschaft in der Partei genügt dem nach einem neuen Leben Sehnsucht Tragenden nicht; er wird Schriftleiter und Mitarbeiter revolutionärer Organe und Volksredner in Massenversammlungen. Monatelang weiß er sich, der auch von Gesinnungsgenossen gelegentlich als Anarchist denunziert wird, von der Geheimpolizei in seiner Wohnung beobachtet und auf jedem Gang verfolgt. Er steht in vorderster Linie des Kampfes der „jungen", umstürzlerischen Richtung der unter dem Sozialistengesetz aufblühenden sozialdemokratischen Partei gegen die „Alten", die sich in Bonzensesseln, des revolutionären Schwungs vergessend, rekeln. Wo Kampf und Verfolgung andere zu immer fanatischeren Anhängern des Marxismus machen, schärft er sich den durch das Parteidogma nicht getrübten Blick für eine eingehende Schau des Marxschen Lehrgebäudes, das sich ihm bald in seiner ganzen inneren Hohlheit und Plattheit enthüllt. Der Glaube, die Formung eines neuen Weltbildes zu finden, hatte ihn der Sozialdemokratie zugeführt; statt dessen entdeckt er im Marxismus nur ein lügenhaftes, unorganisches „Weiterdenken der bürgerlichen

Gesellschaftsauflösung". Er hält zunächst die äußere Verbindung mit der Partei noch aufrecht, als er sich über die innere Distanzierung vom Marxschen Sozialismus schon längst klargeworden ist.

Mit Schwermutsfingern greift die Einsamkeit, das „Anderssein", nach ihm. Während die Mehrzahl seiner Zeitgenossen, blind und taub für die Zeichen der Zeit, gleißendem Lebensvergnügen sich noch willig hingibt, hört Ernst mit feinem Ohr das Schreiten der Geister des Niedergangs, das Knistern im Gebälk der alten Ordnung, die für den Zusammenbruch reif ist. Überzeugt davon, daß nur ein Verstehen des „Warum?", die Erkenntnis der Ursachen des drohenden Untergangs den Weg zum notwendigen Wiederaufbau der Gesellschaft zu weisen vermögen, versucht er, den „Irrtum" seiner Zeit, die Auflösung der bestehenden Ordnung im „Zusammenbruch des Marxismus" darzustellen. Als der von Ernst vorausgesehene und vor dem 9. November 1918 mehrmals vorausgesagte Zusammenbruch eingetreten ist, sieht er die Aufgabe des Wiederaufbaus in ihrer ganzen Schwere auch vor sich selbst hingestellt. Eine Reihe neuer Untersuchungen schließt sich an die Kritik des Marxismus an, die ihm im Glauben an den guten Kern seiner Zeit, an die Sendung des deutschen Volkes und in seinem starken Aufbauwillen zu den „Grundlagen der neuen Gesellschaft" wird.

Damit hatte sich Paul Ernst, der die allgemeinen Erschütterungen seiner Zeit vor der Jahrhundertwende und dann wieder nach der Beendigung des Weltkrieges immer als seine eigenen fühlte, bewußt als Dichter in den Schicksalsablauf seines Volkes hineingestellt. Sein ganzes Streben war von jetzt ab darauf gerichtet, dieses sein Volk wieder mit einem starken Glauben an seine Größe und seine Zukunft zu erfüllen. „Wir werden schon wieder auferstehen, unsere Zeit war noch nicht, sie wird erst noch kommen", bekannte Ernst ganz schlicht nach dem Zusammenbruch, als man um ihn herum allenthalben von Untergang und endgültiger Vernichtung munkelte. Und er wurde nun nicht müde, der allgemeinen Verzagtheit, Selbstaufgabe und Hoffnungslosigkeit, die in den besten Schichten der Nation um sich griffen, entgegenzuarbeiten durch den Glauben und die Tat seines Wortes und seines Lebens. Er lenkte den verzagten deutschen Blick auf die großen Zeiten der deutschen Geschichte, um aus ihr Ströme der Kraft und neuen Lebenswillen in die eigene dunklere Zeit hereinzuleiten. Er versuchte, dem deutschen Volk seine besondere Aufgabe zu deuten, um ihm dadurch Mut zu sich selbst zu machen; er warf unbarmherzig den Blitzstrahl seines Zornes, wo ihm in Dingen des nationalen Lebens Mangel an Liebe und Entschlossenheit Wege zur Zukunft zu verbauen schienen; und über aller Sorge und über aller Not stand ihm stets das einfache Bekenntnis, das besonders in seinen grundlegenden theoretischen Schriften immer wiederkehrt: Das deutsche Volk wird leben; das Bekenntnis, in das ihm jede Auslassung über die Notwendigkeit einer grundlegenden Neuordnung aller Verhältnisse in Deutschland, Europa und in der gesamten zivilisierten Welt ausläuft. Das große Aufbauwerk,

das getan werden muß, liegt im Wirken einer „formbildenden Kraft", und, so ist sein Glaube, nur von Deutschland aus kann es getan werden! „Findet Deutschland die Form für ein Handeln in ganz neuer Weise, dann ist es gut, dann führt es die Welt weiter, aus dem jetzigen Zustand heraus. Findet es die Form nicht, dann geht die Welt unter, wenigstens die europäische." „Im deutschen Heer war die Form vorhanden; sie wurde 1918 zerschlagen — für immer? Im deutschen Volk sind die Kräfte vorhanden, eine neue Form zu schaffen — vielleicht besser, die nicht fertiggewordene alte Form fertigzumachen... Wenn man die anderen großen Kulturvölker von heute betrachtet, dann sind die Deutschen das einzige, von dem die Rettung kommen kann."

Mit diesem stolzen Glauben an die Zukunft seines Volkes versuchte Ernst, überall das Verständnis für die unserem Volk neu gestellten Aufgaben zu erwecken, da er für jene Neuordnung auch über die deutschen Grenzen hinaus eigentlich Entscheidendes nur von Deutschland erwartete.

Noch während des Krieges hatte sich der Dichter auf einem Bauernhof in Oberbayern, dem Sonnenhof, festgesetzt, um in seinem eigenen Leben die von ihm aufgestellten Grundsätze einer organischen Lebensordnung zu verwirklichen. Da er den „Sonnenhof" im allgemeinen Niedergang der Inflationsjahre nicht zu halten vermochte, siedelte er nach Sankt Georgen an der Stiefing in Steiermark über, wo er als Bauer und Dichter bis zu seinem Tod am 13. Mai 1933 lebte.

Eine nachhaltige Klärung seines künstlerischen Wollens empfing Ernst, der sich vom Naturalismus losgesagt hatte, durch eine Italien-Reise. Die gemeißelte Form der altitalienischen Novelle wurde ihm zum Vorbild für sein eigenes Schaffen, und wir sehen ihn von da ab besonders bemüht um die innerste Erkenntnis des Wesens und der Gesetze der künstlerischen Form, deren Vernachlässigung durch die Vertreter des Naturalismus zu einer allgemeinen Verwilderung geführt hatte. Als Dichter, der bewußt auf eine Neuordnung des deutschen Lebens hinarbeitete, war es ihm darum zu tun, jene Form der künstlerischen Aussage herauszuholen, die ihm am meisten geeignet schien als Gefäß für eine Dichtung, die Dienst am Leben des Volksganzen sein sollte — zu einer anderen Auffassung ließ sich Paul Ernst nie verleiten. So verdanken wir dem Dichter eine große Reihe von aufschlußreichen, tiefschürfenden Abhandlungen über das Wesen und die Technik der Novelle, des Dramas (insbesondere der Tragödie) und des Epos („Der Weg zur Form", „Ein Credo", „Tagebuch eines Dichters"). Auch über den Roman hat er sich ausgelassen, um zu begründen, warum er gerade den Roman nicht als vollwertige künstlerische Form ansehen konnte. Er hat sich dieser Form trotzdem mit großem Geschick bedient. In den Romanen „Der schmale Weg zum Glück", „Saat auf Hoffnung", „Die selige Insel" und „Grün aus Trümmern" hat er das Wesen und den Inhalt oder die Inhaltlosigkeit einer entwurzelten Zeit, deren Menschen mit sich selbst nichts mehr

anzufangen wußten, treffend gekennzeichnet. Daneben stehen die zwei geschichtlichen Romane: „Der Schatz im Morgenbrotstal" und „Das Glück von Lautenthal", von denen der erste ein eindrucksvolles Lebensgemälde aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges bietet, während der andere als Dichtung um eine Sage des Harzes durch die innige Einfachheit seiner Sprache und liebevolle Güte seiner Menschengestaltung zu ergreifen vermag.

Nachdem der Dichter mit dem Roman „Der schmale Weg zum Glück" von seinen Berliner Erlebnissen sich freigeschrieben hatte, suchte er den Weg zum Drama, in dem er die höchste künstlerische Form überhaupt gefunden zu haben glaubte, da im Drama das „Göttliche der Dichtung am stärksten zum Ausdruck" komme. Dem vom Naturalismus verzerrten und in seinem eigentlichen Wesen verleugneten dramatischen Schaffen verlieh er eine neue, hohe Würde, indem er selbst die strengsten Anforderungen an sich stellte. Er erkannte, daß die im Kult des Einzelmenschen sich verzehrende Zeit zur „völligen Zerstörung des Dramas, zu dessen Auflösung im allgemeinen Schwindel" geführt hatte; und er unternahm es, dieser Auflösung ein neues Drama entgegenzustellen, das als „Darstellung eines persönlichen Geschehens" aufgefaßt und zum Gefäß eines neuen Gott- und Weltbildes werden sollte. Fünfzehn Dramen entstanden in der Zeit zwischen 1905 und 1916: sie gipfeln in den Schicksalsdramen „Canossa" und „Brunhild", die die „Treue gegen sich selbst" als erstes sittliches Gebot aufstellen. In äußerst knappem Handlungsrahmen stellt er uns hier Gestalten vor, die dazu ausersehen sind, in unlösbarer „Einheit von Schicksal und Charakter" „nach Notwendigkeit" ein „höheres Leben" zum tragischen Ende zu führen. Neben der Canossa-Tragödie, die in höchster Sinnbildlichkeit die große Auseinandersetzung zwischen der Idee des Reiches und dem Anspruch der Kirche auf die Weltherrschaft gestaltet, stehen als besonders bedeutsam die Nibelungen-Dramen: „Brunhild" und „Chriemhild" und die Dramen um den Gedanken des Preußentums: „Preußengeist" und „Yorck".

Das Ende seines dramatischen Schaffens, dem der Dichter selbst die größte Bedeutung im Rahmen seines Gesamtwerkes zuweist, fällt ungefähr zusammen mit dem Zusammenbruch des deutschen Volkes von 1918. Ungefähr in der gleichen Zeit, die durch sein dramatisches Schaffen ausgefüllt war, entstanden die zahlreichen Novellen, die in sieben Bänden gesammelt sind („Frühe Geschichten", „Geschichten von deutscher Art", „Lustige Geschichten", „Komödianten- und Spitzbubengeschichten", „Romantische Geschichten", „Liebesgeschichten", „Geschichten zwischen Traum und Tag"). Es spricht nur wieder für die hohe Verantwortung, die Paul Ernst bei der Ausübung seines dichterischen Amtes leitete, wenn er nicht nur seine Romane, sondern auch die Novellen nur „Nebenarbeiten" nennt. Der Dichter selbst gab diesen Arbeiten später die deutsche Bezeichnung „Geschichten", und er verband damit ganz bestimmte Anschauungen über diese reizvolle, von vielen angewandte, von wenigen beherrschte Kunstform

der Novelle. „Eine Novelle muß in ihrem Hauptpunkt etwas Unvernünftiges enthalten", sagt Paul Ernst, „etwas, wodurch sich das in ihr Erzählte als ein Besonderes und Überraschendes ausweist, wodurch es eben würdig wird, behandelt zu werden"; oder an anderer Stelle: „Das Unwahrscheinliche, das sich sogar bis zum Unmöglichen steigern kann, ist gerade die Luft, in welcher die Novelle, diese Schwester des Märchens, sich am liebsten bewegt." Die Novelle „gibt nicht Breite und Fülle durch Zufälligkeit des scheinbaren Lebens, sondern sie gibt das Notwendige und erzielt ihre Wirkung durch Geschlossenheit und strenge Fügung". Wir müssen diese handwerklichen Äußerungen des Dichters aufmerksam lesen und durchdenken, um verstehen zu können, was das Besondere der Novellenkunst Paul Ernsts ausmacht, was sie abhebt von dem allgemeinen Novellenbegriff und was seine eigenen Novellen zu „Geschichten" macht. Es kommt ihm gar nicht darauf an, um jeden Preis Neues zu bringen; ein altitalienischer Vorwurf wird ihm in gleicher Weise zum schöpferischen Anreiz wie ein Motiv aus der nordländischen Saga; er findet seinen Stoff in einem alten deutschen Volkslied oder Volksbuch ebenso wie in der Nachrichtenspalte der Tageszeitung; Volkssage und Volksmärchen stehen ihm Pate; eigene Erfindung tut das Ihre dazu; jeder Stoff ist ihm recht, der etwas „Besonderes und Überraschendes" aufweist — nicht der Ausgangspunkt, nicht der Stoff an sich ist wichtig, sondern das dichterische Ergebnis seiner Behandlung, die die beabsichtigte Wirkung erzielt durch ihre „Geschlossenheit und strenge Fügung". Neben romanischen Stoffen der verschiedensten Färbung finden wir also Stoffe aus der deutschen Geschichte, die die ganze Entwicklung unseres Volkes andeuten, und zahlreiche andere Stücke, die aus dem den Dichter umflutenden Leben, aus einer Zeitungsnotiz oder aus einem Gespräch, gegriffen sind. Die Geschichten sind mit großer Einfachheit erzählt; sie breiten sich mit selbstverständlicher Anteilnahme über das ganze Volksleben in all seinen Ständen und Schichten aus und stellen in ihrer Art etwas ganz Einmaliges dar.

Im Jahre 1918 wurde als letztes Werk in der Reihe der Dramen das zweite Nibelungendrama: „Chriemhild" fertig; und mitten im Zusammenbruch faßte Paul Ernst den Plan zu einem neuen großen Werk, dem „Kaiserbuch", einer epischen Dichtung in drei Teilen. Mit der Gestaltung der Geschichte des altdeutschen Kaisertums wollte er dem Volk in einer Stunde seiner tiefsten Erniedrigung Mut zu sich selbst machen — damit stellte er sich in leidenschaftlicher Entschlossenheit vor die gedemütigte und gepeinigte Nation, als einer der wenigen Dichter, die damals wußten, was dem Volke nottat, wenn es wieder zu sich selbst kommen wollte. In fast zehnjährigem Schaffen zwang der Dichter den gewaltigen Stoff dieser Geschichte des ersten deutschen Kaisertums von 950 bis 1250 zu einem „Epos in drei Teilen", das mehr als neunzigtausend Verse umfaßt. Je einer der drei Teile ist den Sachsenkaisern, den Frankenkaisern und den Schwabenkaisern gewidmet.

Bewundernswert ist der innere Aufbau des „Kaiserbuchs", durch den die Gestaltwandlungen jener großen Periode der deutschen Geschichte sinnfällig zum Ausdruck kommen. Was das „Kaiserbuch" aber über die Formung tatsächlichen historischen Geschehens hinaus in besonderem Maße auszeichnet, das ist die außerordentliche Kunst, mit der der Dichter es versteht, aus den geschichtlich überlieferten Ereignissen und den Zeit- und Lebensverhältnissen des mittelalterlichen Menschen ein gemeinsames Gewebe herzustellen. Es ist da keine Seite des menschlichen und völkischen Seins, die Ernst uns mit Absicht dunkel ließe neben den Höhepunkten, den strahlenden Aufgängen, den jauchzenden Siegen, von denen diese Jahrhunderte die Fülle haben. Geschaut mit den Augen des Dichters, gedeutet mit der Kraft des Sehers, gekündet mit der Stimme des Propheten, so türmt sich im „Kaiserbuch" Paul Ernsts mittelalterliches Leben in Fülle und Erbärmlichkeit, in Glanz und Dunkel, in Reichtum und Kargheit vor uns auf, als Bild einer Zeit, deren Menschen sich aus „allgemeiner Formlosigkeit" in der Gefolgschaft einer einzigartigen, alles Sein weit überragenden Idee eine Lebensform von unerhörter Spannkraft und Tragkraft schufen.

Es gibt kaum eine andere Dichtung, in der uns jene große Zeit der deutschen Geschichte mit solcher Eindringlichkeit und Lebendigkeit und mit so ehrlichem Verzicht auf alle billigen Mittel der Wirkung vor Augen geführt würde wie in dem Kaiserepos des Dichters Paul Ernst; derart, daß wir uns selbst, unsere Art, unsere Not, unser Blut, unser Schicksal, in dem hier geformten persönlichen und überpersönlichen, zeitlichen und überzeitlichen Geschehen zu erleben vermögen. Eine solche Dichtung kann nicht um des künstlerischen Ausdrucks willen geschrieben sein, sie muß geschaffen sein im Dienst am Volk und an des Volkes Leben und an des Volkes Zukunft. Neben den Dramen ist das „Kaiserbuch" das Werk Paul Ernsts, dessen breite Wirkung im Leben des Volkes er selbst am heftigsten ersehnte.

Paul Ernst war aber nicht nur Dichter, sondern auch Philosoph und Kulturkritiker. Als solcher hat er sich um die Erhellung aller wichtigen Lebensfragen seines Volkes bemüht. Er verdankte seiner für uns kaum noch begreifbaren Belesenheit das unbedingt zuverlässige Erfassen der großen Zusammenhänge in der geschichtlichen Entwicklung nicht nur des deutschen, sondern aller abendländischen Völker. Besonders tiefgründig ist seine Kritik des neunzehnten Jahrhunderts, über die er zu seinen auch heut noch gültigen Gedanken über die Neuordnung des deutschen Lebens gelangte, deren Verwirklichung selbst noch zu erleben ihm das Schicksal versagte. Freilich: Paul Ernst wollte in erster Linie Dichter sein, und so läßt er sich über seine theoretischen Arbeiten einmal folgendermaßen aus: „Ich war immer nach meiner ganzen Gemütsart Dichter und habe weder eine Begabung für theoretische Untersuchungen — mir ist ganz klar, daß meine theoretischen Arbeiten nur unbehilflich gestammelte Selbstbekenntnisse sind mit allen Unklarheiten und Widersprüchen der nicht durch höheres Denken

Brief von Paul Ernst
an Wilhelm von Scholz

Weimar, 26. Juni [1910].

L. W.v.S., schönste Glückwünsche zu den Vertauschten Seelen.[1]) Wenn ich Dir rathen darf, so streiche nicht soviel wie in Cöln. Das Stück hat solchen schnellen Gang, daß es sehr gut etwas lyrischen Ballast tragen kann.
Mein Hulla[2]) kommt im November im Schauspielhaus, mit Kainz.
Doppelkopfkomödie für Marionetten[3]) leuchtet mir sehr ein, ich freue mich darauf und glaube, daß das ausgezeichnet werden kann. Ich habe eben IV. Akt Crispin[4]) beendet, bin aber ziemlich rathlos gegenüber dem Stück.
Empedocles[5]): ich kenne diese Bearbeitung ja nicht, halte die Sache aber a priori für dramatisch unmöglich. Daß Theater sich dafür interessieren, beweist mir gar nichts, denn die interessieren sich principiell für das undramatische. M. E. ist das Ganze Lyrik: Darstellung der Einsamkeitsempfindungen des genialen Menschen. Selbst die Verse schon, so schön sie sind, werden nicht wirken. Aber — ich kann mich natürlich irren: nur werde ich alsdann meine sämmtlichen Ansichten revidieren müssen.

Schönste Grüße von Haus zu Haus
Dein
Paul Ernst

[1]) Komödie von W. v. Scholz, deren Aufführungen nach der Kölner Uraufführung in München und Berlin bevorstanden. [2]) Lustspiel von Paul Ernst. [3]) „Der Doppelkopf", Komödie für Marionetten von Scholz. [4]) „Der heilige Crispin", Lustspiel von Paul Ernst. [5]) Die Scholz'sche Bearbeitung des Hölderlin'schen „Tod des Empedokles".

Weimar
26. Juni

L. W. v. S., schönste Glückwünsche zu den Vortauschten sieben. Wenn ich Dir rathen darf, so streiche nicht so viel wie in Cöln. Der Stück hat solchen schnellen Gang, daß er sehr gut etwas lyrischen Ballast tragen kann.

Mein Halle kommt im November im Schauspielhaus, mit Kainz.

Doppelkopfkundig für Menschen leuchtet mir sehr ein, ich freue mich darauf und glaube, daß das ausgezeichnet werden kann. Ich habe oben IV. Akt Crispin beendet, bin aber ziemlich rathlos gegenüber dem Stück.

Empedocles: ich kenne deine Be-

arbeitung ja nicht, helfe die Sache aber
a priori für dramatisch unmöglich. Das
Theater sich dafür interessieren, beweist
mir gar nichts denn die interessieren sich
principiell für den undramatischen. M. E.
ist das Ganze Lyrik: Darstellung der
~~Empfindungen~~ Einsamkeitsempfindungen
der genialen Menschen. Selbst die Verse
schon, so schön sie sind, werden nicht
wirken. Aber – ich kann mich natürlich
irren: nur würde ich alsdann meine
sämmtlichen Ansichten revidieren müssen.

Schönste Grüße von Haus zu Haus

Dr.

Paul Ernst

gereinigten Natur — noch habe ich von Haus aus Neigung zu solchen Arbeiten." „Ich habe, gegen meine Natur, zweifeln müssen", fährt er fort, und um diese Zweifel zu überwinden, um an die Stelle der ihm überkommenen, aber als untauglich erkannten Glaubenssätze einen neuen, wirksamen, aus den Erfordernissen der Zeit gewonnenen Glauben setzen zu können, bemüht er sich mit zähem, nie ermüdendem Eifer um die Erkenntnis des „Warum". Zu stark fühlt er die Verantwortung für seine Zeit und für sein Volk, als daß er es vermocht hätte, sich mit der Tatsache der Erscheinungen an sich zufriedenzugeben. So gelangte er in seinem Forschen und Nachspüren zu jener erstaunlichen Fülle von Abhandlungen, deren unermeßliches Gedankengut noch lange nicht in vollem Ausmaß für unser Volk fruchtbar gemacht ist, deren Schätze noch darauf warten, gehoben zu werden („Der Zusammenbruch des deutschen Idealismus", „Grundlagen der neuen Gesellschaft"). Auch diese Arbeiten beweisen, daß die ganze Art der Wirksamkeit Paul Ernsts völlig außerhalb dessen lag, was die Zeit unter einem Dichter verstand und was sie von ihren Dichtern wollte. Die Einzigartigkeit dieser Haltung wird immer zum Eindrucksvollsten nicht nur im Gesamtbild Paul Ernsts, sondern ganz allgemein in dem der deutschen Dichtung unserer Zeit gehören, denn wir sind es in den letzten Jahrhunderten nicht gewohnt gewesen, Herkunft, Sendung und Aufgabe, deutsche Lebensanschauung und ein weit ausgreifendes Weltbild so zum Ganzen einer künstlerisch schöpferischen Persönlichkeit zusammenwachsen zu sehen, wie es bei Paul Ernst der Fall ist.

Zu den theoretischen Arbeiten dürfen auch die „Erdachten Gespräche" gerechnet werden, in denen der Dichter eine reizvolle Zwischenform zwischen Gedichtetem und Gedachtem geschaffen hat. Diese „Erdachten Gespräche" bilden für Menschen, die dem Werk des Dichters noch fremd gegenüberstehen, sicher den schönsten Zugang zu seinem Gesamtschaffen, denn in ihnen verschenkt der gütige Mensch, der große Dichter und der scharfe Denker die reichsten Gaben seines umfassenden Geistes. Hier glänzt und sprüht es von Einfällen, Gedanken und überraschenden Prägungen, von Witz, Sarkasmus und lächelnder Laune, ohne daß je der Untergrund ernsthafter Besinnung verlassen würde. Große Fragen und schwierige Probleme werden in knapper und sicherer Gestaltung nicht nur behandelt, sondern bis ins kleinste hinein anschaulich gemacht. Unbestechliche Betrachtung öffnet den Blick für die großen, ewigen Wahrheiten, die auch der kleinsten, unscheinbarsten Wirklichkeit des Lebens innewohnen. Den Reichtum dieses Lebens aber und seiner schöpferischen Träger vom demütigen In-sich-selbst-Ruhen der einfachen Menschen aus dem Volk bis zur hohen Verantwortlichkeit des Königs, Dichters, Philosophen für Zeit, Volk und Menschheit bringt der Dichter zu schönster Entfaltung. So geben gerade die „Erdachten Gespräche", wo immer wir uns mit ihnen befassen, einen klaren und beglückenden Abglanz der gesamten dichterischen Welt Paul Ernsts.

Unter den Dichtungen seien schließlich nicht vergessen die kleine Sammlung von Gedichten: „Beten und Arbeiten" und das religiöse Epos „Der Heiland". Der organische Lebensgedanke, dem Paul Ernst mit seinem Schaffen diente, fand seinen lyrischen Niederschlag in der verhältnismäßig kleinen Anzahl von Gedichten, die in dem Bändchen „Beten und Arbeiten" vereinigt sind. Auch diese Gedichte stellen etwas durchaus Besonderes dar, sie halten sich frei von jeder gedanklichen Blässe und jedem rauschhaften Gefühlsüberschwang, sie sollen und wollen nichts sein als einfache Aussagen aus dem Leben des Volkes, die aber gerade durch ihre Schlichtheit zu ergreifen und zu erschüttern vermögen. Wenn Paul Ernst im „Kaiserbuch" darauf ausging, das deutsche Volk an seine eigene Art hinzuführen, ihm das innerste Wesen seiner selbst zu zeigen, so geht es ihm im „Heiland" darum, den Menschen von heute im Raum des Lebens von Christus heimisch zu machen. Der „Heiland" Paul Ernsts ist mitten unter uns in unsere Zeit hineingestellt. Ernst will trotzdem keinen Evangelien-Ersatz geben, sondern vom Boden seiner eigenen religiösen Anschauungen aus zeigen, daß die christliche Botschaft auch dem aufgeklärten und viel bedrängten Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts noch etwas zu bedeuten vermag.

Zu den aufschlußreichsten Werken, die uns von Paul Ernst in den letzten Jahren seines Lebens noch zugekommen sind, gehören die „Jugenderinnerungen" und „Jünglingsjahre", in denen wir den Dichter über sich selbst und über sein Leben, über seine Zeit und deren Menschen, über sein künstlerisches Wollen in einer Weise berichten sehen, wie wir das bei zeitgenössischen Dichtern nur selten beobachten können. Die „Jugenderinnerungen" bieten neben den Mitteilungen aus dem Jugendleben des Dichters, soweit es sich in der Heimat abspielte, die unvergeßliche Darstellung des Ausklangs einer Zeit, gegen deren Ordnung neue Lebensbewegungen mit unwiderstehlicher Macht anrannten. Der zweite Band, die „Jünglingsjahre", führt bis etwa zum dreißigsten Lebensjahr des Dichters, umfaßt also das erste Lebensjahrzehnt, das er, vom Boden der Heimat gelöst, in einer Reihe von Städten als Student, Politiker und Schriftsteller, verbrachte, in ernstem und verantwortungsvollem Ringen um eine eigene Lebensform.

Paul Ernst ist wenige Monate nach dem Sieg der Bewegung auf seiner Besitzung in Sankt Georgen in Steiermark gestorben. Er selbst hat an den Sieg der Bewegung geglaubt und seit vielen Jahren auf ihn gehofft. Er hat noch in den letzten Monaten seines Lebens eine Reise durch Deutschland gemacht und durfte dabei erfahren, daß das neu geordnete Volk sich anschickte, dem Dichter, dessen gesamte Lebensarbeit bis zum letzten Atemzug nur diesem Volk gehörte, die Anerkennung und Ehre zuteil werden zu lassen, die man ihm bis dahin versagt hatte. Sein Werk stellt einen der stolzesten Bausteine des neuen Reiches dar, denn er hat in ihm unablässig und unberührt von der Ungunst der Zeiten jene neue Lebensordnung des deutschen Volkes seherisch beschworen, die heute vom Führer des geeinten Reiches aufgerichtet worden ist.

Alphabetisches Verzeichnis der Personennamen

A

Abbe, Ernst, Physiker (1840 bis 1905), 232—247
Abruzzen, Ludwig Amadeus, Herzog der, Forschungsreisender (Alaska, Zentralafrika, Himalaja) (1873—1933), 493
Adolf von Nassau, seit 1292 deutscher König (um 1250 bis 1298), 35
Aehrenthal, Alois Graf Lexa von, 1906—1912 österreichisch-ungarisch. Außenminister (1854 bis 1912), 508, 509, 518
Alarcón, Don Pedro Antionio d', spanischer Dichter und Staatsmann (1833—1891), 463
Albani, Alexander, Kardinal, Bibliothekar (1692—1779), 104
Albertus Magnus, Albert der Große, Graf von Ballstädt, Philosoph, Theolog u. Naturforscher (1193—1280), 38
Albrecht IV. Graf von Habsburg (1190—1239), 26
Albrecht I., seit 1298 deutscher König (1255—1308), 33, 35
Albrecht II., seit 1438 deutscher König (1397—1439), 35
Alexander IV., seit 1254 Papst (gest. 1261), 24
Alfieri, Vittorio Graf, italienischer Dichter (1749—1803), 446
Alfons X. von Kastilien, der Weise, seit 1257 deutscher König (1226—1284), 25, 29
Allgeyer, Julius, Maler und Kupferstecher (1829—1900), 354
Allio, Donato Felice, Baumeister (u. a. der Salesianerkirche in Wien), (um 1690 bis um 1780), 71
Altdorfer, Albrecht, Maler, Kupferstecher, Baumeister (um 1480 bis 1533), 55—69
Alvintzy (Alvinczy), Joseph, Freiherr von Barberek, österreichischer Feldmarschall (1735 bis 1810), 132
Andersen, Hans Christian, dänischer Dichter (1805—1875), 346, 387
Angelus Silesius, eigentlich Johannes Scheffler, Dichter (1624 bis 1677), 99
Anhalt-Dessau, Fürst Leopold I., der „Alte Dessauer" (1693 bis 1747), 139, 186
Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar (1739 bis 1807), 306
Arndt, Ernst Moritz, Schriftsteller und Dichter (1769 bis 1860), 150, 392
Arnim, Ludwig Joachim von, genannt Achim, Dichter der Romantik (1781—1831), 268, 269
Arnulf, seit 909 Herzog von Bayern (gest. 937), 15, 21
Auffenberg von Komarow, Moritz, Freiherr von, österreichisch-ungarischer General u. 1911 bis 1912 Kriegsminister (1852 bis 1928), 504, 508, 512
August III., als Friedrich August II. seit 1733 Kurfürst von Sachsen, König von Polen (1696 bis 1763), 100

B

Baader, Franz Xaver von, Philosoph (1765—1841), 162
Bacon, Francis, Baron of Verulam, Viscount of St. Albans, englischer Philosoph u. Staatsmann (1561—1626), 102
Baumgarten, Alexander Gottlieb, Philosoph (1714—1762), 100
Bauernfeld, Eduard von, Dichter (1802—1890), 199
Baur, Ferdinand Christian, Theolog (1792—1860), 447
Bebel, August, Sozialdemokrat (1840—1913), 336
Bebel, Heinrich, Humanist (1472 bis 1518), 268
Beck-Rzikowski, Friedrich, Graf von (seit 1906), österreichisch-ungarischer Generaloberst, 1881 bis 1906 Generalstabschef (1830 bis 1920), 507
Beethoven, Ludwig van, Tondichter (1770—1827), 200, 258, 453, 456
Belcher, Sir Edward, Admiral, englischer Seefahrer, 1852 bis 1854 Leiter der Polarexpedition zur Aufsuchung Franklins (1799—1877), 490
Bell, Alexander Graham, schottischer Sprachphysiologe, schuf 1867 das erste brauchbare Telefon (1847—1922), 423
Bellot, französischer Schiffsleutnant, starb 1853 als Mitglied der Franklin-Expedition Inglefields, 490
Benedikt XIV., seit 1740 Papst (1675—1758), 105
Bergson, Henri, französisch. Philosoph (geb. 1859), 160
Berlioz, Hector, französischer Tondichter (1803—1869), 453
Bernini, Giovanni Lorenzo, Baumeister u. Bildhauer (1598 bis 1680), 73
Bernstorff, Johann Hartwig Ernst, seit 1767 Graf von, dänischer Staatsmann (1712 bis 1772), 112, 113
Berthier, Alexandre, Fürst und Herzog von Neuchâtel und Valangin, Fürst von Wagram, französischer Marschall (1753 bis 1815), 138
Berthold, Adolf, Physiologe (1803—1861), 250
Berzelius, Jöns Jacob, Freiherr von, Chemiker (1779 bis 1848), 250
Bessels, Emil, Naturforscher und Nordpolfahrer, 1871—1872 wissenschaftlicher Leiter der Ch. Francis Hall-Expedition (1847 bis 1888), 491
Beust, Friedrich Ferdinand Graf von, sächsischer u. österreichisch. Staatsmann (1809—1886), 331
Bezold, Friedrich von, Historiker (1848—1928), 448
Billroth, Theodor, Chirurg (1829 bis 1894), 376—381
Binding, Rudolf, Dichter (geb. 1867), 367
Bismarck, Otto, Fürst von, deutscher Staatsmann (1815 bis 1898), 274, 278, 282, 285, 323, 324, 327, 328, 335, 336, 363, 364, 365, 375, 398—404, 416, 422, 423, 425, 437, 448, 449
Blücher, Gebhard Leberecht, Fürst Blücher von Wahlstatt, preußischer Feldmarschall (1742 bis 1819), 139, 190, 191, 192, 194
Blumenbach, Johann Friedrich, Anatom (1752—1840), 169
Bodmer, Johann Jakob, Gelehrter und Schriftsteller (1698 bis 1783), 111, 114
Boeckh, August, klassischer Philolog (1785—1867), 109
Böcklin, Arnold, Maler u. Bildhauer (1827—1901), 218, 347, 348, 354
Böhme, Jakob, deutscher Mystiker (1575—1624), 99, 162, 163, 269

Boguslawski, Albert von, preußischer General und Militärschriftsteller (1834—1905), 505
Boleslaw I., seit 929 Herzog von Böhmen (gest. 967), 20
Boltzmann, Ludwig, Physiker (1844—1906), 247, 261
Borghesi, Bartolommeo, Graf, Altertums- (vor allem Münz-) forscher (1781—1860), 330
Borromeo, Graf Carlo (Borromäus), Erzbischof von Mailand und Kardinal (1538—1584), 78
Borromini, Francesco, Baumeister (1599—1667), 73, 76, 83
Brahms, Johannes, Tondichter (1833—1897), 338, 381, 451, 464
Brentano, Clemens, Dichter (1778—1842), 268, 269, 341
Breughel, Pieter der Ältere, Maler, Kupferstecher (um 1525 bis 1569), 69
Brockes, Barthold Hinrich, Dichter (1680—1747), 303, 304, 306
Bruckner, Anton, Tondichter (1824—1896), 451, 462
Brüggemann, Hans, Bildschnitzer, Meister eines Altarwerks mit 20 Darstellungen (385 Figuren) im Dom zu Schleswig (1. Hälfte 16. Jh.), 338
Brühl, Heinrich, Graf von, sächsischer Staatsmann (1700 bis 1763), 106
Brun, seit 866 mit seinem Bruder Otto Markgraf von Sachsen (gest. 880), 11
Bruno, Giordano, eigentlich Filippo, italienischer Philosoph (1548—1600), 159
Buch, Leopold, Freiherr von, Geolog und Paläontolog (1774 bis 1853), 172—181
Bucher, Lothar, Journalist und Diplomat (1817—1892), 324
Bülow, Friedrich Wilhelm Graf Bülow von Dennewitz, preußischer General (1755—1816), 189
Bülow, Hans, von, Pianist und Dirigent (1830—1894), 454
Bünau, Heinrich, Graf von, Staatsmann und Historiker (1697—1762), 100, 106
Bürger, Gottfried August, Dichter (1747—1794), 124
Bürkel, Heinrich, Genre- und Landschaftsmaler (1802 bis 1869), 214
Burckhardt, Jakob, Kultur- und Kunsthistoriker (1818—1897), 107, 109, 327
Burkhard I., seit 917 Herzog von Schwaben (um 885—926), 16, 21
Busch, Wilhelm, Zeichner, Dichter und Maler (1832—1908), 217, 428—438
Butzer (Bucer), Martin, Reformator in Straßburg (1491 bis 1551), 52
Byron, George Gordon Noel, Lord, englischer Dichter (1788 bis 1824), 452

C

Cäsar, Gajus Julius, römischer Staatsmann und Feldherr (100 bis 44 v. Chr.), 333, 334
Calvin, Johann, Reformator (1509—1564), 48, 54
Canova, Antonio, italienischer Bildhauer (1757—1822), 183, 184
Carl, Erzherzog, dritter Sohn Leopolds II. (1771—1847), 128—142, 201
Carlone, Carlo Antonio, Baumeister aus Mailand, seit 1681 in Österreich tätig (gest. 1708), 71, 74
Carstens, Jakob Asmus, Maler und Zeichner (1754—1798), 347
Carus, Carl Gustav, Arzt, Maler und Philosoph (1789—1869), 166—171
Catel, Franz, Landschaftsmaler (1778—1856), 206, 208
Cauchy, Augustin Louis, französischer Mathematiker (1789 bis 1857), 256
Caylus, Anne Claude Philippe, Graf von, französischer Archäolog (1692—1765), 106
Chamisso, Adalbert von, eigentlich Louis Charles Adelaide de Chamisso, deutscher Dichter und Naturforscher (1781 bis 1838), 464
Charcot, Jean-Baptiste, franz. Arzt und Forschungsreisender, leitete die beiden franz. Expeditionen nach der Westantarktis 1903—1905 und 1908—1910 (geb. 1867), 498
Christian VI., seit 1730 König von Dänemark, Pietist (1699 bis 1746), 112
Claude Lorrain, französischer Landschaftsmaler (1600 bis 1682), 170, 208, 305
Claudius, Matthias, Dichter (1740—1815), 151, 338
Clausewitz, Karl von, preußischer General (1780—1831), 141, 511
Clausius, Rudolf, Physiker (1822 bis 1888), 253
Clerfayt, Charles de Croix, Graf von, österreichischer Feldmarschall (1733—1798), 130
Comenius, Johann Amos, Theolog (1592—1670), 171
Conrad von Hötzendorf, Franz, Graf, österreichisch-ungarischer Feldmarschall (1852—1925), 504—521
Cornelius, Peter, Ritter von, Maler (1783—1867), 197, 201, 202, 203, 212, 347, 348, 464
Corneille, Pierre, französischer Dramatiker (1606—1684), 102
Correggio, Antonio, eigentlich Allegri, italienischer Maler (1489—1534), 353
Courbet, Gustave, französischer Maler (1819—1877), 218
Couture, Thomas, französischer Maler (1815—1879), 352
Cranach, Lukas (d. Ä.), Maler und Kupferstecher (1472 bis 1553), 55, 65
Creuzer, Friedrich, klassischer Philolog (1771—1858), 109
Cromwell, Oliver, Protektor der englischen Republik (1599 bis 1658), 334
Cunard, Sir Samuel, Kaufmann und Schiffsreeder (1787 bis 1865), 387
Curtius, Ernst, Philolog (1814 bis 1896), 327

D

Dahl, Johann Christian Clausen, Maler der deutschen Romantik, dänischer Herkunft (1788 bis 1857), 205
Dankl, Viktor, Freiherr von Krasnik, österreichisch-ungarischer Generaloberst (geb. 1854), 512
Dante Alighieri, italienischer Dichter (1265—1321), 38
Darwin, Charles, englischer Naturforscher (1809—1882), 371
Daumer, Georg Friedrich, Dichter (1800—1875), 464
Daumier, Honoré, französischer Maler, Zeichner, Lithograph und Bildhauer (1808 oder 1810 bis 1879), 216
Dehio, Georg, Kunsthistoriker (1850—1932), 107
Delacroix, Eugène, französischer Maler, Führer der romantischen Malerei in Frankreich (1799—1863), 218
Delsenbach, Johann Adam, Maler, Zeichner und Kupferstecher (1687—1765), 79
Denner, Balthasar, Maler (1685 bis 1749), 86
Desaix de Voygoux, Louis Charles Antoine, französischer General (1768—1800), 133
Descloiseaux (Des Cloizeaux), Alfred, Mineralog (1817 bis 1897), 251
Diaz, Narcisso Vizilo de la Peña, Maler in Frankreich, spanischer Herkunft (1807 bis 1876), 218
Dickens, Charles, englischer Romanschriftsteller (1812—1870), 446

Dientzenhofer, Johann, Baumeister (gest. 1726), 82
Dilthey, Wilhelm, Philosoph (1833—1911), 151, 439—449
Dohrn, Anton, Zoolog, Gründer der deutschen zoologischen Station in Neapel (1840—1909), 241
Dollond, John, Optiker (1706 bis 1761), 236
Donizetti, Gaetano, Opernkomponist (1797—1848), 387
Droste-Hülshoff, Annette Freiin von, Dichterin (1797—1848), 287—302
Droysen, Johann Gustav, Historiker (1808—1884), 327, 328
Drygalski, Erich v., Geograph und Polarforscher. 1901—1903 Leiter der deutschen Südpolarexpedition (geb. 1865), 503
Duckwitz, Arnold, Politiker (1802 bis 1881) 389, 390
Dürer, Albrecht, Maler, Kupferstecher und Zeichner (1471 bis 1528), 55, 56, 61, 62, 65, 67, 191, 210, 215, 269, 356
Dumont (Du Mont), Joseph, Verleger aus der aus Belgien stammenden rheinischen Buchhändlerfamilie, der seit 1808 die Kölnische Zeitung gehört (1811—1861), 297
Dumouriez, Charles François, französischer General (1739 bis 1823), 129
Duncker, Max, Historiker und Politiker (1811—1886), 327
Dyck, Hermann, Maler und Radierer (1812—1874), 214

E

Eberhard, seit 918 Herzog von Franken (gest. 939), 12, 13, 15
Eberhard I., der Erlauchte, seit 1279 Graf von Württemberg (1265—1325), 32
Eberhard II., der Greiner oder Rauschebart, Graf von Württemberg (1344—1392), 269
Eckermann, Johann Peter, Schriftsteller (1792—1854), 178
Eckhart, deutscher Mystiker (um 1260—1327), 38
Edith, Tochter Edwards d. Ä. von England, Gemahlin Ottos des Großen (gest. 946), 22
Ehrlich, Paul, Chemiker und Bakteriologe (1854—1915), 370
Eichendorff, Joseph, Freiherr von, Dichter (1788—1857), 211, 342, 456, 458, 459, 462
Eiselsberg, Anton, Freiherr von, Chirurg (geb. 1860), 380
Ellenhard, Bürger in Straßburg, 1262 Wartmann, 1284 Prokurator der Münsterfabrik (gest. 1304), 26
Elsheimer, Adam, Maler und Radierer (1578—1610), 69
Engels, Friedrich, sozialdemokratischer Führer (1820—1895), 327
Erasmus, Desiderius, eigentlich Gerhard Gerhards, Humanist (1465 oder 1466—1536), 43, 45, 152
Erdmansdorff, Friedrich Wilhelm Freiherr v., Baumeister des Klassizismus (1736—1800), 184
Ernst II., Herzog von Schwaben, Stiefsohn Kaiser Konrads II. (1007—1030), 271
Ernst II., Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha (1844—1893), 357, 361, 364, 365
Ernst, Paul, Dichter (1866 bis 1933), 522—530
Erwin Graf von Merseburg, Vater Hatheburgs, der ersten Gemahlin Heinrichs I. (gest. vor 906), 14
Eugen, Prinz von Savoyen, Feldherr und Staatsmann (1663—1736), 72, 73, 79, 80, 81, 82, 129, 132, 521
Eulenburg, Friedrich (Fritz) Albrecht, Graf zu, preußischer Staatsmann, 1862 bis 1878 Innenminister (1815—1881), 479, 480
Euler, Leonhard, Mathematiker und Physiker (1707—1783), 237
Everdingen, Allart van, holländischer Landschaftsmaler und Radierer (1621—1675), 305

F

Falke, Gustav, Dichter (1853 bis 1916), 338, 343
Falkenhayn, Erich von, General, Sept. 1914 bis Aug. 1916 Chef des Generalstabes des Feldheeres (1861—1922), 512, 513, 516—518
Fehrs, Johann Hinrich, plattdeutscher Dichter (1838 bis 1916), 338, 339
Ferdinand I., Bruder Karls V., Statthalter des Kaisers in den Habsburger Erblanden, seit 1526 König von Böhmen und Ungarn, seit 1531 römischer König, seit 1556 deutscher Kaiser (1503—1564), 50
Ferdinand I., seit 1835 Kaiser von Österreich, dankte 1848 ab (geb. 1793), 141
Ferry, Jules, französ. Staatsmann (1832—1893), 403
Feuerbach, Paul Johann Anselm, Ritter von, Jurist, bayrischer Staatsrat, Präsident des Appellationsgerichts in Ansbach (1775—1833), 349
Feuerbach, Anselm (d. Ä.), Archäolog (1798—1851), 349, 350
Feuerbach, Ludwig Andreas, Philosoph (1804—1872), 152, 165, 349
Feuerbach, Eduard August, Rechtsgelehrter (1803—1843), 349
Feuerbach, Henriette, geb. Heydenreich, 2. Gattin von Anselm F., dem Archäologen u. Vater des Malers, Schriftstellerin (1812—1892), 350
Feuerbach, Anselm, Maler (1829—1880), 204, 218, 347 bis 356
Fichte, Johann Gottlieb, Philosoph (1762—1814), 121, 148, 153, 154, 155, 156, 158, 159, 161, 164, 442
Fielding, Henry, englischer Dichter (1707—1754), 101
Fischer, Kuno, Philosoph (1824 bis 1907), 441
Fischer von Erlach d. Ä., Johann Bernhard, Baumeister (1656 bis 1723), 70—85
Fischer von Erlach, der Jüngere, Joseph Emanuel (1693 bis 1742), 83
Floris V., seit 1256 Graf von Holland (gest. 1296), 34
Foerster, Ernst, Maler u. Kunsthistoriker (1800—1889), 201
Fontana, Carlo, italienischer Baumeister (1543—1607), 80
Francke, Aug. Hermann, Pietist, Begründer der Franckeschen Stiftungen in Halle (1663 bis 1727), 89, 90, 192
Franklin, Sir John, engl. Polarforscher (1786—1847), 490, 493, 503
Franz I., seit 1515 König von Frankreich (1494—1547), 102
Franz II., 1792—1806 deutscher König und Kaiser, seit 1804 als Kaiser von Österreich Franz I. (1768—1835), 128, 132—134, 136, 138—141
Franz (eigentlich Knauth), Robert, Tondichter (1815—1892), 461
Franz Ferdinand von Österreich-Este, Erzherzog, seit 1896 Thronfolger (1863—1914), 137, 506, 508—510, 511, 518
Franz Josef, seit 1848 Kaiser von Österreich, seit 1867 König von Ungarn (1830—1916), 502, 509, 518, 519
Fraunhofer, Joseph von, Physiker (1787—1826), 232—247
Frech, Fritz, Geolog und Paläontolog (1861—1917), 485
Freiligrath, Ferdinand, Dichter (1810—1876), 327
Frenssen, Gustav, Schriftsteller (geb. 1863), 338
Fresnel, Augustin Jean, französischer Physiker (1788 bis 1827), 239

Freytag, Gustav, Dichter und Schriftsteller (1816—1895), 327, 357—367
Friedrich I., Barbarossa, seit 1152 deutscher König, 1155 Kaiser (um 1122—1190), 27, 37
Friedrich II., seit 1196 deutscher König, 1220 Kaiser (1194 bis 1250), 24, 28, 30, 36, 37
Friedrich III. (I.), Graf von Zollern, seit 1261 Burggraf von Nürnberg (1220—1297), 28
Friedrich II., der Große, seit 1740 König von Preußen (1712 bis 1786), 98, 139, 182, 183, 185, 186, 192, 193, 305, 310, 358
Friedrich V., seit 1746 König von Dänemark (1723—1766), 112, 113
Friedrich Wilhelm II., seit 1786 König von Preußen (1744 bis 1797), 183, 184, 193
Friedrich Wilhelm III., seit 1797 König von Preußen (1770 bis 1840), 147, 150, 189, 309
Friedrich Wilhelm IV., seit 1840 König von Preußen (1795 bis 1861), 165, 311, 316
Friedrich III., 1888 deutscher Kaiser und König von Preußen (1831—1888), 357
Friedrich, Erzherzog, Herzog von Teschen, österreichisch-ungarischer Feldmarschall, 1914 bis 1917 Oberbefehlshaber der österreichisch-ungarischen Feldarmeen (1856—1932), 510, 516, 519
Friedrich, Kaspar David, Maler (1774—1840), 69, 170, 197, 205, 208
Fries, Ernst, Maler (1801 bis 1833), 207
Froschauer, Christoph, Buchdrucker und Verleger in Zürich (gest. 1564), 47

G

Gabrielli (Gabrielis), Gabriel de, Baumeister (1671—1747), 74
Gagern, Heinrich Freiherr von, Staatsmann (1799—1880), 390
Galli-Bibbiena, Ferdinando, Maler und Baumeister (1656 bis 1729), 71, 74, 78
Gauß, Karl Friedrich, Mathematiker und Astronom (1777 bis 1855), 258
Gay-Lussac, Louis Joseph, französischer Physiker u. Chemiker (1778—1850), 180, 249
Geibel, Emanuel, Dichter (1815 bis 1884), 327, 339, 461
Georgi, Friedrich, Freiherr von, österr.-ungar. General (1852 bis 1926), 505
Gerberga, Tochter Heinrichs I. 928—939 Gemahlin Giselberts von Lothringen, bis 954 Gemahlin Ludwigs IV. v. Frankreich (gest. 984), 17
Gerstenberg, Heinrich Wilhelm von, Dichter (1737—1823), 113
Gertrud (seit der Krönung 1273 Anna) von Hohenberg, seit etwa 1250 die erste Gemahlin Rudolfs von Habsburg (um 1225—1281), 28
Gervinus, Georg Gottfried, Historiker und Politiker (1805 bis 1871), 327, 489
Geßner, Salomon, schweizer. Dichter und Maler (1730 bis 1788), 347
Giesebrecht, Wilhelm von, Historiker (1814—1889), 327
Gilly, David, Baumeister (1748 bis 1808), 184
Gilly, Friedrich, Baumeister, Sohn von David Gilly (1772 bis 1800), 187, 192
Giselbert, seit etwa 915 Herzog von Lothringen (gest. 939), 17
Gneisenau, August Graf Neithardt von, preußischer Generalfeldmarschall (1760 bis 1831), 139
Gnupa, um 930 dänischer Teilkönig in Haithabu, 934 von Gorm besiegt, 20
Goethe, Johann Wolfgang von, Dichter (1749—1832), 38, 70, 98, 104, 106, 107, 117, 125, 127, 129, 155, 167, 169, 177, 182, 190, 191, 192, 194, 200, 208, 306, 307, 327, 328, 342, 363, 364, 425, 433, 434, 440, 442, 446, 447, 456, 460, 461, 515
Goetz, Hermann, Tondichter (1840—1876), 464
Gorm, der Alte, Dänenkönig (gest. 936), 20
Gotthelf, Jeremias, Schriftstellername von Albert Bitzius, Dichter (1797—1854), 221 bis 231
Gottsched, Johann Christoph, Dichter (1700—1766), 114
Graff, Anton, schweizerischer Maler, Hofmaler in Dresden (1736—1813), 205
Grant, Ulysses, Politiker, General, 1868—1877 Präsident der Vereinigten Staaten (1822 bis 1885), 322
Grebel, Jakob, Ratsherr in Zürich (1526 hingerichtet), 48
Gregor X., seit 1271 Papst (gest. 1276), 25, 29, 30, 35
Grillparzer, Franz, Dichter (1791—1872), 200
Grimm, Jakob, Germanist (1785 bis 1863), 297
Grimm, Wilhelm, Germanist, Bruder von Jakob Grimm (1786—1859), 297
Groth, Klaus, Dichter (1819 bis 1899), 327, 338, 343
Guarini, Guarino, Baumeister (1624—1683), 73, 83
Grünewald, Matthias, Maler (1475/80—1528), 55, 59

H

Hadutwich, seit etwa 869 Gemahlin Ottos von Sachsen (gest. 903), 11
Haeckel, Ernst, Naturforscher (1834—1919), 241
Hähnel, Ernst Julius, Bildhauer (1811—1891), 195
Haeseler, Gottlieb, Graf von, preußischer Generalfeldmarschall (1836—1919), 418
Hagedorn, Friedrich von, Dichter (1708—1754), 100, 112
Hals, Frans, niederländischer Maler (zwischen 1580 u. 1584 bis 1666), 437
Hamann, Johann Georg, Schriftsteller (1730—1788), 151
Hannson, Christian Heinrich, Historien- und Genremaler (1791—1850), 213, 214
Hanslick, Eduard, Musikschriftsteller (1825—1904), 381
Harms, Claus, evangelischer Theolog (1778—1855), 147, 151
Hatheburg, seit 906 1. Gemahlin Heinrichs I., der sie 908 verlassen muß, 14
Hatto I., seit 891 Bischof von Mainz (gest. 913), 12
Häusser, Ludwig, Historiker (1818—1867), 262
Hauff, Wilhelm, Dichter (1802 bis 1827), 119, 268
Hauptmann, Gerhart, Dichter (geb. 1862), 361
Hayes, Rutherford Birchard, 1877—1881 Präsident der Vereinigten Staaten (1822—1893), 321
Hebbel, Friedrich, Dichter (1813 bis 1863), 265, 284, 327, 338, 456
Hebel, Johann Peter, Dichter (1760—1826), 328
Hedin, Sven, Geograph und Asienforscher (geb. 1878), 488
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, Philosoph (1770—1831), 148, 153, 155, 161, 164, 172, 181, 273, 274, 440, 444, 447
Heitwig, Gräfin von Kiburg, seit etwa 1217 Gemahlin Albrechts IV. von Habsburg (gest. nach 1263), 26
Heinitz, Friedrich Anton von, preußischer Minister (gest. 1802), 184, 185
Heinrich I., seit 919 deutscher König (876—936), 9—23, 110

Heinrich Raspe, 1227—1239 und 1241—1247 Landgraf von Thüringen, 1246 Gegenkönig Friedrichs II. (um 1202—1247), 24
Heinrich I., seit 1255 Herzog von Niederbayern (1235—1290), 30, 31
Heinrich der Löwe, 1139—1180 Herzog von Sachsen, 1156 bis 1180 Herzog von Bayern (1129—1195), 20
Heinrich Knoderer, 1275—1286 Bischof von Basel, dann als H. II. Erzbischof von Mainz (gest. 1288), 38
Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob, Meistersinger (1250 bis 1318), 38
Helmholtz, Hermann Ludwig Ferdinand von, Physiker und Physiolog (1821—1894), 245, 258, 262, 448
Henle, Friedrich Gustav Jacob, Pathолog und Anatom, (1809 bis 1885), 374
Hensel, Louise, religiöse Dichterin (1798—1876), 296
Herder, Johann Gottfried von, Dichter und Philosoph (1744 bis 1803), 86, 98, 106, 109, 117, 152, 306, 442
Heriger, seit 913 Bischof von Mainz (gest. 927), 13
Hermann, seit 926 Herzog von Schwaben (gest. 949), 15, 16
Hermann, Gottfried, klassischer Philolog (1772—1848), 109
Herschel, John Frederick, Astronom (1792—1871), 259
Hertz, Heinrich Rudolf, Physiker (1857—1894), 257
Herz, Henriette, geb. de Lemors, Gattin von Henri Herz (1764 bis 1847), 144, 145
Heß, Peter, Pferde- und Schlachtenmaler (1792—1871), 214
Heyse, Paul von, Dichter (1830 bis 1914), 461
Hildebrandt, Eduard, Maler (1818—1868), 347
Hildebrandt, Johann Lucas von, Baumeister (1668—1745), 70 bis 85
Hindenburg, Paul von Beneckendorff und von, preußischer Generalfeldmarschall und Reichspräsident (1847—1934), 513
Hinstorff, Detloff Carl, Verlagsbuchhändler (1811—1882), 284
Hirschvogel, Augustin, Radierer, Glasmaler, Keramiker (1503 bis 1553), 69
Hochstetter, Ferdinand von, Geograph und Geolog (1829 bis 1884), 479
Hofacker, Ludwig, pietistischer Theolog (1798—1828), 151
Hoenig, Fritz, Militärschriftsteller (1848—1902), 505
Hölderlin, Friedrich, Dichter (1770—1843), 99, 106, 306, 446
Hölty, Ludwig Heinrich Christoph, Dichter, Mitglied des Hainbundes (1748—1776), 124
Hoff, Johann Friedrich, Maler und Zeichner (1832—1913), 205
Hoffmann v. Fallersleben (eigtl. August Heinrich H. Hoffmann), Liederdichter und Germanist (1798—1874), 358, 456, 458
Hofmann, August Wilhelm von, Chemiker (1818—1892), 263
Hogarth, William, englischer Maler und Zeichner (1697 bis 1764), 198
Holl, Elias, Baumeister (1573 bis 1646), 71
Honorius IV. seit 1285 Papst (gest. 1287), 35
Hooch, Pieter de, niederländischer Maler (1629 bis etwa 1685), 220
Houdon, Jean Antoine, französ. Bildhauer (1741—1828), 183
Huber, Wolfgang (Wolf), Maler und Zeichner (um 1490—1553), 55—69
Humboldt, Wilhelm Freiherr von, Gelehrter und preußischer Staatsmann (1767—1835), 189
Humboldt, Alexander, Freiherr von, Naturforscher (1769 bis 1859), 176, 179, 180, 479
Hume, David, englischer Philosoph (1711—1776), 177
Huß (Hus), Johannes, böhmischer Reformator (um 1369 bis 1415), 92
Hutton, James, Geolog (1726 bis 1797), 177

I

Ibell, Karl von, nassauischer Regierungspräsident (1780 bis 1834), 441
Ibsen, Henrik, norwegischer Dichter (1828—1906), 463
Inglefield, Sir Edward Augustus, britischer Admiral und Polarforscher (1820—1894), 490
Innozenz IV., seit 1243 Papst (gest. 1254), 24
Isabella (Elisabeth) von Burgund, seit 1284 2. Gemahlin Rudolfs von Habsburg (1270 bis 1323), 28, 33
Isabella II., 1833—1868 Königin von Spanien (1830—1904), 320
Isabey, Jean Baptiste, französischer Maler, Hofmaler Napoleons I. (1767—1855), 218

J

Jacobi, Karl Gustav Jakob, Mathematiker (1804—1851), 257, 258
Jeans, Sir James, englischer Astrophysiker (geb. 1877), 261
Johann, Erzherzog, österreichischer Feldmarschall und deutscher Reichsverweser (1782 bis 1859), 133, 138, 139
Johannes Boccamazza, Bischof von Tusculum, 1285 Kardinal, 1286 Legat (gest. 1309), 34
Johnson, Andrew, 1865—1868 Präsident der Vereinigten Staaten (1808—1875), 320, 321
Jolly, Philipp von, Physiker (1809—1884), 256
Joseph I., seit 1705 deutscher Kaiser (1678—1711), 71, 72, 74
Joseph II., seit 1765 deutscher König und Kaiser (1741—1790), 116
Josias, Friedrich J., Prinz von Sachsen-Coburg-Saalfeld, österreichischer Feldmarschall (1737 bis 1815), 130
Jud (Judä), Leo, schweiz. Reformator (1482—1542), 47

K

Kant, Immanuel, Philosoph (1724—1804), 153, 154, 156, 158, 175, 176, 193, 328, 441
Kapp, Friedrich, Politiker und Historiker (1824—1884), 324
Karl I., der Große, seit 768 König der Franken, seit 800 Kaiser (742—816), 9, 11, 19
Karl III., der Einfältige, seit 893 König von Frankreich (879 bis 929), 17
Karl von Anjou, seit 1265 König von Neapel und (bis 1282) Sizilien (1220—1285), 25, 30, 34
Karl der Kühne, seit 1467 Herzog von Burgund (1433—1477), 221
Karl V., von 1519—1556 römisch-deutscher Kaiser (1500 bis 1558), 51
Karl VI., seit 1711 Kaiser (1685 bis 1749), 78
Karl I., seit 1735 Herzog von Braunschweig (1713—1780), 111
Karl III., seit 1738 König von Neapel und Sizilien, seit 1759 König von Spanien (1716 bis 1788), 300
Karl August, seit 1815 Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach (1757—1828), 364
Karl Wilhelm Ferdinand, seit 1780 Herzog von Braunschweig, preußischer Feldherr (1735 bis 1806), 129
Kaulbach, Wilhelm von, Maler (1805—1874), 196, 212
Kaunitz, Wenzel Anton, Reichsfürst von Kaunitz-Rittberg, österreichischer Staatsmann (1711—1794), 129

Keller, Gottfried, Dichter (1819 bis 1890), 225, 231, 327, 343, 352, 461
Kepler, Johannes, Astronom (1571—1630), 167, 254, 269
Kerner, Justinus, Arzt u. Dichter (1786—1862), 267, 268, 269, 408
Kinkel, Gottfried, Dichter und Kunsthistoriker (1815—1882), 312, 316, 317
Kirchhoff, Gustav Robert, Physiker (1824—1887), 238, 248—264
Klaproth, Martin, Chemiker (1743—1817), 249
Kleist, Heinrich von, Dichter (1777—1811), 87, 452, 454, 464
Klenze, Franz Karl Leo von, Baumeister (1784—1864), 192
Klopstock, Friedrich Gottlieb, Dichter (1724—1803), 98, 110 bis 117, 315
Koch, Joseph Anton, Maler, Begründer der klassizistisch-heroischen Landschaftsmalerei (1768 bis 1839), 206, 208, 348
Kölderer, Jörg, Maler und Baumeister (um 1470—1540), 56, 65
Körner, Karl Theodor, Dichter (1791—1813), 119
Koldewey, Karl, Nordpolfahrer (1837—1908), 492, 498—500
Konrad I., seit 911 deutscher König (gest. 918), 9, 10, 11, 12
Konrad IV., 1237 und seit 1250 deutscher König (gest. 1254), 24
Konrad von Hochstaden, seit 1238 Erzbischof von Köln (gest. 1261), 25
Konradin, Herzog von Schwaben (1252—1268), 25, 28
Krüger, Franz, Maler (1797 bis 1857), 194
Krupp, Alfred, Großindustrieller (1812—1887), 327, 336
Kühn, Sophie von, Braut des Dichters Novalis (1783—1797), 125, 126, 127
Kühne, Moritz, Militärschriftsteller (1835—1900), 505
Kupelwieser, Leopold, Maler (1796—1862), 201
Kutusoff, Golenischtschew-Kutusoff, Michail Ilarionowitsch, Fürst Smolenskij, russ. Feldmarschall (1745—1813), 136

L

Lacy (Lascy), Franz Moritz, Graf von, österreichischer Feldmarschall (1725—1801), 130
Langenbeck, Bernhard von, Chirurg (1810—1887), 373, 376, 377, 378
Langhans, Carl Gotthard, Baumeister (1732—1808), 184, 185
Laßberg, Joseph, Freiherr von, Altertumsforscher und Literarhistoriker (1770—1855), 297 bis 300
Lautensack, Hans Sebald, Maler, Kupferstecher (um 1524 bis 1561/1566), 69
Leibniz, Gottfried Wilhelm, Philosoph, Mathematiker, Jurist, Historiker (1646—1716), 73, 99, 117, 152, 156, 444
Lenau, Nikolaus, eigtl. Nikolaus Niembsch, Edler von Strehlenau (1802—1850), Dichter, 142, 199, 452
Lenbach, Franz von, Maler (1836—1904), 433, 438
Lenné, Peter Joseph, Landschaftsgestalter und Städtebauer (1789—1866), 304—311
Leonardo da Vinci, italienischer Maler, Bildhauer, Baumeister, Techniker, Naturforscher (1452 bis 1519), 107
Leopold II., seit 1790 deutscher Kaiser (1747—1792), 128, 129
Leopold II., seit 1865 König von Belgien (1835—1909), 486
Lessing, Gotthold Ephraim, Dichter (1729—1781), 98, 193, 442, 448
Lessing, Karl Friedrich, Maler (1808—1880), 351
Lichtenau, Wilhelmine, Gräfin von (seit 1796), Tochter des Musikers Enck, Geliebte Friedrich Wilhelms II. von Preußen (1753—1820), 184
Liebig, Justus von, Chemiker (1803—1873), 249, 253, 489
Liliencron, Detlev Freiherr von, Dichter (1844—1909), 338, 459
Lincoln, Abraham, Präsident der Vereinigten Staaten (1809 bis 1865), 318, 320
Lippert, Philipp Daniel, Maler und Zeichner (1702—1785), 100
List, Friedrich, Volkswirt (1789 bis 1846), 416
Listing, Johann Ben., Physiker (1808—1882), 240
Liszt, Franz von, Klaviervirtuos und Tondichter (1811—1886), 199, 203, 451, 453, 454
Littrow, Heinrich von, Direktor der Handels- und nautischen Akademie in Triest, Seeinspektor in Fiume (1820 bis 1895), 489, 493, 496, 497
Liudolf, seit 852 Markgraf (Herzog) von Sachsen (um 806 bis 866), 11
Livingstone, David, englischer Forschungsreisender (1813 bis 1873), 481
Lloyd George, David, englischer Staatsmann (geb. 1863), 513
Logau, Friedrich Freiherr von, Dichter (1604—1655), 99
Longfellow, Henry Wadsworth, amerikanischer Dichter (1807 bis 1882), 388
Lotze, Hermann, Philosoph und Mediziner (1817—1881), 327
Ludwig IV., das Kind, seit 900 ostfränkischer König (893—911), 10
Ludwig IX., der Heilige, seit 1226 König von Frankreich (1214—1270), 25
Ludwig XIV., seit 1643 König von Frankreich (1638—1715), 73, 102, 129
Ludwig XVI., seit 1774 König von Frankreich (1774—1792), 129
Ludwig I., seit 1825 König von Bayern (1786—1868), 191, 192, 201, 202
Lüderitz, Adolf, Großkaufmann (1834—1886), 395—405
Luise, seit 1793 Königin von Preußen, Gemahlin Friedrich Wilhelms III. (1776—1810), 136, 149, 188, 189
Luther, Martin, Reformator (1483—1546), 47, 51, 52, 54, 92, 146, 150, 151, 190, 193, 269

M

Mack von Leiberich, Karl, Freiherr, österreichischer General (1752—1828), 130, 135—137
Mackensen, August von, preußischer Generalfeldmarschall (geb. 1849), 512
Magnus, Heinrich Gustav, Chemiker und Physiker (1802 bis 1870), 257
Makart, Hans, Maler (1840 bis 1884), 355
Manfred, seit 1258 König von Sizilien (1231—1266), 25
Marées, Hans von, Maler (1837 bis 1887), 109, 347, 348
Margarethe, seit 1527 Königin von Navarra (1492—1549), 102
Marggraf, Andreas Sigismund, Chemiker (1709—1782), 249
Maria Christine, Tochter Maria Theresias, Gemahlin Herzogs Albert von Sachsen-Teschen, mit diesem 1780—1792 Generalgouverneur der Niederlande, 128—132
Marie Luise (Maria Ludovica), Infantin von Spanien, seit 1765 Gemahlin Leopolds II., 128
Martinelli, Domenico, Baumeister und Maler (1650 bis 1718), 74
Marx, Karl Heinrich, sozialdemokratischer Philosoph (1818 bis 1883), 328, 523
Masséna, André, Herzog von Rivoli, Fürst von Eßling, frz. Marschall (1758—1817), 133, 136
Mathilde, die Heilige, 2. Gemahlin Heinrichs I. (gest. 968), 14, 110
Mathy, Karl, badischer Staatsmann (1806—1868), 362, 366

Matthisson, Friedrich von, Dichter (1761—1831), 456
Maximilian I., seit 1493 deutscher Kaiser (1459—1519), 59, 60
Maximilian I. Joseph, seit 1799 Kurfürst, seit 1806 König von Bayern (1756—1825), 232, 238
Maximilian II., Joseph, seit 1848 König von Bayern (1811 bis 1864), 165, 191, 192, 202
Maximilian, seit 1864 Kaiser von Mexiko (1832—1867), 490
Maxwell, James Clerk, Physiker (1831—1879), 257
May, Robert, Militärschriftsteller (1836—1870), 505
Mayer, Julius Robert von, Arzt und Physiker (1814 bis 1878), 327, 373
Mechthild von Magdeburg, Mystikerin (um 1212 bis um 1280), 38
Meier, Hermann Henrich, Großkaufmann, Gründer des Norddeutschen Lloyds (1809—1898), 382—394
Meinhard II., Graf von Görz-Tirol, seit 1286 Herzog von Kärnten (1258—1295), 32
Mengs, Anton Raphael, Maler und Kunstschriftsteller (1728 bis 1779), 104
Menzel, Adolph von, Maler und Graphiker (1815—1905), 194, 214
Merian, Matthäus, Maler und Kupferstecher (1593—1650), 69
Metternich, Klemens Wenzel Lothar, Fürst von, österreichischer Staatsmann (1773—1859), 142, 147
Metzger, Josef, österr.-ungarischer General (1870—1921), 514
Michelangelo Buonarroti, italienischer Bildhauer, Maler, Baumeister und Dichter (1475 bis 1564), 109, 464
Mikkelsen, Ejnar, dän. Polarreisender (geb. 1880), 500
Milton, John, englischer Dichter (1608—1674), 103, 111
Mörike, Eduard, Dichter (1804 bis 1875), 196, 199, 269, 327, 342, 343, 458, 459, 461
Möser, Justus, Historiker und Staatsmann (1720—1794), 306
Moller, Margarete (Meta), Schriftstellerin, seit 1754 Klopstocks Gattin (1728—1758), 112, 115
Moltke, Helmuth Graf von, preußischer Generalfeldmarschall (1800—1891), 327, 328, 437, 511
Moltke, Helmuth Graf von, Neffe des vorigen, preußischer General (1848—1916), 510, 517
Mommsen, Theodor, Historiker (1817—1903), 326 bis 337, 359, 372
Montfaucon, Bernard de, französischer klassischer Philolog (1655—1741), 106
Montaigne, Michel Eyquem de, französischer Philosoph (1533 bis 1592), 102
Moreau, Jean Victor, französischer General (1763—1813), 134
Morus, eigtl. Sir Thomas More, englischer Staatsmann und Humanist (1478—1535), 102
Mozart, Wolfgang Amadeus, eigtl. Johannes Chrysostomus Wolfgangus Theophilus, Tondichter (1756—1791), 258, 450
Muck, Karl, Dirigent (geb. 1859), 453
Müller, Johannes, Physiolog und Anatom (1801—1858), 372
Müller, Karl Otfried, klassischer Philolog und Archäolog (1797 bis 1840), 109
Mykonius (Mekum), Friedrich, Mitarbeiter Luthers (1491 bis 1546), 47
Mylius-Erichsen, Ludwig, dän. Polarfahrer (1872—1907), 500

N

Nachtigal, Gustav, Afrikareisender (1834—1885), 400, 401
Nansen, Fridtjof, norweg. Polar- und Meeresforscher (1861 bis 1930), 494, 498, 501
Napoleon Bonaparte, 1804 bis 1814/15 Kaiser der Franzosen (1769—1821), 130—133, 136 bis 140, 142, 148, 185, 193, 225, 314, 326, 328, 340, 349, 504
Napoleon III., eigtl. Charles Louis Napoleon, 1852—1870 Kaiser der Franzosen (1808 bis 1873), 317, 324, 363
Natzmer, Dubislav Gneomar von, preußischer Feldmarschall (1654—1739), 88
Natzmer, Oldwig Leopold von, preuß. General (gest. 1861), 505
Neander, August (eigtl. David Mendel), evang. Theolog (1789 bis 1850), 147
Neumann, Johann Balthasar, Baumeister (1687—1753), 83
Neumann, Karl Gottfried, Mathematiker (1832—1925), 256
Neumayer, Georg von, Geophysiker, Hydrograph und Meteorolog, 1876—1903 Direktor der von ihm eingerichteten Deutschen Seewarte in Hamburg (1826—1909), 496
Newton, Sir Isaak, englischer Physiker, Mathematiker und Astronom (1643—1727), 177 234
Niebuhr, Barthold Georg, Historiker und Staatsmann (1776 bis 1831), 328
Niedner, Christian Wilhelm, evangelischer Theolog und Kirchenhistoriker (1797—1865), 441
Nietzsche, Friedrich Wilhelm, Philosoph und Dichter (1844 bis 1900), 99, 103, 266, 349, 366, 445, 446, 449
Nikolaus III., seit 1277 Papst (gest. 1285), 35
Nikolaus von Kues, eigtl. Nikolaus Chrypffs, Philosoph und Theolog (1401—1464), 173
Nitzsch, Karl Immanuel, Theolog (1787—1868), 441
Noailles, Louis Antoine de, seit 1695 Erzbischof von Paris, seit 1700 Kardinal (1651—1729), 89
Nobile, Umberto, ital. General, unternahm mit dem Luftschiff „Norge" 1926 Polflug, 1928 ebenso mit dem Luftschiff „Italia" (geb. 1885), 493
Nordenskiöld, Nils Adolf Erik, Frhr. v., schwedischer Nordpolarforscher (1832—1901), 498
Novalis, Dichtername des Freiherrn Friedrich von Hardenberg, Dichter (1772—1801), 118—217, 145, 146, 169, 176, 269, 444

O

Oda, Tochter des Grafen Billung, Gemahlin Liudolfs von Sachsen (um 806—913), 11
Oehme, Ernst Ferdinand, Maler (1797—1855), 196
Oser, Adam Friedrich, Maler (1717—1799), 100
Ohm, Georg Simon, Physiker (1787—1854), 256
Oken, Lorenz, Naturforscher, vor allem auf dem Gebiete der vergleichenden Anatomie und Entwicklungsgeschichte (1779 bis 1851), 166, 167, 171
Opitz, Martin, Dichter (1597 bis 1639), 99
Ostade, Adriaen van, niederländischer Maler und Radierer (1610—1685), 217
Ostwald, Wilhelm, Chemiker (1853—1932), 255, 258
Otto der Erlauchte, seit 880 (866) Markgraf, später Herzog von Sachsen (gest. 912), 11
Otto I. der Große, seit 936 deutscher König, seit 962 Kaiser (912—973), 15, 22
Otto von Freising, Bischof, mittelalterlicher Geschichtsschreiber (um 1114—1158), 33
Otto IV., seit 1279 Pfalzgraf von Burgund (gest. 1303), 33
Ottokar II., seit 1253 König von Böhmen (um 1230—1278), 25, 28—33

P

Pacher, Michael, Maler und Bildschnitzer (etwa 1435 bis 1496), 59, 65
Pagenstecher, Heinrich Alexander, Zoolog (1825—1889), 262
Palladio, Andrea, italienischer Baumeister (1508—1580), 71
Parry, Sir William Edward, englischer Polarforscher (1790 bis 1855), 490
Paul, Jean, Schriftstellername von Jean Paul Friedrich Richter, Dichter (1763—1825), 201
Paulus, Heinrich Eberhard Gottlob, evangelischer Theolog (1761 bis 1851), 165
Payer, Julius von, Polarforscher (1842—1915), 489—503
Pecht, August Friedrich, Maler und Kunstschriftsteller (1814 bis 1903), 195, 196, 212, 214
Pellikan (Pellicanus), Konrad, urspr. Kürschner, Hebraist und Theolog (1478—1556), 47
Peschel, Oskar, Geograph (1826 bis 1875), 483
Pestalozzi, Johann Heinrich, Pädagog (1746—1827), 148
Peter II., seit 1263 Graf von Savoyen (gest. 1268), 28
Petermann, August, Kartograph (1822—1878), 491, 493, 499, 501
Peters, Carl, deutscher Kolonialpolitiker und Afrikareisender (1856—1918), 405
Petrini, Antonio, Baumeister (gest. 1701), 71
Pfeufer, Karl von, Mediziner (1806—1869), 374
Pfitzner, Hans, Tondichter (geb. 1869), 451
Pforr, Franz, Maler (1788 bis 1812), 219
Philipp III., der Kühne, seit 1270 König von Frankreich (1245—1285), 25
Philipp I., der Großmütige, seit 1509 (1518) Landgraf von Hessen (1504—1567), 51—53
Piloty, Karl von, Maler (1826 bis 1886), 196, 348
Planck, Max, Physiker (geb. 1858), 261
Platen-Hallermünde, August Graf von, Dichter (1796 bis 1835), 456, 462
Playfair, Lord Lyon of Saint Andrews, Chemiker (1819 bis 1898), 251
Pope, Alexander, englischer Dichter (1688—1744), 102, 103
Poussin, Nicolas, französischer Maler (1593/94—1665), 103, 305
Prandtauer, Jakob, Baumeister (1660—1726), 70—85
Preller, Friedrich, Maler (1804 bis 1878), 208, 348
Pruckendorffer, Hans, Maler (um 1470—1518), 65
Pückler-Muskau, Fürst Hermann von (1785—1871), 304—311

Q

Quandt, Johann Gottlob von, Kunstschriftsteller (1787—1859), 208, 210

R

Raabe, Wilhelm, Dichter (1831 bis 1910), 433
Rabelais, François, französischer Dichter (1494—1553), 102
Racine, Jean Baptiste, französischer Dichter (1639—1699), 102, 103
Rae, John, englischer Polarforscher (1813—1893), 490
Raff, Joachim, Tondichter (1822 bis 1882), 454
Raffael, eigtl. Raffaelo Santi, italienischer Maler (1483 bis 1520), 104, 109, 353
Rahl, Karl, Maler (1812—1865), 351, 352
Ranke, Leopold von, Historiker (1795—1886), 152, 327, 328, 330, 441—444
Rauch, Christian Daniel, Bildhauer (1777—1857), 182—194
Raumer, Karl Georg von, Geolog, Geograph und Pädagog (1783—1865), 147
Rayleigh, John William Strutt, Lord, Physiker (1842—1919), 261
Reger, Max, Tondichter (1873 bis 1916), 451
Reichenbach, Georg von, Mechaniker und Optiker (1772 bis 1826), 233
Reinick, Robert, Maler u. Dichter (1805—1852), 458, 461, 462
Rembrandt, eigtl. Rembrandt Harmensz von Rijn, niederländischer Maler, Zeichner und Radierer (1606—1669), 69, 217
Rethel, Alfred, Maler und Zeichner (1816—1859), 348
Reuß, Gräfin Erdmuth(e) Dorothea von, seit 1722 Gattin Zinzendorfs (gest. 1756), 91
Reuter, Fritz, plattdeutscher Dichter (1810—1874), 275 bis 286, 363
Rhodes, Cecil, britisch-südafrikanischer Wirtschaftler und Staatsmann (1853—1902), 402
Richard von Cornwallis, seit 1257 deutscher König (1209 bis 1272), 25
Richter, Carl August, Kupferstecher (1778—1848), 204
Richter, Adrian Ludwig, Maler und Zeichner (1803—1884), 195—211
Richthofen, Karl Freiherr von, Rechtshistoriker (1811—1888), 479
Richthofen, Ferdinand, Freiherr von, Geograph (1833—1905), 478—488
Richthofen, Oswald, Freiherr von, Staatsmann (1847 bis 1906), 479
Richthofen, Manfred, Freiherr von, Kampfflieger (1892 bis 1918), 478, 479
Riehl, Wilhelm Heinrich von, Kulturhistoriker (1823—1897), 304, 305, 306, 441, 449
Riemann, Bernhard, Mathematiker (1826—1866), 240
Rietschel, Ernst, Bildhauer (1804 bis 1861), 192
Rilke, Rainer Maria, Dichter (1875—1926), 109
Ritter Johann Wilhelm, Physiker, Naturphilosoph (1776 bis 1810), 121
Rohlfs, Gerhard, Afrikareisender (1831—1896), 481
Rokitansky, Karl, Freiherr von, Mediziner, Mitbegründer der modernen pathologischen Anatomie (1804—1878), 373
Ronsard, Pierre de, französischer Dichter (1525—1585), 102
Roscoe, Sir Henry Enfield, Chemiker (1833—1915), 254, 255
Rose, Gustav, Mineraloge (1798 bis 1873), 479
Roser, Wilhelm, Chirurg (1817 bis 1888), 373
Ross, Sir James Clark, Nord- und Südpolarforscher (1800 bis 1862), 490
Rossi, Domenico Egidio de, Baumeister (erwähnt zwischen 1683—1707), 74
Rousseau, Jean Jacques, französischer Schriftsteller (1712 bis 1778), 98, 315
Rubens, Peter Paul, niederländischer Maler (1577—1640), 351, 437
Rudolf I. von Habsburg, seit 1273 deutscher König (1218 bis 1291), 24—38
Rudolf II., seit 1282 Herzog von Österreich (1271—1290), 33, 35
Rudolphi, Karl Asmund, Physiolog, Anatom und Zoolog (1771—1832), 373
Ruhl, Johann Christian, Bildhauer und Illustrator (1764 bis 1842), 188
Rumohr, Karl Friedrich von, Kunsthistoriker (1785—1843), 387
Runge, Philipp Otto, Maler (1777—1810), 197

S

Sachs, Hans, Dichter (1494 bis 1576), 269
Sainte-Claire Deville, Henri Etienne, Chemiker (1818 bis 1881), 253
Salomo(n) III., seit 890 Bischof von Konstanz (etwa 860—919), 12
Sartorius von Waltershausen, Wolfgang, Freiherr von, Geolog (1809—1876), 251
Savigny, Friedrich Karl von, Jurist und preußischer Staatsmann (1779—1861), 328
Schack, Adolf Friedrich Graf von, Dichter und Literarhistoriker (1815—1894), 218, 355
Schadow, Johann Gottfried, Bildhauer und Zeichner (1764 bis 1850), 182—194, 212
Schadow, Friedrich Wilhelm von, Maler (1789—1862), 351
Scharnhorst, Gerhard Johann David von, preußischer General (1755—1813), 128, 134, 137, 139, 189
Scheele, Karl, schwedischer Chemiker (1742—1786), 249
Scheffel, Joseph Victor von, Dichter (1826—1886), 353
Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph von, Philosoph (1775 bis 1854), 109, 121, 152, 153 bis 166, 387, 442
Schiller, Johann Christoph Friedrich von, Dichter (1759 bis 1805), 25, 124, 155, 262, 442
Schinkel, Karl Friedrich, Baumeister und Maler (1781 bis 1841), 185, 189, 192, 193, 206
Schlaun, Johann Konrad von, Baumeister (geb. etwa 1695 bis 1773), 294
Schlegel, August Wilhelm von, Dichter, Gelehrter, Shakespeare-Übersetzer (1767—1845), 121, 124, 155, 160, 269, 442
Schlegel, Friedrich von, Philosoph und Dichter, Führer und Begründer der „Romantischen Schule" (1772—1829), 121, 124, 144, 145, 147, 155, 269, 442
Schlegel, Caroline (1796—1803), Gattin von August Wilhelm Schlegel (1763—1809), 161
Schleich, Eduard, Maler (1812 bis 1874), 214, 217, 218
Schleiden, Matthias Jakob, Mediziner, Botaniker, Anthropolog (1804—1881), 241, 369, 373
Schleiermacher, Friedrich Ernst Daniel, Theolog und Philosoph (1768—1834), 121, 143—152, 441—444, 446
Schlieffen, Alfred Graf von, preußischer Generalfeldmarschall (1833—1913), 511
Schlosser, Friedrich Christoph, Historiker (1776—1861), 446, 448
Schlüter, Andreas, Baumeister und Bildhauer (1634—1714), 182, 183, 186
Schmidt, Julian, Journalist und Literarhistoriker, von 1847 bis 1860 Mitherausgeber der „Grenzboten" (1818—1886), 359
Schnorr von Carolsfeld, Julius, Maler (1794—1872), 198, 206
Schnorr von Carolsfeld, Ludwig Ferdinand, Maler (1788 bis 1853), 198, 203
Schoenaich, Franz, Freiherr von, österr.-ungarischer General, 1906—1911 Reichskriegsminister (1844—1916), 508, 518
Schönborn, Graf Friedrich Carl, seit 1729 Bischof von Würzburg und Bamberg (1674—1746), 81, 82, 83
Schönlein, Johann Lukas, Kliniker und Arzt (1793—1864), 373
Schott, Friedrich Otto, Chemiker und Glastechniker (geb. 1851), 245, 246
Schroedter, Adolf, Maler (1805 bis 1875), 219
Schubert, Franz, Tondichter (1797—1828), 196, 199, 200, 203, 258, 450, 451, 453, 458, 460, 461, 465
Schubert, Gotthilf Heinrich von, Naturphilosoph (1780—1860), 168
Schubert, Johann David, Maler und Kupferstecher (1761 bis 1822), 198
Schücking, Levin, Schriftsteller (1814—1883), 294, 295 bis 302
Schumann, Robert, Tondichter (1810—1856), 450, 451, 458, 459, 461
Schurz, Carl, deutschamerikanischer Staatsmann (1829 bis 1906), 312—325
Schwab, Gustav, Dichter (1792 bis 1850), 384
Schwann, Theodor, Anatom und Physiologe, Begründer der Zellentheorie (1810—1882), 369
Schwarzenberg, Karl Philipp Fürst zu, österreichischer Feldmarschall (1771—1820), 142
Schwind, Moritz von, Maler und Zeichner (1804—1871), 195 bis 211, 218, 220
Sckell (Skell), Friedrich Ludwig, Baumeister und Gartengestalter (1750—1820), 309, 311
Scott, Sir Walter, schottischer Dichter (1171—1832), 358, 452
Seebeck, Moritz von, Geheimer Staatsrat und Kurator der Universität Jena (1805—1884), 241
Seidel, Ludwig Philipp von, Astronom und Mathematiker (1821—1896), 237
Shaftesbury, Anthony Ashley-Cooper, Earl of, Philosoph (1671—1713), 102, 103
Shakespeare, William, englischer Dichter (1564—1616) 115, 283, 462
Siemens, Werner von, Industrieller (1816—1892), 327
Smidt Johann, Bremer Staatsmann, Gründer Bremerhavens, seit 1821 Bürgermeister von Bremen (1773—1857), 387
Snell, Karl, Mathematiker und Physiker (1806—1886), 230
Sohn, Carl Ferdinand, Maler (1805—1867), 351
Solari, Santini, Baumeister und Bildhauer (um 1576 bis 1646), 71
Soliman II., der Große (Prächtige), seit 1520 türkischer Sultan (1495—1566), 62
Spangenberg, August Gottlieb, Bischof der Herrnhuter Brüdergemeine (1704—1792), 91
Spener, Philipp Jacob, Theolog, Pietist (1635—1705), 88
Spinoza, Benedictus de, eigentlich Bento Despiñoza, Baruch, Philosoph (1632—1677), 158
Spitzweg, Carl, Maler (1808 bis 1885), 212—220
Spranger, Eduard, Philosoph, Psychолog und Pädagog (geb. 1882), 445
Stadion, Johann Philipp Graf von, österreichischer Staatsmann (1763—1824), 137, 138
Stahl, Georg Ernst, Chemiker und Mediziner (1660—1734), 249
Stanley, Henry Morton, eigentlich John Rowlands, englischer Afrikareisender (1841—1904), 395, 481
Stefan, Joseph, Physiker (1835 bis 1893), 261
Steffens, Heinrich (Henrik), norweg. Philosoph, Naturforscher, Mitkämpfer der Freiheitsbewegung v. 1813 (1773—1845), 121, 147, 148
Stehr, Hermann, Dichter (geb. 1864), 522
Stein, Karl, Reichsfreiherr vom und zum, Staatsmann (1757 bis 1831), 148, 149, 449
Steinmar, Ritter, von Sießen, Minnesänger (gest. nach 1294), 37
Stephan, Heinrich von, Organisator der Reichspost (1831 bis 1897), 418—427

Stifter, Adalbert, Dichter und Maler (1805—1868), 327
Storm, Theodor, Dichter (1817 bis 1888), 284, 327, 328, 329, 338—346
Stosch, Albrecht von, preußischer General und Admiral, gehörte zum Kreise Kaiser Friedrichs III. (1818—1896), 363, 364
Strachwitz, Moritz, Graf von, Dichter (1822—1847), 119, 464
Strauß, David Friedr., Schriftsteller (1808—1874), 373
Strauß, Emil, Dichter (geb. 1866), 522
Sudermann, Hermann, Dichter (1857—1928), 361
Süvern, Johannes Wilhelm, Schulmann (1775—1829), 446
Sybel, Heinrich von, Historiker und Politiker (1817—1895), 327

T

Talbot, William Henry Fox, englischer Physiker (1800 bis 1877), 259
Tassaert, Jan Pieter Anton, Bildhauer (1729—1788), 183, 184
Tegethoff, Wilhelm von, österreichischer Admiral (1827 bis 1871), 490
Teniers, David d. J., niederländischer Maler (1610—1690), 217
Thankmar, Graf, Sohn Heinrichs I. und Hatheburgs (gest. 938), 14
Thoma, Hans, Maler und Zeichner (1839—1924), 220
Thomson, Sir William, Lord Kelvin of Largis, englischer Physiker (1824—1907), 253
Thorvaldsen, Bertel, dänischer Bildhauer (1768—1844), 189
Thugut, Franz de Paula, Freiherr von (1774), österreichischer Staatsmann (1736—1818) 130, 132, 133
Tieck, Ludwig, Dichter, vielseitigstes Talent der Romantischen Schule, Dramaturg (1773 bis 1853), 121, 124, 127, 269, 341
Tiessen, Ernst, Geograph (geb. 1871), 485
Tisza, Stephan, seit 1897 Graf, 1903—1905 und 1913—1917 ungarischer Ministerpräsident (1861—1918), 507, 515, 518, 519
Tizian, eigentlich Tiziano Vecellio, italienischer Maler (1476 oder 1477—1556), 353
Tönnies, Ferdinand, Soziolog und Philosoph (geb. 1855), 449
Toggenburg, Diethelm II. Graf von (gest. vor 1247), 27
Tolstoi, Leo Nikolajewitsch Graf, russischer Dichter (1828—1910), 228
Treitschke, Heinrich von, Historiker (1834—1896), 148, 336, 359, 360, 363, 440, 443, 446
Trendelenburg, Friedrich Adolf, Philosoph (1802—1872), 441, 442
Trippel, Alexander, Bildhauer (1744—1793), 183, 192
Twesten, August, evangelischer Theolog (1789—1876), 441
Tyndall, John, irischer Physiker (1820—1893), 252

U

Uhland, Ludwig, Dichter (1787 bis 1862), 265—274, 408
Ulrich, 1503—1519 und seit 1534 Herzog von Württemberg (1487 bis 1550), 51
Urban IV., seit 1261 Papst (gest. 1264), 25
Usener, Hermann, klassischer Philolog (1834—1905), 441
Utzschneider, Joseph von, Techniker (1763—1840), 232, 234 bis 236, 240

V

Veit, Philipp, Maler (1793 bis 1877), 212
Verdy du Vernois, Julius von, preußischer General (1832 bis 1910), 505
Vermeer van Delft, Jan, niederländischer Maler (1632 bis 1675), 220
Virchow, Rudolf, Patholog (1821—1902), 167, 368—375, 377
Vischer, Friedrich Theodor, Ästhetiker (1807—1887), 265, 270, 274
Voltaire, eigentlich François Marie Arouet, französischer Philosoph, Historiker, Dichter (1694—1778), 101, 315

W

Wagner, Alexander (Sándor) von, ungarischer Maler (1838 bis 1919), 502
Wagner, Hermann, Geograph (1840—1929), 487
Wagner, Richard, Tondichter (1813—1883), 117, 166, 196, 199, 271, 327, 328, 451, 454, 456, 457, 462, 463
Waitz, Georg, Historiker (1813 bis 1886), 327
Waldersee, Alfred, Graf von, preußischer Generalfeldmarschall (1832—1904), 505
Weber, Wilhelm Eduard, Physiker (1804—1891), 240, 257
Wegener, Alfred, Geophysiker (1880—1930), 498, 500
Weiß, Christian Samuel, Mineralog (1780—1856), 167
Welcker, Friedrich Gottlieb, klassischer Philolog u. Archäolog (1784—1868), 109
Wenzel I., der Heilige, seit 921 Herzog von Böhmen (etwa 910 bis 929 oder 935), 20
Wenzel II., seit 1278, 1283 König von Böhmen, seit 1300 König von Polen (1271 bis 1305), 32
Werner, Abraham Gottlob, Mineralog und Geolog (1750 bis 1817), 172—181
Werner I., seit 1001 Bischof von Straßburg (gest. 1028), 26
Werner von Epp(en)stein, seit 1259 Erzbischof von Mainz (gest. 1284), 28
Wette (De Wette), Wilhelm Martin Leberecht de, evangelischer Theolog (1780—1849), 150
Weyprecht, Carl von, Polarforscher (1838—1881), 489 bis 503
Wheatstone, Sir Charles, Physiker (1802—1875), 259
Whitney, Josias Dwight, Geolog (1819—1896), 481
Widukind, Sachsenführer im Kampf gegen Karl den Großen (gest. um 810), 11, 14
Widukind, Mönch in Korvey, schrieb seine Sachsengeschichte 967/68, 13, 14, 18, 21, 110
Wilczek, Johann Nepomuk, Graf von, Förderer der Polarforschung (1837—1922), 492, 496, 497
Wilhelm IV., seit 1508 Herzog von Bayern (1493—1550), 63
Wilhelm von Holland, seit 1247 deutscher König (1227—1256), 24
Wilhelm I., seit 1858/61 König von Preußen, seit 1871 Deutscher Kaiser (1797—1888), 364
Wilhelm II., 1888—1918 König von Preußen und Deutscher Kaiser (geb. 1859), 486, 508, 510
Winckelmann, Johann Joachim, Archäolog (1717—1768), 85, 98—109, 189, 197, 347, 443
Windelband, Wilhelm, Philosoph (1848—1915), 177
Wien, Wilhelm, Physiker (1864 bis 1928), 261
Wissmann, Hermann von, Forschungsreisender (1853—1905), 481

Wöhler, Friedrich, Chemiker (1800—1882), 249
Wolf, Friedrich August, klassischer Philolog (1759—1824), 109, 144
Wolf, Hugo, Tondichter (1860 bis 1903), 450—465
Wolff, Christian, Freiherr von, Philosoph (1679—1754), 100
Wüllerstorf-Urbair, Bernhard, Freiherr von, Seemann, 1865 bis 1867 österreichisch-ungarischer Handelsminister (1816 bis 1883), 496
Wunderlich, Karl Reinhold August, Kliniker (1815—1877), 373
Wurmser, Dagobert Siegmund, Graf von, österreichischer Feldmarschall (1724—1797), 130, 132

Y

York von Wartenburg, Paul, Graf, Philosoph (1835—1897), 448
Young, Thomas, englischer Naturwissenschaftler (1773 bis 1829), 239

Z

Zedlitz, Karl Abraham Freiherr von, preußischer Minister (1731 bis 1793), 175
Zeiß, Carl, Optiker und Feinmechaniker, Industrieller (1816 bis 1888), 232—247
Zeller, Eduard, Geschichtsphilosoph und Theolog (1814 bis 1908), 327
Zeppelin, Graf Ferdinand von, Erfinder des Starrluftschiffes (1838—1917), 425
Ziegler, Jakob, Astronom und Geograph (um 1470—1549), 68
Zieten, Hans Joachim von, preußischer Generalfeldmarschall (1699—1786), 186
Zingg, Adrian, Kupferstecher (1734—1816), 205
Zinzendorf, Nikolaus Ludwig Graf von, Stifter der Brüdergemeine (1700—1760), 86 bis 97
Zoëga, Georg, deutsch-dänischer Archäolog (1755—1809), 109
Zola, Emile, franz. Schriftsteller (1840—1902), 229
Zuccalli (Zugalli), Enrico, Baumeister (um 1643—1724), 74
Zwingli, Huldreich (Ulrich), Reformator (1484—1531), 39—54

Quellenverzeichnis der Abbildungen

Bassermannsche Verlagsbuchhandlung, München (aus „Wilhelm-Busch-Album", Humoristischer Hausschatz) S. 435 • Becker, Gerda, Berlin S. 23, 27, 89, 93, 149, 234, 271, 277, 295, 321, 359, 389, 397, 411, 469, 471, 499 • Bissinger, Ed., Erfurt Taf. S. 16 • Erfurth, Hugo, Dresden Taf. S. 513 • Förster, Ernst, Wien Taf. S. 512 • Gericke, Paul, Berlin Taf. S. 472 Dr. Handke, Berlin Tafel S. 96, 176, 200b, c, 240 links, 241 rechts, 321, 344, 361 Text S. 175, 267 • Hege, Walter, Naumburg Taf. S. 32 • Österreichische Lichtbildstelle, Wien Taf. S. 473 • Reiffenstein, Bruno, Wien Taf. S. 73, 80a, b, c • Staatl. Bildstelle, Berlin Taf. S. 17, 97, 192a, c, 193 • Dr. Stoedtner, Berlin Taf. S. 72 • Zeißwerke, Jena Taf. S. 240 rechts • Alles Übrige Archiv des Propyläen-Verlags

Inhalt der übrigen Bände

Erster Band

Arminius von Hermann Aubin · Theoderich von Hermann Aubin · Karl der Große von Martin Lintzel · Otto der Große von Gerd Tellenbach · Heinrich IV. von Karl Hampe · Friedrich Barbaroſſa und Heinrich der Löwe von Hans Haimar Jacobs Friedrich II. von Herbert Grundmann · Hermann von Salza von Jürgen Uhde · Eike von Repgow von Walther Merk · Der Dichter des Nibelungenliedes von Friedrich Ranke · Wolfram von Eſchenbach von Wolfgang Goetz · Walther von der Vogelweide von Hans Naumann · Die Meiſter von Straßburg, Bamberg und Naumburg von Werner Hager · Albertus Magnus von Joſeph Bernhart · Meiſter Eckhart von Herbert Grundmann · Nikolaus von Kues von Ernſt Hoffmann · Heinrich von Plauen von Karl Hampe · Gutenberg von Alois Ruppel · Michael Pacher von Hans Karlinger Bernt Notke von Carl Georg Heiſe · Veit Stoß von Hubert Schrade · Tilman Riemenſchneider von Hubert Schrade · Peter Viſcher von Hans Karlinger · Albrecht Dürer von Emil Waldmann · Matthias Grünewald von Willy Kurth · Jakob Fugger von Jakob Strieder · Martin Luther von Friedrich Gogarten · Philipp Melanchthon von Walther Köhler · Ulrich von Hutten von Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode · Lukas Cranach von Otto Fiſcher · Hans Sachs von Rudolf Mirbt · Hans Holbein von Ulrich Chriſtoffel · Nikolaus Kopernikus von Robert Henſeling · Paracelſus von Paul Diepgen · Johannes Kepler von Ernſt Zinner · Jakob Böhme von Heinrich Bornkamm Wallenſtein von Wilhelm Woſtry · Grimmelshauſen von Julius Peterſen · Otto von Guericke von Hans Schimank · Paul Gerhardt von Karl Auguſt Meißinger · Heinrich Schütz von Friedrich Blume

Zweiter Band

Der Große Kurfürſt von Paul Wentzcke · Andreas Schlüter von Moeller van den Bruck · Gottfried Wilhelm Leibniz von Hans Pichler · Prinz Eugen von Savoyen von Reinhold Lorenz · Johann Balthaſar Neumann von Adolf Feulner · Georg Friedrich

Händel von Herman Roth · Johann Sebastian Bach von Heinrich Besseler · Friedrich Wilhelm I. von Hans Roeseler · Friedrich der Große von Willy Andreas · Maria Theresia von Willy Andreas · Joseph II. von Heinrich Kretschmayr · Lessing von Karl Holl Immanuel Kant von Carl August Meißinger · Gluck von Richard Benz · Haydn von Ernst Bücken · Mozart von Richard Benz · Justus Möser von Werner Pleister · Johann Georg Hamann von Rudolf Unger · Herder von Josef Nadler · Johann Heinrich Pestalozzi von Aloys Fischer · Goethe von Wilhelm von Scholz · Schiller von Franz Schultz · Friedrich Hölderlin von Paul Wiegler · Jean Paul von Fritz Klatt · J. P. Hebel von Hermann Eris Busse · Beethoven von Alfred Burgartz · Schubert von Richard Benz Fichte von Wilhelm Stapel · Wilhelm von Humboldt von Werner Schultz · Karl Freiherr vom Stein von Hermann Ullmann · Königin Luise von Karl Griewank · Heinrich von Kleist von Josef Nadler · Ernst Moritz Arndt von Hans Kern · Jahn von Konrad Dürre · Scharnhorst von Friedrich von Rabenau · Yorck von Jürgen Uhde · Blücher von Karl Pagel · Gneisenau von Hermann Gackenholz · Hermann von Boyen von Hermann Foertsch · Carl von Clausewitz von Paul Schmitthenner

Dritter Band

Metternich von Martin Spahn · Hardenberg von Karl Griewank · von der Marwitz von Hans Haimar Jacobs · Görres von Hans Kern · Eichendorff von Wilhelm von Scholz E. T. A. Hoffmann von C. G. von Maaßen · Ph. O. Runge u. C. D. Friedrich von Hubert Schrade · Schinkel von August Grisebach · Hegel von Friedrich Brunstäd · Alexander von Humboldt von Theodor Bohner · Wilhelm und Jacob Grimm von Will-Erich Peuckert Leopold von Ranke von Hermann Oncken · Friedrich List von Theodor Heuß · Schopenhauer von Heinrich Zimmer · Thaer von Kurt Ritter · Gauß und Weber von Hans Schimank C. M. von Weber von Herbert Gerigk · Schumann von Hans Teßmer · Grillparzer von Wilhelm von Scholz · Mörike von Wilhelm Michel · Stifter von Max Mell · Radowitz von Wolfgang Windelband · Kaiser Wilhelm I. von Karl Pagel · Bismarck von Arnold Oskar Meyer · Moltke von Karl Jost · Roon von Erich Marcks · Menzel von Hans Mackowsky Hebbel von Wilhelm von Scholz · Richard Wagner von Karl Richard Ganzer · Liebig und Wöhler von Rudolf Winderlich · Mendel von Konrad Dürre · Helmholtz von Paul Karlson Krupp von Jakob Strieder · Werner von Siemens von Conrad Mattschoß · Gottfried Keller von Jakob Schaffner · Conrad Ferdinand Meyer von Max Krell · Böcklin von Carl Georg Heise · Jakob Burckhardt von Erich Rothacker · Treitschke von Julius Heyderhoff

Vierter Band

W. H. Riehl von Friedrich Metz · Lagarde von Mario Krammer · Nietzsche von Hans Freyer Brehm von Paul Eipper · Schliemann von Carl Schuchhardt · Raabe von Hermann Pongs Fontane von Mario Krammer · Bruckner von Walter Wiora · Brahms von H. H. Stuckenschmidt · Bodelschwingh von Georg Merz · Stöcker von Siegfried A. Kaehler · Ratzel von Karl Haushofer · Adolph Woermann von Theodor Bohner · Carl Peters von Paul Baecker Daimler und Benz von Friedrich Haßler · Zeppelin von Leonhard Adelt · Lilienthal von Paul Karlson · Schweinfurth von Richard Huelsenbeck · Hagenbeck von August Heinrich Kober · Robert Koch von Hellmuth Unger · Schleich von Wilhelm Conrad Gomoll · Leibl von Emil Waldmann · Thoma von Hermann Eris Busse · Lichtwark von Gustav Pauli Liliencron, Dehmel, Dauthendey von Walter von Molo · Reger von Hermann Unger Corinth von Bruno E. Werner · Osthaus von Ernst Lorenzen · Rilke von Franz Schultz Stefan George von Franz Schultz · Oskar von Miller von Richard Woldt · Duisberg von Albrecht Weiß · Schlieffen von Friedrich von Cochenhausen · Tirpitz von Adolf von Trotha Scheer von Adolf von Trotha · Richthofen von Volko Freiherr von Richthofen · Helfferich von Otto Hoetzsch · Moeller van den Bruck von Paul Fechter · Schlageter von Paul Wentzcke · Horst Wessel von Wilfrid Bade · Hindenburg von Ernst von Eisenhart-Rothe

Dem vierten Bande ist ein
ausführliches alphabetisches Verzeichnis (mit biographischen
Angaben) aller in den vier Bänden behandelten und erwähnten
Personen beigegeben

Die Großen Deutschen im Bild

Herausgegeben von

Alfred Hentzen und Niels v. Holst

Die Staatlichen Museen und die Nationalgalerie veranstalteten aus Anlaß der Olympischen Spiele im ehemaligen Kronprinzenpalais eine Ausstellung: „Die Großen Deutschen" im Bild. Diese Ausstellung hatte einen ungeheuren Erfolg. Man bedauerte allgemein, daß die Ausstellung nicht als „Bildnisgalerie der Großen Deutschen" eine bleibende Einrichtung der Reichshauptstadt wurde. Diese bleibende Galerie muß nun bis zur Erfüllung des Wunsches der Band „Die Großen Deutschen im Bild" ersetzen. Er ist von Alfred Hentzen und Niels von Holst so vorbildlich zusammengestellt worden und im Propyläen-Verlag, Berlin, als stattlicher Ergänzungsband zu der Neuen Deutschen Biographie „Die Großen Deutschen" erschienen. Er enthält 460 Abbildungen, 460 Köpfe von bedeutenden deutschen Menschen. Die volkliche Einheit in der Vielfalt der Einzelpersönlichkeiten ist die Stärke des Buches. Hier ersteht uns das ewige Gesicht unseres Volkes und zugleich das geprägte Gesicht unserer besten Kraft. Hier ist die tausendjährige Geschichte unseres Volkes lebendige Gegenwart in den harten Köpfen der Staatsmänner und Feldherren, in den tiefen Augen der Dichter und Künstler und in den steilen Stirnen der Denker und Erfinder. Welche Fülle von Tatkraft und Schöpferkraft! Hier haben deutsche Künstler ihre großen Zeitgenossen im Bildnis festgehalten zum Ruhm des ganzen Volkes, das so viel Schöpferkraft hervorbrachte. Wo man dieses Buch auch aufschlägt, immer packt der Ausdruck eines eigenwilligen bedeutsamen Kopfes, der zugleich ein Ausdruck der Grundnatur unseres Volkes ist. So erschließt uns dieses Buch nicht nur den Reichtum unseres Volkes an schöpferischen Einzelkräften, sondern auch an geschichtlicher Gesamtkraft und macht uns stolz und ehrfürchtig und läßt uns hoffen, daß seine Kraft auch weiter in großen Persönlichkeiten lebendig bleibt.

Dr. Wilhelm Westecker in der Berliner Börsen-Zeitung

*

In Ganzleinen 10 Mark
Dieser Band erschien in der gleichen Ausstattung
wie die Neue Deutsche Biographie „Die Großen Deutschen"

Im Propyläen-Verlag · Berlin

Gedruckt
im Ullsteinhaus,
Berlin